Moderne Kunst
in
Meister-Holzschnitten.

LEO KRAUSE & EWERLIEN
Papier
Gross-Handlung
KÖNIGSBERG PR.
Post-Str. 6
Fleischbänken Str. 12-13.

MODERNE KUNST

IN

MEISTER-HOLZSCHNITTEN

NACH GEMÄLDEN UND SCULPTUREN

BERÜHMTER MEISTER DER GEGENWART.

XI. BAND

BERLIN W.

VERLAG VON RICH. BONG.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

INHALTS-VERZEICHNISS

VON

MODERNE KUNST IN MEISTER-HOLZSCHNITTEN

BAND XI

(LIEFERUNG I—XIV.)

I.

Kunstblätter in Meisterholzschnitten.

Lieferung I.

Blaas, E. von, Der Zwist.
Eichstaedt, R., Viktoria.
Kröner, Chr., Herbstmorgen.
Rocholl, Th., Siegesfreude.
Stachiewicz, P., Die erste Aussaat.
Straeten, G. van der, Mutterliebe.

Lieferung II.

Blaas, Jul. von, Antlass-Ritt in Tirol.
Maignan, A., Die Geburt der Perle.
Moody, W., Streit um die Zeitung.
Nys, C., Schlimme Neuigkeit.
Schwarz, Alfred, Die Geschwister.
Strobl, A., Justitia.

Lieferung III.

Barison, G., Nach dem Streit.
Couturier, L., Verlassen.
Mály, A. von, Die Erstürmung des Friedhofes von Aspern.
Salinas, J., Heimkehr der Winzerinnen.
Sichel, N., Miss Fay.
Sichelkow, W., In der Rosenzeit.

Lieferung IV.

Apol, L., Am Waldesrande im Winter.
Barthel, Paul, Madonna.
Massani, P., Grosstantchens Verehrer.
Räuber, W., Genovefa.
Sparre, C. Junge Christin
Thumann, P., Fides.

Lieferung V.

Andersen-Lundby, A., Der Wald im Weihnachtsschmuck.
Axentowich, Th., Mazurek.
Bokelmann, L., Die Abgebrannten.
Kaulbach, Herm., Maria auf der Flucht.
Mosler, H., Ein Hochzeitsfest in der Bretagne.
Tyszkiewicz, Graf, Berenice.

Lieferung VI.

Cabanel, A., Thamar.
Parladé, A., Das Ende des Torero.
Patry, C., Maassliebchen.
Sanctis, G. de, Donna Olimpia Panfilis Rache.
Skipworth, Markham, Duftender Flieder.
Zmurki, Fr., Abendgebet.

Lieferung VII.

Barreau, L., Don Quixote.
Chelminski, J. von, Napoleons Rückzug aus Russland.
Marr, Carl, Ahasver.
Ring, Max, Zwielicht.
Temple, H., Der Bericht des Distanzreiters.
Vogler, H., Interessante Lectüre.

Lieferung VIII.

Herbo, L., Reife Früchte.
Delacroix, E., Der Kampf um's Dasein.
Giannetti, R., Pompejanerin im Boudoir.
Kossak, A. v., Verbrennung französischer Fahnen auf dem Rückzuge aus Russland 1812.
Palmaroli, V., Ein Opfer der Minerva.
Wieland, H. B., Feldhauptmann Tod.

Lieferung IX.

Blaas, E. v., Gedankenvoll.
Langhammer, A., Der Schweinehirt.
Lingner, O., Frühlings Einzug.
Metzmacher, E., Ueberrascht.
Spiridon, J., Unter Amors Führung.
Zimmermann, C., Gut getroffen.

Lieferung X.

Danger, H., Die Uebertretung von Christi Gebot
Kaufmann, A., Frühling im Walde
Lafon, Fr., Niedermetzelung des Rufinus und seiner Familie.
Montzaigle, E. de, Eine Tour Boston.
Müller, L. C., Arabische Sängerin.
Pradilla, F. de, Grosse Messe vor der Wallfahrtscapelle in Guia.

Lieferung XI.

Ajdukiewicz, T., Ein Ueberfall in der Steppe.
Hartmann, K., Faust in der Walpurgisnacht.
Lefler, H., Rafael und die Fornarina.
Miralles, F., Im wunderschönen Monat Mai.
Richter, A., Mitten durch's Herz geschossen.
Seifert, A., Hypatia.

Lieferung XII.

Canto, Cabrera, Die Schiffbrüchigen.
Costa, G., Eine Haremsschönheit.
Eichstaedt, R., Die Feinde kommen.
Falat, J., Uebergang der französischen Armee über die Beresina.
Kamienski, A., Auf dem Friedhof.
Repin, J., Rückkehr aus der Verbannung.

Lieferung XIII.

Achenbach, A., Bei Sturm einfahrender Dampfer.
Bredt, M., Siesta im Haremshofe.
Carpentier, G., Aus dem Aufstand der Vendée 1793.
Fontana, R., Aesop trägt seine Fabeln vor.
Moody, F., Hektors erstes Abenteuer.
Neal, D., Im stillen Gebet.

Lieferung XIV.

Garcia y Ramos, J., Ein lauschiger Winkel in Sevilla.
Kaufmann, A., Idylle im Hochsommer.
Kuechler, C. H., Im Spielsaal zu Ostende.
Mücke, K. und L. Fay, Heimritt.
Ritzberger, A., Der Liebe Seligkeit.
Roussin, G., Hamlet und Laertes an der Bahre der Ophelia.

II.

Extra-Kunstbeilagen.

Blaas, E. von, Ersehntes Glück. (Aquarell-Facsimile.)
Horn, G., Schlaft wohl! (Aquarell-Facsimile.)
Jrolli, V., Eingefangen. (Aquarell-Facsimile.)
Piglhein, B., Der Liebling. (Aquarell-Facs.)
Wunsch, M., Adam und Eva. (Aquar.-Facs.)

III.

Kunstblätter im Text.

Seite

Adam, J., Nesthäkchen 24
Åkermark, A., Ein Liebesdienst (Aquarell-Facsimile) 116
Bacharach-Barée, E., Farbenreigen (Aquarell-Facsimile) 76
Barbudo, J., Abendfrieden (Aquarell-Facsimile) 154
Becker, C., König Wilhelm mit seinem Stabe bei Gravelotte (Aquarell-Facsimile) 89
Bombach, W., Nordische Felsenküste bei Sonnenuntergang (Aquarell-Facsimile) 10
Douzette, L., Mondnacht am Weiher (Aquarell-Facsimile) 140
Engelhart, Jos., Majolika-Entwürfe (Aquarell-Facsimile) 6. 7
Friese, Rich., Elchjagd im Winter . . . 70
Gehrke, F., Der Goldonkel (Aquarell-Facsimile) 41
Herrmann, C., Weihnachtsäpfel (Aquarell-Facsimile) 44
Heuer, Marie, Bildniss der Königin Luise (Aquarell-Facsimile) 13
Hey, P., Ankunft eines Passagierdampfers in Alexandrien (Aquarell-Facsimile) . 142
Koppay, J., Heimkehr vom Faschingsball (Aquarell-Facsimile) 73
Kuechler, C. H., Vor dem Curhause in Ostende (Aquarell-Facsimile) . . . 106
Manzel, Ludw., Monumental-Brunnen für Stettin 21
Müller-Kurzwelly, K., Buchenwald (Aquarell-Facsimile) 35
Rejchan, St., Beim Cotillon (Aquarell-Facsimile) 78
Sturtevant, E. N., Sei artig (Aquarell-Facsimile) 1
— — Ein Sohn der Berge (Aquarell-Facsimile) 113
Thiel, Ewald, Das letzte Streichholz (Aquarell-Facsimile) 4
— — Drahtseilkünstlerin (Aquarell-Facsimile) 18
Volkmer, Hans, Bankerott 5
Warthmüller, R., Frühlingsblumen (Aquarell-Facsimile) 101
Werner, A. v., Deutschlands Einigung . 85
Zimmer, E., Schleichpatrouille vor Paris 54

IV.

Text-Illustrationen.

Freudemann, V., Bäumchen mit goldenen Blättern (Aquarell-Facsimile) . . . 47
Gehrke, F., Die Ertheilung des Ritterschlages in der Schlaraffia (Aquarell-Facsimile) 66
Gibson, C. D., Wer bezahlt das Diner? 26
Heydenhauss, H., Wiener Typen . . . 187
Hellmer, E., Die Macht zu Lande. Marmorgruppe am neuen Flügel der Wiener Hofburg 157
Hirschl, Ad., Der Winter 45
— — Frühling 125
Hohenlohe-Schillingsfürst und Gemahlin, Reichskanzler 83
Huyot, C., Die Weihnachtstorte 48
Klamroth, A., Graziella 75
Koch, H., Die Liebe, nur die Lieb' ist Leben 149
Kroyer, P. S., Comitésitzung französischer Künstler 152
Lingner, O., Ein süsses Geheimniss . . 109
Marcus, O., Die Kaiserin von Byzanz (Aquarell-Facsimile) 25
— — Seerosen 100
— — Blühender Mohn (Aquarell-Facsimile) 128
Marold, L., Im Frühling 97
Pape, W., Das Costümfest im Kgl. Schloss zu Berlin am 27. Februar 1897 . . 118
Richter, Gust., Friedrich Haase als Siebzehnjähriger 51
Rickelt, Carl, Hoch zu Ross 139
Rudolphy, H., Das Kgl. Schloss in der Beleuchtung am Abend des 22. März 1897 123
Scholz, R., Heimkehr von den Bergen . 151
Schwarz, A., Geh. Med.-Rath Dr. Koch . 145
Sturtevant, E., Beim Christbaum (Aquarell-Facsimile) 37
— — In der Kirche 39
— — Am Christabend. Gang zur Kirche (Aquarell-Facsimile) 38
Thiel, E., Mann über Bord (Aquarell-Facsimile) 92
— — Réunion im Cursaal und unter den Bäumen in Bad Driburg (Aquarell-Facsimile) 131
Tyszkiewicz, Graf, Judith 57
— — Odaliske 63
Vogel, H., Mai-Messe in St. Gudule in Brüssel 99
Wilson, J., Interessante Neuigkeiten . . 115
Wodzinski, J. v., Im Circus 81
Ziesler, M., Die Germania-Gruppe aus dem Bürgerfestzuge zur Hundertjahrfeier vom 23. März 1897 122

V.

Romane, Novellen, Skizzen.

Brandenfels, Hanna, Die letzte Réunion. Skizze 22
Dincklage, F. Frhr. v., Momentbilder aus der Marine (mit Illustrationen von Ewald Thiel) 2. 14. 31. 93. 102
Görlitz, Olga, Ninon oder Ninette? . . 146
Perfall, A. Frhr. v., Faiful. Novelle 5. 16 33. 56. 64. 75. 94. 117. 133. 137. 153
Romocki, L. v., Der wächserne Gemahl 104
Schumacher, H. V., Unser Weihnachtsbaum 42

VI.

Feuilleton.

Seite

Aus dem Leben Kaiser Wilhelms des Grossen (mit Illustrationen von C. Becker) . 90
Bade, Dr. E., Die Uhr in Feld und Wald 112
Bredenbrücker, R., Weihnachten in Tirol (mit Illustrationen von E. Sturtevant) 38
Buss, G., Vor dem Curhause in Ostende 98
— — Hinter den Coulissen eines Riesentheaters (mit Originalzeichnungen von O. Marcus) 28
Carneval, Vom Cölner (mit Illustrationen) 74
Costümfest beim deutschen Kaiserpaar, Das 114
Dincklage, F. Frhr. von, Kaiser Wilhelm der Grosse als Soldat 88
Epstein, Dr. S. S., Die Sprache der Hand 141
Haase, Friedr., Was ich erlebte 1846—1896 (mit Illustrationen von F. Stahl) . . 51 68. 82. 121. 158
Hanstein, A. v., Schlaraffia (m. Illustrationen von F. Gehrke) 61
— — Eine Wanderung durch die Insel Rügen (mit Illustrationen) 149
Holzbock, Alfr., Vom Ischler Hoflager . 34
— — Die Kaiser-Festspiele in Wiesbaden (mit Illustrationen und 14 Portraits) 125
Khedive, Aus der Residenz des 109
Kraemer, H., Wilhelm der Grosse. Ein Gedenkblatt zu seinem 100. Geburtstage (mit Portraits) 86
Stein, Friedrich, Intimes von der Kgl. Hochschule für Musik zu Berlin (mit Illustrationen von Ewald Thiel) . . . 9
Vollmar, H., Bad Driburg in Westfalen mit Illustrationen von E. Thiel) . . 130

VII.

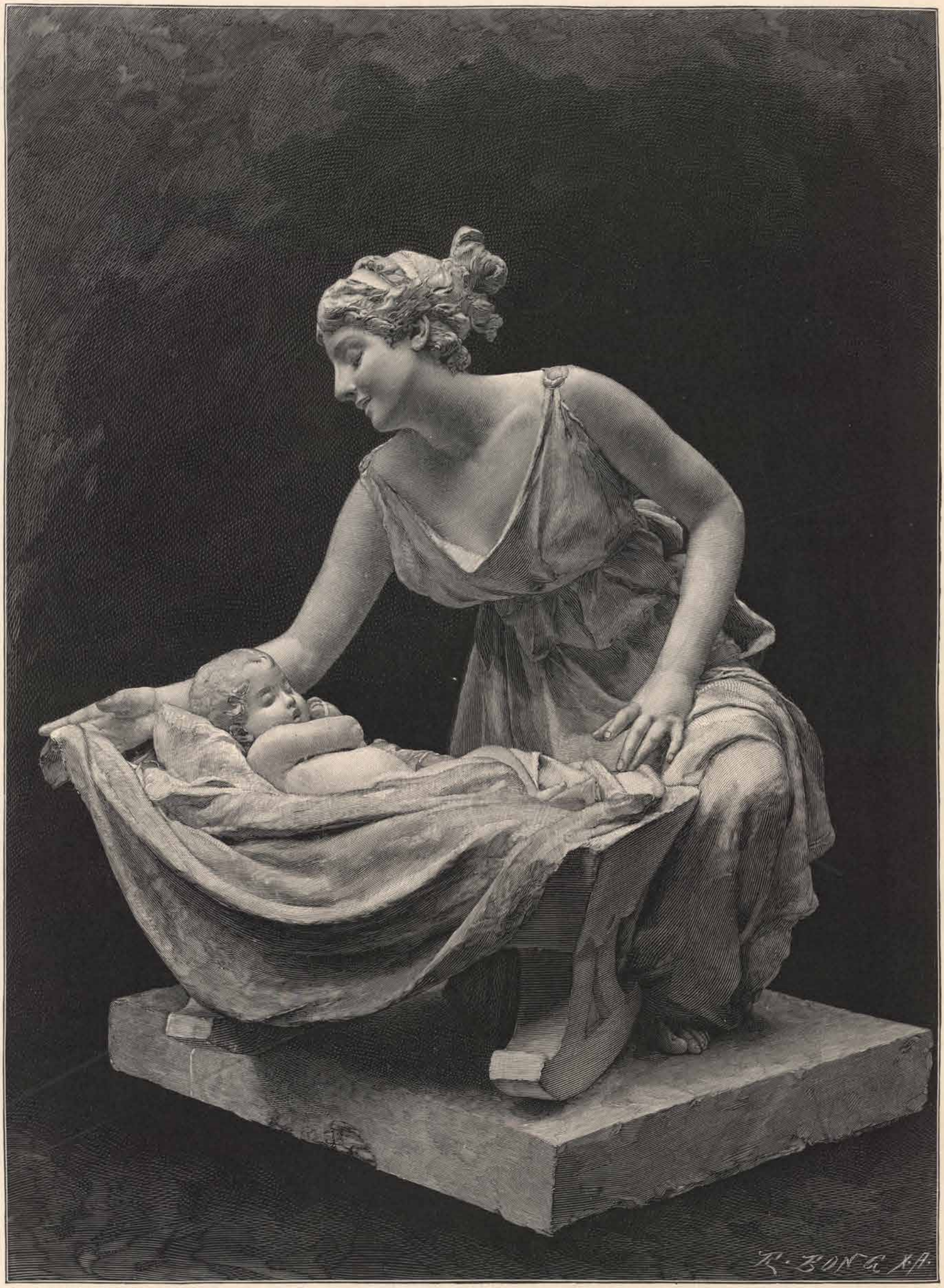
Gedichte.

Bäcker, Heinr., Maimesse 99
Busse, C., In der Christnacht 40
Hanstein, Adalbert von, Deutschlands Einigung 85
Schumacher, H. V., Weihnachtstraum . 43
— — Farbenreigen (zur gleichnamigen Illustration) 76
Stern, M. v., Abend im Walde 156
Stolzenberg, H. von, Im Frühling . . . 97
Wolzogen, E. v., Welträthsel (mit Vignette von J. B. Engel) 49

VIII.

Musik.

Schumacher, H. V., Japanisches Liebeslied (mit Vignette von Fr. Stahl) . . 59
Faltis, V. Fr., Arabisches Lied (mit Randzeichnung von F. Stahl) 110



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

I.

G. van der Straeten: Mutterliebe.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

Photographie-Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

II.

C. Becker: Fürst Bismarck dictirt seine Memoiren.

Verlag von Rich Bong in Berlin W. 57.

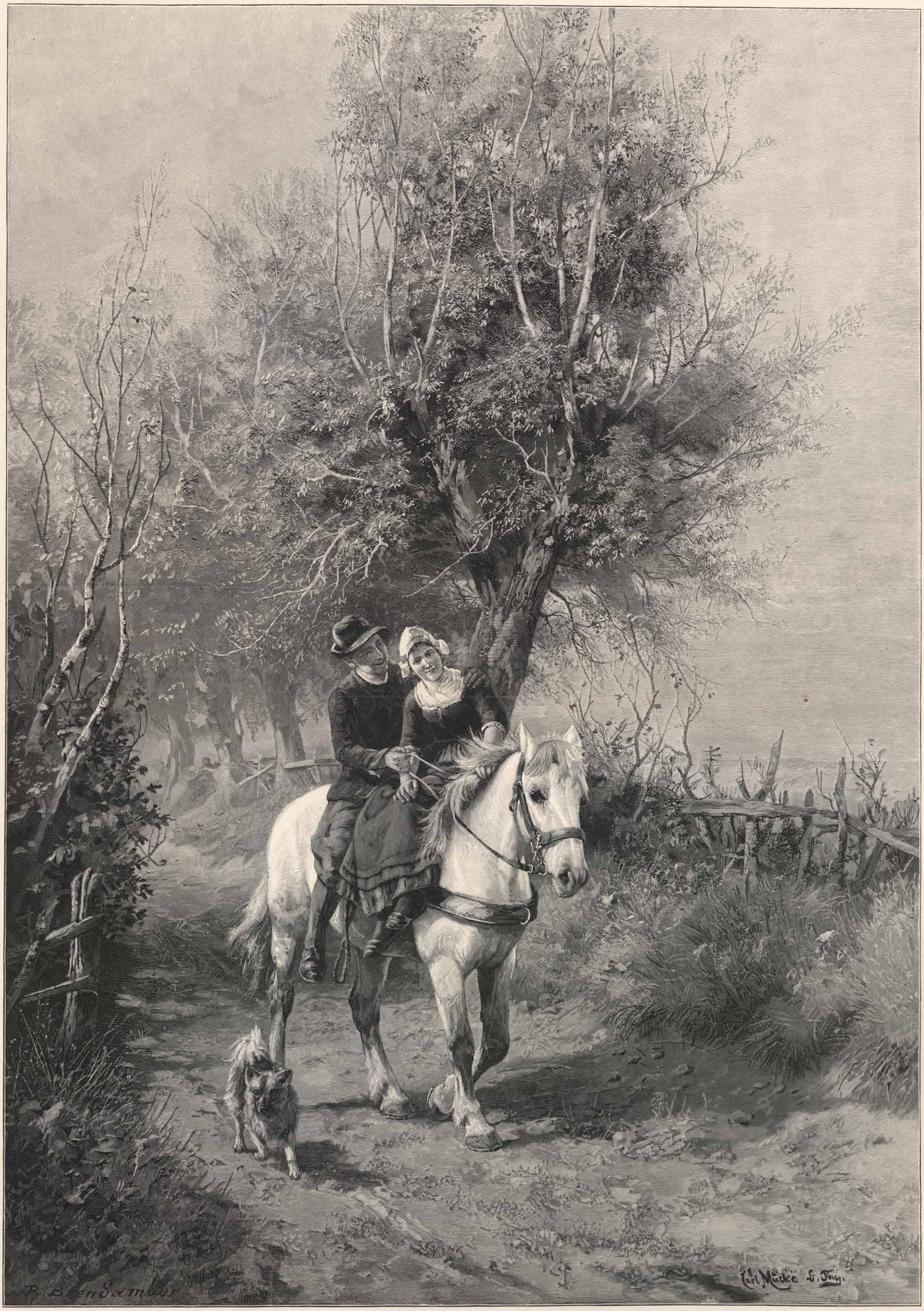


Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

III.

P. Stachiewicz: Die erste Aussaat.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

LXXVII.

K. Mücke und L. Fay: Heimritt.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

VI.

Th. Rocholl: Siegesfreude.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

Photographie-Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

VII.

Alfred Schwarz: Die Geschwister.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

LXXX.

C. H. Kuechler: Im Spielsaal zu Ostende.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

IX.

Alajos Strobl: Justitia.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl, Kunstverlag A. G. München.

X.

C. Nys: Schlimme Neuigkeit.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vorm. F. Bruckmann in München.

LXXVII.

E. Carpentier: Aus dem Aufstand der Vendée 1793.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

XII.

W. Moody: Streit um die Zeitung.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

XVI.

Wladi Sichelkow: In der Rosenzeit.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

LXXI.

R. Eichstaedt: Die Feinde kommen!

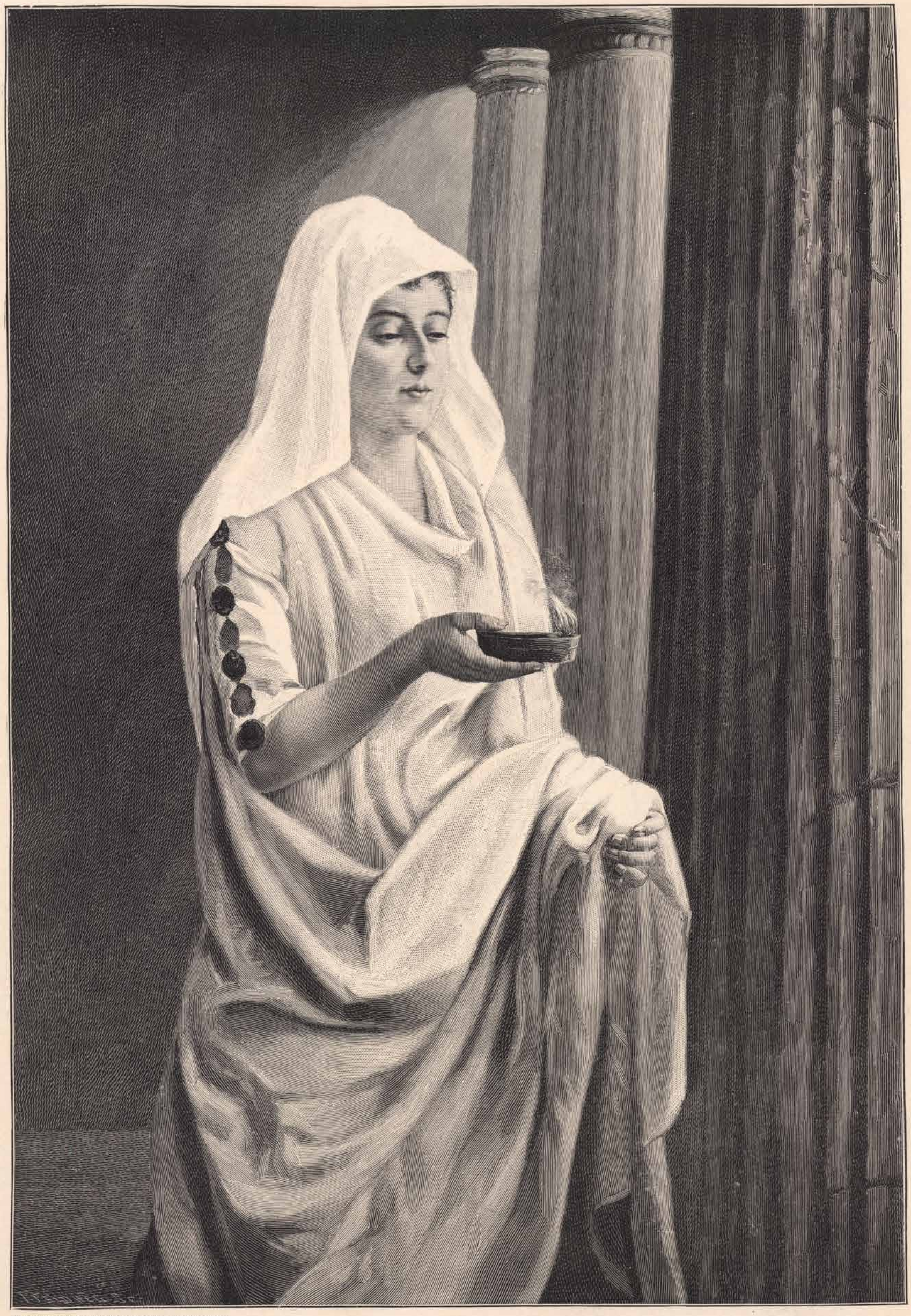
Verlag von Rich. Bong in Berlin W 57



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

XVIII.

L. Couturier: Verlassen.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

XIX.

E. Sparre: Junge Christin.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

LXVIII.

J. Falat: Uebergang der französischen Armee über die Beresina.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

XXI.

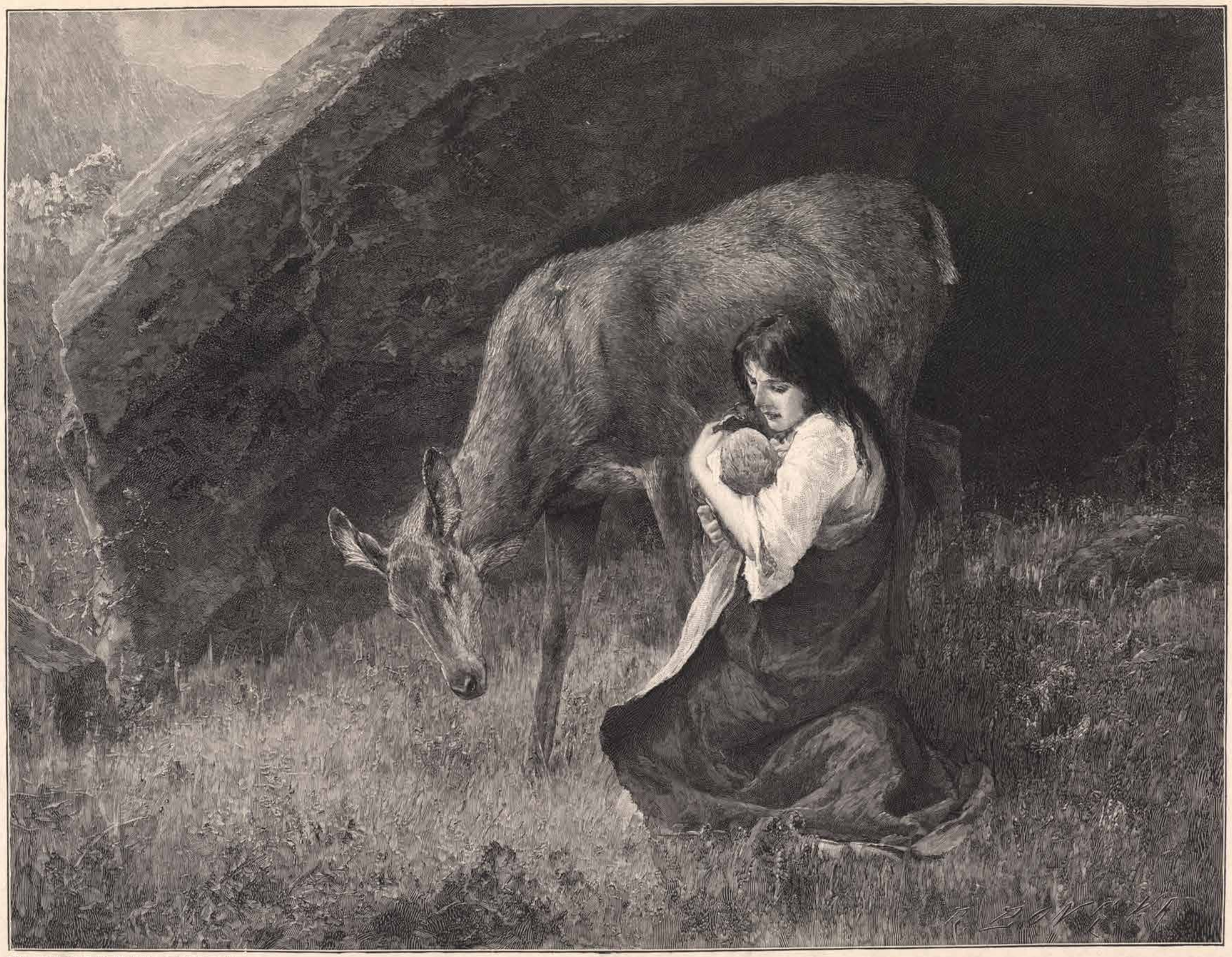
Pompeo Massani: Grossfatchens Verehrer.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

XXII.

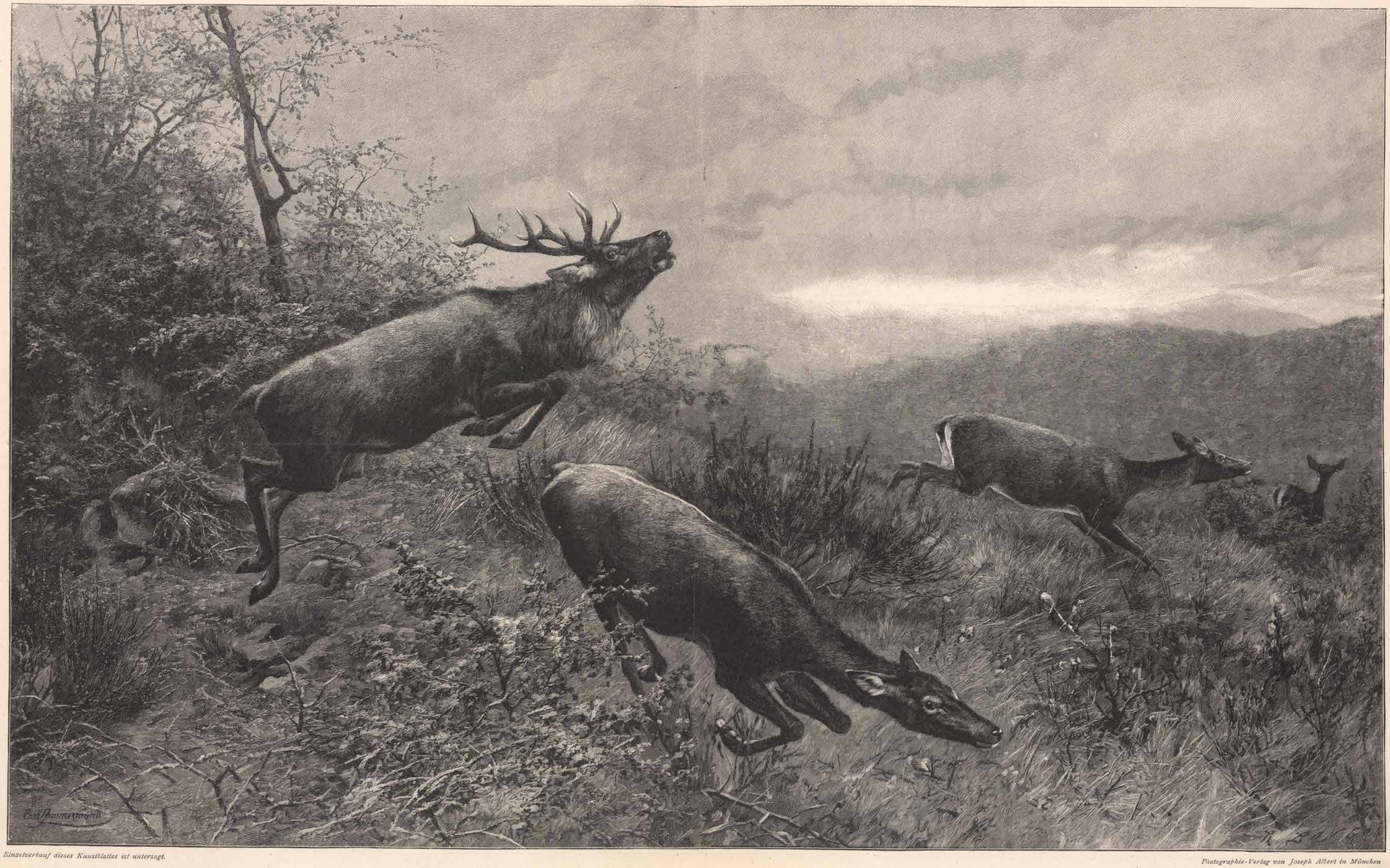
Louis Apol: Am Waldesrande im Winter.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

XXIV.

W. Räuber: Genovefa.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

Photographie-Verlag von Joseph Albert in München

LVI.

C. Zimmermann: Gut getroffen.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

XXV.

Hermann Kaulbach: Maria auf der Flucht.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

LXII.

T. Ajdukiewicz: Ein Ueberfall in der Steppe.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

XXVII.

A. Andersen-Lundby: Der Wald im Weihnachtsschmuck.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

XXVIII.

Graf Tyszkiewicz: Berenice.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

Photographie-Verlag von J. Löwy in Wien.

LIX.

L. C. Müller: Arabische Sängerin.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

XXX.

Th. Axentowich: Mazurek.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

XXXI.

C. Patry: Massliebchen.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

L.

H. Danger: Die Uebertretung von Christi Gebot.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

XXXIII.

A. Parladé: Das Ende des Torero.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

XXXIV.

Markham Skipworth: Duftender Flieder.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

XXXVI.

Fr. Żmurki: Abendgebet.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

Mit Erlaubniss der Photographischen Union in München.

XL.

H. Vogler: Interessante Lectüre.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

Photographie-Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.

LIII.

O. Lingner: Frühlings Einzug.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

XLII.

L. Barreau: Don Quixote.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

Photographieverlag der Photographischen Gesellschaft zu Berlin.

XXXVII.

Karl Marr: Ahasver.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

Photographie-Verlag von J. Löwy in Wien.

XXXIX.

Hans Temple: Der Bericht des Distanzreiters.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt

XLIII.

L. Herbo: Reife Früchte.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

XLV.

H. B. Wieland: Feldhauptmann Tod.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

XLVIII.

E. Delacroix: Der Kampf ums Dasein.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

XLVI.

R. Giannetti: Pompejanerin im Boudoir.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

LII.

A. Langhammer: Der Schweinehirt.

Nach Andersen's Märchen.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

Copyrighted, 1892 by Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

LIV.

E. Metzmacher: Ueberrascht.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

Verlag der Photographischen Union in München.

LV.

E. von Blaas: Gedankenvoll.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

XXXV.

G. de Sanctis: Donna Olimpia Panfili's Rache.

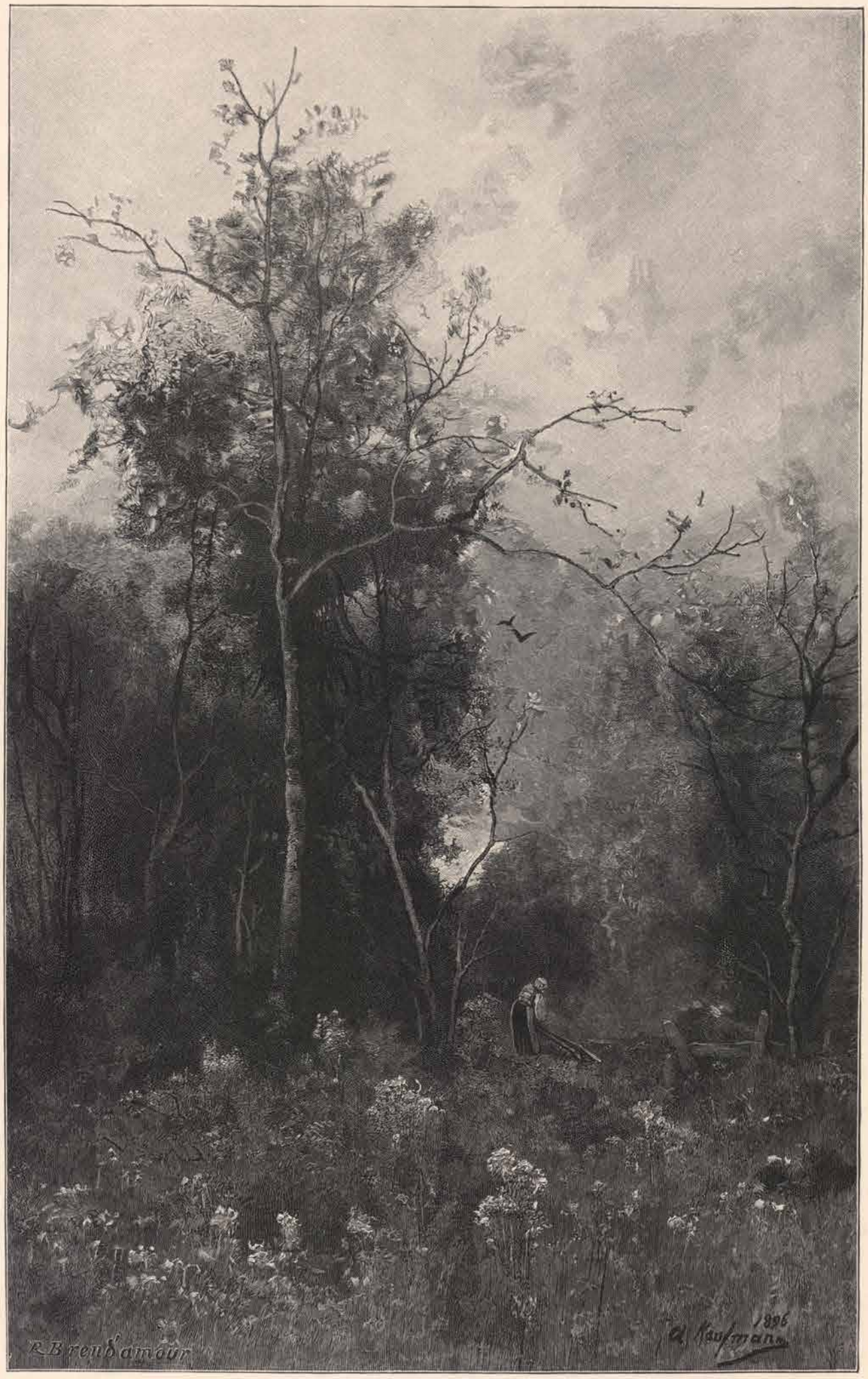


Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

Photographie von Ad. Braun & Co. in Dornach und Paris.

LVII.

J. Spiridon: Unter Amors Führung.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

XLIX.

A. Kaufman: Frühling im Walde.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

LI.

E. de Montzaigle: Eine Tour Boston.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

LVIII.

F. de Pradilla: Grosse Messe vor der Wallfahrtscapelle in Guia.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

XXIX.

Louis Bokelmann: Die Abgebrannten.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

LX.

Fr. Lafon: Niedermetzelung des Rufinus und seiner Familie.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

LXI.

Heinrich Lefler: Rafael und die Fornarina.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

Nach einer Heliogravüre aus dem Verlage der „Reproduktion", Graphische Kunst- und Verlagsanstalt in Berlin.

XXVI.

Henry Mosler: Ein Hochzeitsfest in der Bretagne.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

LXIII.

F. Miralles: Im wunderschönen Monat Mai.

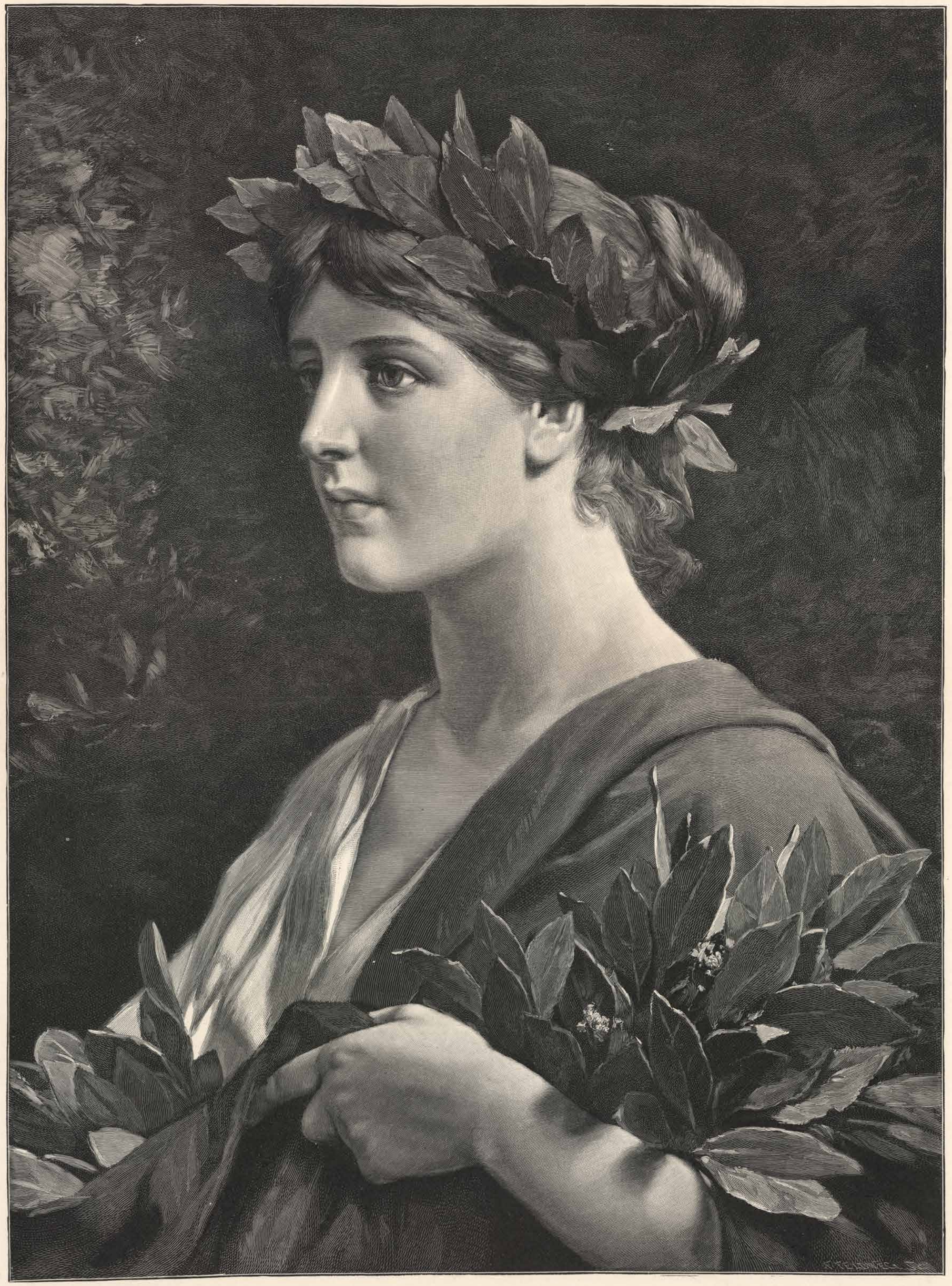
Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

LXIV.

K Hartmann: Faust in der Walpurgisnacht.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

XXIII.

Paul Thumann: Fides.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

LXVI.

A. Richter: Mitten durch's Herz geschossen.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

LXVII.

Cabrera Canto: Die Schiffbrüchigen.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

LXIX.

J. Repin: Rückkehr aus der Verbannung.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

LXX.

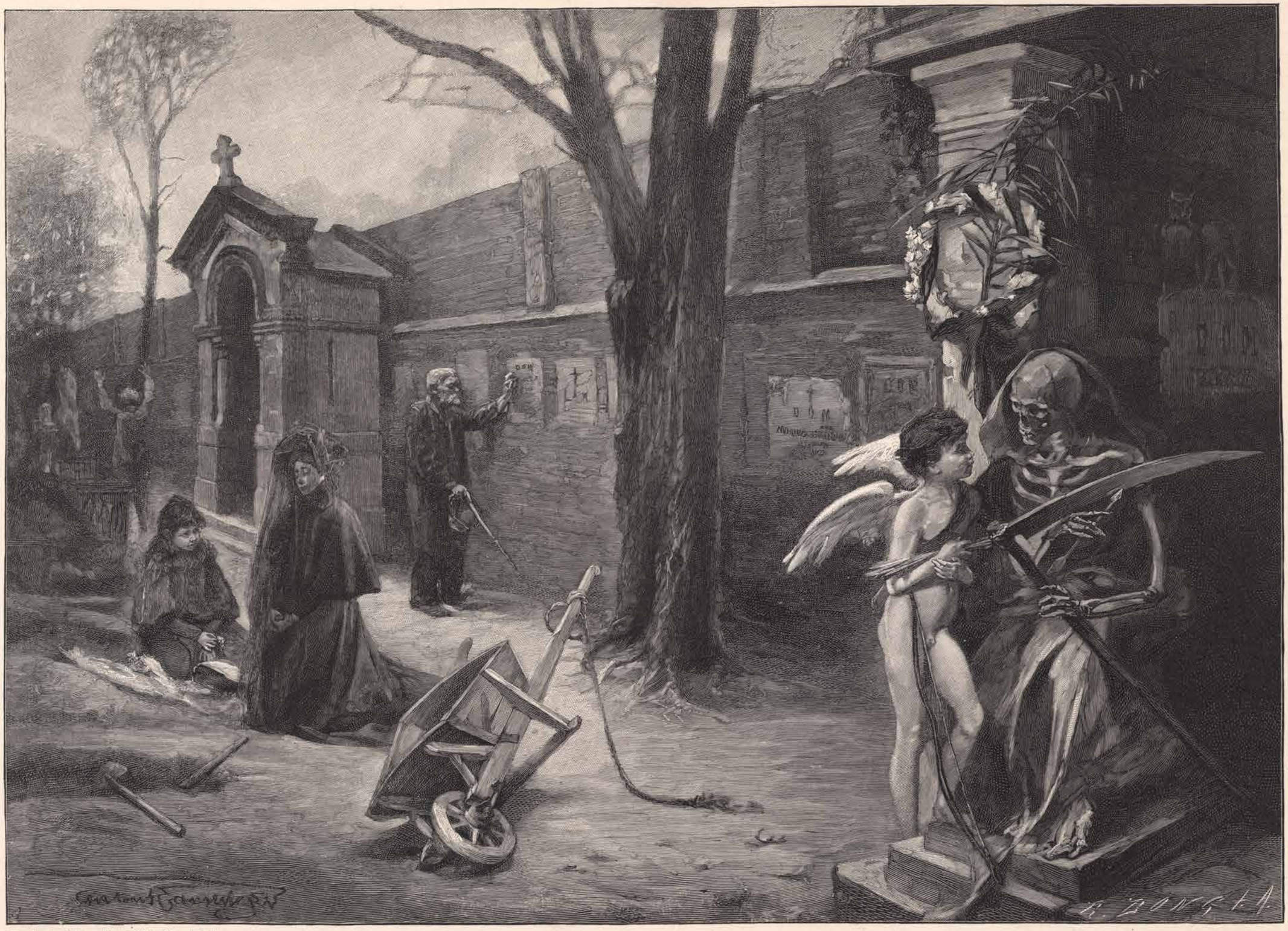
G. Costa: Eine Harems-Schönheit.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

XVII

G. Barison: Nach dem Streit.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

LXXII.

A. Kamiénski: Auf dem Friedhof.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

LXXIII.

D. Neal: In stillem Gebet.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

XIV.

A. v. Mály: Die Erstürmung des Friedhofes von Aspern.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

Kunst-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

LXXV.

M. Bredt: Siesta im Haremshofe.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

LXXVI.

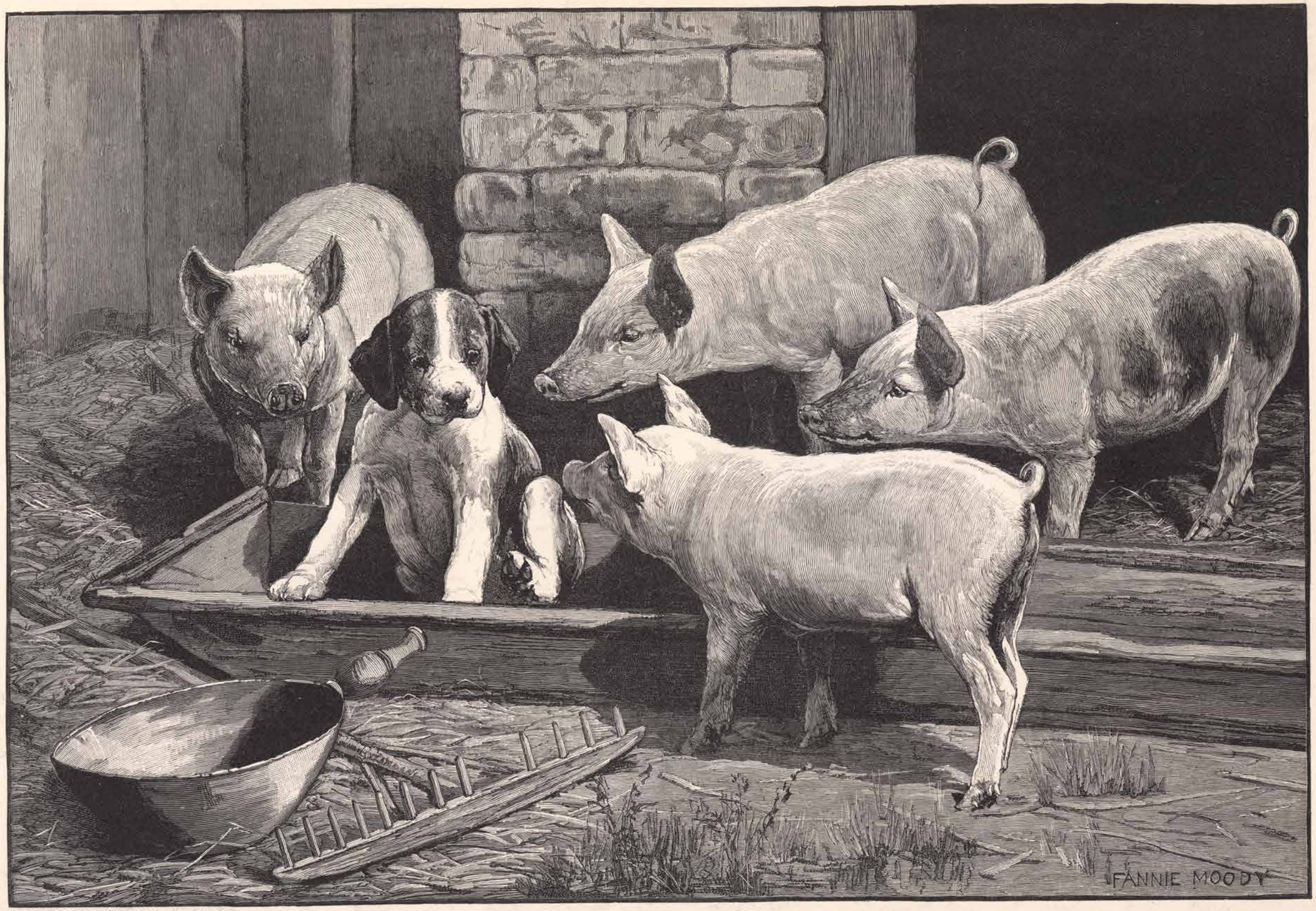
R. Fontana: Aesop trägt seine Fabeln vor.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

XI.

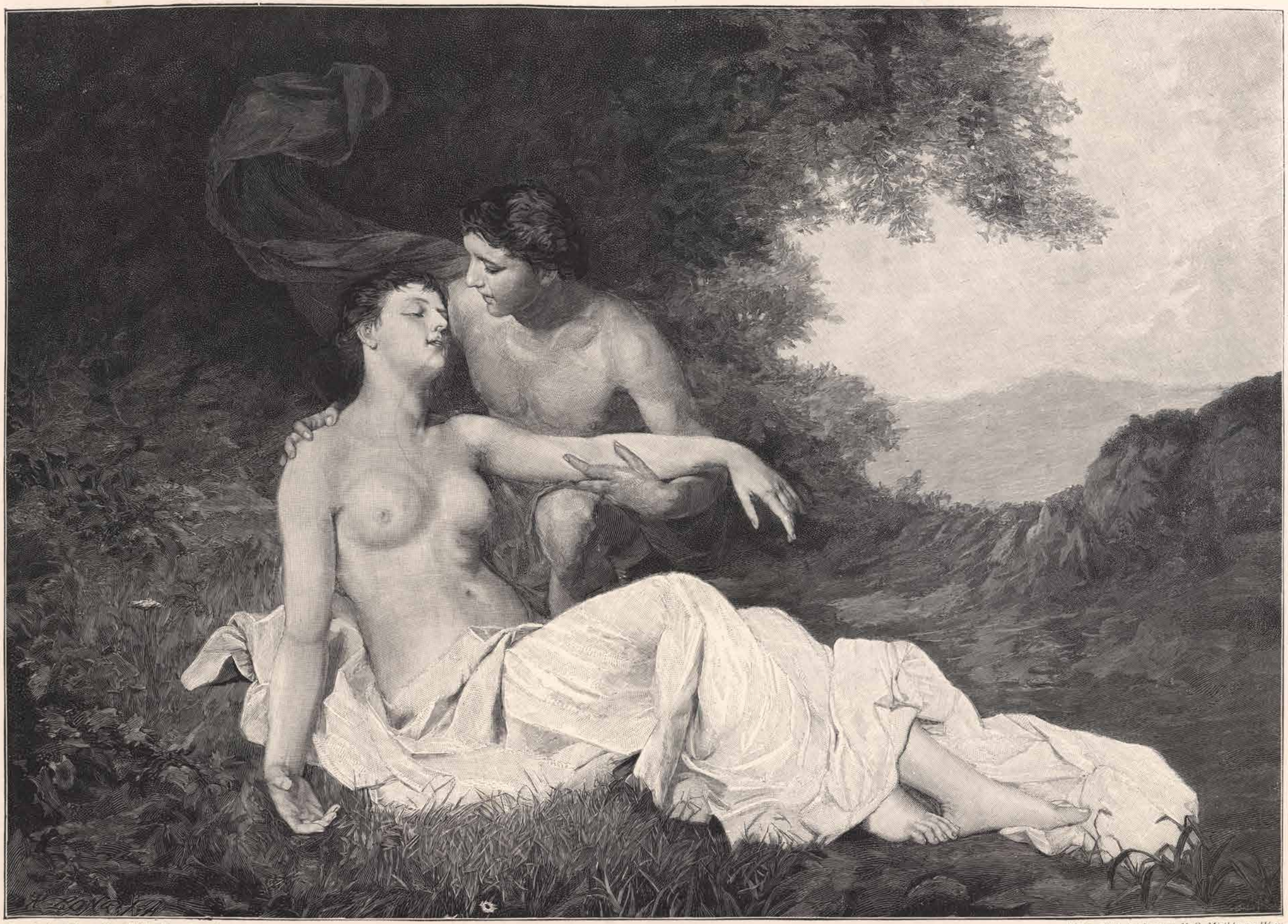
A. Maignan: Die Geburt der Perle.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

LXXVIII.

F. Moody: Hektors erstes Abenteuer.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

Photographie-Verlag von H. O. Miethke in Wien.

LXXIX.

A. Ritzberger: Der Liebe Seligkeit.

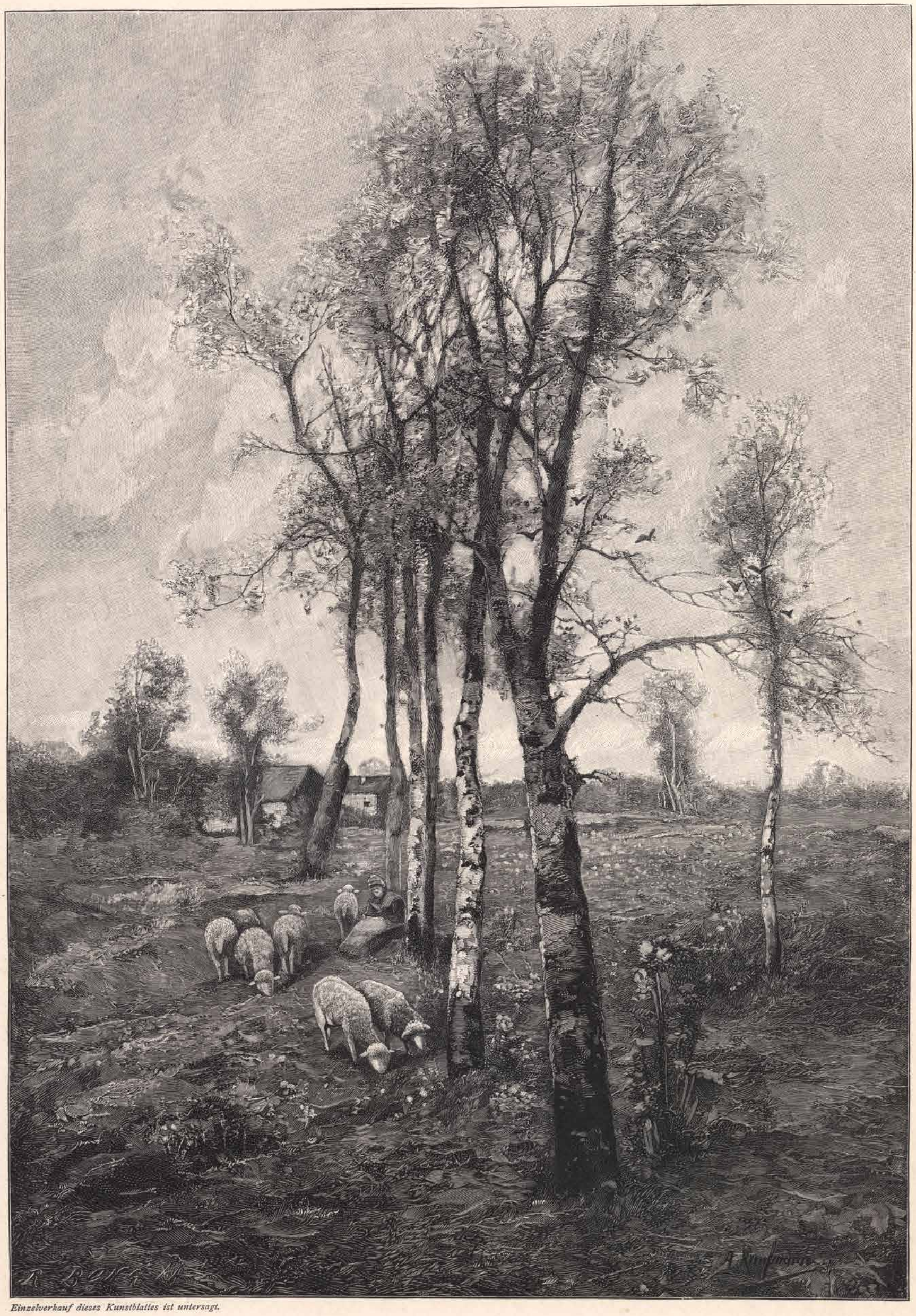


Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

Photographie-Verlag von J. Löwy in Wien.

VIII.

Julius von Blaas: Antlass-Ritt in Tirol.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

LXXXI.

A. Kaufmann: Idylle im Hochsommer.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

LXXVI.

C. Roussin: Hamlet und Laertes an der Bahre der Ophelia.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

V.

E. von Blaas: Der Zwist.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

LXXVIII.

J. Garcia y Ramos: Ein lauschiger Winkel in Sevilla.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt

I.

K. Heffner: Abendstille.

Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

II.

R. Eichstaedt: Victoria!

Heimbringen der von den Franzosen geraubten Siegesgöttin nach Berlin. 1814.

Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

Photographie-Verlag von Victor Angerer in Wien.

III.

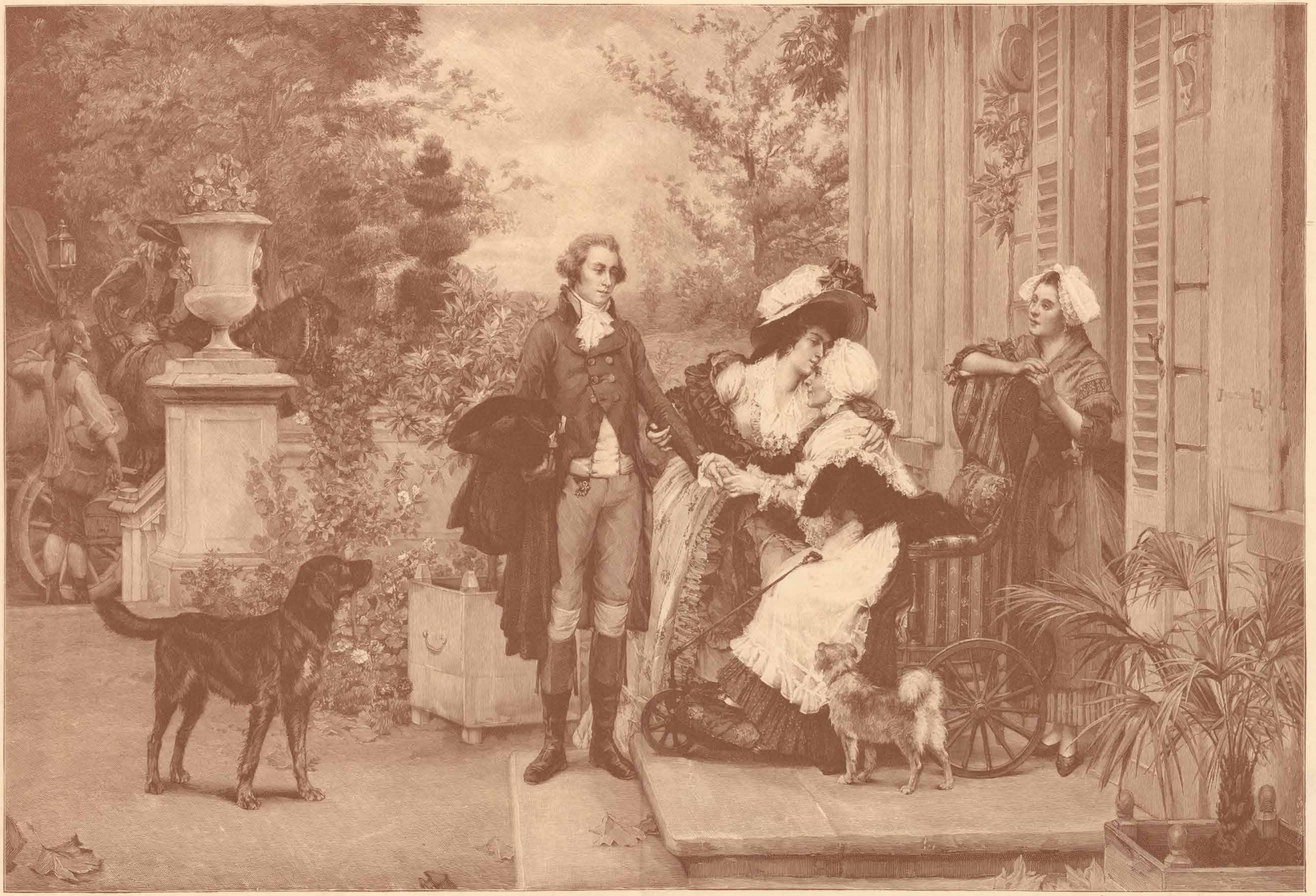
G. Aureli: Haremsfreuden.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

Aquarell-Facsimile-Reproduction von Rich. Bong in Berlin W. 57.

V. Irolli: Eingefangen!



EINZELVERKAUF DIESES KUNSTBLATTES IST UNTERSAGT.

AUFBRUCH ZUR HOCHZEITSREISE.

NACH DEM GEMÄLDE VON S. OUTIN.

COPYRIGHT BY FISHEL, ADLER & SCHWARTZ IN NEW-YORK.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

Aquarell-Facsimile-Reproduction von Rich. Bong in Berlin W.

A. Beelitz. Spannende Lektüre.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

Aquarell-Facsimile-Reproduction von Rich. Bong in Berlin W. 57.

Marie Wunsch: Adam und Eva.

Extra-Kunstbeilage zu „Moderne Kunst". XI. W.-N.

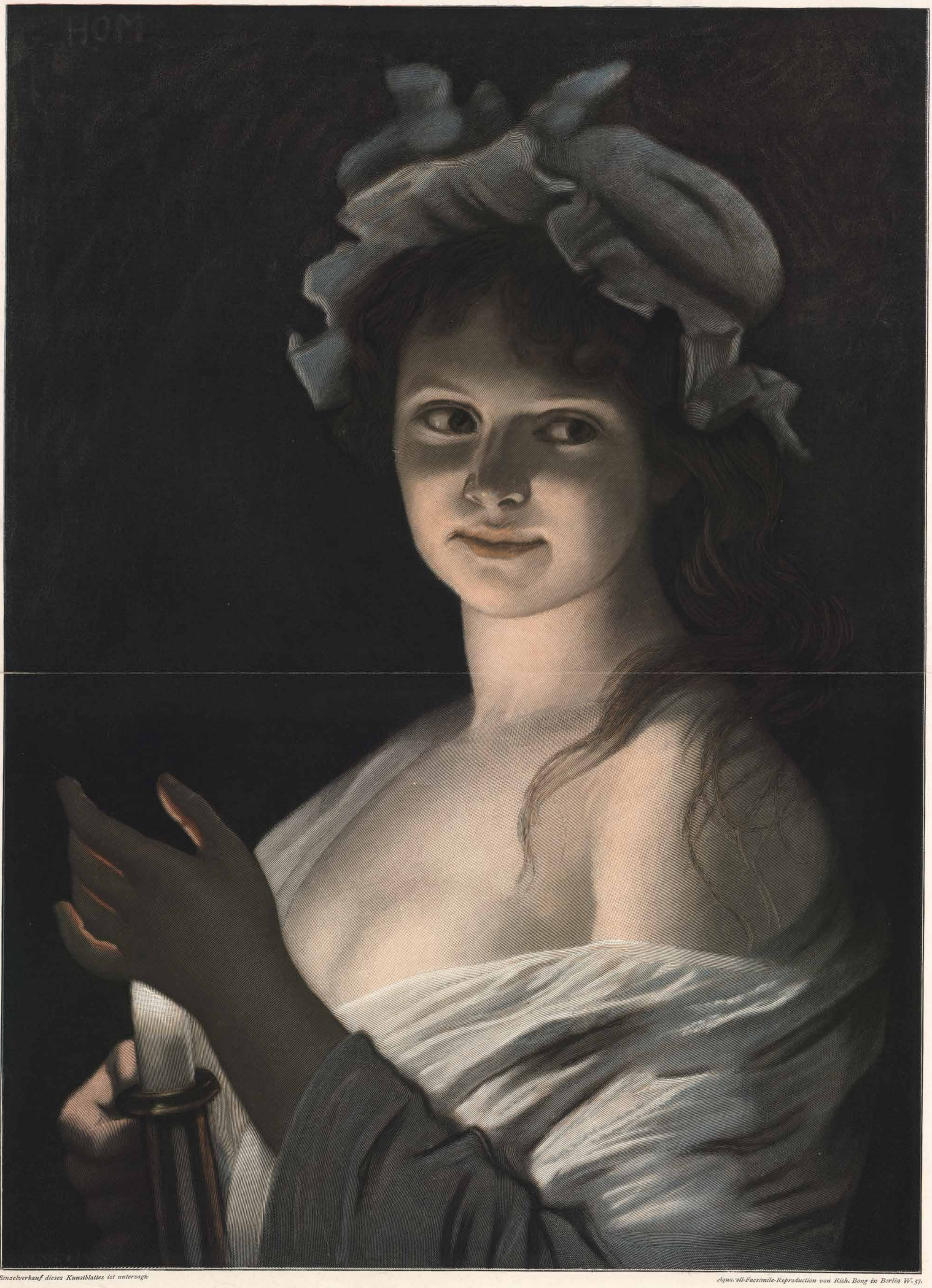
Verlag von Rich. Bong in Berlin W. 57.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

Aquarell-Facsimile-Reproduction von Rich. Bong in Berlin W. 57.

E. von Blaas: Ersehntes Glück.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

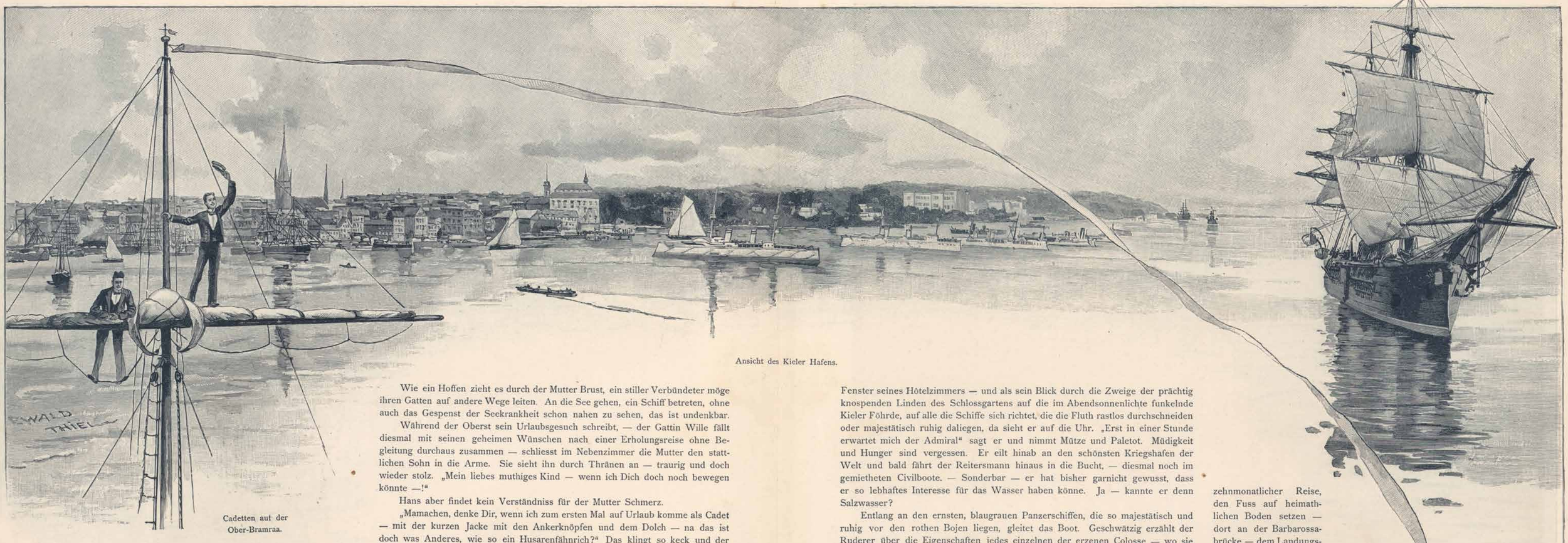
Aquarell-Facsimile-Reproduction von Rich. Bong in Berlin W. 57.

Georg Hom: Schlaft wohl!



E. M. Sturtevant. Sei artig!

XI. 1. I. M.



Ansicht des Kieler Hafens.

Cadetten auf der Ober-Bramraa.

Momentbilder aus der Marine.

Von **F. Freiherr von Dincklage.**

[Nachdruck verboten.]

I.

Bedenke doch, die ewigen Gefahren, die Stürme und die Kämpfe mit den Wilden! Und unser Hans, der nur die Elbe kennt! Ich sage, das kommt von dem unglückseligen Wassersport, — warum hast Du ihn nur immer damit gewähren lassen — nun haben wir's und Du trägst die Verantwortung!"

Hansen's Vater — ein Husarencommandeur, — so recht mitten im Reiche liegt seine Garnison, — macht zu den Thränen der Gattin ein bedenkliches Gesicht — das haben Ehemänner so an sich — und erwidert etwas kleinlaut: „Ich habe nun einmal dem Hans meine Einwilligung gegeben und —"

„Und kennst doch Nichts von den Verhältnissen, denen der Hans entgegengeht, wenn er Seecadet wird! — Mann — — welcher Leichtsinn!"

„Ich habe die Bestimmungen über den Eintritt in die Marine genau studirt, die Sache ist ja Anfangs theuer, ich könnte den Hans dafür auch Husar werden lassen, aber der Junge hat doch nun einmal die Passion und bedenke doch — das colossale Avancement! Mein Freund, der Admiral, ist kaum so alt wie ich und Excellenz! — Und der meint auch —"

„Nun ja — da haben wir's, also auch der steckt dahinter!"—Schluchzen—Pause.

„Und — was meint Dein Freund?"

„Er hat mich sogar eingeladen, ihn in Kiel zu besuchen, um einen Einblick in das Leben bei der Marine zu bekommen — Du weisst, ich war niemals an der See und sah noch kein Kriegsschiff und — wenn die Reise nicht zu kostspielig wäre —"

„Zu kostspielig? Für die Interessen Deines Sohnes? Nein, das ist das Mindeste, was Du thun musst — Dir die Sache ansehen und wenn Du nachher noch —"

Wie ein Hoffen zieht es durch der Mutter Brust, ein stiller Verbündeter möge ihren Gatten auf andere Wege leiten. An die See gehen, ein Schiff betreten, ohne auch das Gespenst der Seekrankheit schon nahen zu sehen, das ist undenkbar.

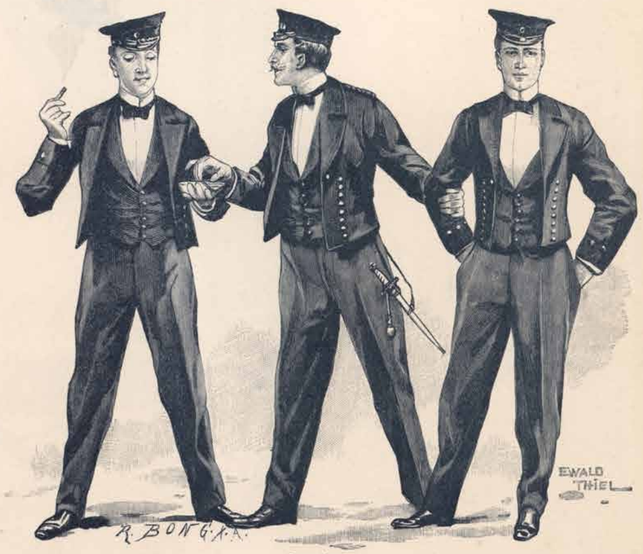
Während der Oberst sein Urlaubsgesuch schreibt, — der Gattin Wille fällt diesmal mit seinen geheimen Wünschen nach einer Erholungsreise ohne Begleitung durchaus zusammen — schliesst im Nebenzimmer die Mutter den stattlichen Sohn in die Arme. Sie sieht ihn durch Thränen an — traurig und doch wieder stolz. „Mein liebes muthiges Kind — wenn ich Dich doch noch bewegen könnte —!"

Hans aber findet kein Verständniss für der Mutter Schmerz.

„Mamachen, denke Dir, wenn ich zum ersten Mal auf Urlaub komme als Cadet — mit der kurzen Jacke mit den Ankerknöpfen und dem Dolch — na das ist doch was Anderes, wie so ein Husarenfähnrich?" Das klingt so keck und der hübsche Junge macht ein so glückliches Gesicht, dass die Mutter nun schon lächelt — freilich, ohne die heimlichen Hoffnungen aut die Folgen der Seekrankheit aufzugeben.

II.

„Sie müssen bei Holst logiren — da wohnen alle Herren Officiere!" hat der Droschkenkutscher in Kiel dem Husarenobersten gesagt. Nun steht er oben am Fenster seines Hôtelzimmers — und als sein Blick durch die Zweige der prächtig knospenden Linden des Schlossgartens auf die im Abendsonnenlichte funkelnde Kieler Föhrde, auf alle die Schiffe sich richtet, die die Fluth rastlos durchschneiden oder majestätisch ruhig daliegen, da sieht er auf die Uhr. „Erst in einer Stunde erwartet mich der Admiral" sagt er und nimmt Mütze und Paletot. Müdigkeit und Hunger sind vergessen. Er eilt hinab an den schönsten Kriegshafen der Welt und bald fährt der Reitersmann hinaus in die Bucht, — diesmal noch im gemietheten Civilboote. — Sonderbar — er hat bisher garnicht gewusst, dass er so lebhaftes Interesse für das Wasser haben könne. Ja — kannte er denn Salzwasser?



Seecadetten.

Entlang an den ernsten, blaugrauen Panzerschiffen, die so majestätisch und ruhig vor den rothen Bojen liegen, gleitet das Boot. Geschwätzig erzählt der Ruderer über die Eigenschaften jedes einzelnen der erzenen Colosse — wo sie gebaut, — wieviel Knoten sie laufen und wie sie armirt. Der Oberst hört kaum zu. Noch ist er völlig eingenommen durch das Gesammtbild, das sich um ihn ausbreitet, durch das so fremde Hafengetriebe. Bewundernd sieht er hinauf zum villenbedeckten Waldufer, steil aus den Fluthen emporsteigend. Malerisch heben sich die Umrisse gegen den Abendhimmel ab — die Thürme und Häuser der hügelreichen Stadt, die Masten der hochgetakelten Schulschiffe, erst heute aus fernen Gewässern heimgekehrt. In schneeigem Weiss heben sich die schlanken, mächtigen Körper aus dem blauen Wasser — Schwänen vergleichbar! Die schönen Linien ihres Baues — auch über der Wasserlinie — thun dem Auge wohl. Das fröhliche Volk da oben an Bord, die Schiffsjungen, die Cadetten, arbeiten noch in den Wanten, auf der Campagne oder entern mit katzenartiger Gewandtheit die Jacobsleiter hinab — von der Backspiere zu den weissen, auf den Wellen leicht schaukelnden Booten. — Ein paar Cadetten stehen da oben an die Bramstänge gestützt, auf der Ober-Bramraa — sie haben den mächtigen Heimathswimpel ‚klarirt', der seit Beginn der Rückreise — seit der Fahrt an der west-amerikanischen Küste vom Topp auswehte, allen Schiffen zu künden: Wir kehren heim — zurück nach unserm schönen Deutschland. Stolz winken die jungen Seehelden jetzt hinüber nach einem Schiffe, das eben einläuft in den Hafen.

Das Signal der Bootsmannspfeife — ein Commando. — Und plötzlich wird's lebendig — da oben auf einer der mächtigen Raaen — es muss etwas noch nicht so ganz in Ordnung gewesen sein — die schlanken jungen Leiber der Cadetten legen sich über die Raa, die Füsse stemmen sich in die Pferde, das Kreuzmarssegel fällt, wird von Neuem aufgegeit und nun vollkommen sachgemäss festgemacht. Emsig arbeiten die Hände, um auch die letzte Falte oder Bucht aus dem festgemachten Segel zu beseitigen. Jetzt besteigt der Oberbootsmann die Jolle — umfährt sein Schiff. Mit ernstem Auge mustert er die Stellung der Raaen, das stehende und das laufende Gut. Alles muss ‚vierkant' gebrasst und getoppt sein.

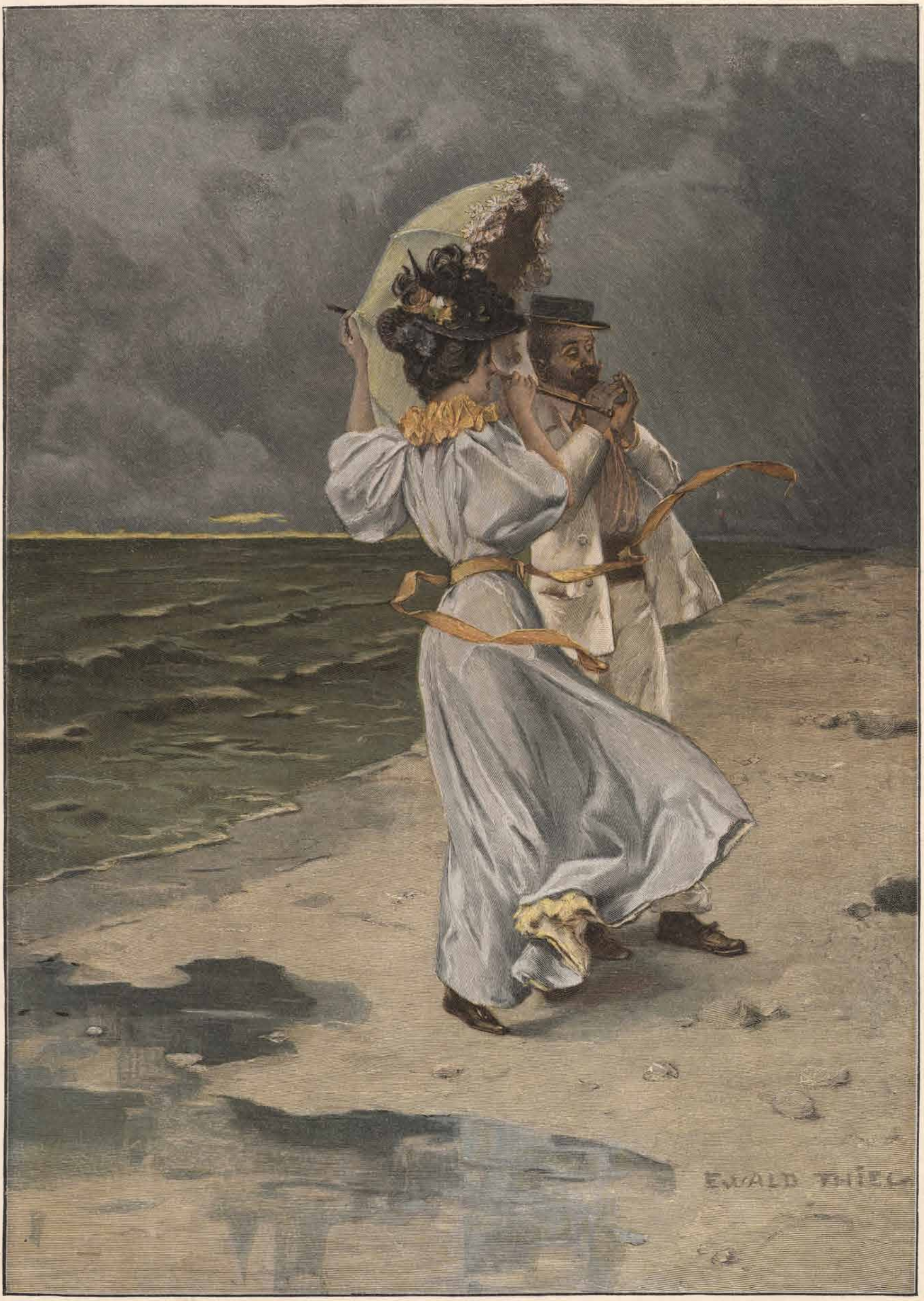
Der alte Landoberst kann sich kaum trennen von dem ihm völlig neuen Treiben. Mit pfeilartiger Geschwindigkeit schiessen die schmalen Dampfpinnassen der Kriegsschiffe hin und her — halten Verbindung mit dem Ufer. „Wenn eine Kriegsflagge am Stock weht, ist ein Officier im Boote" belehrt ihn der Führer des Civilbootes. Fahrzeuge, vom Prahm bis zum Postdampfer, beleben die herrliche Bucht. Jetzt — der Kutter eines der Schulschiffe — im Schlepp einer Pinasse. Cadetten halten die Duchten besetzt — lauter frische, frohe Gesichter, Stolz spricht aus den Mienen der jungen Seefahrer, die zum ersten Male, nach zehnmonatlicher Reise, den Fuss auf heimathlichen Boden setzen — dort an der Barbarossabrücke — dem Landungsstege. Eben schlägt es Sieben von den Thürmen — auf allen Schiffen wird sechs mal die Glocke angeschlagen. „Sechs Glas" erklärt der Bootführer — „Acht Glasen oder vier Stunden bilden eine Wache!"

Und jetzt hallt ein Kanonenschuss über das Wasser — dumpf rollt der Klang an den hohen Ufern entlang, wie ferner Donner verklingend im Osten — dem Meere zu. Auf den grösseren Schiffen hört man Trommelwirbel, Commandos — und von allen Flaggstöcken und Gaffeln sinkt die stolze deutsche Kriegsflagge langsam nieder — „Flaggenparade!" Der Arbeitstag ist beendet und langsam bewegt sich auch das Civilboot der Schlossbrücke zu. Schon liegt es an den Stufen der Treppe, aber noch immer richtet sich der Blick des Oberst auf das prächtige, lebensvolle Bild.

„Na endlich — Du Ausreisser!" tönt es plötzlich mit bekannter Stimme an sein Ohr. „Seit einer Stunde habe ich einen Ausguck aufgestellt, um mich zu wahrschauen, wenn mein Husar zurückkäme. Nun willkommen in Kiel! Freue mich, dass Du da bist und so ganz schlecht scheint der erste Eindruck auch nicht auszufallen — ich sah Dir das schon an!" Herzlich und unverstellt ist die Freude des Admirals über die Ankunft des Freundes. Verstellung und Unwahrheit widersprechen dem Charakter des echten Seemanns. Der Kampf mit den Elementen stärkt den Körper, und das stete Gefühl der Verantwortung macht den Mann zielbewusst, das Herz offen.

[Fortsetzung folgt.]

Der Heimathswimpel.



Ewald Thiel. Das letzte Streichholz.



Hans Volkmer. Bankerott.

Haiful.

Novelle von **Anton Freiherr von Perfall.**

[Nachdruck verboten.]

Capitel I.

„Rolf ist da!“ mit diesem Ausruf trat Herr von Saltern, der Gutsherr, schnell in das Zimmer seiner Gattin, welche erschreckt von der Ottomane auffuhr. Ein zierlicher Pantoffel lösste sich von ihrem Fusse, dessen Weisse durch zartes, schwarzes Seidengewebe leuchtete.

„Im Hause?“ fragte die Dame.

„Natürlich, im Hause — und da käme ich allein und brächte ihn Dir nicht gleich, den lieben Jungen?“

Die junge Frau warf sich nachlässig zurück auf die Polster, die Hände unter dem üppigen, halbgelössten Schwarzhaar verstrickend.

„Hätte das wirklich so Eile?“ fragte sie, mit dem phlegmatischen Blick einer Orientalin den Gatten verfolgend, der in einer für seine behäbige Figur auffallenden Leidenschaftlichkeit hin und her ging, den Namen „Rolf“ in einem ständig sich steigernden Tone heller Freude wiederholend.

„Helene, alles was recht ist“, entgegnete Saltern, sichtlich verdrossen, aber wenn ein alter Freund, wie Rolf Sturza nach zehnjähriger Abwesenheit wiederkehrt, dann meine ich denn doch —“

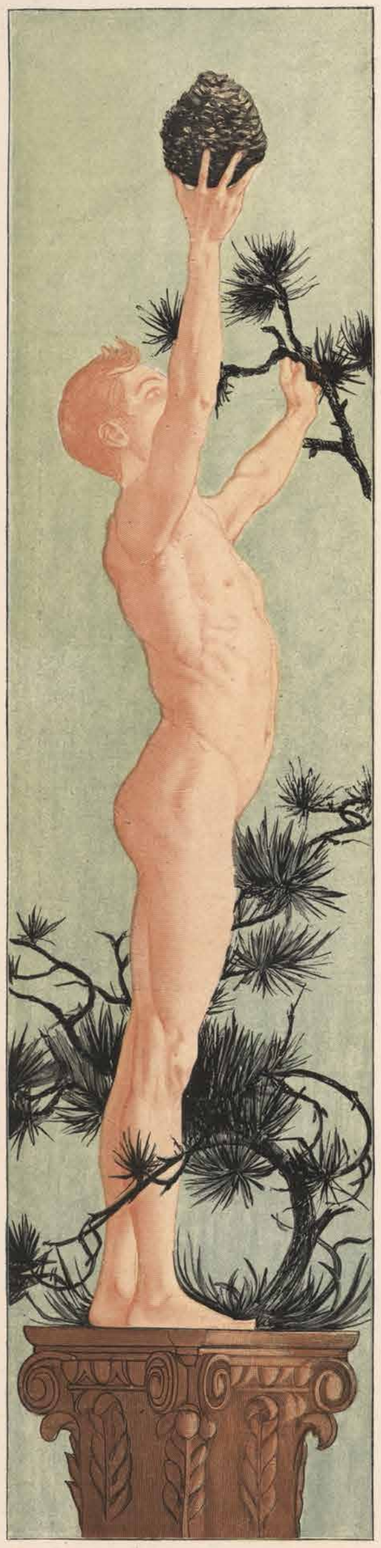
„Dein alter Freund“ unterbrach ihn Helene. „Ich kann doch nicht über die Ankunft eines mir völlig Unbekannten ausser mir gerathen.“

„Unbekannten? Unbekannten sagt sie.“

Saltern schüttelte grimmig das schon etwas mit Grau melirte Haupt. „Als ob ich Dir nicht unzählige Male von ihm erzählt! Was hat uns denn über so viele Winterabende hinweggeholfen? Hast Du Dich nicht selbst immer auf seine Briefe gestürzt? Sie immer wieder vorgelesen?“

„Natürlich that ich das! Er ist ein Allerweltsbummler, schreibt sehr interessant, ob wahr oder nicht wahr, sehr egal; wir leben in einem Bauernneste, haben keine Kinder, die Winterabende sind endlos — — Aber das hat für mich Alles nichts mit Graf Sturza selbst zu thun. Er kann mir ja persönlich missfallen — —.“

„Missfallen der Rolf?“ Da wärst Du unbedingt die Erste. Denke Dir eine grosse Männergestalt, schlank wie eine Tanne. Ein grosses, dunkles Auge, das wie ein Kind und wie ein Falke blicken kann, eine Stimme von einem Wohlklang — und vor Allem, ein Herz — ein Goldherz —.“



Josef Engelhart. Majolika-Entwurf.

„Das ist allerdings viel," bemerkte die junge Frau. Und da bist Du gar nicht eifersüchtig?"

„Auf Rolf? da kennst Du uns Beide schlecht — auch wenn Du nicht die Helene wärst, sondern das leidenschaftlichste Weib — so wie er sie nämlich liebt — auch dann nicht!"

Eine zarte Röthe fluthete über das schöne Antlitz der jungen Frau bis unter die Stirnlöckchen.

„Liebt er sie so?" fragte sie, die Augen gegen die Täfelung der Decke aufschlagend.

„Leider! das ist seine einzige Schwäche, die ihm allerdings schon viel Kummer gekostet. Und ich fürchte, die afrikanische Sonne wird ihn nicht geheilt haben davon."

„Soll gerade nicht ihre Eigenschaft sein," bemerkte Helene, dann sprang sie plötzlich jäh auf, ihr Haar ordnend. „Aber Du hast ja ganz recht, Ernst, was kümmert uns zwei harmlose Leutchen die Gluth Deines Rolf! Sie wird sich schon abkühlen, wenn sie keine Nahrung findet, und dafür ist gesorgt auf Stolzenfels und Saltern. Beruhige Dich, mein Männi, Du wirst mit meinem Empfang gewiss zufrieden sein."

Helene legte die nackten, üppigen Arme um den Hals ihres Gatten und kraute ihm zärtlich den rothblonden Vollbart.

„Hast mich nur im Einnicken gestört und das ist gar so wohlig nach Tisch." — Musst nicht mehr thun, Männi." Sie hing mit dem ganzen Gewichte ihres zierlichen, aber üppigen Körpers am Halse des blonden Mannes und blickte mit halbgeöffneten Augen in sein ehrliches Gesicht.

Er beugte den Nacken unter der Last und machte eine schwerfällige Bewegung sich davon zu befreien, dabei entfiel ihm die Brille, er vergass darüber die schwellenden, erwartungsvollen Lippen und bückte sich mit einem ärgerlichen „Aber Helene", in seiner kurzsichtigen Weise darnach suchend. In diesem Augenblick ertönte Hufschlag durch das geöffnete Fenster.

Helene erblickte einen Reiter, dessen ungeduldiger Blick die Fenster der Façade überflog.

„He, Halloh! Ist denn Saltern ausgestorben?" Sturza, kein Zweifel! Und schon hatte er sie erblickt, die Rechte, welche nach dem niedern Cylinder griff, blieb einen Augenblick an der Krempe haften.

Helene legte die Hand vor den nachlässig entblössten Hals und schon trat Ernst neben sie.

„Ja, bist Du es wirklich? Ich sehe keinen Deut, die verdammte Brille ist entzwei — Rolf!"

Der Angeredete zog jetzt erst den Hut und verneigte sich förmlich vor der Frau des Hauses, ohne auf Saltern zu achten. Der stürmte bereits aus dem Zimmer.

Helene und der Ankömmling, welcher behend aus dem Sattel sprang, waren allein.

„Gnädige Frau müssen meinen brüsken Einritt entschuldigen", sprach der Reiter herauf, während ein herbeigeeilter Diener ihm das Pferd abnahm.

„Aber es ist mir so fremd, auf Saltern Damen begrüssen zu dürfen, und dann — man verwildert doch etwas da drüben. Ich komme nämlich direct aus Afrika", fügte er erklärend hinzu.

„Oh, ich bin sehr genau unterrichtet, Herr Graf, bis auf Faiful", fügte Helene lachend hinzu.

Graf Sturza war sichtlich überrascht.

„Sehr indiscret vom Herrn Gemahl —" sagte er mit einer etwas verdriesslichen Miene.

Saltern's stürmische Begrüssung des Freundes brach das Gespräch ab.

Jetzt beobachtete Helene erst.

Ein schöner Mann mit einer gewissen Ueberreife, wohl eine Folge seines unsteten Lebens, nur der Blick war unheimlich sinnlich. Eben blickte er mitten im Gespräche mit dem Gatten wieder herauf. Helene fühlte sich erröthen und zog sich rasch zurück. Sie musste ja noch Toilette machen.

Sie gedachte der Erwähnung ihres Gatten, dass er leidenschaftliche Frauen liebe, — ja, das las man in seinem Blick — Faifuls! —

Sie biss sich auf die rothen Lippen.

Es war doch recht unpassend, bei der ersten Begegnung diesen Namen zu erwähnen. Eine junge Araberin, Beduinin, oder so etwas, mit der er in Algier zusammen abenteuerte.

„Ein schwüler Traum von Feuerfunken, trunkenem Stammeln, schillerndem Pflanzenringen — Tigerliebe, Männer mordende. Flucht einzige Rettung!" schrieb er damals. Der Brief war nicht für sie bestimmt, aber Ernst konnte ihn nicht für sich behalten. Ihr war diese Art von Männern wie Rolf immer unsympathisch. Sie wollte nicht erröthen müssen, wie eben unter einem Blick und das kam nur von dem Brief. Und jedenfalls wird dieses Gefühl auf Gegenseitigkeit beruhen. Helene v. Saltern, das geborene Phlegma, wie Ernst sie nannte, und Faiful, die Araberin!

Sie lachte hell auf bei dem Gedanken, während das Stubenmädchen ihr bei der Toilette half. „Den weissen Cachemir mit dem Orange? gnädige Frau?" fragte zögernd das Mädchen.

Das Wort „Cachemir" zauberte ein besonderes Bild vor Helene's Seele, es klang so orientalisch, und Geographie war nicht ihre Stärke, „der weisse Cachemir, Frieda".

Er liess den leise gebräunten Elfenbeinton ihrer Haut um eine Nüance dunkler erscheinen und das schwarze Haar erschien noch schwärzer, umrahmt von dem orangefarbenen Band.

Sie besass irgendwo zwei massive goldene Reifen als Ohrgehänge, dieselben stammten von einem Maskenfeste, auf welchem sie als Zigeunerin erschien.

Frieda musste sie lange suchen; all' ihr Zureden, sie seien ja unmodern, waren fruchtlos.

Nun war sie wohl zufrieden mit dem Spiegel. Faiful's Augen konnten nicht tiefer sein. Das dumme, schwarze Ding ging ihr nun einmal nicht aus dem Kopfe. Nun, einmal darf eine junge Frau doch ein bischen eitel sein und Toilette machen — —

Die Herren erwarteten sie im Gartensalon. Ernst war angenehm überrascht von der Erscheinung Helenens. Sie liess sich sonst zu sehr gehen in Bezug auf ihr Aeusseres. Die Aufmerksamkeit galt Rolf, das freute ihn.

Dieser begrüsste sie so treuherzig, dass jede Befangenheit wich. Er trug vom ersten Augenblick an das Verhältniss zu dem Gatten auf sie über.

Graf Sturza hatte sich 10 Jahre in der Welt herumgetrieben. Ein mächtiger Thatendrang, der ihm von Jugend auf innewohnte, strömte bei möglichst einseitiger Erziehung in planlose Abenteuerei aus. Jetzt war er zurückgekehrt, um die Güter eines verstorbenen Onkels zu übernehmen.

Er war ein gewandter Erzähler, von starkem Gefühl für das Charakteristische.

Saltern hörte ihm aufmerksam zu; er bereicherte gern sein Wissen, während an Helene, welche nach ihrer Gewohnheit nachlässig in einem bequemen Gartensessel sass, die Worte nur als Schall vorüberzogen. Sie hatte zu viel an dem Erzähler selbst zu beobachten. Solch' ein Temperament war so ungewöhnlich in diesem Raum. Dann und wann wird das gewiss eine reizvolle Abwechslung sein, nur nicht zu oft, das fühlte sie jetzt schon, da ginge es auf die Nerven.

Erst das Wort Algier schreckte sie aus ihrer höchst prickelnden Beobachtung. In der Laatscha, einer Oase in der Provinz Constantine, war ein Aufstand ausgebrochen. Sturza schloss sich der Expedition an, deren siegreicher Verlauf mit der Erstürmung der Stadt Laatscha endigte.

Tolle Feste, köstliche Beute, 200 Geisseln nach Algier mitgenommen, Prachtkerls und die — —"

Er hielt plötzlich inne, mit einem Blick auf die junge Frau.

„Die Weiber!" ergänzte Ernst laut lachend. „Genire Dich nicht — kenne Dich doch — Ah, da war wohl dieses schwarze Ungethüm auch dabei? — Wie hiess sie doch? —"

„Faiful!" sagte Helene. Ihr Auge ruhte forschend auf dem Gaste.

Dieser senkte den Blick zu Boden, mit dem Reitstock wirre Linien auf dem Teppich ziehend.

„Doch nicht, — das heisst, als Geissel nicht. Man nimmt nur Vornehme als Geisseln — dazu gehörte sie nicht, — nichts weniger. Sie war Tänzerin, ein verachtetes Geschöpf dort zu Lande. Ich rettete sie vor der Bestialität der Soldaten — dann — nun dann folgte sie mir wie ein treuer Hund. — Aber lassen wir das." Eine sehnsüchtige Trauer lagerte sich auf sein Antlitz.

„Ich weiss überhaupt nicht," fuhr er dann halb ernst, halb scherzhaft erregt auf. „Wie Du dazu kommst, mein Dir anvertrautes Geheimniss auszuplaudern; pardon, gnädige Frau," wandte er sich zu Helene, „ich weiss sehr wohl, wie Frauen über solche Dinge denken —"

„Meine Frau denkt gar nicht darüber, da kannst Du völlig beruhigt sein", erklärte Saltern, „und so recht genommen, eine Frau hat auch darüber garnichts zu denken, über Tigerliebe, wie Du Dich, wenn ich nicht irre, ausgedrückt. Hat er nicht, Helene?"

„So ähnlich, ja, ja, so ähnlich. Man nimmt eben die Vergleiche aus dem Lande, in dem man sich gerade befindet, das ist mir weiter nicht aufgefallen. Hier würde man einfach sagen —"

„Nun, wie würde man hier denn sagen? Da bin ich wirklich neugierig", fragte Saltern.

Helene zögerte und sah auf den Grafen.

„Siehst Du, Du findest kein Wort dafür", fuhr Saltern fort. „Einfach, weil es so gefährliches, mörderisches Zeug bei uns, Gott sei Dank, nicht giebt, was einem den besten Freund im Handumdrehen wegschnappt."

„Und doch —" Sturza nickte wie im Traum versunken das Haupt, „liegt ein Reiz in dieser überschäumenden, zornigen Natur. Alles bis zur äussersten Fassungskraft unserer Sinne gesteigert, Licht, Farbe, Form, Pflanzen, Gethier; endlose Wüsten, undurchdringliche Wälder; jede Leidenschaft, jede Blutwelle — zehnfaches Leben! — Verzehrend, — gebe ich zu — aber — ich werde mich schwer wieder hineinfinden hier."

„Oh, das begreife ich." Helene sprach das ganz in ihre schwüle Phantasie versunken, welche die Worte des Grafen entzündet.

„Das begreift sie!" Saltern lachte ärgerlich, „dabei ist sie halbtodt, wenn der Thermometer über 24 steht! Nicht von ihrer Ottomane zu bringen, sage ich Dir," wandte er sich an Sturza.

„Nun das — — die Afrikanerin zieht auch die Ruhe vor in der Sonnenhitze und liebt das Träumen. Das wäre gerade kein Beweis."

„Wofür?" fragte Saltern.

„Nun, dass Deine Gemahlin —" er stockte, „mich nicht begreift —"

„Das verstehe ich nicht —" erklärte Saltern. Helene und Sturza wechselten unwillkürlich einen Blick.

„Aber warte nur, mein Junge, lassen wir einmal vier Wochen vergehen auf Stolzenfels, in tüchtiger Arbeit, — wirst genug vorfinden — dazu der deutsche Wald, und die alten Piratenfahrten auf dem See — die werden wieder aufgenommen! hörst Du, mein Junge. Mach' nur rasch den Segler flott. — Herrgott, war das eine Zeit! Bei Sturm und Wetter segelten wir einher. Einmal trieben wir es zu toll! Element, da hättest Du ihn sehen sollen!" wandte sich Saltern zu Helene. „Ein Seemann ist an ihm verloren gegangen. Aber es wäre doch verdammt schief gegangen, wenn er nicht zwei Arme und einen Brustkasten wie ein Riese hätte. Du weisst ja, ich schwimme wie ein bleierner Fisch. — Das Boot schlug eine halbe Meile vom Ufer um, alle Teufel los, heraus hat er mich gebracht auf seinem Wallfischrücken. Mich schüttelt's noch, wenn ich daran denke."

„Und trotzdem willst Du es noch einmal wagen?" meinte Helene, welche die Schilderung nicht besonders aufregte.

„Einmal? Noch oft, hoffe ich", entgegnete Saltern. „Ich sehne mich ordentlich darnach; als ob das noch einmal so kommen müsste! Man ist ja auch älter und vorsichtiger geworden und wenn — nun dann — dann macht er es eben wieder so. Oder hast Du es ganz verlernt, das Schwimmen, in dem ausgedörrten Lande da drüben?"



Josef Engelhart. Majolika-Entwurf.

„O im Gegentheil! Die reinsten Leandertouren haben wir gemacht, aber trotzdem — möchte ich es mit Dir nicht mehr probiren.“

„Gleichviel, gesegelt wird! Der frische Seewind muss Deine verbrannte Seele heilen.“

„Und ich soll mich wohl unterdess zu Tode ängstigen?“ meinte Helene.

„Du segelst einfach mit. Ganz gut für Deine Nerven. — Sie hat nämlich gar keine Nerven, mein kleines Weibchen,“ erklärte Saltern frohgemuth.

„Ein grosser Vorzug heut' zu Tage!“ bemerkte Sturza.

„Der Herr Graf muss sich eine nette Vorstellung von mir machen, nach all' Deinen Schilderungen,“ sagte Helene gereizt.

„Der stille Ocean ist der tiefste — und wenn ihn einmal der Sturm packt, der wildeste. Der erfahrene Seemann fürchtet ihn.“

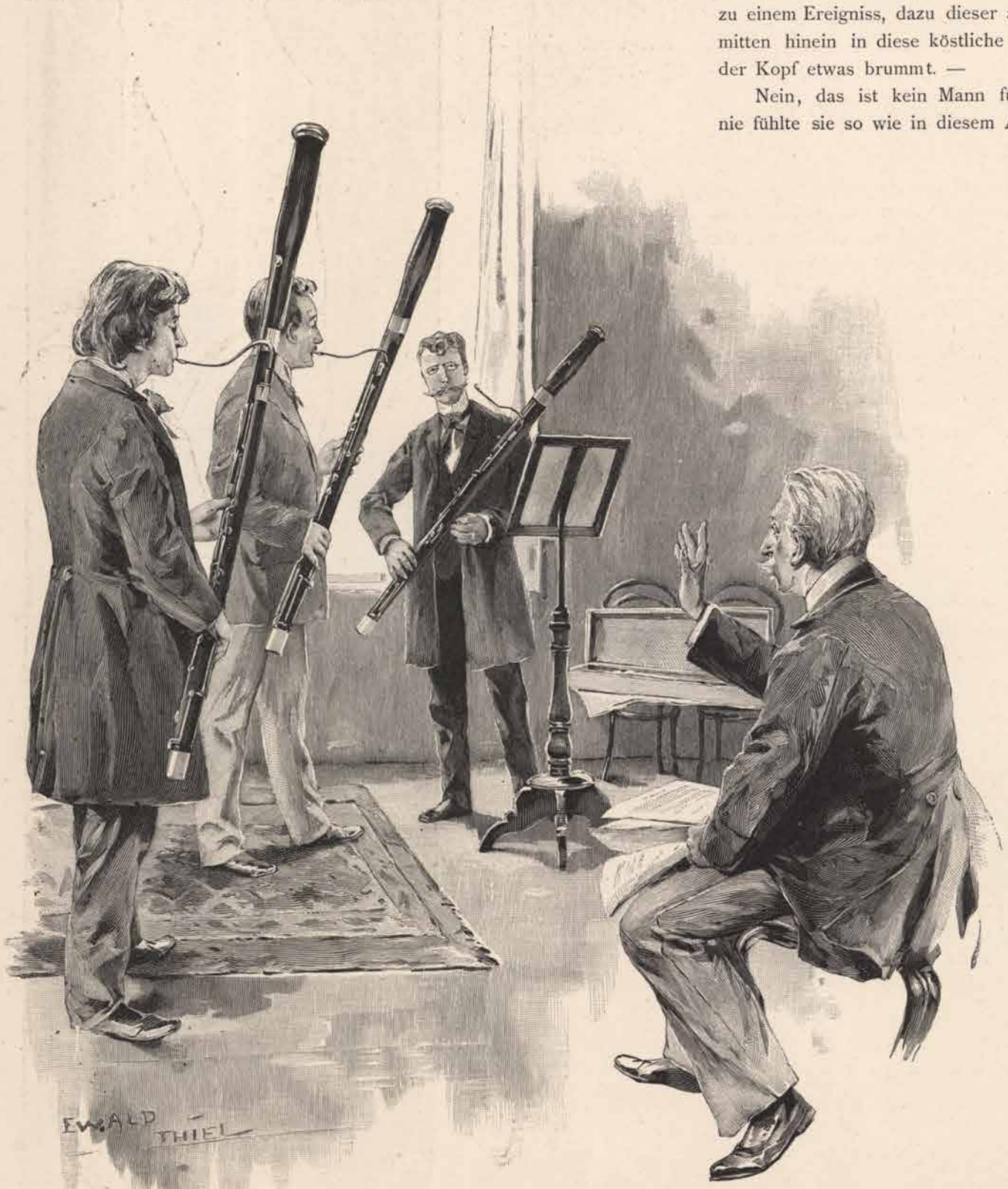
Graf Sturza sprach das in dem resignirten Tone einer schlimmen Erfahrung, zugleich klang es wie eine Warnung. Helene hielt seinen Blick nicht aus.

„Nun, dann bin ich auf meinem Eheocean ein verdammt schlechter Segler! Ich fürchte mich nämlich gar nicht vor meiner sanften Helene“, scherzte Saltern. Helene blickte mit einem innigen Lächeln zu dem Gatten auf.

„Hast es auch gar nicht nöthig, Männi.“

Dann warf sie einen stolzen, sonderbar abweisenden Blick auf den Grafen, der sich rasch erhob.

Er wollte nur im Vorbeireiten rasch vorsprechen, sein formeller Besuch könne erst in einigen Tagen erfolgen, so überhäuft sei er mit Geschäften.



In der Fagottclasse bei Julius Liebeskind.

Ernst verdross dieses steife Wesen unter Freunden, er verhehlte es nicht.

Sturza kämpfte mit sich selbst.

„Ja nun, wir sind keine Jungens mehr, Alter, und wenn einmal eine Herrin im Hause — wenn man so lange in völliger Ungebundenheit gelebt, empfindet man erst recht die Wohlthat einer gewissen äusseren Form.“

Dann reichte er plötzlich Saltern die Hand. „Nein, Ernst, nicht so, Du hast Recht, dann fühlt man erst recht das Bedürfniss wahrer Freundschaft, — und die wollen wir uns erhalten.“

„Bravo! das ist eine Rede!“ rief Saltern, den Freund umarmend. „Die Alten, weiter nichts — und Helene sei die dritte im Bunde.“

Der Graf reichte ihr freimüthig die Rechte.

Jetzt hatte er wirklich Kinderaugen, so treu, so klar.

„Freunde, Helene! Glauben Sie mir, es liegt eine Zauberkraft in diesem Worte.“

Der jungen Frau stiegen die Thränen in die Augen. Er sprach das auch so feierlich, so für ein ganzes Leben, das fühlte man und seine Hand presste die ihrige, dass sie mit Mühe einen Aufschrei unterdrückte.

Als Graf Sturza aus dem Hof sprengte, war sie bereits in ihrem Zimmer, bevor er an einer Kreuzung des Parkweges verschwand, wandte er sich um. Es war doch natürlich, dass sie dem Reiter nachblickte, ebenso dass dieser sich noch einmal umwandte, das geschah ja alles unwillkürlich und doch ertappte sie sich dabei, wie bei etwas Unerlaubtem.

Das kommt davon, wenn man so zurückgezogen lebt! da wird Alles zu einem Ereigniss, dazu dieser aufgeregte Mensch, dieser bunte Erzähler, mitten hinein in diese köstliche Ruhe! — Ein Wunder, wenn einem da der Kopf etwas brummt. —

Nein, das ist kein Mann für sie, trotz all' seiner Vorzüge. Noch nie fühlte sie so wie in diesem Augenblick innerer Unruhe ihr Glück an der Seite Ernst's.

Da war Alles ausgeglichen — Mondlicht gegen Blitzfurchen. Wenn der Mensch nur nicht zu oft kommt! Eine nette Freundschaft! tadelte sie sich selbst.

Und doch haben sie sich schon verständnissvoll zugelächelt — über Ernst. Heisse Röthe stieg ihr in das Gesicht. — Jetzt lag sie schon wieder auf der Ottomane und träumte mit offenen Augen, wie eine Afrikanerin, von schneeweissen, lichtdurchtränkten Mauern, von schlanken Minarets, von riesigen Palmen überragt, tiefblaue Luft darüber, verhüllte Gestalten, Augen wie Glühwürmer aus weissem Burnus hervorblitzend, das war Algier — Mondnacht, bunte Lampen in den Fruchtzweigen, der Klang von Cymbalen, Castagnetten oder so etwas. Eine Tänzerin wiegt den schlanken, bronzefarbigen Leib — schillernde Schlangenringe. — Ein Mann sitzt mit gekreuzten Beinen auf buntem Teppich. Immer enger ziehen sich die Ringe um ihn, plötzlich liegt sie an seiner Brust. — Trunkenes Stammeln, Feuer, Funken — Tigerliebe — Faiful! —

Das junge, blühende Weib seufzte schwer auf und barg das Antlitz in die Kissen.

Herr von Saltern lauschte an der Thüre. Als er die tiefen Athemzüge der Schlummernden vernahm, entfernte er sich wieder, zufrieden mit dem Kopfe nickend.

„Eine glückliche Natur, die Helene! Das wäre so ein Abkühler für den Hitzkopf, den Rolf.“ — [Fortsetzung folgt.]

Intimes
von der
Kgl. Hochschule für Musik zu Berlin.

Von **Friedrich Stein.**

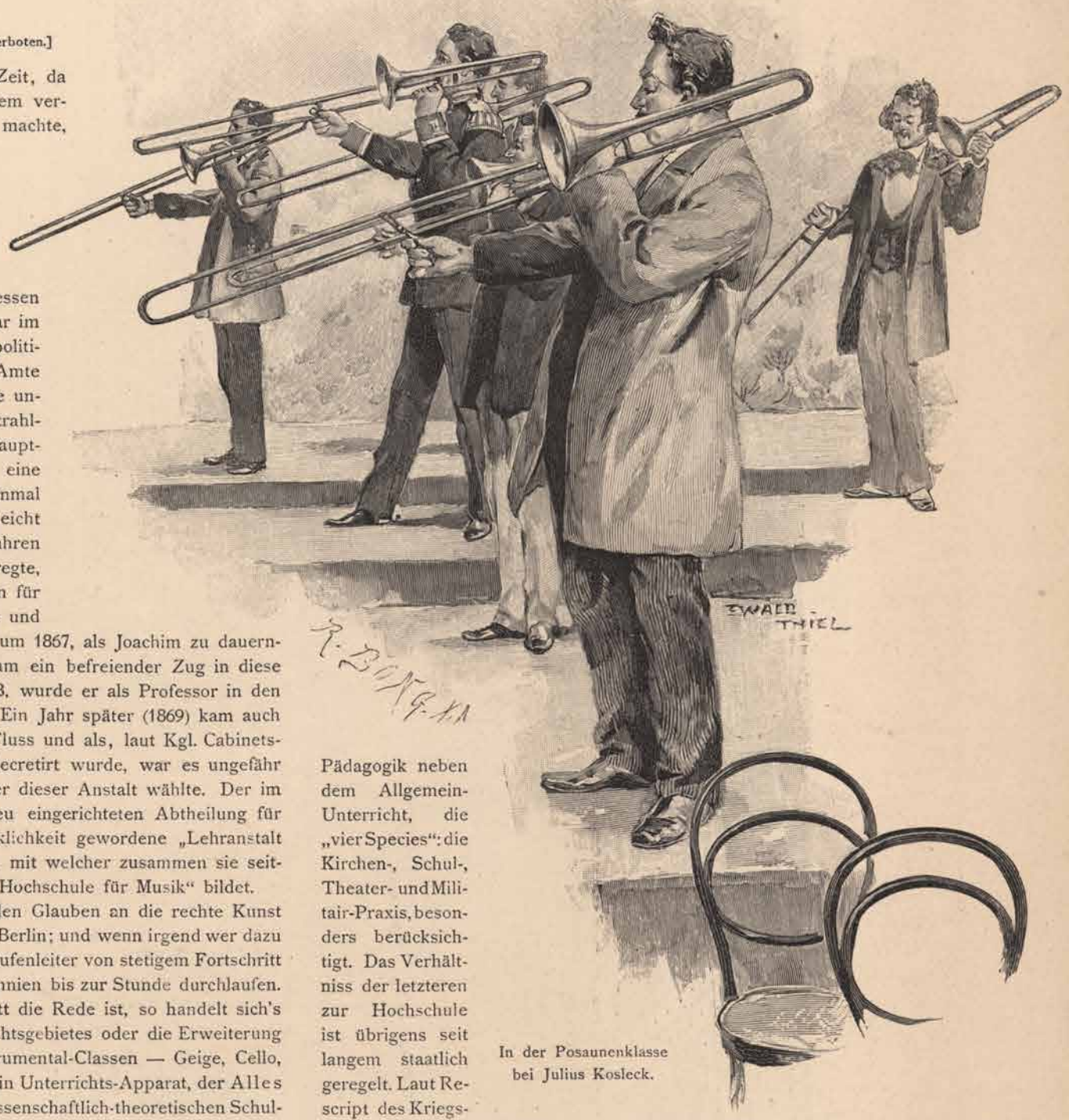
[Nachdruck verboten.]

Das war eine lichtlose, unerfreuliche Zeit, da der verflossene Minister Eichhorn dem versammelten Senat die „Enthüllung" machte, dass er „die musikalische Section der Kgl. Akademie der Künste als der Auflösung und Neugestaltung dringend bedürftig erachte." Er mochte im Grunde Niemandem etwas Unbekanntes damit gesagt haben, nur, dass von nirgendher eine Aussicht auf Besserung des Bestehenden sich erschliessen wollte. Die Interessen der Gebildeten concentrirten sich damals, es war im Jahre 1841, mehr in den philosophischen oder politischen Bestrebungen, der schlechten Welt vom Amte zu helfen. Einzelner musikalischer Glanzgestirne ungeachtet, die damals gerade über Deutschland strahlten, blieb die Musik in Berlin, der deutschen Hauptstadt, noch weit über zwei Decennien hinaus, eine obdachlose Kunst. Denn die Zähigkeit eines einmal festgewurzelten Schablonenwesens ist nicht so leicht zu brechen. Das hat auch Felix Mendelssohn erfahren müssen, als er ergebnisslos den Gedanken anregte, in einer Kgl. Hochschule für Musik ein Centrum für die allort zerstreuten, namhaften Kunst-, Lehr- und wissenschaftlichen Kräfte zu schaffen. Endlich, um 1867, als Joachim zu dauerndem Aufenthalte sich in Berlin niederliess, kam ein befreiender Zug in diese Stagnation. Nicht lange darauf, im Herbst 1868, wurde er als Professor in den Senat der Kgl. Akademie der Künste berufen. Ein Jahr später (1869) kam auch der oben erwähnte Hochschul-Plan wieder in Fluss und als, laut Kgl. Cabinets-Ordre vom 1. April 1869, dessen Ausführung decretirt wurde, war es ungefähr selbstverständlich, dass man Joachim zum Leiter dieser Anstalt wählte. Der im Jahre 1833 an der Akademie der Künste „neu eingerichteten Abtheilung für Composition" trat die am 1. October 1869 Wirklichkeit gewordene „Lehranstalt für ausübende Tonkunst" ergänzend zur Seite, mit welcher zusammen sie seither die in zwei Abtheilungen gegliederte „Kgl. Hochschule für Musik" bildet.

Wenn es irgendwo dringend nöthig war, den Glauben an die rechte Kunst wieder zu wecken, so war es zu jener Zeit hier in Berlin; und wenn irgend wer dazu berufen war, so war es Joachim! Welch eine Stufenleiter von stetigem Fortschritt hat die Hochschule im Wandel dieser drei Decennien bis zur Stunde durchlaufen. Und wenn bei einer Musikschule von Fortschritt die Rede ist, so handelt sich's immer um die Erwerbung eines neuen Unterrichtsgebietes oder die Erweiterung eines alten. Zu Beginn: alles in allem 3 Instrumental-Classen — Geige, Cello, Clavier mit 4 Lehrern und 9 Schülern! — heute ein Unterrichts-Apparat, der Alles umfasst, was zum instrumentalen, vocalen und wissenschaftlich-theoretischen Schulbetriebe einer auf dem Gipfel der Zeitansprüche stehenden Musteranstalt gehört! Wie wurde aber auch von Anbeginn gearbeitet! Trotz unbeschreiblich widriger Verhältnisse, die sich ihm entgegenstemmten, schritt Joachim munter und vorsichtig an die Ausführung seiner musikalischen Absichten. Die ausgebreitetste und genaueste Kenntniss seines Kunstgebietes; seine organisatorische Befähigung, wie seine pädagogische Begabung; seine selbstvergessene persönliche Hingebung an die Aufgabe, wie seine rastlose Schaffensfreude; der sichere Tact, aus dem Vorhandenen allenthalben das relativ Beste zu gewinnen, daneben der im Maasshalten so bewunderungswürdige Geschmack und die unbeirrbare Klarheit des Urtheils in Dingen der Kunst — das alles verbürgte damals den Erfolg der Hochschule, den es uns heute erklärt. Dessenungeachtet durften 13 Jahre seit ihrer Gründung in's Land gehen, ehe sie ein definitives Statut erhielt, während unbeachtete Gegner eine systematische „Oppositions-Litteratur" so neben der vernünftigen Welt herlaufen liessen. Denn die Katzen halten Keinen für eloquent, der nicht wie sie miauen will. Ueberdies giebt es zuweilen Menschen, denen ein Mann von Genie, der zugleich ein Charakter ist, fataler erscheint, als der „declarirteste Schurke".

Was Alles den Meister und seine Schüler nicht anfocht; sie in ihrem vorwärts gerichteten Streben nicht aufhielt. Jede Jahresprüfung ward zum neuen Triumph, deren einer den Glanz des anderen verdunkelte. Bald war das kleine Heim — in dem ehemaligen Wohnhause des Malers Cornelius neben der Raczynski'schen Gemäldegalerie am Königsplatze — zu eng und im Jahre 1884 konnte die Vielbefehdete ihre neue Freistätte in der Potsdamer Strasse 120 beziehen. Zur Stunde erweist sich auch diese wieder als unzulänglich und wird in Kürze von einem neuen, hoffentlich auskömmlicheren Bau abgelöst werden.

Ueber die Lehr-Einrichtungen der Hochschule Eingehendes zu sagen, ist hier leider nicht der Platz — besonders erwähnt sei nur, dass die Musik-



In der Posaunenklasse bei Julius Kosleck.

Pädagogik neben dem Allgemein-Unterricht, die „vier Species": die Kirchen-, Schul-, Theater- und Militair-Praxis, besonders berücksichtigt. Das Verhältniss der letzteren zur Hochschule ist übrigens seit langem staatlich geregelt. Laut Rescript des Kriegsministers vom 1. April 1874 werden alljährlich 10 Musiker (gegenwärtig bei jährlich wechselndem Zu- und Abgange ein Dauer-Bestand von 30 Militairschülern) von den verschiedenen Regimentern „an die Kgl. Hochschule für Musik commandirt", um hier ihre weitere Ausbildung im Spielen von Blas-Instrumenten und dem musik-theoretischen Wissen zu erhalten. Einige Gruppen dieser Militair-Schüler bei ihren uni-sono-Studien können wir unseren Lesern im Bilde vorführen, dank dem willfährigen Entgegenkommen der Herren Classenlehrer.

Was wir aber leider nicht im Bilde vorführen können und was zu schildern auch das Wort sich ungefügig zeigt, das ist der Geist, der im Unterricht auf den Schüler übertragen wird. Von allen Lehrkräften concentrisch wird danach gestrebt, die Zöglinge mit den gesammten musikalischen Werthen der Vergangenheit, wie mit den Strebungen der Zeitgenossen bekannt und den Lehrplan zu einem neutralen Boden zu machen für alle ihm anvertrauten Kräfte, mit sorglicher Berücksichtigung ihrer auseinanderstrebenden Kunstbegabung und Eigenart. Darum auch das auf der Kgl. Hochschule streng befolgte Prinzip des Einzel-Unterrichtes. Soweit sich's nicht um den Fundus aller praktischen Musikstudien: die allgemein wissenschaftlichen Disciplinen, vornehmlich Compositionslehre, Musik-Theorie etc. handelt, denen in allen Unterrichts-Abtheilungen eine eingehende Pflege zu Theil wird, unabhängig von den musikberuflichen Zukunftszielen jedes Einzelnen. Aber auch hier nirgends jenes leblose Massendociren, das von einem Buch, neben dem Kopfe vorbei, in ein anderes übergeht. Wem es erlaubt wäre, dem praktischen Unterricht in den einzelnen Klassen zu lauschen — was aber, dem ernst geschlossenen Charakter der Schule entsprechend, unmöglich ist — dem würde vor Allem Eines auffallen: wie neben der oftmals ganz diametral wirkenden Verschiedenheit der einzelnen Lehr-Persönlichkeiten und ihrer jeweiligen Art, sich dem Schüler mitzutheilen, ihnen allen, gleichsam aus



W. Bombach: Nordische Felsenküste bei Sonnenuntergang.

einem Geiste heraus, gemeinsam ist, die Lehr-Materie zu beleben, die todte Form mit pulsirendem Inhalt zu beseelen! Alle Perceptionskräfte des Schülers werden aufgerufen und angespannt zu selbstständigem Finden dessen, was zu suchen die Lehrmethode ihnen nur den Weg zeigt und ebnet. Nirgends, so im praktischen wie theoretischen Unterricht, jene Schablone, die den Geist tödtet, um den Buchstaben zu glorificiren. Daher auch das freie Selbstbestimmen in der Art der Schüler, das einmal Erfasste wirklich individuell wiederzugeben.

Wie aber Joachim unterrichtet, davon erhält man einen Begriff in den Proben, die den öffentlichen Schüler-Aufführungen vorangehen.

Die auf dem Podium des grossen Concertsaales versammelten Aufführenden: ernste Militairschüler in Uniform, „Civilisten", vom flotten ersten Geiger bis zum gravitätischen Bassisten, junge Geigerinnen in schlichter Schultoilette, eine zarte Harfenistin, die von ihrem Instrument um das Doppelte überragt wird, graziöse Cellistinnen, die mit ihrem spröden Instrument verwachsen scheinen — welch' ein fröhlicher Tumult, den sie alle mit dem Stimmen und Probiren ihrer Instrumente lachend und scherzend vollführen! In diesen orchestralen Hexensabbath tritt Joachim wie ein Sturmbeschwörer — augenblickliche Stille, concentrirte Aufmerksamkeit und aller Blicke hangen an seinen Augen. Bei allen Instrumenten das Spiel ruhig und sicher zu gestalten, den Spieler innerlich unabhängig zu machen, ist seine erkennbare Lehr-Absicht. Alles Uniforme ist ihm offenbar verhasst; die Berücksichtigung und Entwickelung der Individualität, wo solche vorhanden, oberstes pädagogisches Gesetz. Adel und Fülle des Tones; geistige Unabhängigkeit in der Auffassung; ein Vortrag, der die Noten gleichsam dechiffrirt zu wortverständlicher Inhalts-Erklärung — das ist's, was Joachim bei seinen Schülern mit der Hingebung seiner ganzen Persönlichkeit erstrebt und erreicht. Aber nicht bloss das ist ihm geworden. Sein Werk ist: die lebendige Fortwirkung seiner Hochschule, die einen weitreichenden umbildenden Einfluss auch auf fernstehende Musiktreibende und Kunstbeflissene, vor allem durch die von ihm herangebildeten Lehrer gewonnen hat. Ein Einfluss, der seinen Geist in alle Lande trägt und dessen Fortleben unbedingt sichert.

Unsere Bilder.

„Ersehntes Glück" — wir alle halten Ausschau nach der launischen Göttin und ihren Gaben. Was E. von Blaas schöne Maid, ein echtes Kind Italiens, so tief und nachhaltig bewegt, wir fühlen es — — sie sucht das Glück, sie wünscht den geliebten Mann herbei, in dem sich für sie alles Schöne und Begehrenswerthe verkörpert. Sehnsüchtig schaut sie in die Ferne über das Meer. Einsam ists ringsumher, weitab liegt noch das heimathliche Dorf, sie setzt ihre Körbe, in denen sie Blumen und Früchte trägt, auf den Boden und denkt an ihn. Wo er jetzt weilen mag? Dass er doch bald, recht bald zurückkäme! Jetzt liegt die See glatt und einschmeichelnd, sonnig erglänzend und silbernblinkend da, oft aber ist sie wild wie ein böser Dämon: die Schaumkämme überstürzen sich, eintönig klatschend rollen die Kämme an den Strand, um gurgelnd zurückzustürzen und wieder von Neuem anzurollen — ein Spiel von packender Grossartigkeit! Sie aber schaut in banger Sorge auf dieses wilde Spiel, denn der Mann ihres Herzens ist ein Schiffer auf der grossen Fahrt. Wie lautere Poesie berührt E. von Blaas reizvolle Schöpfung. Der Künstler steht jetzt im 54. Lebensjahre. Am 24. Juli 1843 in Albano als Sohn des 1894 verstorbenen Historienmalers Karl von Blaas geboren, besuchte er die Akademieen in Venedig und Wien. Nach längerem Aufenthalte in Rom und Paris und nach ausgedehnten Reisen liess er sich in der herrlichen Lagunenstadt an der Adria nieder, wo er Professor an der Akademie ist. In italienischen Lebensbildern, Volks-, Fischer- und Carnevalsscenen und in Portraits hat er seitdem seine Meisterschaft glänzend bewiesen.

* * *

„Mutterliebe" von G. van der Straeten ist eine jener glücklichen plastischen Schöpfungen des bekannten belgischen Meisters, welche Schönheit der Form und lebendige Wahrheit mit edlen, allgemein verständlichen Gedanken verbinden. Inniges Glück spiegelt sich in den schönen Zügen der Mutter über das kleine Wesen wieder, das sie ihr Eigen nennt und als ihren höchsten Schatz behütet. Wessen Empfinden würde nicht tief von dieser hingebenden, freudigen, selbstlosen Liebe berührt?! Mag die liebliche Schöpfung auch dem Bereiche des Genre angehören, so wird sie doch durch die erhabene Idee, die sie verkörpert, zu einem geradezu monumentalen, hochidealen Kunstwerk emporgehoben.

* * *

„Victoria!" brauste es in machtvollem Ruf aus Tausenden kräftiger Kehlen dahin — die Berliner holten die Siegesgöttin wieder heim, die langentbehrte, die stolz das Brandenburger Thor gekrönt hatte, aber von Napoleon I. im Jahre 1807 nach Paris entführt worden war. Welch' ein Triumph, dass endlich das herrliche Viergespann mit dem Siegeswagen und der siegreichen Göttin wieder da war, welch' eine Freude, welch' ein Sturm höchsten patriotischen Enthusiasmus! R. Eichstaedt hat von diesem unvergesslichen Vorgang in seinem prächtigen Bilde, das eins der schönsten und vielbewundertsten der diesjährigen internationalen Kunstausstellung in Berlin ist, eine packende Darstellung gegeben. Jung und Alt, Männer und Frauen sind hinausgeströmt, um die Victoria begeistert zu empfangen. Freundlich strahlt die Sonne in dieses bewegte, bunte, malerische Bild hinein. Bald ragte wieder über dem Brandenburger Thor die Siegesgöttin mit dem Viergespann, bekanntlich ein Werk Gottfried Schadows, stolz empor. Am 7. August 1814, als König Friedrich Wilhelm III. an der Spitze der Garden seinen Einzug in Berlin hielt, wurde die Heimgeführte wieder enthüllt. Nicht war sie wie früher dem Thiergarten zugewendet, sondern der Stadt. Auch trug sie nicht mehr eine römische Trophae an der Stange, sondern auf dem das Kreuz als Losung des Befreiungskampfes umschliessenden Kranze den seine Schwingen erhebenden Adler. So steht sie noch bis heute in ruhiger Hoheit auf dem Wagen und führt die Zügel ihrer Rosse — insgesammt eine Bekrönung, wie sie von solcher Schönheit kein anderes Thor der Welt aufzuweisen hat.

* * *

„Die erste Aussaat" von P. Stachiewicz in Krakau führt nach Polen. In vielen Gegenden des Landes ist es alter Brauch, geweihte Kerzen auf dem Acker während der Aussaat anzuzünden und hiermit eine gute Ernte zu erflehen. Schwer ist die Arbeit, die der Bauer zu leisten hat. Ein mühseliges Ringen um die Existenz, ein karges Dasein, ein hartes und rauhes Loos ist ihm beschieden. Und diesen Druck hat der Künstler meisterlich zum Ausdruck gebracht.

* * *

„Herbstmorgen" von Chr. Kröner athmet die ganze berückende Schönheit des Waldes. Wer an einem schönen Herbstmorgen in den Wald hinausgezogen ist und das Glück gehabt hat, das Hochwild in seinem Thun und Treiben zu beobachten, wird den Künstler bewundern müssen, der mit solcher unmittelbaren Wahrheit diese Scenerie auf die Leinwand gezaubert hat. Wenige Meister kommen unserem Düsseldorfer Kröner, der jetzt im 59. Lebensjahre steht, in solchen Jagd- und Landschaftsbildern gleich.

* * *

„Der Zwist" von E. von Blaas veranschaulicht eine fesselnde Scene aus dem italienischen Volksleben. Das Temperament des Südländers ist leicht erregbar, heiss wallt sein Blut auf, leidenschaftlich gestikulirt er und eine Fluth von Worten entströmt seinen Lippen. Auch die Frauen sind keine sanften Tauben, wenn sie die Leidenschaft packt. Wie sie zetern und keifen, gestikuliren und das Gesicht verzerren! Fast nimmt es sich so aus, als ob die beiden holden Schönen, die das Zungengefecht mit der hinreissendsten Geläufigkeit führen, gar zu Thätlichkeiten übergehen wollen. Was sie so in Wuth versetzt, lässt sich nur vermuthen. Sollte nicht so eine Art Don Juan im Spiele sein, der beiden seine Gunst gespendet und nun zu flammender Eifersucht Anlass gegeben hat? Möge das Drama, das der Künstler so lebendig veranschaulicht, im Interesse weiblicher Anmuth und Liebenswürdigkeit bald zu einem friedlichen Abschluss gelangen.

* * *

„Siegesfreude" von Th. Rocholl ist eins der bemerkenswerthesten Bilder, welche die deutsche Abtheilung der diesjährigen Internationalen Kunstausstellung in Berlin ziert. Heiss haben die Helden gestritten, hageldicht fielen die Hiebe auf Blechhauben, Harnische und Beinschienen, aber der Sieg ist dem kleinen Häuflein trotz der Feinde Uebermacht geblieben. Und so traben denn die Sieger, den lustigen Genossen, der frohgemuth das Panier schwingt, an der Spitze, auf ihren schweren Rossen die Anhöhe hinauf, um sich im kühlen Waldesschatten zu lagern. In dem frischen und leuchtkräftigen Colorit des Bildes spiegelt sich die Kraft dieses deutschen Reckenthums vortrefflich wieder.

* * *

In der „Nordischen Felsenküste bei Sonnenuntergang" schildert W. Bombach in Berlin ein eigenartiges Motiv der Küstenbildung, das in seiner grossartigen Wirkung von der Kraft der Elemente beredtes Zeugniss ablegt. An den Bergesriesen, die sich ins Meer recken, nagen zerstörende Kräfte. Die Gletscher führen die losgerissenen Felsstücke zum Meer, wo schon tausende solcher Brocken lagern. Ein wahres Wirrsal an grossen und kleinen Steinen bietet sich dar. Das Wasser, das sie schon viele Jahre umspült, hat sie glatt geschliffen, so dass sie sich oft ausnehmen, als habe sie ein von der Hand des Menschen geführtes Werkzeug bearbeitet. Seltsam nimmt sich das Ganze aus, und ganz besonders beim Abendsonnenschein, wenn röthlich glänzende Tinten auf die Steine fallen und diese wundersam leuchten lassen.

* * *

„Sei artig!" von E. M. Sturtevant bedarf keiner Erklärung. Eine Schöpfung ist es, in der sich die Anmuth der liebenswürdigen, graziösen Herrin und die Fügsamkeit und Anhänglichkeit der prächtigen Dogge zu höchstem Reiz paaren. Frisch und humorvoll berührt „Das letzte Streichholz" von Ewald Thiel. Wir alle kennen solche Situation und sind daher in der Lage, die feine Beobachtungsgabe und die treffliche Darstellungsweise des geschätzten Künstlers, der den Lesern der „Modernen Kunst" ein alter Bekannter ist, nach Gebühr zu würdigen. Eine der besten Arbeiten ist es, die er bisher geliefert. „Bankerott" von Hans Volckmer in München ist eine meisterlich gemalte Tragödie. Der Ruin des Hauses ist eingetreten, gebrochen ist der Chef der Firma hingesunken und vergebens sucht ihn die festlich gekleidete, verstört dreinschauende Gattin zu trösten.



Marie Heuer. Bildniss der Königin Luise.

Nach einem wieder aufgefundenen Original der Madame Lebrun.

Momentbilder aus der Marine.

Von **F. Freiherr von Dincklage.**

[Fortsetzung.]

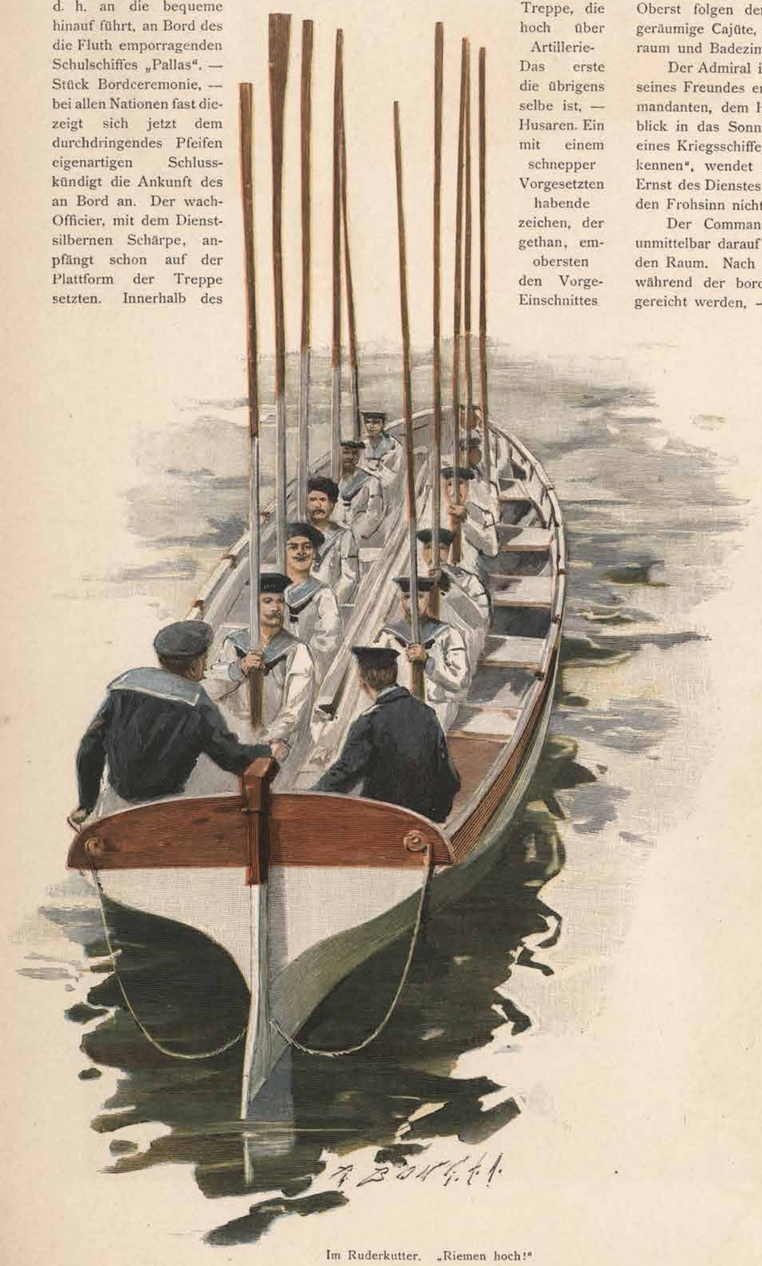
[Nachdruck verboten.]

III.

Tanz und Spiel der Matrosen an Bord.

„Also morgen Nachmittag um Vier auf der Gefionbrücke!“ Mit dem Abschiedsgrusse war der Oberst am Abend aus des Admirals gastlichem Hause entlassen. Der Vormittag war dann zu einigen Besuchen verwandt und jetzt erwartete die Dampfpinasse des Geschwaderchefs den Admiral. Pünktlich trifft dieser mit seinem Freunde ein und schon nach wenigen Minuten rascher Fahrt ist das Ziel für den heutigen Tag erreicht. „Dienst kann ich Dir heute nicht zeigen, da Sonntag ist“, hat der Seemann erklärt, „aber dafür ein Stück heiteren Bordlebens im Hafen“.

Die Pinasse legt sich nach elegantem Bogen an das Steuerbord-Fallreep, d. h. an die bequeme Treppe, die hoch über Artillerie- hinauf führt, an Bord des Das erste die Fluth emporragenden die übrigens Schulschiffes „Pallas“. — selbe ist, — Stück Bordceremonie, — Husaren. Ein bei allen Nationen fast die- mit einem zeigt sich jetzt dem schnepper durchdringendes Pfeifen Vorgesetzten eigenartigen Schluss- habende kündigt die Ankunft des zeichen, der an Bord an. Der wach- gethan, em- Officier, mit dem Dienst- pfangen silbernen Schärpe, an- den Vorge- pfängt schon auf der setzten. Plattform der Treppe Innerhalb des Einschnittes



Im Ruderkutter. „Riemen hoch!“

in der ‚Reiling‘, des Durchganges auf das Deck — dieser Durchgang heisst Fallreep — haben sechs Matrosen, Fallreepsgäste, Aufstellung genommen. Jetzt wieder die Pfeife des Boots- oder Oberbootsmannes, und der Admiral betritt das Deck. Die dem Fallreep gegenüber angetretene Wache präsentirt das Gewehr — der Tambour schlägt — der Commandant tritt grüssend heran, und der dienstliche Empfang ist vorüber. Der Admiral und der Oberst folgen dem Commandanten in dessen geräumige Cajüte, aus Wohn-, Schlaf-, Ankleideraum und Badezimmer bestehend.

Der Admiral ist heute lediglich als Begleiter seines Freundes erschienen und bittet den Commandanten, dem Husaren-Kameraden einen Einblick in das Sonntagsnachmittagsleben an Bord eines Kriegsschiffes zu gewähren. „Du sollst erkennen“, wendet er sich an diesen, „dass der Ernst des Dienstes auch auf Sr. Majestät Schiffen den Frohsinn nicht ausschliesst“.

Der Commandant drückt auf den Knopf der elektrischen Glocke und unmittelbar darauf tritt der Läufer — die Ordonnanz sagt man am Lande — in den Raum. Nach erhaltener kurzer Instruction verschwindet der Matrose und während der bordübliche Sherry und die ebenso obligaten Angosturatropfen gereicht werden, — hat der Oberst Gelegenheit sich in dem, mit ausserordentlichem Geschmack und inventiöser Raumverwendung eingerichteten Interieur umzusehen. Zur Vertäfelung sind Hölzer in verschiedener Nüance gewählt, vom Mahagoni bis zum weissen Ahorn und dem dunkelen Jakaranda. Kostbare Oelbilder zieren die Mittelpaneele. Divan und Lehnsessel sind mit Corduanleder bezogen. Der Lichtschacht, durch den das Oberlicht niederfällt, ist mit lebendem Epheu bekleidet, der sich bis an den vergoldeten Stangen des Skylight weiter rankt. Das Ganze ist behaglich und es ist gewiss nicht zwecklos, wenn man dem Seeofficier das doch verhältnissmässig wenig umfangreiche Heim, auf das er oft durch Monate angewiesen ist, möglichst bequem einrichtet — so gut es eben geht, denn für den jüngeren Officier ist nur auf wenigen Schiffen ein grösserer Raum bemessen, circa 6—8 Fuss im Quadrat. Aber was ist alles in dieser Kammer, die häufig noch zwei ‚Kojen‘, d. h. Betten von allerdings unglaublicher Schmalheit über einander aufweist und von zwei Officieren bewohnt wird. Schreibtische, Schränke, Waschtoilette — alles ist sinnreich angelegt und zum Theil in die Wände eingebaut, und kein Seeofficier wird es unterlassen, seine Cabine mit eigenen Mitteln noch zu verschönen, wenn Reisen an ferne Küsten Gelegenheit zum Ankaufe von Waffen und Kunstproducten fremder Völker bieten.

Natürlich fehlt auch in keinem Raume der Officierwohnungen die elektrische Beleuchtung, der ja an Bord der modernen Kriegsschiffe eine bedeutungsvolle Rolle zugemessen wird. Alle Maschinen-Räume, Kohlenbunker, Munitionsmagazine u. s. w. liegen ja unterhalb des Wasserspiegels und in Panzerschiffen unterhalb des Panzerdecks, entbehren also jeglichen Tageslichtes. Wie unentbehrlich aber die Scheinwerfer in Kriegszeiten sind, werden wir später noch sehen. — — —

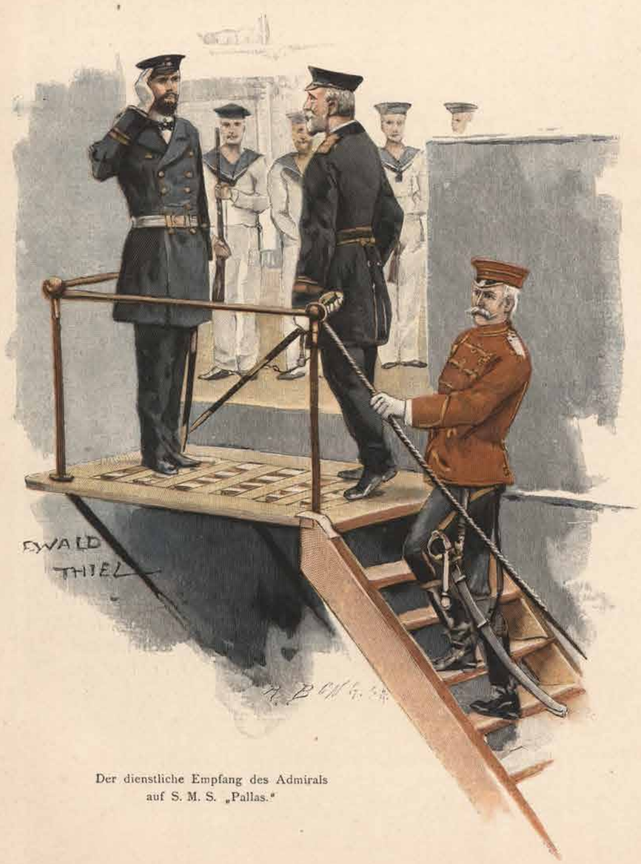
Die Klänge einer Polka tönen jetzt bis zur Commandantencajüte herüber und laden zum Betreten des Batteriedecks ein. Ein eigenartiges, reizvolles Bild entrollt sich hier vor den Augen der Zuschauer. Die Bordcapelle — 12 Matrosen unter dem Hoboisten — vor wenigen Minuten erst durch den Läufer avertirt, hat sich um einen der gewöhnlich unter das Deck geklappten Tische niedergelassen und spielt — wirklich erstaunlich rein und gut. Die Matrosen aber drehen sich im Tanze zwischen den mächtigen 24 cm-Geschützen, die zu beiden Bordseiten ihre ehernen Schlünde aus den jetzt geöffneten Schiessscharten — den Pforten — hinausstrecken.

Die Officiere des Schiffes sind vollzählig vertreten und mit ihnen freuen sich eine Anzahl von Damen des heiteren und



In der „öffentlichen Meinung“ im Holsten-Hôtel.

malerischen Genrebildes. Die Gemahlin des ersten Officiers, des Subbeherrschers des Schiffes, ist mit einigen anderen Officiersfrauen der Einladung ihres Gemahls an Bord gefolgt und schon im Vorübergehen an der Kammer des Capitain-Lieutenant hatte der Oberst Gelegenheit, einen Blick in den behaglichen Raum zu werfen — die Damen waren schon im Batteriedeck. — Eine grosse Decke von Affenfell bedeckte die Schlafstätte und gab ihr ein divanartiges Ansehen. Die Sectgläser und die Kuchenschüssel auf dem Tische zeigten, dass man auch Damen an Bord nicht darben lässt, und jetzt dringt sogar ein würziger Kaffeeduft von dem mit Tassen gefüllten Tablett, das eben der Bursche in die Kammer trägt, bis in die Batterie hinüber. Wie auch den Damen Gelegenheit zum Tanze geboten wird,



Der dienstliche Empfang des Admirals auf S. M. S. „Pallas.“

werden wir noch sehen. Inzwischen hat der Matrosen-Ball sein Ende genommen und der Oberst findet Gelegenheit auch andere Unterhaltungen der Matrosen kennen zu lernen. Während dort unter der Back, im Vordertheile des Schiffes, sich Gruppen zusammen finden, die zur Cigarre oder Shagpfeife ein Garn spinnen, während andere Blaujacken sich mit dem Spiele mit etwas zweifelhaften Karten die Ruhezeit kürzen, vergnügt sich eine Anzahl von Maaten und „Einjährigen“ mit dem „shuffle-board“, einem besonders beliebten Deckspiele, in welchem hölzerne Teller mit spatenartigen Schlägeln getrieben werden — etwa wie die Bälle beim cricket — oder mit dem „Bleilaatsch“, wobei es darauf ankommt, Blei oder Gummischeiben in die Felder eines mit Kreide auf das Deck gezeichneten Spielplanes zu schleudern.

IV.

Der Gast in der Messe.

Der Oberst hat Gelegenheit genommen, die Officiere S. M. S. „Pallas“ im Batteriedeck kennen zu lernen und wird nun aufgefordert, auch die „Messe“ — den Salon und Speiseraum derselben zu betreten. Um den Esstisch — bei Kaffee und Cigarren sitzt die fröhliche Gesellschaft — es ist ein grosses Officiercorps an Bord, da eine Reihe von Unterlieutenants zu einem Artilleriecursus auf die Pallas commandirt sind. Bald fühlt sich der alte Landsoldat äusserst behaglich im Kreise der jungen Kameraden und trinkt ein volles Glas Sect auf deren Wohl. Die Gastfreundschaft in der Marine ist so ausgeprägt, dass der Willkommentrunk fast selbstverständlich ist, sobald ein Fremder die Messe betritt. Die Messe ist aber ein Begriff, der zugleich das Officiercorps eines Schiffes mit in sich schliesst. So zum Beispiel ergehen Einladungen vom Commandanten und der Officiermesse S. M. S. „Pallas“. Der Commandant gehört niemals zur Messe. Er hat stets seine eigene Küche und Pantry, nimmt immer auch seine Mahlzeiten allein. — Das ist überall auf Kriegsschiffen hergebracht und kennzeichnet gleichsam die hohe Würde, die er an Bord bekleidet und die so weit reicht, dass er in offener See fast unbeschränkt seinem Willen Nachdruck geben kann.

Die Messe ist mit solidem Luxus und möglichstem Comfort eingerichtet. Auch hier finden sich stets gute Bilder — meist aus dem Seeleben — und selten fehlt das Pianino, denn die Musik liebt der Seemann nun einmal. Auch heute folgt ein bereits befahrener Capitainlieutenant gern der Aufforderung, einige seiner Niggersongs vorzutragen und er thut das in einer Vollendung, dass der Oberst sich schüttelt im Lachen. Dazu spielt er die Zither in einer erstaunlichen Vollendung. Wenn er aber vor dem Refrain seiner ‚songs‘ die Aufforderung „all together please!“ ergehen lässt, dann stimmt Alles ein in das „Glory, glory — Halleluja!“ Dass heute ausnahmsweise Commandant und Geschwaderchef an der ungezwungenen Vereinigung theilnehmen, scheint nur zur Förderung der Stimmung beizutragen. Es kommt — vielleicht à vue des Obersten — einmal wieder auf die kleinen Neckereien der Badegäste, der Nichtseeleute an Bord hinaus. „Wissen



In der Kammer des ersten Officiers beim Kaffee.

Ew. Excellenz schon", fragt ein Lieutenant z. S. den Admiral, „was dem Stabsarzt von der „Valesca" beim letzten Anlaufen in Plymouth passirte?" „Nein!" antwortete der Admiral. „Die Valesca-Messe war von der Messe H. M. S. „Thunderclap" zum Luncheon eingeladen und die englischen Officiere trugen ihre kurzen dinner-jackets. Der gelehrte Herr Doctor, der ein enragirter Turner ist, war zum ersten Mal in England. Als er den dining-room betrat, war er über den Anzug so consternirt, dass er die Herren mit einem kräftigen „Gut Heil!" anredete!" Alles lacht und mit einem geheimen Grauen flüstert der anwesende Marinepfarrer von der Valesca seinem Nachbar zu: „Nun wird's auch über mich hergehen!" „Ja richtig" sagt dieser, „unserm frommen Herrn hier ist da auch ein kleiner seemännischer Irrthum untergelaufen. „Es war ein Reef in die Untersegel gesteckt — und der erste Officier hatte mit lauter Stimme in das Sprachrohr commandirt: „Hol steif — los Buliens!" Der Prediger hört in der Messe den Ruf — stürzt die Kajütstreppe hinauf und fragt ganz ängstlich: „Wo ist denn der Bulle los?"

„Nun ja" — erklärte der Geistliche — „ich glaubte im ersten Augenblicke, es sei vielleicht Schlachtvieh an Bord."

Die Stunden sind im Fluge dahin gegangen und schon strahlt überall das elektrische Licht in den inneren Räumen des Schiffes, als der Admiral und sein Freund von Bord gehen. Dieselben Formalitäten wie beim Kommen. Diesmal aber wird statt der Pinass ein Ruderkutter zur Ueberfahrt benutzt. Die Matrosen in weissen Bordanzügen nehmen auf Commando die „Riemen hoch!" Die Officiere besteigen das Boot, der höchste immer zuletzt, und unmittelbar nachdem der Admiral Platz genommen, commandirt der am Ruder sitzende Bootssteurer, diesmal ein Seecadett: „Ab!" Der Bugmann setzt mit einem Haken vorn das Boot vom Schiff frei. Dann: „Lass fallen!" Die Riemen tauchen ein. „Ueberall!" lautet dann das Commando und in raschem Fluge schneidet das schmale Boot durch das Wasser. [Fortsetzung folgt.]

Faiful.

Novelle von **Anton Freiherr von Perfall.**

[Nachdruck verboten.]

Capitel II.

Graf Sturza fühlte sich verlassen auf Stolzenfels. Das Schloss, seit 20 Jahren von einem alten Hagestolz, dem Erblasser bewohnt, war ebenso vernachlässigt wie die Wirthschaft. Es fehlte also nicht an Arbeit, und Rolf hatte das Bedürfniss, endlich einmal etwas Positives zu schaffen; aber die entsetzliche Ruhe, die hier herrschte! Dann fror es ihn so in den monotonen, riesigen Gemächern. Diese steifkrägigen Ahnenbilder in langen Reihen, diese verrosteten Waffen an den Wänden, dieser ganze morsche Altväterhausrath strömte einen Modergeruch aus, der das Heimweh in ihm wach rief nach der ganzen sinnlichen Weichheit des Südens. Er versuchte alles Erdenkliche, sich an die neuen Verhältnisse zu gewöhnen, Jagd, Sport, alles umsonst, er kam immer wieder auf einen Punkt. Eine Frau muss in das Haus, dann wird Alles anders werden. Er war der Letzte seines Stammes, also verpflichtet zur Ehe, ausserdem drängte sein ganzes Wesen nach weiblicher Atmosphäre.

Leicht gesagt! Aber wenn er geistige Revue abhielt, musste er selbst lachen. Was wollte er mit all' diesen blutarmen, zarten Geschöpfen, mit diesen blonden deutschen Mädchen, die er in Erinnerung hatte. Sie erschienen ihm alle so fahl, so nüchtern, wie sein gegenwärtiger Aufenthalt.

Saltern hatte ganz recht mit dem gefährlichen, mörderischen Zeug, es hatte ihn vergiftet durch und durch. Aber was half es! Er lechzte nach dem süssen Gift und um diesen Durst zu befriedigen, nimmt er kein deutsches Mädchen zum Weib, dazu genügt allein eine Sklavin, eine Faiful.

Abhärten, körperlich und geistig, das war die einzige Rettung, auch da hatte Saltern recht, — dann kommt die Heilung. Er hatte doch deutsches Blut in den Adern. — Also! Und er takelte das Segelboot neu auf und kreuzte auf dem See herum, an dessen südlicher Bucht Stolzenfels lag.

In einer halben Stunde fuhr er leicht hinüber nach Saltern. Dort fand er ein Heim, in dem er sich wärmen konnte.

Diese keusche Vorsicht und Zurückhaltung, mit welcher Helene ihn behandelte, gefiel ihm. Das war echt deutsch. Dieses Wesen witterte instinctiv in ihm den frivolen, in seiner Leidenschaft zügellosen Mann, nur

eines vergass sie dabei und das kränkte ihn, dass er der Freund ihres Gatten und ein Gentleman, in Folge dessen für sie höchst ungefährlich war.

Doch gleichviel! Sie lehrte ihn wieder das Weib achten, das war die Hauptsache. Dass sie ihn so oft unwillkürlich an die Tänzerin erinnerte, — dieses üppige Sichgehenlassen, dieses träumerische Wesen, diese verhaltene Gluth in den dunklen Augen, etwas Sündhaftes geradezu in den weichen und doch schlanken Formen. Das war nur ein Rückschlag, ein Schnickschnack seiner noch nicht gebändigten Phantasie und noch dazu ein recht hässlicher, der Gattin seines Freundes gegenüber.

Er gab sich alle Mühe, ihn auszumerzen. Die Heirathsgedanken traten immer mehr zurück. Es war gar nicht so schlimm mit der Langeweile auf Stolzenfels und wenn sie ihn beschlich, nun dann blähten sich ja rasch die Segel gegen das andere Ufer, wo aus dem Buchenwald der spitze Thurm von Saltern winkte.

Der intime Verkehr Sturzas, einer so ausgesprochenen starken Individualität, konnte nicht ohne Einfluss bleiben auf das Saltern'sche Ehepaar.

Es kam Leben in die Bude. Helene kam zur Erkenntniss, dass sie den Grafen ganz falsch beurtheilt nach der ersten Begegnung; sein sie damals beunruhigendes aufgeregtes Wesen, war nur eine Folge der noch frischen Reiseeindrücke, der ersten Mittheilung; dafür kam wieder der kerngesunde, zu allen erdenklichen unschuldigen Tollheiten aufgelegte Mann, wie ihn Ernst unzählige Male ihr geschildert, mit den frischen Empfindungen eines Jünglings zur Geltung, der sie tüchtig aufrüttelte, aus ihrem Geist und Körper gleich schädlichen Phlegma. Das war eine förmliche Stahlkur für sie.

Sie war jetzt Leichtmatrose auf der „Faiful", so wurde trotz des energischen Widerspruches Salterns, das neue stattliche Segelboot, nach einer unbegreiflichen Laune Helenens, welcher Sturza mit Freuden nachgab, getauft.

Ihre weichen, zur Ueppigkeit geneigten Formen gewannen an Energie, ein gesundes Goldbraun verlieh ihrem Antlitz neuen Reiz.

Sturza war Capitain. Er trug sich etwas phantastisch. Ein grauer Filzhut mit einer Geierfeder sass ihm kühn auf dem Haupte, ein rothes Wollhemd, eine Erinnerung an die Diggings von Californien, bot die breite Brust frei dem Seewind. Ein herrlicher Pirat. Ernst, der Steuermann, — er that sich auf seine nautischen Kenntnisse mehr zu gut, als auf sein ganzes übriges reiches Wissen, stack in einem vollständigen Seemannsanzuge, mit Südwester und Theerjacke.

War er verhindert, nahm Helene seinen Posten ein, doch war er viel zu eifersüchtig darauf, als dass er das oft geschehen liess.

Geschah es aber, durchschnitt die Faiful nicht minder sicher die tiefgrünen Wellen, und der Capitain hatte seine helle Freude an der schmucken Blaujacke. Er freute sich der neuen Kindschaft seiner Seele, welche ihm so innigen Verkehr mit einem jungen schönen Weibe gestattete, ohne die geringste Beunruhigung, ohne den leisesten, unlauteren Gedanken; dass diese Genugthuung, welche seine Brust schwellte, schon an und für sich unlauter war, daran dachte er nicht.

Eher stiegen in ihr Bedenken auf, über diese Fahrten zu Zweien; dass sie selbst die Gelegenheit dazu auf jede Weise förderte, war nicht der Grund, es handelte sich ja für sie nur um den Platz am Steuer; war Ernst da, fühlte sie sich völlig überflüssig, aber der Graf war ihr redlicher Helfer dabei, das war das Bedenkliche. Er erdichtete sogar Vorwände, heckte umständliche Pläne aus, um zu seinem Ziele zu gelangen.

Sie befand sich dann in der peinlichen Lage, ihn entweder verrathen zu müssen und dadurch eine Missstimmung zwischen den Freunden herbei zu führen, welche sie um Alles vermeiden wollte, wusste sie doch, wie theuer der Freund ihrem Gatten war, oder nothgedrungen zu schweigen, damit aber die Mitwisserin, die Verbündete des Grafen zu werden.

Wozu denn das? Er sprach ja kein Wort zu ihr, dass ihr Gatte nicht hätte hören dürfen, das beruhigte sie immer wieder und liess sie schweigen.

Wieder war eine Fahrt projectirt. Man wollte in aller Frühe aufbrechen und den ganzen Tag auf dem Wasser zubringen.

Helene freute sich kindisch. Sturza wollte sie im nächsten Fischerdorfe mit dem Segler erwarten.

Da kam noch spät Abends Botschaft vom Grafen. Es handelte sich um ein dringendes Geschäft, welches Sturza für Saltern vermittelte, um den Ankauf eines angrenzenden Bauerngutes; die Verbriefung müsse sofort stattfinden, der Segler stehe aber jedenfalls zur bestimmten Stunde bereit, für den Fall Ernst die Partie trotzdem nicht aufgeben wolle.

Helene war empört. Sie durchschaute sofort den Plan. Der Graf rechnete nicht nur auf das Pflichtbewusstsein ihres Gatten, welches seine Betheiligung an der Partie von vornherein ausschloss, sondern auch, was das schlimmste war, auf ihre Bereitwilligkeit, seine List zu unterstützen.

Im ersten Augenblicke war sie fest entschlossen, letzteres nicht zu thun.

Ernst drang in sie, allein mit Rolf zu fahren, den man doch nicht nutzlos warten lassen könne. Dieses Vertrauen ihres Mannes erhöhte nur ihren Groll auf Sturza.

Es war an der Zeit ihm gründlich die Wahrheit zu sagen, ihm die ganze Verwerflichkeit seiner Handlungsweise vorzuhalten, die er wohl gar nicht so nahm, in seiner lockeren Anschauungsweise.

Das Erröthen vor einer Frau ist das beste Heilmittel für solche Männer.

So beschloss sie der Aufforderung ihres Gatten zu folgen, Mittag nach Abschluss des Geschäftes wollte man sich in Stolzenfels treffen. Darauf drang sie energisch. — Auf der Fahrt nach dem Fischerdorfe, durch den köstlichen Herbstmorgen, entwarf Helene die Strafpredigt, sie sollte vernichtend werden, ein für alle Male Klarheit schaffen. — Oder beschwor sie damit erst die bösen Geister in diesem Manne?

Rolf stand im Boot und winkte ihr schon von Weitem zu, der weithin sich dehnende See dampfte im leichtdurchglühten Morgennebel, durch welchen rosig die hügeligen Ufer schimmerten. — Herrlich!

Ein jauchzendes Lebensgefühl stieg in ihr auf, wie sie es noch nie gefühlt. Und da sollte sie schmollen und grollen?

Er hielt es nicht einmal der Mühe werth eine Ueberraschung zu heucheln, dass sie kam, allein kam, das drückte ihre Stimmung herab.

Er schmunzelte listig. „Sind Sie nun zufrieden?" sagte er, ihr beide Hände entgegenstreckend. „Jetzt können sie steuern nach Herzenslust." Diese Offenherzigkeit machte sie völlig verwirrt. Empfand er wirklich selbst nicht das Unerlaubte, geradezu Verächtliche seiner Handlungsweise, oder hatte sie ihm bereits Veranlassung gegeben, kein Hehl daraus zu machen? — Sie war sich nicht der geringsten Schuld bewusst — so musste das Erstere der Fall sein, dann war sie ja ganz recht gekommen.

Sie ergriff seine Hand nicht.

„Mittag müssen wir in Stolzenfels sein, Ernst erwartet uns dort", sagte sie seine Worte scheinbar nicht beachtend, „nach dem Geschäft".

Der Graf lachte, er verstand die spöttische Betonung der letzten Worte offenbar falsch. Helene eben im Begriffe einzusteigen, war nahe daran umzukehren.

Graf Sturza schien heute in gefährlicher Laune, nur ihr Vorsatz hielt sie davon ab.

Sturza machte das Boot flott, man musste mit den Rudern nachhelfen, bis man aus der kleinen Bucht heraus vor den Wind kam.

Helene ergriff das Steuer. Wenn sie nicht sprach, war sie die Mitschuldige des Betruges und doch fürchtete sie sich davor. Seine Frage, sein Lachen liessen ja keinen Zweifel mehr, dass er Ernst absichtlich zurückgehalten — und doch war Vorsicht nöthig.

Er machte sich unnöthig viel mit dem Segel zu schaffen, knüpfte und knüpfte.

„Ist das Geschäft wirklich so dringend", fragte sie plötzlich.

„Sehr dringend, — wollt' ich meinen!"

Er sah sie wieder so verschmitzt lächelnd an, dass ihr eine Blutwelle in das Gesicht stieg.

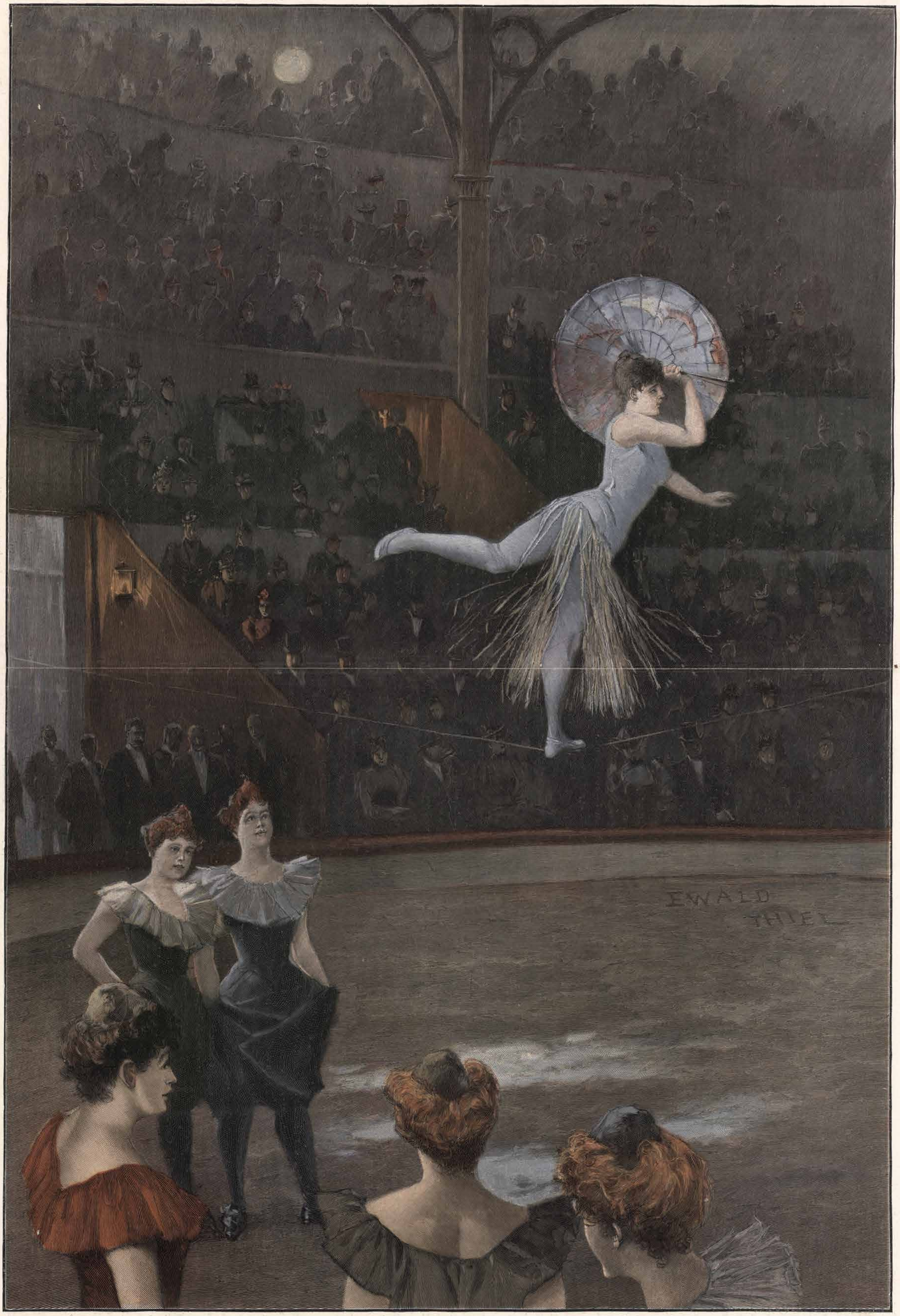
„Wie kann ein Mann wie Sie, es über sich bringen, seinen besten Freund zu täuschen?" sagte sie plötzlich in völlig verändertem Tone.

Dem Boote theilte sich die Erregung der Lenkerin mit, es legte sich auf die Seite. Sturza verlor das Gleichgewicht und fiel gerade vor ihre Füsse. Er zögerte sich aufzuraffen, sein Haupt berührte ihre Knie.

„Da haben Sie es! der Schreck hat mich niedergeworfen. Ich täusche meinen besten Freund! Wie das klingt! Jetzt fehlt nur noch, dass ich ihm seine schöne Frau raube."

Dabei blickte er so treuherzig zu ihr empor, dass Helene sich Mühe geben musste, ihren Ernst zu bewahren.

Er war eben ein grosses Kind, trotz all' seiner Erfahrung, ein unbesonnener Tollkopf, der ohne Bedenken jeder Eingebung folgte.



Ewald Thiel: Drahtseilkünstlerin.

Sie fühlte sich in diesem Augenblicke wirklich überlegen. „Scherzen Sie nicht!“ sagte sie. „Sie nehmen die Sache doch etwas zu leicht. Sie haben Ernst nicht nur getäuscht, der Verkauf hätte auch ein andermal stattfinden können. Sie haben auch auf mein Einverständniss gerechnet.“ Sturza erhob den Kopf und sah Helene fremd an.

„Ich habe Ihnen eine kleine Freude machen wollen. Sie steuern gern und Ernst lässt Sie nicht, — das ist Alles!“

„Und doch sehr viel — wenn es Ernst wüsste!“—

„Glauben Sie, glauben Sie wirklich — er könnte —“ Ein peinliches Gefühl zeigte sich in des Grafen Antlitz.

„Er müsste“, erwiderte Helene.

Sturza erhob sich rasch. „Dann soll er es auch wissen — sobald ich ihn sehe, soll er es wissen —“

Helene erschrak. Der Graf blickte so zornig.

„Was soll er denn wissen?“

„Alles! dass ich ihn arglistig hinweggelockt, um Ihnen diesen Platz zu sichern, dass ich es vorziehe, mit Ihnen allein zu segeln, dass er mir im Wege ist dabei, dass kein Raum für drei im Boot — alles, alles! Und dann, dann soll er mich abdanken als Freund, mich wieder zurückschicken nach Afrika, in das Land der Tiger, der Schlangen, wo ich hingehöre.“

Plötzlich liess sein räthselhafter Grimm nach und er lächelte über das entsetzte Gesicht Helenens.

„Nein, gnädige Frau,“ sagte er, noch immer erregt, „es ist ja Alles nicht wahr, Spass. Das Geschäft ist wirklich sehr dringend, ich weiss wie viel Ernst an dem Kaufe gelegen ist. — Bleibt noch, dass ich wirklich gerne mit Ihnen allein fahre. — Wenn das Unrecht ist, mag ja sein — ich weiss selbst keinen rechten Grund dafür; wenn Ernst dabei ist, freue ich mich ja auch, möchte ihn gar nicht missen, — aber zu Hause, da kommen mir oft so Gedanken. Es ist so enge im Boot, am liebsten bin ich ja allein. Gott, bis man sich an all' die Culturlügen wieder gewöhnt! Was ist denn dabei, wenn wir allein segeln! Sagen Sie selbst, was ist dabei?“ Er sah seine Begleiterin fast drohend an.

„Gar nichts, — natürlich gar nichts —“, flüsterte sie scheu. „Gott, haben Sie mir aber Angst gemacht.“ Sie fuhr mit der Hand über das erhitzte Antlitz. — „Wie Sie zornig werden können!“

„Flugfeuer! Beruhigen Sie sich, völlig unschädlich und jetzt segeln wir, zum letzten Male allein, aber tüchtig, Steuermann. — Backbord!“ commandirte er, indem er Gaffel und Stagesegel kenterte.

Das Boot schoss pfeilschnell durch die Fluthen, vor dem Winde laufend. Helene nahm sich nicht einmal Zeit, ihre gelösten flatternden Flechten einzufangen. Rolf blickte gegen den Mast gelehnt, schweigend in die Landschaft hinaus.

Das Boot stieg vorne auf, wie ein störriges Pferd, um dann mit einem dumpfen Knall in das hohle Wellenthal zu sinken. Das war Helenens Lust, dieses Schwingen und Schweben. — Gab es ein unschuldigeres Vergnügen? Man hatte gar nicht Zeit, an etwas Anderes zu denken.

Doch jetzt beunruhigte sie der schweigende Mann. Sie hatte ihm wehe gethan. Er hatte wirklich ein Goldherz, wie Ernst sagte.

Er fühlte sich verlassen, er hatte Niemand auf der Welt als Ernst, und diese einzige Seele getäuscht, betrogen zu haben, machte sie ihm zum Vorwurfe. Und da sollte er nicht zornig werden?

„Sie müssen heirathen, Graf!“ sagte sie plötzlich.

Sturza war sich aber wieder der drückenden Fessel der Convention recht bewusst geworden, die er sich hatte wieder anschmieden lassen, seine Gedanken schweiften in weiter Ferne, wo man sie nicht kannte. Ein dunkles, schlankes Weib mit sammetweichen, strafend auf ihn gerichteten Augen verschwand vor dem Schall dieser schrillen Worte.

Er errieth ihren Gedankengang — dann ist alle Gefahr vorüber für mich und Dich —

Es schmeichelte ihn fast.

„Haben Sie etwa ein Opfer in Aussicht?“ fragte er.

„Opfer?“ tönte es ungläubig.

„Entschieden, Opfer! Ich bin verdorben für die Ehe — da drüben —“

„Sie wollen sagen, Sie haben die Achtung vor dem Weibe verloren, da drüben —“

„Das hat Ihnen Ernst gesagt. Natürlich, nach ihm muss ein Mann das Weib verachten, das sich rückhaltlos seiner Leidenschaft hingiebt.“

„Und Sie theilen diese Ansicht nicht —“

„Ich? Im Gegentheile, ich verlange Leidenschaft vom Weibe.“

„Das weiss ich.“

Der Graf machte eine erstaunte Bewegung, „das heisst, Ernst hat es mir gesagt“, setzte Helene verwirrt hinzu.

„Auch Ernst? Wie kam er denn dazu?“

Helene dachte der Gelegenheit, bei welcher ihr Gatte davon sprach, es war von der Eifersucht die Rede, und sie bereute ihre Unvorsichtigkeit.

„Nun, Ihre Briefe gaben Veranlassung genug, davon zu reden.“

„Faiful, nicht wahr? Wissen Sie denn auch, dass Sie mich oft lebhaft an dieses Mädchen erinnern.“

Er setzte sich neben Helene auf die Ruderbank.

„Gerade jetzt mit dem flatternden Haare —“

„Herr Graf!“ Es lag eine herbe Zurechtweisung in ihrer Stimme.

„Oh, das ist keine Beleidigung. Sie war die Treue und Liebe selbst, die verachtete Tänzerin —“

„Wie können Sie von Liebe sprechen, bei einem solchen Wesen! — Treue! — Sklaventreue.“

„Bei einem solchen Wesen! Wie Sie das so verächtlich sagen! Als ob die Liebe nach der Hautfarbe früge! Als ob sie nicht jeden Makel tilgt, jeder Schande, — mehr — jedem Verbrechen seine Schauer nimmt!“

„Oh, grässlich! Das ist die Tigerliebe, von der Sie einmal schrieben.“

Helene beugte sich auf das Ruder. Sturza's Augen bohrten sich, in eine Erinnerung verloren, welche sie schamroth machte, in ihr Antlitz.

„Nennen Sie sie so, gleichviel! Wer ihre Wonne gekostet, fragt nicht nach dem Namen —“

„Und warum haben Sie denn eigentlich auf diese Wonnen verzichtet?“ erwiderte Helene in einem spöttischen Tone.

„Sie starb in meinen Armen.“

Er sprach es gelassen, ohne einen Blick von ihr zu wenden. Es lag etwas darin, was ihr den Spott verleidete.

„Und Sie halten sich verpflichtet, ihr die Treue über das Grab zu bewahren?“ unterbrach nach langer Pause Helene das Schweigen.

„Pah, das wäre lächerlich! So tragisch nehme ich nichts im Leben,“ erwiderte Sturza in einem, wie es Helene schien, gewaltsam leichtfertigen Tone, „die Erinnerung vielleicht.“

„Wenn Sie also eine zweite Faiful finden würden? Ein ihr ähnliches Wesen?“ fragte Helene.

„Ja dann — ein ihr ähnliches Wesen! — Diese lodernde Gluth, die in einer Traumseele sich verbirgt, bis der heilige Entzünder naht. Diese sanfte, harmonische Schönheit des Leibes, die zu bacchantischer Wildheit sich steigert in den Stunden der Hingebung, dieses Sammetauge, dieser kleine, sinnliche Mund, und das Haar, die schwarze Mähne —“

Helene fühlte bebend, dass er das Urbild in diesem Augenblick völlig vergass, sie selbst dafür nahm. Sie sah es in seinen lodernden Blicken, in der Vibration seines Körpers, der sich gegen sie vorbeugte.

Scham fasste sie vor dem Gedanken, welche Phantasie sie wach rief, und doch rieselte es wie Feuer durch alle Adern. Zum ersten Male in ihrem Leben befand sie sich der Leidenschaft gegenüber, mit der sie oft in ihren lässigen Träumen gespielt, und mit Schrecken empfand sie Verwandtes in ihr.

Eine Aeusserung Sturza's fiel ihr zum Glücke ein, welche sie aber noch am meisten entrüstete. Sie klammerte sich daran.

„Um ein ähnliches Wesen würden Sie wohl auch ein Verbrechen begehen,“ sagte sie entrüstet. „Oh, das glaube ich Ihnen jetzt —“

„Wirklich? Glauben Sie das? Sehe ich so aus?“ Eine unheimliche, dämonische Lust sprach aus ihm.

„Ein Mann, der das Weib nur mit den Sinnen sieht, gleicht dem — ich muss es sagen — Thier —“

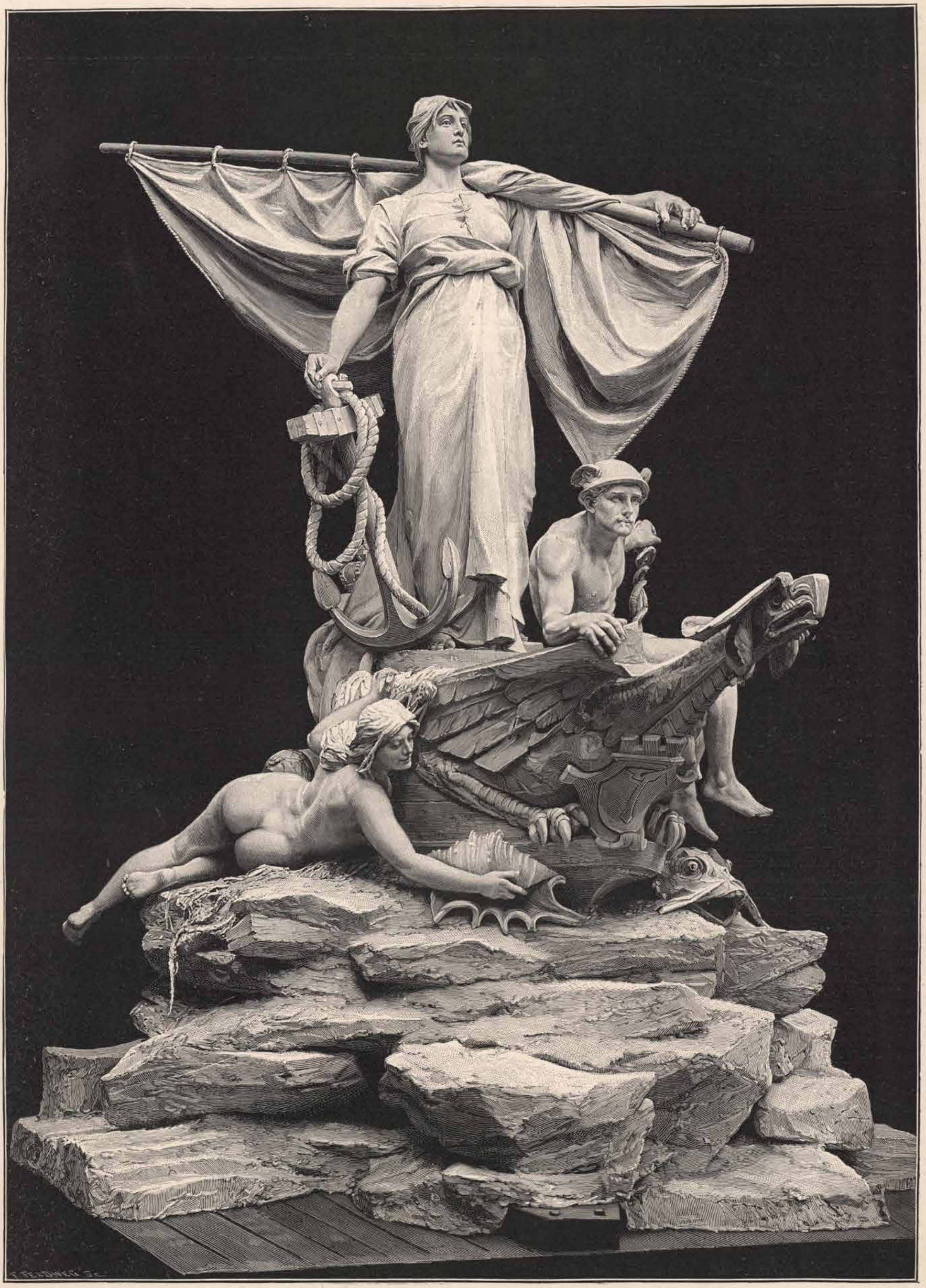
Sturza machte eine hastige Bewegung.

„Ja wohl, Thier,“ wiederholte sie mit wachsender Entrüstung, „der kann um dieses Weib auch tödten, wie das Thier um das seine.“

Sturza sprang auf und hielt, wie einen Schlag abwehrend, den Arm vor.

Helenens Antlitz flammte vor Erregung, und in dem sonst so sanften Auge flackerten unstäte Lichter. „Die schwarze Mähne“ umflatterte sie jetzt völlig gelöst, hoch gehoben, bald von der grünlichen Fluth umspült, bald im tiefen Himmelsblau — ein berückend schönes Bild! —

[Fortsetzung folgt.]



Ludwig Manzel. Monumental-Brunnen für Stettin.

Die letzte Reunion.

Skizze von **Hanna Brandenfels.**

[Nachdruck verboten.]

Es regnet — regnet unaufhaltsam — eigentlich kein Regen, sondern Herabfallen einer unabsehbaren Wassermasse. Dazu tobt und pfeift der Sturm, als wolle und müsse er das betäubende Gebrüll der donnernden Seewogen übertosen.

Die letzte Reunion. Das Wasser strömt an den Riesenfenstern des Curhaussaales herab und der Sturm bläst wie zum Aufbruch mahnend gegen die triefenden Scheiben, hinter denen die Paare nach den Rhythmen eines Walzers herumwirbeln.

Die letzten Töne sind eben verhallt.

Die Musiker packen mit ungewohnter Langsamkeit ihre Instrumente ein und von den Herrschaften im Tanzsaal drängt sich Alt und Jung in Gruppen zusammen und tauscht Gedanken über die Unmöglichkeit des Hinausgehens bei dem Unwetter aus.

In einer Fensternische stehen zwei alte Damen und sagen einander etwas langathmig Adieu. Die eine klein, schlank, nonnenhaft, die andere gross, robust, mit heilen lustigen Augen unter den weissen Scheitelpuffen.

„Im nächsten Jahre treffen wir uns hoffentlich wieder hier am Strande, liebe Frau Doctor, gelt?“

„Das will ich nicht hoffen, liebe Seele“, lautet die lachende Antwort, „ich bin nur Erna's wegen hergegangen und die habe ich über's Jahr hoffentlich unter die Haube gebracht — unter uns — das war der Zweck dieser Reise und er hat sich zum Theil schon erfüllt!“

„Unmöglich!“

„Weshalb unmöglich? In unserm Nest daheim giebt es achtzehn junge Mädchen und zwei heirathsfähige Herren, die in Frage kommen, wie soll man da die Töchter unterbringen?“

Die Sprecherin trompetet geräuschvoll in ihr umfangreiches Taschentuch und streicht dann die weissen Scheitelpuffen zurück.

„Hat Erna sonst keinen Beruf? Jetzt wo die Frauenbewegung doch —“

„Ach, beste Frau Prediger, gehen Sie mir mit der Frauenbewegung! die habe ich auf dem Strich! Ein Mädchen ist dazu da, einen Mann zu kriegen und Mutter zu werden, das ist der natürlichste Beruf!“

„Du, die Alte da redet einen vernünftigen Ton“, lacht ein junger Jurist, der Arm in Arm mit einem andern am nächsten Fenster nach dem Wetter sieht.

„Na ob! die imponirt mir auch! hat eine hübsche Tochter — wollte mich da schon heran schlängeln, aber —“

„Du, das lass' sein, der Fink ist da höllisch engagirt! Heute werden sie wohl einig geworden sein, wenigstens himmelten sie sich dementsprechend an! Ach da kommt sie!“

Ein schlankes, blondes, rosiges Geschöpfchen mit grossen Blauaugen hängt sich in den Arm der Dame mit den Scheitelpuffen.

„Ach Muttel, Du gehst schon?“

„Freilich, Du Unhold! War's schön?“

„Ach schön — — himmlisch! entzückend war sie, diese letzte Reunion — die vergesse ich nicht, und wenn ich hundert Jahre alt werde!“ Man hört es dem jubelnden Ton an, dass sie es nicht vergessen wird, dass sie am heutigen Abend im Walzertacte in „seinen“ Armen dahingeschwebt ist und dass er ihr ein heisses „auf Wiederseh'n in P.“ zugeflüstert hat.

Just unter dem Kronleuchter stehen, von einer Herrengruppe umgeben, zwei Polinnen, eine schwarz, die andere rothblond — beide schlank, feurig, graciös-coquet. Sie sind die Ballköniginnen der diesjährigen Reunions gewesen und wohnen im Curhaus, gehen stets in neuen, hocheleganten Toiletten, tragen Brillanten, die ein Vermögen repräsentiren, und sind stets von einem Verehrerkreis umgeben.

Das Elternpaar der Polinnen sitzt in der linken Saalecke. Die Mutter, selbst noch eine pikante Schönheit, verfolgt mit glänzenden Augen die Gruppe unter dem Kronleuchter, während der alte Gatte fröstelnd nach der Uhr sieht — sein Rheumatismus macht sich bei dem schaurigen Wetter bemerkbar — er verwünscht diese letzte Reunion — er hat sich Tags über nicht wohl gefühlt, aber er ist ein Sklave seiner Galanterie — er lässt seine Damen nicht allein.

Im Nebensaal geht es ungeheuer lebhaft zu. Feine Gläser klingen, Pfropfen knallen zur Decke, Lachsalven schallen hin und her und hie und da sitzt auch eine Gesellschaft beim soliden Gerstensafte. In einer nicht allzusehr besetzten Ecke hockt ein blonder Elegant, dessen hübsches, junges Gesicht in todernste Falten gelegt ist — ab und zu stürzt er ein Glas voll alten, schweren Portweins in einem Zuge hinunter — die Finger, die Flasche und Glas handhaben, zittern bedenklich — dann starrt er wieder grimmig in's Leere. Eine stramme Soldatenerscheinung in Civil drängt sich an den Tischen vorbei zu dem einsamen jungen Zecher.

„Egon! hier steckst Du? Sapristi! was ist denn los? Kellner!! noch eine Flasche und ein Glas! Sag' Egonchen, warum hast Du die letzte Reunion geschwänzt? Die schöne Petrowna — aber Mensch, was ist denn los?!“

„Ach!! Geh! — Lass!“

„Hau! Hau! Hau! bellst gerade wie der Nimrod! Schrei doch nicht so! ich thue Dir ja nichts, mein Jungchen! sag' lieber was Dir fehlt — da helfen wir vielleicht!“

„Ach!!“

„Aus Deinem knurrenden ‚Ach‘ wird der Teufel klug! Komm' gieb mir Deinen Vorderhuf! erzähle! hast mir noch garnicht guten Abend gesagt! hast heute Deinen jour gris Egonchen? Komm' wir trinken noch eins! also prosit! auf ihr Wohl!“

„Die Elende!“

„Elende? Na erlaub' 'mal! wer denn? ich rede von Deiner Petrowna!“

„Eben die! ach! ich schiess mir eine Kugel vor den Kopf!“

„Giess Dir lieber einen Kübel Eiswasser über den Schädel, Egonchen! das wird Dir gut thun — nun aber los! erzähle!“

Der junge Blondin leert hastig sein Glas und dann schüttet er sein Herz aus. Er sei der Begünstigste bei der rothen Polin gewesen und heute bei der letzten Reunion habe sie ihm ihren Entschluss nach langem Zögern und Hinhalten kund thun wollen. Er sei mit den schönsten Hoffnungen und einem köstlichen Rosenstrauss hierher geeilt — im Lesezimmer habe sie ihn erwartet und ihm — mit der Bitte um Discretion — mitgetheilt, dass sie seit vier Monaten — heimlich verlobt sei. Er habe es nicht glauben wollen und alles für einen coquetten Scherz gehalten — bis sie eine verborgene Goldkette vom Halse gelöst und ihm den daran hängenden Verlobungsring gezeigt.

„Alle Wetter! na so eine Hexe! Kommt hierher, theilt sechs, sieben Körbe aus, lässt sich unverschämt den Hof machen, das kleine Frauenzimmer und — ist verlobt!“

„Die Schlange! aber so was kann auch nur in diesem verdammten Strandnest passiren! mich sieht dies infame Z. nicht wieder!“

„Na weine man nicht Egonchen, wir —“

„Ach!! Lass' Deine albernen Witze!“

„Schimpfe doch nicht gleich! Sei froh, dass Du mit dem kleinen coquetten Satan nicht hineingefallen bist — ein schneidiges Weib — zum Poussiren! aber zum Heirathen? lieber nicht! übrigens — sie hat keinen Heller!“

„Wie weisst Du das?“

„Fischer hat sich an einen Agenten gewandt und hat heute Bericht erhalten — polnische Wirthschaft — sieht faul aus im Staate Dänemark — alles Geflunker! Mitgift gleich Null!“

„Ach was! Dann —“

„Dann ist's ein Glück, dass sie Dich abblitzte, nicht wahr, mein Jungchen? geh', küss' ihr die Hand — für den Korb! Komm' wir wollen auf diese famose letzte Reunion trinken!“

An einem der Längstische sitzt eine grössere Gesellschaft beim schäumenden Sect — man lässt Zwei hoch leben, die sich „soeben beim Blumenwalzer“ verlobt haben.

„Du — Du — Du — bist so kalt und machst alles so heiss,
Du — Du — Du — zauberst Flammen hervor aus dem Eis“

trällert ein alter Dandy, mit dem „neusten“ Brautpaar anstossend. Sectpfropfen, Lachsalven, Scherze und Witze durchschwirren an diesem Tische die Luft und die ausgelassen lustige Gesellschaft, die sich nicht trennen kann, weil es ja „die letzte Reunion“ ist und dazu dieses „frohe Ereigniss“, die Gesellschaft ahnt nicht, dass dieses Ereigniss einem andern jungen Menschenkinde beinahe das Herz bricht. — —

In der Damengarderobe steht ein schlankes, todblasses Mädchen und windet mit zuckenden Fingern den Spitzenshwal um die schwarze Haarkrone. Sie öffnet leise die Thür und grosse, tiefe Augen, in denen die Verzweiflung flimmert, irren den leeren Corridor hinab — sie will nicht gesehen werden und eilig hinaus huschen — fort — nur fort — sie kann das Stimmengewirr, das Gläserklingen nicht hören — lieber hinaus in Sturm und Regen — am liebsten an den Strand — vielleicht übertönen die brüllenden Seewogen da unten die Angstschreie ihres gequälten Herzens. Mit welchen frohen Glückshoffnungen ist sie heute hier die Treppe hinaufgestiegen — was hat sie nicht alles gehofft von dieser letzten Reunion — sie hat gehofft, dass die beredten, leuchtenden Blicke und die zarte Verehrung des Einen sich heute — so kurz vor dem Scheiden — in heisse Worte, in die süsse Gewissheit des Zusammengehörens für ewig verwandeln werden — des Einen — der da oben jetzt bei Jubel und Gläserklang seine Verlobung feiert! — — Die letzte Reunion! Hier theilt sie schweres Herzeleid aus, dort grosse Wonnen.

Ein Säbel rasselt und feine Seide knistert. Eng an einander geschmiegt, kommt ein junges Paar den Corridor entlang. Ein braun gebranntes Seeofficiersgesicht neben einem lichtblonden Mädchenkopf — sie halten vor der Treppe. —

„Mir ist so bange Achim! ach — dürftest Du doch nicht fortgehn! Wie soll ich leben ohne Dich — —“

„Ich hole Dich bald, Liebling! —

„Ich werde sterben vor Angst um Dich!“

„Aber Herzenskind, dann hättest Du keinen Seemann wählen sollen! Sei lieb und muthig, mein Kleines, mir geschieht nichts!“

„Ich muss immer an den ‚Iltis‘ denken — und ich habe ja niemanden auf der Welt wie Dich Liebster, seit die Eltern todt sind, bedenke doch!“

„Sei eine echte Soldatenbraut, Lieb, habe doch Muth! Mir zu Liebe, Kind! Ich hole Dich bald! Weine doch nicht — sieh', vorhin beim Tanz warst Du so vergnügt!“

„Der dumme Tanz! Weil Frau Prediger mit den Andern zur letzten Reunion wollte, musste ich mit — ich wäre ja tausend Mal lieber zu Hause geblieben — mit Dir — aber das hätte sie nicht erlaubt — — Du schreibst mir gleich, bitte? noch vor Kiel, Achim?“

„Ganz gewiss, mein Herzenslieblingl und nun lebe wohl! denke lieb an mich und sei frohen Muthes — in zwölf Monaten bist Du mein für immer — mein süsses, geliebtes Weib!“

„Oh, geh' noch nicht!“

„Ich muss, Kind! Ich brauche Zeit, zum Hafen zu kommen und in zwei Stunden dampfen wir ab und nun weine nicht — sei mein muthiges Mädchen! Auf Wiederseh'n, Du Süsse — auf Wiederseh'n!“

„Behüte Dich Gott, mein Einziger,“ sagt sie mit tapfer beherrschter Stimme — sie winkt dem Zurückblickenden noch einmal mit dem Spitzentuch und dann, als sein Schritt draussen im Toben des Unwetters verhallt, flüchtet sie weinend in die Garderobe.

Säbel rasseln auf der Treppe. Fünf, sechs jugendliche Infanterieofficiere, zwei rothe Husaren und einige Jägerlieutenants kommen lärmend und lachend herab. Die Manöverzeit hat sie aus der Umgegend und aus der nahen kleinen Garnisonstadt D. zusammengewürfelt. Nun sind sie heute alle zur letzten Reunion gekommen und haben sich famos amüsirt.

„Kreuz Bomben Element! Die Familienkutsche ist noch nicht da! Heiliges Kanonenrohr vernageltes!“ wettert der eine Husar „was machen wir da bei dem Wolkenbruch? Verwünscht!“

„Immer kalt Blut mon cher“, ruft ein schlanker Infanterist dazwischen, „wird schon kommen der Klutke! Klutke kennt sein Publikum. Er weiss, dass die letzte Reunion nie vor zwei Uhr endet und früher macht er seine Arche Noah auch nicht mobil!“

Klutke ist ein Original. Er holt seit zwanzig Jahren jeden Sonnabend Abend — oder vielmehr Sonnabend Nachts — die „Städter in seinem Omnibus von der Reunion „zu Hause“. Der letzte Zug geht von der Station Z. kurz nach 11 Uhr ab. Wer länger tanzen will, versäumt den Zug und muss nachher mit Klutke fahren, falls er nicht Equipage oder hier draussen ein Sommerquartier hat.

Die Herren unterhalten sich lebhaft über die eben verlebten Stunden im Besonderen und über die Badegesellschaft von Z. im Allgemeinen. Der heutige Abend sei wirklich reizend gewesen, aber sonst merke man doch schon den Saisonschluss. Der Curgarten weise schon immer eine bedenkliche Leere auf — nun und allzuviel sei überhaupt nicht los in Z. „Riesig nette Mädels“ seien ja da „auf Wort“ — einige sogar „ganz süsse, reizende Kerlchen“ aber mit dem nervus rerum!! Ja, da läge der Hase im Pfeffer! Was das anbeträfe, so sei hier in Z. „den Teufel was los“ und „reiche Mädels“ kämen überhaupt nicht nach Z.

„Ah! Herr Klutke!“

„Keine Spur! Das ist ja der Prangschiner! Infam, die Karre!“

Eine altmodische, geschlossene Landkutsche mit zwei mageren Gäulen, die verzagt die Köpfe hängen lassen, hält vor dem Eingang. Nun kommen „die Prangschiner“ auf's Tapet. „Der Alte“ mit seinen allerliebsten Zwillingstöchtern ist noch oben. Die jungen Damen sind „einfach süss“, aber „der Alte“ ist ein „Geizdrachen und ausserdem — er ist enragirter Cavallerist“ und will seine Töchter „nur unter die Cavallerie“ gehen lassen, die eine sei so gut wie verlobt, natürlich mit einem Rittmeister — von den T.er Ulanen.

„N'abend meine Herren!“

„Gute Nacht, Herr Oberst!“ „Wünsche gehorsamst gute Fahrt, Herr Oberst!“ „Gestatten gnädiges Fräulein, dass ich“, sechs, sieben Hände strecken sich zu gleicher Zeit unter den umgehängten Paletots hervor, um den Wagenschlag zu öffnen.

„Danke tausend Mal, Herr von Kampf! vergessen Sie nicht, dass Sonnabend Picknick in Prangschin ist!“

„Wie könnte ich, mein gnädiges Fräulein! ich brenne darauf!“

„Gute Nacht“ — glückliche Heimfahrt“ — „auf Wiedersehn“ — „empfehle mich gehorsamst“ — „gutes Manöver“ — „lassen Herr Oberst es sich gut bekommen“ schallt es verwirrt durcheinander.

Der „Alte“, trotz des etwas verschossen aussehenden Havelocks eine vornehme, echte Soldatenerscheinung, und die beiden reizenden, jugendlichen Brünetten chic, vornehm, graciös trotz der einfachen Battistkleidchen, verschwinden in der geräumigen „Karre“ — der Schlag fällt zu, zwei schwarze, blitzende Augenpaare biegen sich noch einmal vor, dann traben die Gäule davon.

Endlich rasselt die Arche Noah heran.

„Schönen guten Abend die Herren!“

„Abend, Klutke! Alter Schwede! uns so im Stich zu lassen! wo ausgeschlafen?“

„N' abend, Herr Leitnamt!“ brummt Klutke ärgerlich hinter Gummimantel und triefendem Schlapphut hervor „von wegen ausgeschlafen, davon is nu keine Red nich — meinen Herr Leitnamt, es is 'n Plasir, hier bei das Hundswetter 'n Paar Stunden zu anterschambriren? das nu weniger!“

„Na, Ihr schneidet wieder gut auf Klutke! Ein paar Stunden! he, he, he — He Sie! Kellner!! Ein Glas Grog für Klutke!“

„I wo werd ich man aufschneiden“, schmunzelt Klutke bei der Aussicht auf den Grog, „Herr Leitnamt brauchen mir garnicht so plasirlich auszulachen!“

„Ob es heute noch 'mal aufhört zu pumpen. Klutke?“

„I wo! das bleibt all so! das reine Strafgericht von'n lieben Gott vor all die Menschen, wo man immer am Tanzen denken und wenn es Steiner vom Himmel regnen thut!“

„Hören Sie, Klutke! Sie wären ein famoser Pastor geworden!“

„Nu es is ja wahr, Herr Leitnamt! die wo keine Kklipage haben, sollten man bei so'n Hundswetter lieber zu Hause bleiben und de Rennjonk belachen!“

„Aber Klutke! da macht Ihr ja Pleite!“

„I wo! Fällt mich garnich ein! Nu ich dank man 'n lieben Gott, dass das heut de letzte Rennjonk is!“

Die Herren klettern lachend in den Käfig — es folgen noch einige junge Civilisten und eine töchterreiche Familie — die Thür klappt zu — Klutke zieht seinem dicken Braunen leise eins über und während der Regen auf's Lederdach prasselt, rollt sie davon, die Arche mit ihrem lebenslustigen Inhalt.

Im Tanzsaal des Curhauses dreht der Kellner die Flammen aus.

„Ein Segen, dass die Klimbims hier aufhören“, sagt er halblaut.

„Sagten Sie was, Reinhardt?“ fragt ein College.

„Ich meine nur so — ich bin ganz froh, dass die Tanzerei hier ein Ende hat! immer bis in die Nacht hinein und ab und zu zehn Pfennige Trinkgeld von den Damen!“ „Stimmt!“

„Na! vorläufig die letzte Reunion!“

Unsere Bilder.

„Die Geschwister“ von Alfred Schwarz, dem talentvollen Berliner Künstler, sind ein recht ungleiches Paar — eine junge, lebenslustige Dame und ein ernster, grübelnder Diener Gottes. Sie ist der neckische Kobold, er dagegen ist in strenger Priesterzucht frühzeitig ein entsagender, einsamer Mann geworden. Wenn er als Gast in das Haus der Eltern einkehrt und den Zauber fröhlicher Geselligkeit empfindet, dann gerathen wohl oft seine Grundsätze in's Wanken. In solchen Momenten des Wankelmuthes und des inneren Zerwürfnisses sucht ihm die Schwester durch neckisches Spiel Zerstreuung zu spenden.

* * *

Der „Antlassritt in Tirol“ von Julius von Blaas schildert einen alten kirchlichen Brauch, der aus dem dreissigjährigen Kriege stammt. In den Gemeinden Kirchberg, Brixen und Westendorf im Brixenthale besteht von alters-her das Gelübde, in dankbarer Erinnerung an die Abwendung naher Kriegsgefahr jährlich am Frohnleichnamstage unter Führung der Geistlichkeit mit Glockenklang, Gebet und wehenden Fahnen um die Klausencapelle, welche die Inschrift trägt:

„Bis hierher und nicht weiter — Kamen die schwedischen Reiter. 1643.“

einen gemeinsamen feierlichen Umritt zu thun und dann dem vom hochwürdigsten Brixener Decan abgehaltenen heiligen Segen beizuwohnen. Trefflich hat der Künstler die ungemein originelle Scene dargestellt.

* * *

Gegenüber dem neuen Parlamentspalaste in Budapest erhebt sich der nach den Plänen des Architekten Professor Alois Haussmann erbaute neue Justizpalast. Dieser im Stile der Spätrenaissance gehaltene Prachtbau ist für die Obergerichte bestimmt. Das Innere des Palastes ist von Künstlerhänden reich geschmückt. Im Vestibule thront die schöne Gestalt der „Justitia“, ein Werk des in Budapest lebenden Bildhauers Professors Alajos Strobl. Die 2½ Meter hohe Figur ist aus weissem Carrara-Marmor, der Stuhl aus gelbem Marmor hergestellt.

* * *

„Schlimme Neuigkeit“ von C. Nys ist ein scharf beobachtetes Bild. Nys bewährt sich in solchen Darstellungen menschlicher Gemüthsaffecte als ein hoch begabter Meister, der mit durchdringendem Blick in den verborgensten Falten des Herzens zu lesen weiss. Und trotz dieser Schärfe der Charakteristik bleibt er in solchen Schöpfungen immer malerisch und angenehm.

* * *

„Die Geburt der Perle“ von A. Maignan in Paris ist ein echt französisches Bild — eine Apotheose der Grazie und Schönheit. Die schimmernde Perle, der edelste und vornehmste Schmuck der Frau, ist durch eine entzückend schöne Mädchengestalt allegorisirt. Nachdem sich die schimmernde Muschel geöffnet, schickt sich die Perle an, bewundert von den phantastischen Bewohnern des Meeres, aus der Tiefe der krystallenen Fluth emporzusteigen, um oben die Menschen zu entzücken. Das Märchenhafte dieses Vorganges ist mit Meisterschaft zum Ausdruck gebracht. Alles Zauberhafte, was wir mit dem schimmernden Glanze der Perle verbinden, ist in dieser reizvollen Schöpfung verkörpert.



J. Adam. Nesthäkchen.

„Streit um die Zeitung“ von W. Moody ist ein prächtiges hohes Lied auf den Humor. Jeder dieser jungen, noch recht „dämlichen“ Köter sucht sein Bestes zu thun, um die Zeitung klein zu kriegen. Ob das Blatt liberal, fortschrittlich, conservativ, clerical oder sonst was ist, beeinträchtigt sie nicht in ihrem eifrigen Beginnen — die Presse ist ihnen ein Dorn im Auge.

* * *

Das „Bildniss der Königin Luise“, welches Marie Heuer nach einem in Schloss Freienwalde kürzlich wieder aufgefundenen Original der Madame Lebrun gemalt hat, ist nach dem Urtheil erfahrener Mitglieder des Hofes das beste und ähnlichste, das von der Königin vorhanden ist. Das Originalgemälde hat im Berliner Schloss seinen Platz neben dem Schreibtisch der Kaiserin gefunden. Ewald Thiel's „Drahtseilkünstlerin“ stellt eine jener Scenen aus dem modernen Circus dar, die zwar nervenaufregend, aber doch im höchsten Maasse fesselnd sind. Auf dem Drahtseil schreitet die Künstlerin, mit dem japanischen Papierschirm balancirend, sicher dahin. Ludwig Manzel's „Brunnen für Stettin“ ist ein anerkanntes Meisterwerk. Die hehre deutsche Frauengestalt, als Verkörperung der Stadt, und die begleitenden Gestalten einen sich zu einer Gruppe von höchster monumentaler Wirkung. „Nesthäkchen“ von J. Adam ist eine liebenswürdige Katzenapotheose, die unserem Schnurrpeter wohl zu gönnen ist.



XI. 3. 1. M.

O. Marcus. Die Kaiserin von Byzanz.

Vom Ischler Hoflager.

Von **Alfred Holzbock.**

[Nachdruck verboten]

Laufende Zahl 687. Se. k. und k. Apostolische Majestät Franz Josef I., Kaiser von Oesterreich, König von Böhmen u. s. w. und apostolischer König von Ungarn. — Kaiservilla. —“

Der Kaiser wird einfach, wie jeder andere Curgast, mit einer laufenden Nummer versehen, in die Curliste eingezeichnet. Dieses Factum ist bezeichnend für den Aufenthalt des Monarchen in Ischl, es deutet an, dass der Kaiser hier wie der erste beste Curgast Ruhe und Erholung sucht. Und in der That ist nach aussen hin nur wenig zu merken, dass hier ein mächtiger Herrscher mit seiner Familie weilt, dass hier ein Hoflager aufgeschlagen. Wer da glaubt, dass mit einem kaiserlichen Hoflager auch fürstliche Pracht verbunden sein muss, dass ein Hofstaat, in dessen Mittelpunkt der Beherrscher von Millionen steht, nach aussen hin Glanz und Reichthum ausstrahlen muss, der befindet sich in einem Irrthum. Die Phantasie des gewöhnlichen Sterblichen sieht in einem Hoflager des Kaisers von Oesterreich die Verkörperung höfischen, glanzvollen Treibens und Lebens, allein in der Nähe besehen, ist dieses Hoflager von einer geradezu bürgerlichen Einfachheit, von einer verblüffenden Schlichtheit, die vielen Curgästen in unseren Modebädern zum Muster dienen könnte. Das Leben in Ischl trägt daher einen durchaus bürgerlichen Charakter, selten, dass eine Hofequipage die Strassen durchfährt oder der Träger einer glanzvollen Uniform sichtbar wird. Der Ort selbst scheint vielleicht gerade mit Rücksicht auf das kaiserliche Hoflager ein gewisses ländliches Relief aufrecht erhalten zu wollen, er hat zwar einige grössere Hôtels und Pensionen, wie „Hôtel Elisabeth“, „Goldenes Kreuz“, „Zur Post“, er besitzt zahlreiche Restaurants, auch ein Curhaus und eine mehr von der Natur als von der Cultur beleckte Esplanade, welche als Promenade und Lästerallee benützt wird, aber von dem Comfort und der Eleganz anderer Weltcurorte ist weder in den Einrichtungen noch im Verkehr Ischls viel zu merken. Der mit Recht so viel gepriesene Chic von Wiens Frauen und Mädchen, die so oft besungene Wiener Gemüthlichkeit und Lebenslust, ja selbst der harmlose Wiener „Hamur“ treten in recht bescheidener Weise hervor; es giebt einzelne weibliche Wesen, die in ihrer Erscheinung Luxus, Schönheit und Anmuth vereinen, allein sie charakterisiren nicht die Gesammtheit, sondern sie heben sich leider nur von der letzteren ab. Und doch übt Ischl seine Reize aus, die immer und immer wieder anziehen, denn es giebt vielleicht keinen Sommeraufenthalt, der Jahr ein, Jahr aus eine so grosse Anzahl literarischer, musikalischer und künstlerischer Celebritäten anzieht, wie diese Stätte. Strauss, Brahms, Doczi u. A. sind Ischls treue Stammgäste, zu denen auch Bauernfeld 19 Jahre hindurch gehörte, Herrmann Sudermann hat bereits wiederholt daselbst einen Theil seiner Sommerferien verbracht, und Oscar Blumenthal, der trotz der Leitung eines der ersten Berliner Theater seinen Humor und Esprit erfreulicher Weise beibehalten hat, liess sich sogar in Lauffen, eine halbe Stunde von Ischl, eine prächtige Villa erbauen. Der liebenswürdige Lustspieldichter hat hier ein neues Lustspiel „Das Einmaleins“ vollendet, und, wenn das Letztere hoffentlich stimmt, dann kann Blumenthal mit je einem Act seines dreiactigen Werkes sich je ein Stockwerk seines herrlichen Heims erdichtet haben. Von Julius Bauer, dem witzigsten Kritiker Wiens, und von Girardi, in dem für die Wiener das höchste Wesen von Bühnenhumor sich präsentirt, sind namentlich aus Oesterreichs Journalisten- und Theaterwelt alle Elemente und Fächer vertreten.



C. D. Gibson. Wer bezahlt das Diner?

Ischl beherbergt eine immerhin bedeutende Anzahl geistig interessanter und hervorragender, vielleicht nicht ganz hofunfähiger Männer, allein diese treten fast niemals mit dem kaiserlichen Hoflager, das bei aller Einfachheit doch einen durchaus exclusiven Charakter trägt, direct in Verbindung. Wie alle Curgäste liebt auch der Kaiser das Ungezwungene, das im Verkehr mit der Natur und ihren Reizen liegt.

Jeden Morgen um 6 Uhr verlässt der Monarch seine, in einem terassenförmig aufsteigenden Park versteckt liegende und für das Auge der Curgäste nicht sichtbare Villa, um seinen Spaziergang zu machen. Der Kaiser ist ein Frühaufsteher, er verlässt bereits zwischen 4 und 5 Uhr sein Lager und beginnt eine Stunde später, nachdem er ein Glas Milch zu sich genommen hat, seine Wanderungen. Nach einem einfachen Frühstück beginnt um 8 Uhr Morgens die Arbeit des Herrschers. Boten und Gäste kommen und gehen, Staatsmänner werden empfangen, Regierungs-Angelegenheiten berathen und erledigt, allein Alles vollzieht sich so, dass selbst das Bedeutsamste nach Aussen hin keine Schatten wirft. Auch im Innern der Kaiservilla verursacht das Eintreffen illustrer Persönlichkeiten keine wesentliche Aenderung, selten, dass das Familiendiner zu einer Hoftafel oder gar zu einem Galamahl erweitert wird; letzteres findet eigentlich nur am 18. August statt, am kaiserlichen Geburtstage, an welchem der Monarch fast seine ganze Familie um sich versammelt sieht. Kaiser Franz Josef hat seine Liebe für Ischl von seinem Vater, dem Erzherzog Franz Carl ererbt, der fünfzig Jahre hindurch diesen Ort besuchte, und es scheint, dass diese Liebe auch von des Kaisers zweiter Tochter und Enkelkindern getheilt wird. Die Erzherzogin Maria Valeria und ihr Gatte, der Erzherzog Franz Salvator, gehören zu den ständigen Gästen der Kaiservilla, und, wenn man die hohe Frau mit ihren drei reizenden Kindern, der Erzherzogin Elisabeth Franzisca und den Erzherzogen Franz Carl Salvator und Hubert Salvator, in einer durch vornehme Einfachheit sich wohlthuend auszeichnenden Toilette ungezwungen promeniren sieht, so vermuthet Niemand in ihr die Tochter des Kaisers von Oesterreich. Des Monarchen Neffe, Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich Este, der voraussichtliche Thronfolger, ist in diesem Jahr durch sein Leiden, das ihn nach südlicheren Gegenden führt, am Erscheinen am Ischler Hoflager behindert worden, des Erzherzogs Bruder, der Erzherzog Otto, auf den, falls Franz Ferdinand nicht den Thron besteigen sollte, die Kaiserkrone fällt, weilte auch kurze Zeit bei seinem kaiserlichen Onkel, musste jedoch, da die Kaiservilla in ihren Räumlichkeiten zu beschränkt ist, im Hôtel Elisabeth absteigen; er ist ebenso, wie sein Vetter Franz Salvator, dem man ein liebenswürdiges, sympathisches Wesen nachrühmt, eine jugendfrische und zudem sehr elegante Erscheinung mit freiem Gesichtsausdruck.

Die Arbeitszeit des Kaisers erstreckt sich gewöhnlich ohne Unterbrechung bis 3 Uhr Mittags, um welche Stunde das Diner eingenommen wird. An diesem nehmen gewöhnlich neben dem Kaiser, der Kaiserin und den übrigen anwesenden Mitgliedern des Kaiserhauses Graf Paar, der Generaladjutant des Kaisers, Gräfin Festetites, der Kaiserin erste Hofdame, der kaiserliche Leibarzt Dr. Kerzel und das engere Gefolge Theil, selten, dass ein nicht zum Hoflager Gehöriger zugezogen wird. Einfach wie das Wesen des Monarchen ist seine Lebensweise; nach dem Diner wird ein Ausflug zu Pferd oder zu Wagen unternommen, um 7 Uhr der Thee servirt und um 8 Uhr bereits das Lager aufgesucht, das aus einem eisernen, u. A. mit einer Elennthierunterlage versehenen Feldbett besteht. Die Einrichtung der Kaiservilla, insbesondere der kaiserlichen Gemächer, ist eine von allem Luxus freie und erhebt sich nicht wesentlich über die eines behaglich bürgerlichen Landhauses; ihr reichster Schmuck ist eine glänzende Bildergalerie, ihr charakteristischster eine Sammlung in den Vestibülen angebrachter, kostbarer Jagdtrophäen, die durchweg des Kaisers Jagdglück und Jagdpassion bezeugen. Der Monarch ist nicht nur ein leidenschaftlicher, sondern trotz seines Alters einer der geschicktesten und kühnsten Jäger, der seiner Vorliebe für Hochwildjagden hier in ausgiebigster Weise fröhnen kann. Der Aufbruch zur Jagd erfolgt gewöhnlich schon um 2½ Uhr Morgens, und es spricht für des Kaisers vielgerühmte Liebenswürdigkeit und Güte, dass, um Störungen zu vermeiden, das Frühstück vor dem Jagdaufbruch nicht in der Kaiservilla, sondern in der nahe gelegenen Schwimmschule eingenommen wird; hin und wieder werden zu diesen Jagden auch Persönlichkeiten eingeladen, die ausserhalb des Hoflagers stehen. Die Lebensweise des Kaisers vollzieht sich in einfacher und regelmässiger Weise, und es gehört zu den ständigen Gewohnheiten des Herrschers, dessen gläubig frommer, allem Bigotten abholder Sinn bekannt ist, allsonntäglich Morgens um 7 Uhr durch die Strassen Ischls ohne jede Begleitung zur Kirche zu gehen, daselbst auf einem gewöhnlichen Stuhl im Presbyterium Platz zu nehmen und mit den übrigen Kirchgängern, zu denen auch Girardi gehört, die Frühmesse anzuhören. Während der Monarch nicht oft, aber in überaus leutseliger und ungezwungener Weise in Ischl verkehrt, verhält sich die Kaiserin durchaus exclusiv. Sie ist niemals öffentlich zu sehen, höchstens einmal auf einem abgelegenen Wald- oder Gebirgsweg, wenn sie ihre ausdauernden Fusspartien macht. Der Lieblingsaufenthalt der Kaiserin ist der zum grossen Theil abgeschlossene Jainzen-Berg; hier weilt die stets in dunkler Toilette gekleidete hohe Frau, deren schlanke Erscheinung noch immer von vollendeter Grazie ist, mit besonderer Anhänglichkeit, hier liest, schreibt und malt sie oder lässt sie sich von ihrer Vorleserin, Frau Ida von Ferenczey, die Werke ihrer Lieblings-Schriftsteller vortragen.

Die Monotonie des Hoflagers wurde in diesem Jahre durch die Anwesenheit des berühmten Portraitmalers Horovitz unterbrochen; der Monarch sass in der neben der Kaiservilla angebauten Cottage dem Künstler wiederholt ein bis zwei Stunden und entwickelte bei diesen Sitzungen die Gabe des Plauderns und Zuhörens in der fesselndsten Weise.

Die Liebenswürdigkeit und Anspruchslosigkeit Kaiser Franz Josephs verleiht dem Ischler Hoflager einen eigenen Reiz. Und gerade das Fehlen jeder Pracht beweist, wie selbst die Grossen dieser Erde das Bedürfniss haben, dem sie umgebenden Glanz zu entfliehen und sich unterzuordnen der wohlthätigen Macht und siegenden Schönheit der Natur.

Hinter den Coulissen eines Riesen-Theaters.



Mit Originalzeichnungen von O. Marcus.



Vor Beginn der Vorstellung.

Haben Sie schon „The Orient“ oder „Eine Mission nach dem Osten“, Riesen-Ausstattungsstück mit Ballet-Gigantic und Wasserschauspielen in zwei Acten und fünf Bildern von Bolossy Kiralfy, Autor von „Constantinopel“, „König Salomon“ und ähnlichen grossartigen pantomimischen Zauberstücken, gesehen und bewundert?“

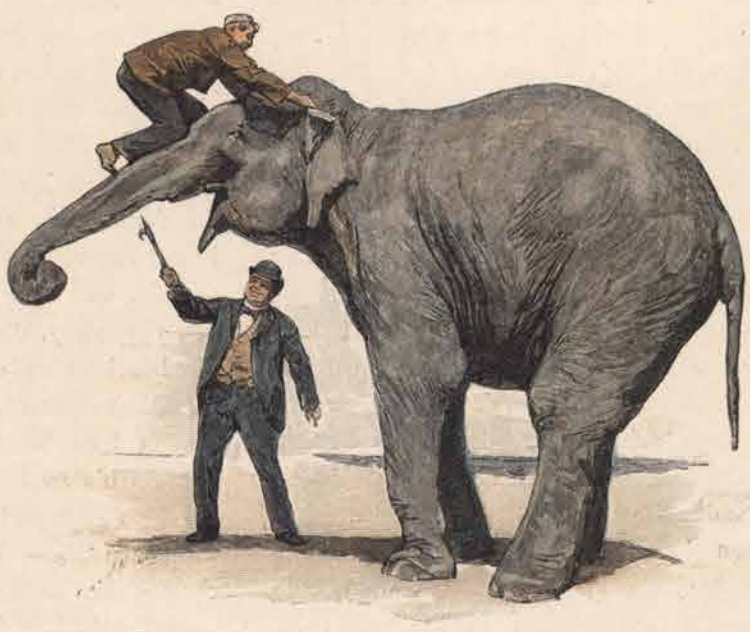
„Na ob — schon in einer der ersten Vorstellungen war ich und ich muss sagen, die Geschichte ist grossartig und fesselnd, allerdings weniger wegen des Inhalts der Handlung, als wegen der blendenden, farbenschönen, wahrhaft bestrickenden Ausstattung und Inscenirung. Ein solches Massenaufgebot von Gestalten, Requisiten und sonstigen Mitteln der Decoration, eine solche Entfaltung von Glanz und Pomp und Beleuchtungseffecten ist mir bisher noch neu gewesen. Unstreitig ist diese scenische Pracht aus feinem künstlerischen Empfinden geboren und wie sie, so verdient auch die Genauigkeit, mit der diese gewaltigen Massen — man redet von mehr als 1000 Personen — auf der Bühne dirigirt und zum harmonischen Zusammenwirken gebracht werden, aufrichtige Bewunderung und die wärmste Anerkennung.“

„Sie haben recht — dem Auge wird Ueberraschendes geboten, und wir müssten keine Künstler sein, wenn uns nicht diese wundervollen Aufzüge, diese brillanten Gruppirungen, dieses Meer von Farben entzückte. Wie berückend dieser Palast des Kaisers Manuel II. in Byzanz, diese Kaiserin in der Pracht ihres gewaltigen, von vier wunderniedlichen Pagen getragenen Mantels, dieses von der rothen Abendsonne beschienene und allmählich in Nacht versinkende Wüstenbild am Fusse der Pyramiden, dieser packende Angriff einer zwanzigköpfigen berittenen Beduinenhorde auf das Lager, dieser grosse Prachtaufzug der wilden Völkerschaften sammt ihren Elephanten, Dromedaren und Eseln am Hofe des nordafrikanischen Königs Femirzah, dieser wunderbare Thronsaal im alten Westminster-Palast zu London und dieses lebendige Strandbild an der Themse mit den stolz auf der klaren Wasserfluth dahinziehenden Schiffen! Aber glauben Sie mir, was sich hinter den Coulissen dieses Riesentheaters bietet, verdient nicht minder gesehen und studirt zu werden. Wollen Sie einen Blick hinter den Vorhang werfen und etwas von der Technik in solch' einem Riesentheater kennen lernen, so kommen Sie mit — ausnahmsweise ist mir der Zutritt gestattet. Gern werde ich Sie einführen.“

Und ich kam mit und bereue es nicht, denn Aehnliches sieht man nicht alle Tage. Director Bolossy Kiralfy ist mit seiner vielhundertköpfigen Stammtruppe aus London herübergekommen, gelockt von der Berliner Gewerbeausstellung. Blonde Misses und strohgelbe Gentlemans wiegen in der Truppe vor. Binnen neun Wochen war aus eisernem Fachwerk und Stein im Centrum Berlins ein Riesentheater von 12000 Quadratmeter Grundfläche mit 4000 Sitzen für das verehrte Publikum und mit einer 2500 Quadratmeter grossen Bühne erbaut und dieser ein gewaltiges Wasserbassin von 84 Meter Länge, 14 Meter Breite und 1,75 Meter Tiefe vorgelegt worden. Die englische Stammtruppe wurde durch Berliner und Berlinerinnen ergänzt, die sich schnell in das Ensemble hinein fanden, und die Vorstellungen vor einer vieltausendköpfigen Menge konnten ihren Anfang nehmen. Die Bewunderung, welche „The Orient“ in London gefunden, errang es auch in Berlin. Schon zahlreiche Male hat es ein volles Haus gemacht.

Und nun hinter die Coulissen. Wenn nur die Künstlerkneipe nicht wäre — es führt kein anderer Weg für den echten Artisten zur Bühne hin als durch diese Labequelle, die ihm auch in allen Pausen als das gelobte Land erscheint, wo da Milch und Honig fleusst. Malerisch, originell, in wirbelnder Hast geht es hier zu, in dichten Gruppen steht es umher, dem schäumenden Gerstensaft aus Seideln und Flaschen wacker zusprechend. Und dann ein Glockensignal und ein Drängen und Eilen zu den Ausgängen und hinein in jene geheimnissvolle Welt, die der gewaltige Vorhang dem Auge des Publikums entzieht. Ja, so schön wie von den Logen und dem Parquet des Zuschauerraumes nimmt es sich dort nicht aus.

Mächtige eiserne Gitterpfosten, die wohl 18 Meter hoch hinanragen, umgeben die Bühne. Geschäftig laufen oben in schwindelnder Höhe auf eisernen Schienen die Räder und Walzen zum Aufrollen der einzelnen Prospecte, die durch schwere Gegengewichte an den Coulissenseiten in Spannung gehalten werden. Und unten eilen nicht minder geschäftig zahlreiche Menschen einher: Gewaffnete, prunkvoll gekleidete Hofbediente, geschminkte Grazien der Terpsichore, prosaische Civilisten, halb costümirte Gestalten — ein sonderbares Völkchen, dem das Comödiantenthum auf der Stirn steht. Weniger auf der Bühne als in den beiden riesigen Seitenräumen, die sich ihr links und rechts anschliessen, entwickelt sich dieses flüchtige Getriebe. Unheimlich starren uns colossale Götzenbilder von seltsamen Formen und blitzend in Vergoldung und greller Malerei an — halb Thier, halb Mensch und so schwer, dass ein Dutzend Träger nothwendig sind, wenn sie im grossen afrikanischen Festzuge figuriren. Neben diesen Riesen eine Menge kleinerer Götzenbilder. Und weiter reizvoll decorirte Sänften, thronartige Aufbauten, phantastisch geformte Sessel, glitzernde Panzer und Helme, prunkvolle Atlasfahnen, geschmückt mit Stickerei und



Einstudiren einer Rolle.

Malerei, in satten Farben, Heroldsstäbe und mancherlei andere Requisiten. Das bleiche elektrische Licht der Bogenlampen, von denen allein 72 auf den Bühnenraum entfallen, verleiht dieser ganzen Scenerie etwas Gespensterhaftes.

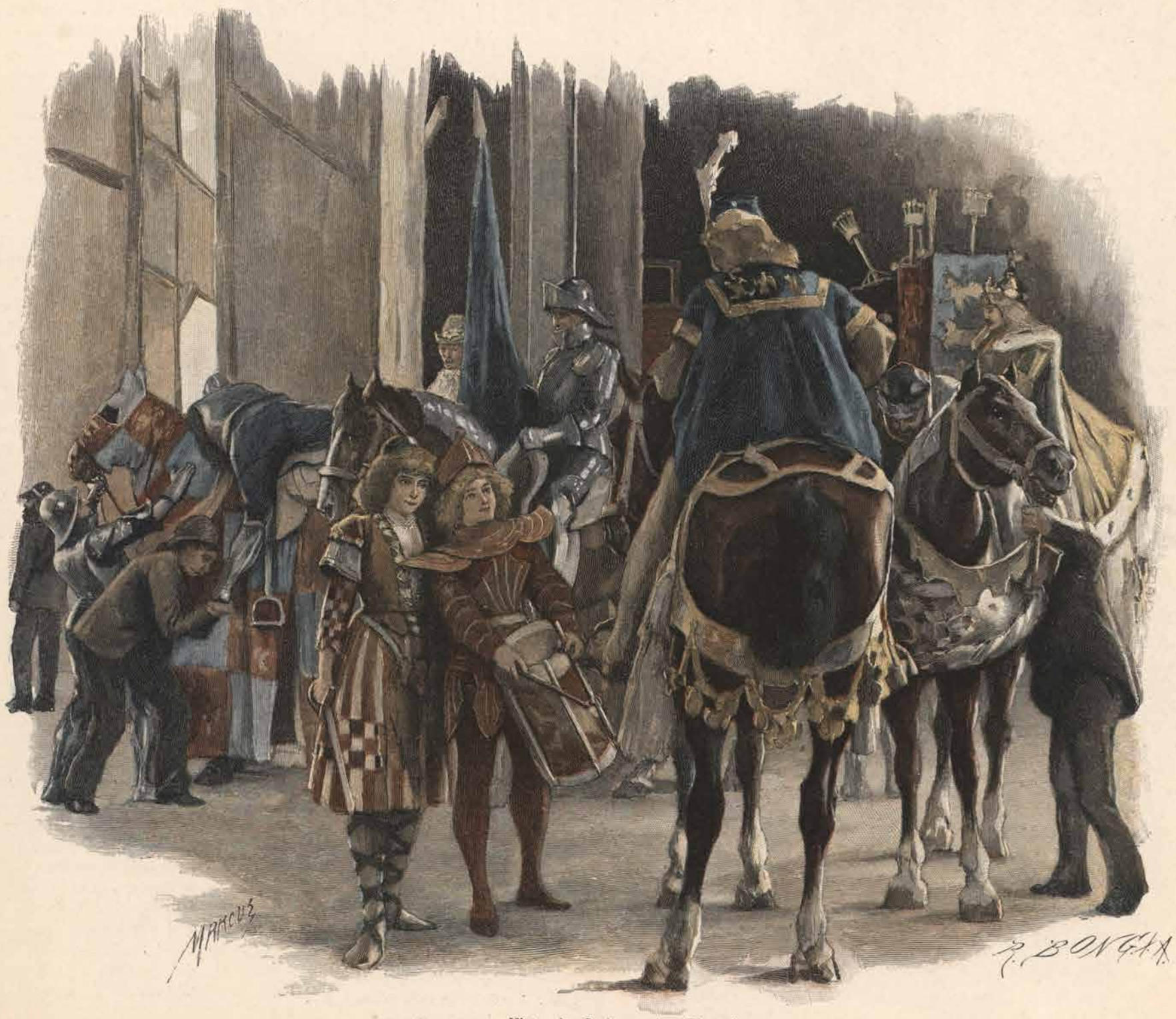
Dem links von der Bühne befindlichen Seitenraum schliesst sich die Garderobe für Herren, dem rechts befindlichen jene für die Damen an. Man staunt über die Ausdehnung dieser Säle, über die Fülle der Costüme und die Menge der Menschen. Und trotz dieser Ausdehnung und Masse eine bewundernswerthe Ordnung. Alles ist an seinem Platze, leicht zu finden und bequem erreichbar. Die Damengarderobe ist in Abtheilungen für je 24 Personen eingetheilt. In jeder Abtheilung besitzt jede Dame ihren Costümschrank und ihre Etagèren, in und auf denen alles für die verschiedenen Scenenwechsel Nothwendige ordnungsmässig vertheilt ist. Nur flüchtig ist der Blick, der uns in eine dieser gefeiten Festungen des Ewig-Weiblichen vergönnt ist. Düfte von Puder, Schminke, Parfum und gebranntem Haar ziehen der Nase entgegen. Die Herrengarderobe ist einfacher eingerichtet — eine Menge langer Stellagen mit Kleiderriegeln ziehen sich quer im Raume hin und an den Riegeln hängen für jeden die Costüme, deren er zum standesgemässen Auftreten als byzantinischer Grosser, afrikanischer Wilder oder englischer Kriegsmann bedarf.

Beide Garderoben sind verbunden durch einen hinter der Bühne und den beiden Seitenräumen sich lang hinziehenden breiten Gang. Auch hier wieder dicht nebeneinander nischenartige Gelasse und jedes von ihnen vollgefüllt mit einer bestimmten Sorte von Requisiten: Hier wuchtige Keulen, dort funkelnde Becher, hier Bogen, dort Partisanen, hier Schilde, dort Spiesse, hier kleine Götzenidole auf Stäben, dort Schwerter. Mit einem Griff kann jeder der in langen Zügen vorbeischreitenden Bühnenmitglieder das für ihn nothwendige Requisit herausnehmen. Nur durch solche peinliche Ordnung ist bei der gewaltigen Masse der Mitwirkenden das schnelle und präcise Weiterführen der Vorstellung, das Vermeiden irgend welcher peinlichen Störung möglich.

Tänzerinnen, Chorsängerinnen, Edelleute, Priester, Hofdamen, Pagen tauchen jetzt in Menge auf. Es glänzt und gleisst und prunkt in allen möglichen Farben. Mit dem Rauschen der Seide und der übrigen Stoffe paart sich das Summen und Lachen der sich ordnenden Massen, während draussen vor dem Vorhang das aus 56 Personen bestehende Orchester bereits seine festlichen Weisen ertönen lässt. Auch die Kaiserin von Byzanz, eine hochragende blonde Schönheit, setzt sich in Positur. Reizende Pagen greifen den gewaltigen Mantel, der von den Schultern ihrer Herrin herabhängt, an den Enden dienstbeflissen auf. Aus blauem Plüsch, geziert mit kostbarer Borderie, besteht das Prunkstück; Landolff in London hat es für 3000 Francs gefertigt. In goldfarbenem, faltig herabfluthendem Atlas, besetzt mit Perlen und Cabochons, schimmert das kaiserliche Gewand. Selbst Sarah Bernhardt, die Königin der Bühnentoilette, ist mit diesem Prunkornat übertroffen worden. Auch die übrigen Costüme, wie überhaupt sämmtliche Requisiten halten den nahen Blick des neugierigen Beschauers bestens aus — kein Wunder, denn die gesammte Ausstattung für „The Orient" hat in London 30 000 Pfund Sterling gekostet — eine Summe, wie sie für solchen Zweck selten ist.

Ein Glockensignal, der Vorhang rollt empor, das Plätschern und Klatschen der Wasserstrahlen draussen an der Brüstung des Bassins hört auf, die eben noch so vergnügt plaudernde Kaiserin von Byzanz nimmt eine äusserst majestätische Miene an und die Züge setzten sich zur Bühne in Bewegung, empfangen von der rauschenden Bewunderung des vieltausendköpfigen Publikums.

Und nun zu den vierbeinigen Mitwirkenden des Stückes. Hinter dem Bühnenhause liegen ihre Stallungen. Vierundzwanzig Pferde sind für ebensoviele Beduinen bestimmt, die den Ueberfall auf die Karawane in der Wüste auszuführen haben, und für den grossen Festzug in London. So ausgezeichnet sind die Thiere dressirt, dass sie trotz der Menschenmassen, der rauschenden Klänge des Orchesters und der fremdartigen Umgebung im rasenden Galopp über die Bühne fegen und gehorsam den Winken ihrer Reiter folgen. Das Gleiche gilt von den vier Kameelen, den Eseln und den Elephanten, von denen „Jumbo", ein mehr als drei Meter hohes Prachtexemplar ersten Ranges, an Grösse von keinem anderen Genossen in Deutschland übertroffen wird. Jeden Morgen hat er ebenso wie sein kleinerer Kamerad Uebungsstunde, welche ihn gegen Vergesslichkeit schützen soll. Mit einem spitzen eisernen Haken kitzelt ihn, wenn er seine Pflichten vernachlässigt, sein Erzieher hinter den Ohren und an den Weichtheilen. Aber da



Hinter den Coulissen eines Riesentheaters.
Aufsitzen.

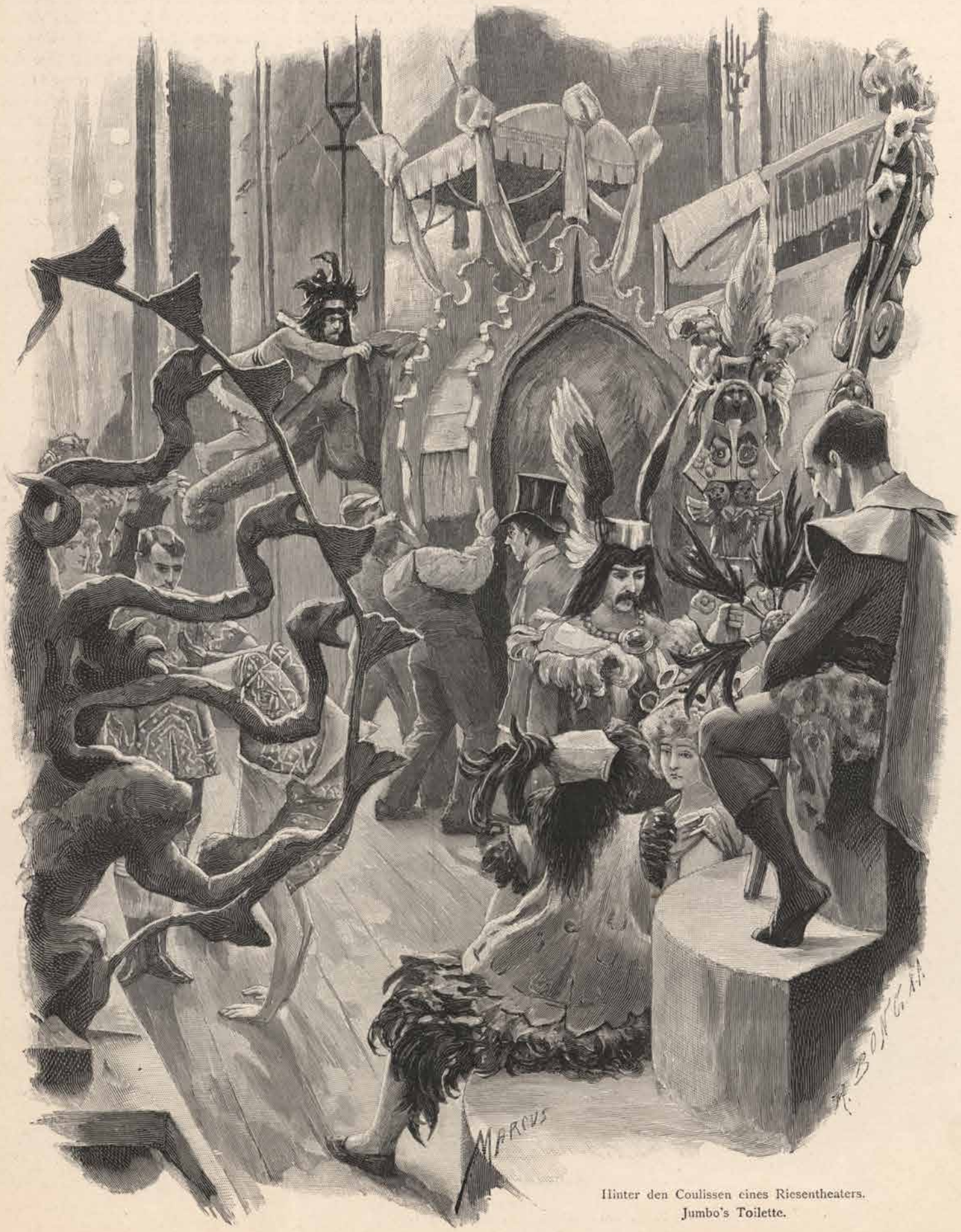
Jumbo folgsam ist, so geschieht dieses Kitzeln selten, zumal wenn er reichlich mit Heu, Hafer und Brod versorgt wird. Selbstverständlich vermag er mittelst seines Rüssels eine kleine Münze vom Boden aufzunehmen, eine Flasche Bier zu entkorken und sich den edlen Gerstensaft mit Behagen in die Kehle zu befördern, auch auf einer recht stabilen Tonne zu stehen, ohne das Gleichgewicht zu verlieren, und noch manche ähnliche Kunststückchen auszuführen. Just kommt der gelehrte Elephant zur Vorstellung heran. Sanft nimmt er seinen geliebten Wärter mit dem Rüssel um den Leib und setzt ihn sich auf den Nacken, damit er den in Weiss und Gold schimmernden Palankin zurechtrücken kann, den alsdann einige Männer an dem Riesen mit breiten Bauchgurten befestigen. Würdevoll schreitet er jetzt mit seinem Collegen im grossen afrikanischen Festzuge zur Bühne, um dort durch sein tadelloses, in jeder Beziehung correctes Benehmen im Sturme die Gunst der Menschenmassen im Zuschauerraum zu erringen.

Selbstverständlich ist ein gewaltiges Personal erforderlich, um die Thiere zu verpflegen, die Tausende von Requisiten und Costüme in Ordnung zu halten, die Maschinen zu bedienen und die Reparaturen auszuführen. Das Theater beschäftigt denn auch in eigenen Werkstätten Schlosser, Gürtler, Sattler, Schneider und Schuster. Eine Fülle von Arbeit ist zu leisten und eine scharfe Aufsicht nöthig.

Die Vorführung nähert sich dem Ende. Das grosse Themsebild wird den Schluss bilden. Die Ritter besteigen die Rosse. Arbeiter haben schon die Brücken zu den Schiffen gelegt, welche ausgewählte Schönheiten besteigen. Sicher und schnell vollzieht sich die Gruppirung — jeder weiss, was er zu thun hat. Dann abermals ein Glockenzeichen: die Vorhänge, welche quer über das Bassin nach den beiden Enden gespannt sind, steigen empor und die wundervolle Flottille schwimmt vor den Augen des Publikums in wechselnder farbiger Beleuchtung an dem Orchester und der mit einer vielhundertköpfigen Gestaltenmenge bevölkerten, schier märchenhaft, anzuschauenden Bühne vorüber. Wir aber schauen zum Oberregisseur hin, der hinter den Coulissen an einem Pult steht und hin und wieder auf einen Porzellanknopf drückt. Nicht weniger wie 35 solcher Knöpfe hat er vor sich und ihnen entsprechen ebensoviele elektrische Glockensignale in den verschiedensten Stellen des Hauses. Drückt er auf diesen Knopf, so muss die Musik allegro, drückt er auf jenen, so muss sie retardo spielen, drückt er auf den dritten, so werden die Choristinnen benachrichtigt, drückt er auf den vierten, so hat ein bestimmter Reflector in Wirksamkeit zu treten, — in solcher Weise giebt er von dieser Centralstelle aus seine Befehle.

Wir verlassen die Bühne, um noch einige Augenblicke in dem Gemach des Directors zu weilen. Kostbare Costümwerke stehen hier in den Regalen. Ein grossformatiger dicker Band mit 133 Blatt choreographischer Zeichnungen fesselt uns — es ist das Manuscript des „Orient". Alle Bewegungen des Ballets, alle Aufzüge, Stellungen, Umzüge sind hier farbig und leicht kennbar verzeichnet — eine Riesenarbeit ist es, die der Band umschliesst. Und zu diesem Folianten gesellen sich noch eine Menge anderer, welche die reizvollen buntfarbigen Costüm- und Figurinenzeichnungen zum „Orient" enthalten, vornehmlich ausgeführt von Edel und Wilhelm Paris im Geschmack der Frühzeit des 15. Jahrhunderts. Die Decorationen sind von Prof. Lütkemeyer in Coburg, und der Bühnenvorhang, der Bühnenmantel und die Hafendecoration von L. Sobotta gemalt. Ja, eine kolossale Arbeit steckt hinter solch' einem Riesenausstattungsstück. Und zu alledem die Proben. Etwa sieben Wochen probte man in London, ehe die erste öffentliche Aufführung vor sich ging. Dann hatten die Massen die nothwendige Sicherheit gewonnen, um sich auf der Bühne nach den Ideen des Directors zu bewegen und keine Schnitzer zu begehen. Solche tausendköpfige Menschenmenge zu dirigiren, auf dass künstlerische Gebilde von höchstem Reiz herauskommen, ist eine bewundernswerthe Leistung. In Berlin sind weniger Proben nothwendig gewesen, da der englische Stamm die eingetretenen Neulinge in genügender Weise unterwies.

Wir beide verliessen den liebenswürdigen Leiter des Riesenunternehmens. Aus den Garderoben strömten schon plaudernd und lachend Männer und Frauen, ledig aller farbenprächtigen Theatercostüme, im gewöhnlichen bürgerlichen Habit heraus und draussen fluthete das Publikum in breiten Wogen den Ausgängen des grossen Gartens zu. *Georg Buss*



Hinter den Coulissen eines Riesentheaters.
Jumbo's Toilette.

Momentbilder aus der Marine.

Von **F. Freiherr von Dincklage.**

[Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

V.

Unter Kameraden.

„Auf Wiedersehen — um Sieben in der „öffentlichen Meinung!“ sagt der Admiral, als er sich vom Oberst verabschiedet — „dort hast Du die beste Gelegenheit, so einen kleinen Einblick in die kameradschaftlichen Verhältnisse zu thun.

Im Holsten-Hôtel ist Abends 7½ Uhr eine Gesellschaft von Marine-Officieren vereint. Der böse Leumund hat der Gesellschaft, die durch keinerlei Statuten und Formen eingeengt wird, den Namen „die öffentliche Meinung“ gegeben. Obgleich jedem der Zutritt freisteht, gehört nur ein einziger Civilist zu den regelmässigen Besuchern der „öffentlichen Meinung“. Er bildet aber den ‚Stamm‘, während mit jedem Einlaufen und Auslaufen von Geschwadern und Schiffen auch hier eine neue Zusammensetzung selbstverständlich ist.

Dem Obersten wird es manchmal schwer, der Unterhaltung zu folgen, denn der Seemann hat die Gewohnheit, vielfach zu Vergleichen aus dem Berufe zu greifen, um dadurch ausserhalb desselben liegende Dinge klarzulegen. Und in der That ist diese Bildersprache so ausserordentlich bezeichnend, dass auch der Neuling im Marinekreise sich bald hineinfindet. — „Wer ist denn der 85er mit Schnüren“, fragt ein Lieutenant seinen Nachbar leise, nach dem Husarenoberst blickend, und die Frage fällt garnicht einmal auf, denn 85er — ein Bataillon des Regiments liegt in Kiel — ist eben Alles, was nicht zur Marine gehört, ebenso sind auch an Bord alle nicht Nichtseeleute — Aerzte, Geistliche oder gar Gäste aus dem Binnenlande summarisch als ‚Badegäste‘ bezeichnet worden. Der Oberst fühlt sich in der „öffentlichen Meinung“ nun freilich heute auch noch als Badegast, denn oft muss er fragen, wenn hier und da Bemerkungen über die am niederen Spiegelfenster Vorübergehenden gemacht werden. Da ‚läuft‘ ein junger Lieutenant vor ‚Topp und Takel‘ nun schon zum dritten Male vorüber und nimmt ‚Landpeilung‘ nach den ‚Bulleyes‘, da oben im ersten Stock des stattlichen Hauses nebenan, hinter welchem wohl ein Paar schöne „Mädchenaugen“ glänzen. ‚Unsinn, nach der zu gieren!‘ brummt ein griesgrämig thuender Corvettencapitain, ‚ist wohl eine gut gezimmerte Galeasse — aber läuft mit Ballast — bekommt keine Fracht!‘

Rascher wie er selbst voraussetzte, ist dem Oberst der Abend in so anregender und liebenswürdiger Gesellschaft vergangen.

Ueber den Kampf mit den Elementen oder mit wilden Völkern, über Abenteuer unter civilisirten oder noch völlig culturlosen Nationen — worüber könnte nicht der Seemann ein ‚Garn spinnen‘ — erzählen? Es ist Mitternacht, als endlich die letzten Marine-Officiere an Bord oder ‚zur Coje‘ — zu Bette — gehen, und nur der Oberst und der Stammcivilist bleiben noch behaglich zurück.

VI.

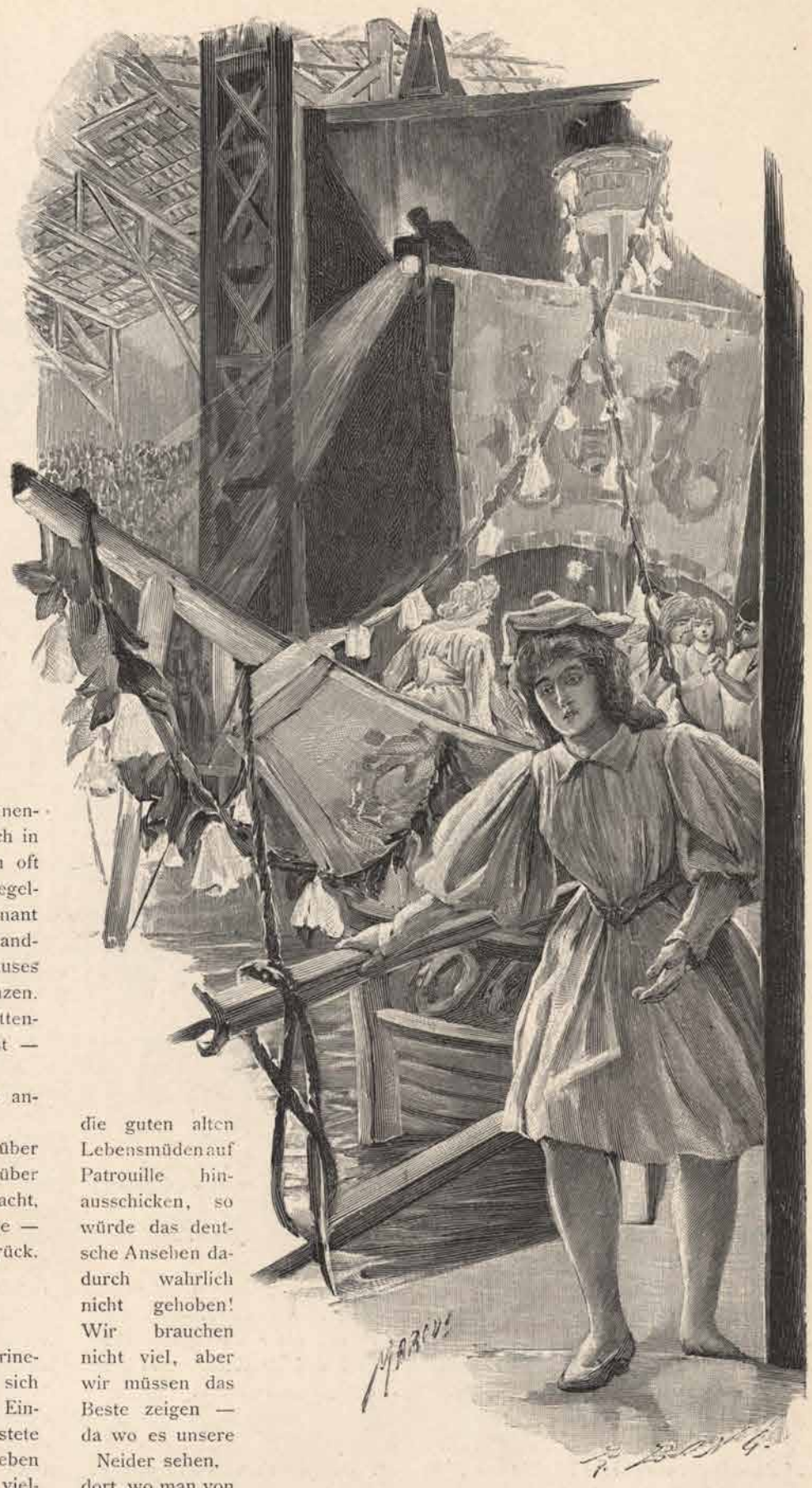
Gespräch der Badegäste.

„S'ist doch ein interessanter Aufenthalt hier — so unter den Marine-Officieren“, meint der Husar jetzt, „Alle haben etwas erlebt, Alle bewegen sich mit einer weltmännischen Sicherheit, machen einen offenen selbstbewussten Eindruck“ — „Und sind vortreffliche Kameraden“, versetzte der Civilist, „Die stete Verantwortung stählt eben den Charakter und wer den nicht hat, der bleibt eben nicht für die Dauer in der Marine. Dazu wird von den Officieren neben vielseitigem Wissen eine solche physische Anstrengung verlangt, dass eben nur geistig und körperlich gleich völlig normale junge Männer den Anforderungen entsprechen können. Hätte ich einen Sohn, ich liesse ihn nur bei der Marine eintreten.“

„Und ich habe einen solchen Sohn“, erwidert der Oberst. „Aber da ich von Allem, was die Marine betrifft, keine Ahnung hatte — ich muss mich im Grunde als activer Officier geniren, das einzugestehen — so“

„Ist's mir denn besser gegangen, als ich vor acht Jahren hierher kam? Wie wenige deutsche Männer giebt es verhältnissmässig, die sich von der Organisation, von der durch Taktik und Politik gebotenen Zusammensetzung und Gliederung der Flotte auch nur einmal einen schematisch gehaltenen Ueberblick zu verschaffen suchen. Haben wir nicht erlebt, dass selbst solchen Leuten alle Sachkenntniss fehlte, die zur Entscheidung in den einschneidendsten Fragen über die Marine berufen waren?

Die Repräsentanten deutscher Macht, die wir hinausschicken in alle Meere des Erdenrundes, um unseren Handel zu schützen, unser Ansehen zu mehren und unsere Weltstellung zu erhalten, die können ihren grossen Zweck nur völlig erfüllen, wenn sie tüchtig sind! „Wir haben ja Schiffe die schwere Menge und unser Flottenplan steht ja fest!“ antwortet etwa ein Weltweiser, der die See nur aus der Geographiestunde und die Marine aus der „Liste der Kriegsschiffe“ kennt. Ja, diese Liste enthält eben eine grosse Zahl von ‚Ausrangirern‘. Wollte man



Hinter den Coulissen eines Riesentheaters. Schluss.

die guten alten Lebensmüden auf Patrouille hinausschicken, so würde das deutsche Ansehen dadurch wahrlich nicht gehoben! Wir brauchen nicht viel, aber wir müssen das Beste zeigen — da wo es unsere Neider sehen, dort, wo man von unseren Schiffen auf die nationale Kraft und den nationalen Wohlstand schliesst. Das sind die Factoren, mit denen wir uns Achtung erwerben — auf die Liebe brauchen wir dann nicht allzuviel Werth zu legen.“

„Ja, unsere Panzerschiffe aber — die sind doch auf der Höhe der Anforderungen!“

„Nun ja, geben wir das zu. Aber würde drinnen im Reiche auch nur dem jüngsten Tertianer jemals der Gedanke kommen, man könne die Artillerie wirksam zum Patrouillendienste verwenden? Nein, auch bei der Marine fällt jeder „Waffe“ ihre bestimmte Aufgabe zu und bei richtigem Verhältnisse wird die segensreiche Wirkung nicht ausbleiben. Auch das wird erreicht werden, wenn die Marine erst aufgehört hat im Volke als etwas fast Unbekanntes betrachtet zu werden, wenn unser Volk erst in der Marine eben so orientirt sein wird, wie es mit der Armee vertraut ist. Jeder Deutsche kann freilich nicht nach Kiel fahren, aber gar Manches aus dem Leben und Treiben in unserer Marine kann auch durch Bild und Wort verständlich gemacht werden. Nicht starre Typen der Schiffe, die nicht verstanden werden, sondern vorläufig einmal lebensvolle Schilderungen aus dem Bordleben, Mittheilungen aus dem Ernste des Berufes und Beleuchtung der heiteren Seiten müssen die räumliche Scheidung überbrücken — Interesse schaffen im Volke für seine Marine. Die Kenntniss des Technischen kommt dann von selbst, soweit sie erforderlich zum Allgemeinverständniss.“



Die Matrosen auf S. M. „Pallas spielen „Bleilaatsch".

„Ja ja", meinte der Oberst, „wenn unsere Marine erst einmal wird gezeigt haben, was sie kann —"

„Zeigt sie das nicht bei jeder Gelegenheit? Hat sich die kleine Flotte nicht tadellos gehalten, wo sie auftrat?"

„Ja, aber doch nur gegen wilde Völker hatte sie bislang Gelegenheit —"

„Pardon — Sie vergessen, abgesehen von älteren Gefechten, — dass im Jahre 1870 unser kleines Kanonenboot „Meteor" mit einer unvergleichlichen Entschlossenheit den weit überlegenen Feind angriff und siegreich, wenn auch zerschossen, aus dem ungleichen Kampfe gegen den „Bouvet" hervorging."

VII.

Auf dem Panzerschiffe IV. Classe „Wotan". Uebernahme von Kohlen, durch die Maschinenräume. Schotten. Im Panzerthurm.

„Nicht selten thut ein gutes Bild mehr, wie eine lange Rede!" Der Oberst hat an einen befreundeten Maler geschrieben: „Willst Du mir Marinezeichnungen machen?" „Ich komme!" hat der Freund gedrahtet und am Abend ist er da. Für den folgenden Morgen ist Rendez-vous auf der Landungsbrücke verabredet und pünktlich erscheint der Oberst, — auch liegt das Boot bereit, das beide an Bord des „Wotan" führen soll. Aber — der Maler fehlt. — Man wartet. — Er kommt nicht. — Also ‚ab'!

Der „Wotan", ein Panzerschiff modernster Construction, ist in der Liste der Kriegsschiffe als ‚vierter Classe' verzeichnet. Als aber die Gig sich längsseit des Colosses legt, da erkennt der Landsoldat die ungeheure Kraft eines solchen Kriegswerkzeuges, dessen Dampfmaschine mit fast 5000 indicirten Pferdekräften arbeitet und dessen Deplacement an 4000 Tonnen beträgt.

Der Oberst wird mit den ihm zustehenden Honneurs empfangen — vier Fallreepsgäste — Pfeifensignal u. s. w. Er meldet sich, wie das üblich, bei dem wachhabenden Lieutenant ‚an Bord'. „Und Ihr Künstler?" fragt dann der Commandeur. Dass er wahrscheinlich den Anschluss versäumt habe, antwortet der Oberst. — Ein Lieutenant zur See führt den Gast durch die Räume des Schiffes. Mit Begeisterung erklärt er dessen vollendeten Bau, dessen Leistungsfähigkeit, zeigt die compendiöse Einrichtung der durch den Panzer und das Panzerdeck geschützten Maschinen. Der Oberst erfährt, dass alle für die Existenz und Bewegungsfähigkeit, sowie für dessen Gefechtstüchtigkeit erforderlichen Gegenstände und Vorräthe unterhalb der Wasserlinie untergebracht sind und dass selbst dann, wenn die feindlichen Geschosse unter allen von aussen sichtbaren Theile des Schiffes Zerstörung anrichten, dennoch dieser selbst bewegungs- und kampffähig bleibt. Durch eine Reihe von ‚Schotten' — d. h. Längs- und Querwänden ist das Schiff in viele einzelne, wasserdicht abgeschlossene Theile verpapt, deren jeder volllaufen kann, ohne Gefahr für das Ganze. Sogar die Dampfmaschinen und elektrischen Werke arbeiten völlig getrennt auf Steuerbord, resp. Backbord. Wenige Sekunden genügen, um vor dem Augenblick der Gefahr sämmtliche Schotten zu schliessen. Bei ‚Klar Schiff', d. h. Gefechtsbereitschaft, sind die Schotten stets geschlossen. Die Kohlenarbeit ist inzwischen beendet und auf Deck zurückgekehrt, erwartet den Oberst ein neues Marinebild. Es wird eben — ganz unerwartet — der Befehl ‚Klar Schiff' gegeben und die Schnelligkeit, mit welcher die aus 266 Mann bestehende Besatzung sofort auf ihren Posten eilt, die Präcision, mit welcher alle auf den Ernstfall berechneten Maassnahmen getroffen werden, wirkt geradezu überraschend. In dem gepanzerten Commandothurm sind alle die Officiere vereint, welche berufen sind, die einheitlichen Befehle des Commandanten durch sinnreiche Signalapparate in den Maschinenraum, sowie zu den Officieren bei den Torpedolancirrohren und in die Geschützthürme zu befördern. Hier hat auch das Rad des Dampfruders (Steuer) seinen Platz und von hier aus bietet sich für den Commandanten eine völlige Uebersicht über das Gefechtsterrain.

Nachdem der Oberst hier die Art der Befehlsertheilung im Gefechte kennen lernte, wurde ihm im Panzerthurm die Gelegenheit geboten, einen Theil der Ausführung zu beobachten. Der Lieutenant, der den Befehl über die beiden schweren Geschütze führt, hat seinen Standpunkt so gewählt, dass er, dem Sprachrohre nahe, sofort die Commandos in geeigneter Weise zur Ausführung bringt. Nur ein schmaler Spalt zwischen Kuppel und Panzerthurm giebt ihm den Rundblick auf die sich ihm bietenden Ziele. Genau kann der Commandant des Schiffes den Augenblick erfassen, in welchem er mit einem oder zwei — unter gewissen Winkeln sogar mit allen drei schweren Geschützen zugleich auf dasselbe Ziel wirken kann. Ein einziger Mann ist im Stande, den ganzen Thurm auf seinen Kugellagern zu drehen.

[Fortsetzung folgt.]

Haiful.

Novelle von **Anton Freiherr von Perfall.**

[Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Sie sprachen Beide kein Wort mehr, um so mehr ihre Blicke, es war ein herzloser, grausamer Kampf.

Plötzlich lachte er lautlos, dass sein ganzer Körper zitterte, und schüttelte den Kopf.

„Wir sind doch rechte Kinder, gnädige Frau, sagen uns die schlimmsten Sachen, die wir selber nicht glauben, und sind uns im Herzen doch recht gut. Versöhnen wir uns wieder.“ Er reichte ihr die Hand.

„Es ist so schade um Sie,“ sagte Helene mitleidig.

In seinem Gesichte zuckte es schmerzlich auf, da legte sie ihre Hand in die seine.

„Sie könnten so viel Glück bereiten —“

„Ein Thier?“ Es war, als ob Thränen seine Stimme erstickten.

„Aber, lieber Graf, wenn Sie so hässlich sprechen, so, ich weiss nicht —“ Sie athmete schwer auf. „So empörend für mich —“

„Oh, Sie haben ganz recht, es steckt auch in mir so etwas — Bestienhaftes, — und wenn es mich packt.“ Seine Hand presste die ihrige und verdächtig glomm es wieder in seinem Auge.

„Dann vergessen Sie Freundschaft, Ehre und Alles, — wenn man Sie nicht daran erinnert, dass der Verlust dieser Beiden für Sie unersetzlich wäre,“ sagte Helene fest.

Dabei wandte sie das Steuer so rasch, dass das in vollem Laufe befindliche Boot sich auf den Kiel stellte.

Sturza schrie laut auf, das Umkippen schien fast unvermeidlich. Er streckte unwillkürlich die Arme nach Helene aus, die starr in die schäumenden, sich drehenden Wasser blickte. Zum Glück leerte sich plötzlich das Segel und flatterte wie ein gefangener Vogel am Maste, bis Rolf es eilig raffte.

Die Spitze des Bootes war jetzt auf das gegenüber liegende Ufer gerichtet, gerade auf Schloss Stolzenfels, das weiss herüberglänzte aus dem schwarzen Fichtenwald.

„Jetzt ist es uns aber nahe gestanden!“ sagte Sturza aufathmend.

„Ich fürchte auch,“ sagte sie bedeutungsvoll, „darum kehren wir zurück und gehen wir Ernst entgegen. — Wenn er ahnen würde, in welcher Gefahr wir uns eben befanden —“

„Durch Ihre Schuld — bitte, nur durch Ihre Schuld,“ erwiderte Sturza hastig.

„Durch meine Schuld, Sie haben ganz recht. Aber jetzt passen Sie auf, wie sicher ich von nun an steuern werde.“

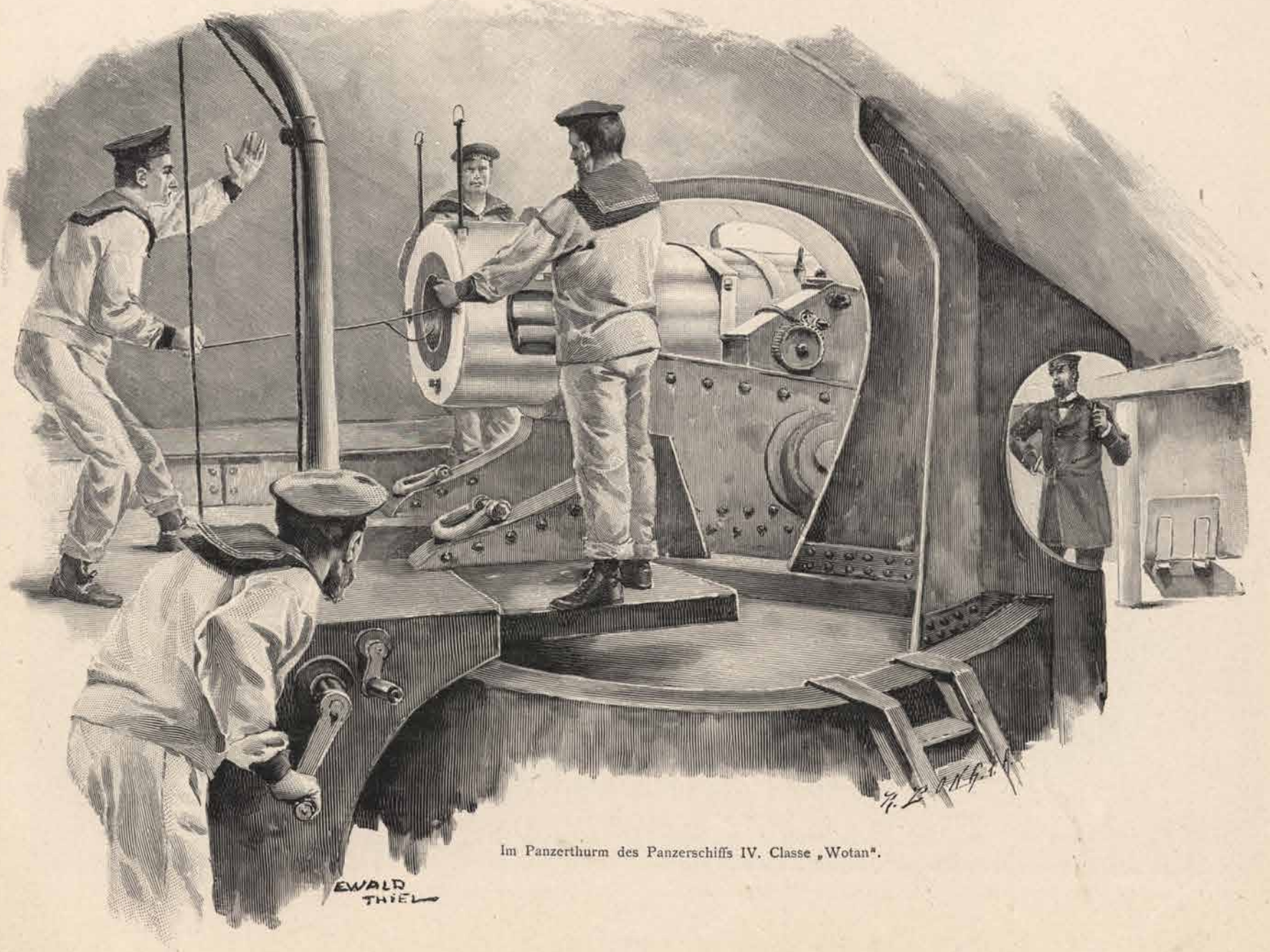
Ihr Blick blieb scharf auf das Ziel gerichtet. Die kleine Faust umklammerte fest das Steuer, um keine Ruderbreite wich das Boot von seiner Richtung ab.

Hinter ihm her gaukelte die Möwe, nach welcher Rolf geschlagen, mit heiserem, gehässigen Schrei. Sie verfolgte das Boot bis zum Landungsplatz am Schlossparke.

Helene verliess dasselbe mit raschem Sprunge, noch ehe Sturza völlig beigedreht.

Damit beschäftigt ihr gelöstes Haar zu ordnen, erblickte sie die Gestalt eines Mannes zwischen den Büschen, nur einen Moment. Das Herz pochte ihr. Sie glaubte, dieselbe erkannt zu haben, die Hände im Haare vergraben, harrte sie regungslos, da erschien sie wieder, gerade auf sie zueilend.

„Ernst!“ Sie rief es jubelnd aus befreiter Seele und die üppigen Flechten fallen lassend, eilte sie stürmisch auf ihn zu. „Ernst! Habe ich Dich wieder! Mein guter lieber Ernst!“



Im Panzerthurm des Panzerschiffs IV. Classe „Wotan“.

Sie vergrub sich förmlich an seiner Brust, Saltern beunruhigte dieser stürmische Empfang nach so kurzer Abwesenheit.

„Aber Lieb, warum denn so erregt?“ sagte er, erstaunt das verworrene Haar berührend.

Da brach sie in helles Schluchzen aus.

Unterdess näherte sich der Graf.

„Was ist denn passirt, Rolf?“ rief ihm Saltern zu. „Sieh' nur, das arme Ding!“

„A pah, war nicht so schlimm. Deine Frau kennt die Faiful noch nicht. Ein bischen gebockt hat sie, das ist Alles!“ erklärte Sturza.

„Was Du ein bischen Bocken nennst! Aber was sage ich denn immer, das Steuern ist kein Ding für Dich, das will auch gelernt sein. Aber nein, sein muss es! Und so ein Eigensinn kann Einem das Liebste kosten, was man hat auf Erden.“ Seine Stimme klang bewegt, er presste Helene fest an sich.

„Nie mehr, ich schwöre es Dir, nie mehr!“ schluchzte die junge Frau.

Rolf stocherte mit einem Enterhaken, welchen er bei sich führte, in einen morschen Eichstamm, der am Wege stand.

„Uebrigens, was mich bei der Geschichte am meisten ärgert,“ begann jetzt Saltern, „ich bin ganz umsonst weggeblieben. Mit der Verbriefung hat es nicht die geringste Eile. Der Bauer ist ja völlig sicher.“

Rolf fühlte den Blick Helenens erwartungsvoll auf sich gerichtet, die Wahrheit drängte sich auf seine Lippen — nein — jetzt nicht in ihrer Gegenwart.

„Du glaubst? Ich kenne die Leute aber besser. — Nun, mir kann's recht sein — Ihr bleibt doch zu Tisch?“

Er wartete die Antwort gar nicht ab.

„Dann entschuldigen mich die Herrschaften wohl auf einen Augenblick.“

Und er verschwand hinter einer Dickung im nächsten Seitenweg.

Man traf sich bei der Tafel, der Graf fand vorher keine Zeit für seine Gäste. Der verächtliche Blick, mit welchem ihn Helene entliess, brannte ihm auf der Seele. „Zu feig,“ lag darin und im Boote polterte er: „Alles soll er wissen.“

So hatte sie doch recht, der Verrath an dem Freunde sass tiefer. Es handelte sich da nicht um einen unschuldigen Gefallen ihr gegenüber, sondern um ihn selbst — den Schurken, der die Gattin seines Freundes — das wusste sie — und kam doch —. Lüge, erbärmliche Lüge. Sie nur hat ihn auf den unglückseligen Gedanken gebracht, er war rein davon, bis sie kam. Da sprach sie den hässlichen Verdacht aus, das reizte ihn, so kam das Gespräch. Oh diese Weiber, von ihnen kommt alles Gift. — Aber nein, sie soll sehen, wie ein Mann, wie ein Freund darüber denkt.

Sein Entschluss befreite ihn jetzt schon von dem Druck, der auf ihm lastete.

Helene wich scheu seinen zuversichtlichen Blicken aus. Das ergötzte ihn jetzt. Es hatte etwas unendlich Prickelndes für ihn, dieses naive Schuldbewusstsein, diese taubenhafte Angst vor ihm. Sie stand ihr vortrefflich an. — Was doch der Saltern für ein Glück hatte! Und er, der einst verzärtelte Frauenliebling, er sass verlassen in dem öden Stolzenfels.

Das bischen Behaglichkeit, das ihn rings umgab, das ihm den Aufenthalt einigermaassen erträglich machte, stammte von ihr, war von ihren Händen bereitet.

Der Speisesaal, in dem sie sich eben befanden, der einst so kahle Raum, war jetzt in ein gemüthliches Nest umgewandelt. Er machte ihm aber in einsamen Stunden den Mangel einer Herrin noch fühlbarer.

Das Gespräch wandte sich der Segelfahrt zu. Saltern war der Vorgang unerklärlich. Rolf freute sich innerlich. — Jetzt war seine Zeit gekommen. Keine Linie wollte er von der Wahrheit abweichen.

„Weisst Du, wer eigentlich daran schuld war? Faiful!“

„Aber die Faiful macht doch sonst keine so extravaganten Sprünge,“ meinte Saltern. Sturza lachte. „Nun, die ich meine, war Meisterin darin, deine gute Freundin nämlich, von drüben.“

„Die? Da bin ich wirklich neugierig.“ Eine leise Falte zeigte sich auf der Stirn Salterns und er warf einen Blick über die Brille hinweg auf seine Gattin, welche rasch nach dem Weinglas griff.

„Wie wir darauf kamen —“ er stockte einen Augenblick.

„Sehr einfach,“ half ihm Helene darauf. „Sie behaupteten, dass ich Sie lebhaft an dieses Mädchen erinnere und das passte mir nicht recht —“

„Was ich Dir gar nicht verdenken kann,“ bemerkte Saltern und die Falte auf seiner Stirne vertiefte sich.

Sturza lächelte erzwungen, diese unerwartete Nachhülfe brachte ihn aus dem Concept. Sie war also seine Gegnerin, auch gut! Jetzt sollte sie ihn kennen lernen. „Pardon, gnädige Frau,“ begann er, „Sie vergessen den eigentlichen Ursprung unseres Gespräches. Sie sprachen vom Heirathen, ich soll eine Frau nehmen. So kam ich auf Faiful, gewissenhaft wie ich in solchen Dingen bin,“ fügte er sarkastisch hinzu. „Sie äusserten sich offen über dieses Verhältniss, wie ich es keiner Frau verdenken kann, ich vertheidigte das arme Kind, wie mir auch niemand verdenken kann — ich behauptete, die Liebe reinige Alles, sühne Alles, das brachte Deine Frau in Harnisch,“ wandte er sich an Saltern, der gelassen, seine Cigarre saugend, zuhörte.

„Pardon,“ unterbrach ihn Helene. „Sie behaupteten mehr —“

Sturza war sichtlich verlegen, er rückte unruhig den Stuhl.

„Nun ja, mag ja sein. Was behauptet man nicht Alles, wenn man erregt ist — noch dazu gegen einen so schlagfertigen Gegner,“ fügte er galant hinzu, „das albernste Zeug“.

„Und doch ist dieses alberne Zeug sehr wichtig zur Erklärung meiner schlechten Führung als Steuermann,“ bemerkte Helene mit feinem Lächeln. „Sturza behauptete nämlich, —“ Rolf stürzte mit einer leichtfertigen Bewegung ein Glas Champagner in die Kehle, „heisse Liebe könne selbst einem Verbrechen seine Schauer nehmen“.

„Oh — Rolf!“ Saltern rückte erregt zurück, helle Entrüstung klang aus seiner Stimme.

„Dieser Ausspruch entsetzte mich, ich gestehe es offen — da — da —“

Sturza sah sie plötzlich starr an, es zuckte höhnisch auf in seinen Augen, jetzt war sie an dem gefährlichen Punkt.

Oh die Wahrheit ist schwer wie Blei im Munde, wenn die Schuld auch noch so leicht, wie eine Feder.

„Riss ich das Steuer jäh herum.“

Sturza frohlockte innerlich. Auch sie blieb nicht bei der Wahrheit. Ihre Blicke begegneten sich zum ersten Male im Einverständniss einer wirklichen Schuld, auf dem Wege des Geheimnisses, der Lüge, am Quell alles Bösen.

„Ich konnte nicht anders — es klang zu schauerlich,“ fügte sie hinzu, ihre Verwirrung verbergend.

„Nun, was ich so heraus höre, müsst Ihr Euch ja recht gemüthlich unterhalten haben, das kommt aber alles von dem Teufelsnamen, den ihr dem braven Boote gegeben. Es kommt mir vor, als ob das Unglück hafte an allem, was damit zusammenhängt. Reiss' ihn doch heraus aus Deinem Herzen, das er lang genug vergiftet, und herab von Deinem Boot. Soll mich der und jener, ich fahre nicht mehr mit, wenn es nicht geschieht. Es passirt noch wirklich ein Unglück damit.“

„Na höre, Alter,“ Sturza schlug ihm lachend auf die Achsel, „das ist aber doch ein bischen arg kindisch. Als ich Dich damals herausholte aus der See, segelten wir nicht mit der Faiful.“

„Du brachtest mich aber heraus. Wären wir aber damals schon mit dem Teufelsfuhrwerk gefahren, wäre es vielleicht anders gegangen. — Ja, lache nur, bekehrst mich doch nicht. Alles läuft auf Rollen und Transmissionen in der Welt und der kleinste Defect an einem Treibriemen, den Niemand beachtet, kann das grösste Werk in Unordnung bringen.“

Sturza packte der Vergleich. „Etwas ist daran, wenn ich so zurückdenke — gut — Du sollst nicht mehr mit ihr fahren. Ich möchte es selbst nicht mehr. — Aber nur mit dem Herunterreissen — wir können ja mit dem alten fahren, oder ich lasse ein neues bauen —“

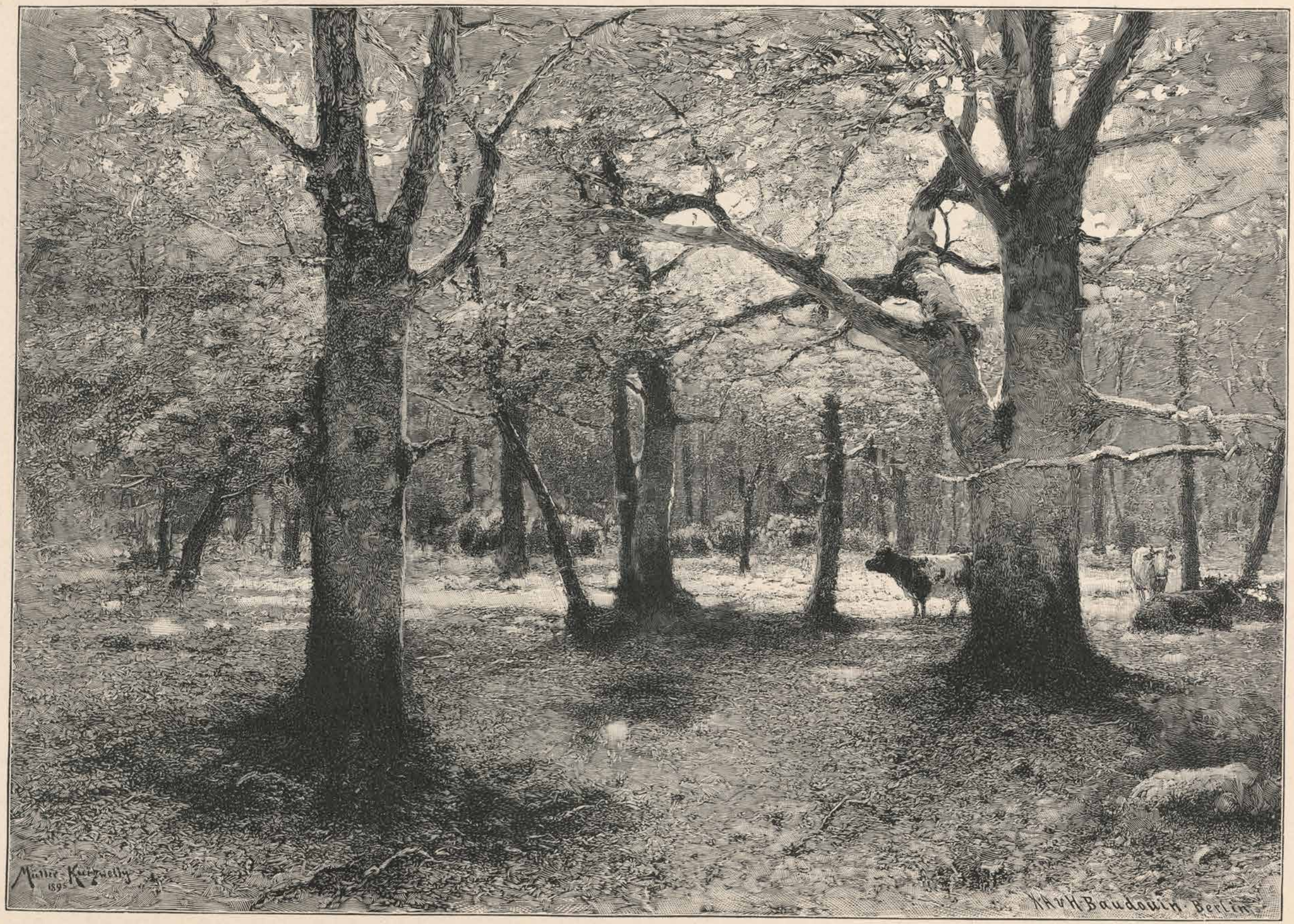
Saltern ergriff das Glas und stiess an das des Freundes.

„Recht hast Du, das gefällt mir wieder von Dir. Ich bin vielleicht zu weit gegangen in meinem Eifer für Dich. — Treue der Erinnerung, Treue in Allem. Es lebe die Treue und unsere Freundschaft!

Die drei Gläser klangen zusammen, ohne Missklang.

„Ernst,“ Sturza stiess sein Glas heftig auf den Tisch. „Ich gehe wieder fort, — ich passe nicht mehr herein zu Euch. — Es hält nichts mehr zusammen in mir — ich —,“ er zerrte an seiner Brust, im Gefühle höchsten Unbehagens, „tauge nichts mehr“.

„Hörst Du Rolf, das fängt an pathologisch zu werden. Weisst Du was Dir fehlt? Helene hat das Rechte errathen, die Liebe fehlt Dir — ein Weibchen am heimischen Herde —.“



K. Müller-Kurzwelly. Buchenwald.

„Eben darum — fort vom heimischen Herde — und sie gesucht die Liebe — und das Weibchen," höhnte der Graf.

„Natürlich, für den Grafen Sturza giebt es im ganzen deutschen Lande nichts Passendes, — der muss an den Aequator, in die Wüste, in die Wildniss —"

„Zu den Bestien, die sich beissen und morden aus Liebe, nicht wahr, Frau Helene?" wandte sich Rolf in wilder Ausgelassenheit an Frau von Saltern.

„Derweil sehe ich ihn ganz zahm unter das Joch irgend eines blonden Mädchens kriechen. Geht gewöhnlich so mit den Wildesten — und auf diese schöne Thierbändigerin —" Saltern lachte laut über diesen Ausdruck, „wollen wir noch einmal anstossen —."

„Auf die Thierbändigerin? Es sei!" Sturza stiess mit dem Freunde an.

„Das hast Du gut gemacht — die Thierbändigerin! Warum lachen Sie denn nicht mit, Frau von Saltern?"

„Warum? Ich will es Ihnen sagen, Ihr Lachen klingt so traurig."

„Siehst Du, ich kann Deiner Frau heute nichts recht machen, nicht einmal recht lachen," sagte Rolf zu Saltern.

„Wir wollen Dich eben Beide glücklich sehen," erwiderte dieser, „und Sie fühlt, dass Du es nicht bist, Sie sieht Dir auf den Grund Deines Herzens. Ja, darin sind die Frauen uns überlegen. Nimm Dich in Acht!"

„Ist das so gnädige Frau?" sagte Rolf plötzlich das gesenkte Haupt erhebend. „Vor Ihnen soll ich mich in Acht nehmen?"

Er sagte das, mit einer eigenen schmerzlichen Betonung.

„Nicht in Acht nehmen, im Gegentheil, nur offen sein gegen mich und Ernst, ihre besten Freunde."

Sturza war dieses Weib ein Räthsel. War sie denn offen gegen ihren eigenen Gatten, eben noch? Und wie sie plötzlich wuchs vor ihm, in ihrem unnahbaren Wesen, mit ihrer energischen Sprache, das phlegmatische Weibchen, das zierliche, reizvolle Spielzeug. Er empfand plötzlich eine heisse Angst sie zu verlieren, für immer — sie und ihn natürlich. „Das will ich ja, das ist ja das Einzige, was ich noch habe, mich aussprechen zu können vor zwei lieben guten Menschen, wie Ihr seid, mein ganzes Herz ausschütten zu können. Ich könnte ja gar nicht mehr leben ohne —" seine Stimme zitterte, sein Auge feuchtete sich. „Aber wenn dann einmal etwas mit herausquillt, was recht Hässliches, Teuflisches, dann müsst Ihr es nicht so schlimm nehmen."

Eine um Mitleid flehende Seelenangst sprach aus seinen Worten.

Saltern drückte dem Freund bewegt die Hand „Nur Muth, Freund, Du wirst schon noch — das sind nur so Anfälle! Wäre ich nur dem verdammten Bauer nicht nachgelaufen, dann wärst Du mit einem Riesenappetit, statt mit diesen alten Grillen nach Hause gekommen."

Diese Erwähnung Salterns brachte Rolf seinen Vorsatz in Erinnerung, dem Freunde seine unschuldige List zu gestehen. Einen Augenblick kämpfte er mit sich. Helene forderte ihn ja eben zur Offenheit auf. — Nein er hatte ihm schon genug gesagt. Er schwieg.

Eine Stunde darauf fuhr Saltern in der Equipage Rolfs nach Hause.

Helene drängte und Niemand erwähnte der Rückfahrt zu Schiff.

Sturza sah lange dem Wagen nach.

Die rothe Matrosenmütze Helenens tauchte immer wieder, wie ein eilendes Flämmchen auf, im fahlen Grün des beginnenden Herbstes.

„Aus! Auch damit aus!" Er liebte sie! Er kannte die truglosen Symptome. Auf seine Art. Um so schlimmer — die Gattin seines Freundes. Und sie — sie weiss es von heute an — das genügt. — Auf die Macht der Freundschaft rechnen, der Ehre!

Am Seeufer lag die Faiful. Ihr Wimpel flatterte lustig im Winde.

Wenige Minuten darauf lag er im Boote ausgestreckt, das führerlos in den See hinaustrieb, und starrte empor in die ziehenden Wolken. — Sie wurden zu fliegenden Reitern im weissen Burnus. Allah! Allah! tönte ihr Schlachtruf. Sie zerstoben! — Ein zarter, weisser Schleier kam geschwommen im tiefen, endlosen Blau. Bald zog er harmonische Kreise, bald flatterte er zügellos auseinander, und zwischen dem blühenden Weiss erschienen broncefarbene Glieder, und ein Singen und Klingen ging durch die Luft — Faiful!

Ich lasse Dich nicht! Du darfst nicht sterben! Mein süsses, schwarzes Mädchen!

„Still, mein Liebling, Du findest mich wieder! Irgendwo! — Dann musst Du mir folgen. — Allah ist gross!"

Da schlossen sich die dunklen, räthselhaften Augen — — und der weisse Streifen löste sich auf in Nichts. —

„Und ich habe sie wieder gefunden. — Ich muss ihr folgen! Allah ist gross!" Er schrie den letzten Satz in dämonischem Hohne. —

[Fortsetzung folgt.]

Unsere Bilder.

„Miss Fay" von N. Sichel ist ein Wesen, das nicht nur Künstler, sondern auch Dichter begeistern kann. Sie ist eine Schönheit aus Apia von der Insel Samoa, die während ihrer Anwesenheit im Panoptikum in Berlin durch ihre ausgezeichnete Figur und die Grazie ihrer Bewegung allgemein auffiel. Damals wurde für die Berliner Künstler eine besondere Vorstellung der Samoaner-Truppe gegeben. Sichel sah bei dieser Gelegenheit Miss Fay und bat sie, ihm als Modell zu sitzen. So entstand das Gemälde getreu vor der Natur, um alsbald die Internationale Jubiläums-Kunstausstellung in Berlin zu zieren.

* * *

„Die Erstürmunng des Friedhofes von Aspern" von A. von Mály stellt eine der blutigsten Episoden des Kampfes dar, der am 21. und 22. Mai 1809 auf dem linken Donau-Ufer östlich von Wien bei den Dörfern Aspern und Essling zwischen den Franzosen unter Napoleon I. und den Oesterreichern unter Erzherzog Karl tobte. Alles hing von dem Besitze der beiden Dörfer ab. Am 22. Mai zog der Erzherzog seine noch frischen 16 Bataillone Grenadierreserve heran. Persönlich führte er seine Infanterie, insbesondere das Regiment Zapf, gegen den Feind und drängte die Franzosen auf allen Punkten in ihre früheren Stellungen zurück. Diesen Moment der persönlichen Antheilnahme des Erzherzogs an dem gewaltigen Ringen bei dem Kirchhof von Aspern hat der Künstler mit höchster Treue veranschaulicht.

* * *

„Heimkehr der Winzerinnen" von J. Salinas in Rom bildet eine jauchzende Hymne auf den Wein. Für alle Mühen und Sorgen, welche die Pflege der Weinstöcke verursachen, wird der Lohn in Gestalt der prächtigen Trauben geerntet. Strahlende Gesichter, leuchtende Augen, glückliche Menschen! Die Sonne sinkt, ihr Gluthball taucht am Horizont unter, Dämmerung breitet sich aus, und die Winzerinnen kehren fröhlich heim zur nahen väterlichen Hütte.

* * *

„In der Rosenzeit" von Wladi Sichelkow berührt wie eine Apotheose jugendlicher Schönheit. Einer langen und breiten Schilderung bedarf das Gemälde nicht — für sich selbst spricht es mit bestrickender Poesie. Eine Rose, steht sie in lieblicher Anmuth unter ihren Schwestern da, mahnend an des Dichters Worte: „Sieht mit Rosen sich umgeben, selbst wie eine Rose jung."

„Nach dem Streit" von G. Barison schildert in sehr charakteristischer Weise die Situation in einer Osteria nach dem Austoben der Leidenschaft. Die Polizei ist auf der Bildfläche erschienen und hat Frieden gestiftet. Noch zittert die Erregung nach in der Wirthin und ihrer Gehülfin und in den Gästen und Neugierigen, die zur Thür hinausdrängen. Frisch und lebendig wirkt das Bild. Man merkt, dass der Künstler mit dem Volksleben Italiens innig vertraut ist.

* * *

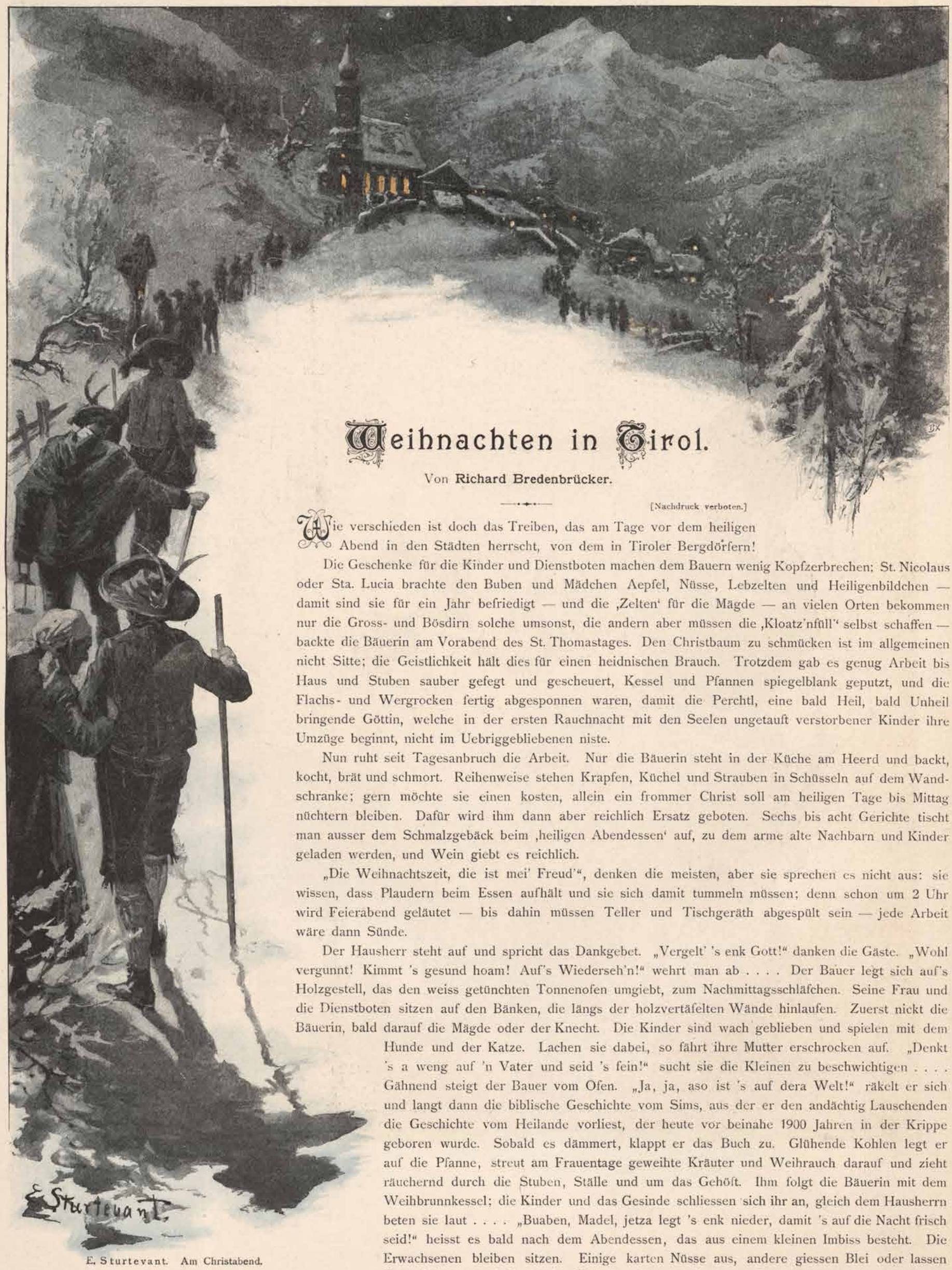
„Verlassen" von L. Couturier bringt die Schwere des Seemannsberufes zum ergreifendsten Ausdruck. Der französische Meister hat sich bei dieser Schöpfung angelehnt an die Dichtung „Les Albatross" seines Landsmannes Jean Nibou. Man weiss, dass der Albatross jener zur Ordnung der Schwimmvögel und zur Familie der Möven gehörige Riesenvogel ist, der gegen drei Meter weit klaftert und über 3500 Kilometer weit aufs Meer hinausfliegt. In Schaaren ziehen die mächtigen Vögel über die See dahin. Wenn sie an irgend einer Stelle dicht über dem Wasser kreisen, so weiss der erfahrene Seemann, der in der Ferne auf sicherem Fahrzeuge vorüberzieht, dass dort ein todter Kamerad verlassen dahintreibt. Auch das stolze französische Kriegsschiff ist solchen kreisenden Albatrossen begegnet. Die Bemannung des Schiffes sieht es. Da folgt der Admiral altem Brauch: er lässt den Schiffsprediger auf Deck rufen und dieser muss dem fernen Verlassenen den Segen spenden. Entblössten Hauptes und tief ergriffen wohnt die Schiffsmannschaft der heiligen Handlung bei. Flüchtig eilt wie ein edler Renner das Admiralsschiff durch die Wogen, kleiner und kleiner werden die Albatrosse, endlich sind sie dem Auge entschwunden — im grossen Ocean treibt verlassen der todte Matrose. Seine Seele ruhe in Frieden!

* * *

„Wer bezahlt das Diner?" von C. D. Gibson, dem berühmten amerikanischen Zeichner, ist eine tragikomische Darstellung, in welcher der Träger der Hauptrolle leicht zu erkennen ist. Mit meisterlichen Strichen hat der Künstler das unglückliche Opfer, dessen Physiognomie gerade keine grosse Geistesstärke verräth, gekennzeichnet. „Buchenwald" von Müller-Kurzwelly ist ein reizvolles Stück Natur, dessen intime Stimmung jeden, der für den schönen Wald schwärmt, aufs Tiefste fesselt und zum frohen Wandern mächtig anregt.



E. Sturtevant. Beim Christbaum.



E. Sturtevant. Am Christabend.
Gang zur Kirche.

Weihnachten in Tirol.

Von **Richard Bredenbrücker.**

[Nachdruck verboten.]

Wie verschieden ist doch das Treiben, das am Tage vor dem heiligen Abend in den Städten herrscht, von dem in Tiroler Bergdörfern!

Die Geschenke für die Kinder und Dienstboten machen dem Bauern wenig Kopfzerbrechen; St. Nicolaus oder Sta. Lucia brachte den Buben und Mädchen Aepfel, Nüsse, Lebzelten und Heiligenbildchen — damit sind sie für ein Jahr befriedigt — und die ‚Zelten' für die Mägde — an vielen Orten bekommen nur die Gross- und Bösdirn solche umsonst, die andern aber müssen die ‚Kloatz'nfüll'' selbst schaffen — backte die Bäuerin am Vorabend des St. Thomastages. Den Christbaum zu schmücken ist im allgemeinen nicht Sitte; die Geistlichkeit hält dies für einen heidnischen Brauch. Trotzdem gab es genug Arbeit bis Haus und Stuben sauber gefegt und gescheuert, Kessel und Pfannen spiegelblank geputzt, und die Flachs- und Wergrocken fertig abgesponnen waren, damit die Perchtl, eine bald Heil, bald Unheil bringende Göttin, welche in der ersten Rauchnacht mit den Seelen ungetauft verstorbener Kinder ihre Umzüge beginnt, nicht im Uebriggebliebenen niste.

Nun ruht seit Tagesanbruch die Arbeit. Nur die Bäuerin steht in der Küche am Heerd und backt, kocht, brät und schmort. Reihenweise stehen Krapfen, Küchel und Strauben in Schüsseln auf dem Wandschranke; gern möchte sie einen kosten, allein ein frommer Christ soll am heiligen Tage bis Mittag nüchtern bleiben. Dafür wird ihm dann aber reichlich Ersatz geboten. Sechs bis acht Gerichte tischt man ausser dem Schmalzgebäck beim ‚heiligen Abendessen' auf, zu dem arme alte Nachbarn und Kinder geladen werden, und Wein giebt es reichlich.

„Die Weihnachtszeit, die ist mei' Freud'", denken die meisten, aber sie sprechen es nicht aus: sie wissen, dass Plaudern beim Essen aufhält und sie sich damit tummeln müssen; denn schon um 2 Uhr wird Feierabend geläutet — bis dahin müssen Teller und Tischgeräth abgespült sein — jede Arbeit wäre dann Sünde.

Der Hausherr steht auf und spricht das Dankgebet. „Vergelt' 's enk Gott!" danken die Gäste. „Wohl vergunnt! Kimmt 's gesund hoam! Auf's Wiederseh'n!" wehrt man ab . . . . Der Bauer legt sich auf's Holzgestell, das den weiss getünchten Tonnenofen umgiebt, zum Nachmittagsschläfchen. Seine Frau und die Dienstboten sitzen auf den Bänken, die längs der holzvertäfelten Wände hinlaufen. Zuerst nickt die Bäuerin, bald darauf die Mägde oder der Knecht. Die Kinder sind wach geblieben und spielen mit dem Hunde und der Katze. Lachen sie dabei, so fährt ihre Mutter erschrocken auf. „Denkt 's a weng auf 'n Vater und seid 's fein!" sucht sie die Kleinen zu beschwichtigen . . . . Gähnend steigt der Bauer vom Ofen. „Ja, ja, aso ist 's auf dera Welt!" räkelt er sich und langt dann die biblische Geschichte vom Sims, aus der er den andächtig Lauschenden die Geschichte vom Heilande vorliest, der heute vor beinahe 1900 Jahren in der Krippe geboren wurde. Sobald es dämmert, klappt er das Buch zu. Glühende Kohlen legt er auf die Pfanne, streut am Frauentage geweihte Kräuter und Weihrauch darauf und zieht räuchernd durch die Stuben, Ställe und um das Gehöft. Ihm folgt die Bäuerin mit dem Weihbrunnkessel; die Kinder und das Gesinde schliessen sich ihr an, gleich dem Hausherrn beten sie laut . . . . „Buaben, Madel, jetza legt 's enk nieder, damit 's auf die Nacht frisch seid!" heisst es bald nach dem Abendessen, das aus einem kleinen Imbiss besteht. Die Erwachsenen bleiben sitzen. Einige karten Nüsse aus, andere giessen Blei oder lassen Nussschalen mit Lichtern im Wasserbecken schwimmen. Dazwischen erzählt Seppl von



E. Sturtevant. In der Kirche.

der Springwurz und Wünschelruthe, die man in der heiligen Nacht schneiden muss, und Lois berichtet von Schätzen und Farren, welche in ihr blühen, oder vom Blut- und Freikugel giessen. „'s ist a wundersame Nacht, hätt' s' mei' Schwester — Gott tröst' s'! — decht derlebt!“ seufzt Moidl. „Wann s' heut auf 'n Freithof 'gangen wär' und a Hand voll frischer Erden auf's Herzl gelegt hätt', wär' s' für gewiss noch gesund 'worden!“ Der Bauer und die Bäuerin machen sich alle Augenblicke etwas draussen zu schaffen. „Bam, wach' und trag', heut ist der heil'ge Tag!“ murmelt er, während er die Obstbäume peitscht, und geht dann zum Stall, um dem Vieh, das zwischen 11 und 12 Uhr reden kann, geweihten Weizen zu geben; seine Frau

In der Christnacht.

[Nachdruck verboten.]



Wie ein warmer Liebesstrahl
Will's mein tiefstes Herz durchdringen,
Hör' ich heute den Choral
Wieder in der Weihnacht singen.

Kinder singen irgendwo,
Süss die Töne sich vermischen,
Helle Stimmchen, fromm und froh,
Eine tiefe tönt dazwischen.

Ach und schied auch jene Lust,
Ist doch nie der Wunsch geschieden:

Von den Thürmen Christgeläut —
Ach, mir wird als wie im Traume,
So als ständen wieder heut'
Wir drei Brüder unter'm Baume.

Blickten staunend in die Pracht,
Säh'n die gold'nen Kugeln leuchten,
Die uns gold'ner als der Nacht
Wundervollste Sterne däuchten. —

Füll' noch einmal diese Brust,
Kinderglück und Weihnachtsfrieden.

C. Busse.

jedoch breitet Heu und Stroh im Hofe aus, damit der heilige Thau es netze, stellt Schalen mit Milch für die armen Seelen vor's Fenster, oder säet Krapfenbrösel im Garten.

Zur rechten Zeit weckt man die Kinder. Im Feiertagsgewand zieht Gross und Klein zur Kirche; nur der Grossvater hütet das Haus — den gebrechlichen Alten mahnt St. Petrus gewiss nicht, wie einst einen faulen Knecht, der die Messe schwänzen wollte, mit feuriger Ruthe an seine Christenpflicht.

Tiefe Stille. Dicker Schnee deckt das Thal; matter Schein, der entfernte Dinge näher rückt, entströmt ihm. Die Berge ringsum gleichen weissen, scharfumrandeten Riesenmauern, und die verschneiten Waldungen zu ihren Füssen und längs den Schluchten hellgrauen Filzgespinnsten. Tausend und aber tausend in die tiefstahlblaue Himmelskuppe gewobene Silberpünktchen wetteifern im Funkeln und Glitzern. — Horch, Böller beginnen zu knallen! Goldiger Lichtglanz fluthet durch die hohen Fenster der auf einem Hügel gelegenen Kirche zu den Hütten des oberen Dorfes, die sie im Halbkreise umgeben. Laut tönt der Glocken Klang in die Runde; wie zarte Engelslieder schwingt sich sein Echo von den Höhen herüber. Bei vereinzelt gelegenen Höfen tauchen da und dort Lichter auf, andere gesellen sich dazu, und vereint gleiten sie die Bergleiten hinab. Bald unterscheidet man mit Laternen und Kienfackeln ausgerüstete Menschen; die Rechte fest auf den schweren Stock gestützt, schlängeln sie sich von allen Seiten, wie lange dunkle Würmer, auf den schmalen, durch den Schnee gebahnten Wegen schwatzend zur Kirche empor.

Dicht aneinandergedrängt, bis weit vor die Pforte, steht dort die Menge und blickt zum in ein Kerzenmeer gewandelten Altar, vor dessen Stufen der Priester das Staffelgebet verrichtet. „Gell, Kathl, a Singerin hat 's alleweil am kommodigsten?" lächelt Zenz ihrer Freundin auf dem Chore zu und blickt dabei zum Schlossfräulein, das rechts neben dem Herrn Lehrer bei der Orgel sitzt, als wolle sie dieses ermahnen: „Fein Obacht geben, damit 's den Alt so gut wie die Wildauerin singt!" Aber als das „Gloria in excelsis Deo" verklungen ist, da weiss sie, dass die ‚Hearische' das Singen besser wie die kranke Wabi versteht. „Nimm di z'amm, sist bekimmt die Baronin 's Prae!" tuschelt sie jetzt Kathl vor jedem Chorsatz zu.

Die Christmette ist zu Ende. Mit ‚Schlaft 's gesund allerseits!' oder ‚I wünsch' a gesund's Fest!' verabschiedet man sich.

Am Weihnachtstage macht die Sonne nach dem Volksglauben zwei Freudensprünge; der Bauer dagegen schmunzelt, wenn er drei heilige Messen angehört hat und sich an Speckknödeln und verschiedenen ‚Braten' laben kann. Nach dem Essen machen sich die Mägde auf den Weg zu Verwandten, denen sie ihre ‚Zelten' zeigen; die Knechte aber gehen auf ein Stündel ins Wirthshaus.

Der Walcher-Pauli ist mit seinem jungen Weibe aus der Vesper heimgekommen. Er plaudert lieber mit ihr daheim, als mit den Bekannten im ‚Buschen'. Vor ihrer Heirath war Kundl 3 Jahre in Innsbruck in Dienst, und damit der ‚Ihre' doch einen Begriff bekam, wie der Christbaum ihrer Herrschaft ausgeschaut hatte, hat sie ihm einen geputzt. Einen ‚Gugelhupf mit Zibeben' hat sie ihm auch gebacken; sie brachte es nicht über's Herz, ihn damit zu überraschen — schon 14 Tage vor Weihnachten weihte sie ihn ins Geheimniss ein. Pauli war kein solches Plappermaul. Als er reichlich Kaffee getrunken und Kuchen gegessen hatte, holte er eine Flasche Magdalener aus der Ecke. „Weibl, schau, den hab' i letzthin auf Bozen 'kauft", meinte er. „Weisst, i hab' 's verzählen g'hört, zu an Gugelhupf wär' a Glasl Wein mehr gesund wie 's Kaffeegeschlamp." — „Meinst?" lächelte sie. „Nacher trink' i mei' Schalele geschwind aus und verkost halt ah 'n Magdalener" . . . . .

Frühzeitig begiebt man sich zur Ruhe.

Am Stephanstag wird Salz und Wasser in der Kirche geweiht. Bände würde man füllen, wollte man die Gebresten nur annähernd aufzählen, die sich mittels Weihwassers heilen lassen. Das geweihte Salz ist nicht minder werthvoll: einige Körner von ihm bringen nicht nur erkranktem Vieh Genesung, sondern vertreiben auch, ins Feuer gestreut, jedes Hochwetter. Sollte es aber trotzdem Uebel geben, welche der beiden köstlichen Hausmittel spotten, dann wird der St. Johannissegen — so heisst der am nächsten Tage geweihte Wein — ihrer gewiss Herr.

Drei Feiertage — den heiligen Abend lässt er nur als Einleitung gelten — genügen dem Bauern nicht, um das hohe Weihnachtsfest würdig zu feiern, deshalb arbeitet er auch noch nicht am Unschuldige-Kindertag.

Der Wastl ist selbst damit noch nicht zufrieden.

„Wann i was auf der Welt anzuschaffen hätt', nacher müsst' 's ganze Jahr Weihnachten sein," brummt er, als er am Abend aus dem Wirthshause heimgeht.



Fritz Gehrke. Der Goldonkel.

Unser Weihnachtsbaum.

Novelle von **Heinrich Vollrat Schumacher.**

[Nachdruck verboten.]

Sie waren eine grosse Familie, die Wilbergs, mit Allem, was dazu gehörte. Commerzienrath Wilberg, der mit seinem Schwager die grosse elektrotechnische Fabrik besass, hatte allein vier Söhne und drei Töchter, die sämmtlich verheirathet waren. Früher, als die Mama noch lebte, hatten sich die Kinder mit ihren Kindern zum Weihnachtsabend immer im elterlichen Hause eingefunden, später war es Gewohnheit geworden, dass diese Bescheerungszusammenkünfte der Reihe nach bei den Jungen stattfanden. Und diesmal sollte der heilige Abend bei Warnsdorff's gefeiert werden. Rechtsanwalt Dr. Leo Warnsdorff hatte die jüngste Tochter des Commerzienraths geheirathet; vor sieben Jahren. Seine Advocatenpraxis war jetzt die grösste in der Hauptstadt, er war Syndicus bedeutender Handelsgesellschaften, Vorsitzender politischer, künstlerischer und wohlthätiger Vereine, und bei den letzten Wahlen hatte er ein Mandat zum Reichstage erhalten; sein elegantes Haus in einer der vornehmsten Strassen der Residenz war berühmt wegen seiner unbegrenzten Gastlichkeit.

Auch heute, am Weihnachtsabende, erstrahlte es bereits in dem hellen Lichte der überall verschwenderisch angebrachten elektrischen Flammen, obgleich die Abenddämmerung kaum hereingebrochen war. In der teppichbelegten, geheizten Vorhalle wartete der Portier auf die Ankunft der Geladenen, und in dem grossen Saal, der an das Speisezimmer stiess, legte ein berühmter Tapezierer mit seinen Gehülfen die letzte Hand an das Bescheerungsarrangement, als Frau Rose Warnsdorff eintrat.

Der grosse Raum war in eine gewaltige Eisgrotte verwandelt, an deren glitzernden Wänden sich das Licht in flimmernden Strahlen brach. Dunkle Riesentannen in den Ecken warfen bizarre Schatten auf den mit Fellen bedeckten Boden und von den beiden gewaltigen Weihnachtsbäumen zu beiden Seiten des Kronleuchters her mischte sich das rothe, blaue und grüne Licht elektrischer Glühkerzen in das Silber des Raumes. Diese Weihnachtsbäume waren eine Erfindung des Commerzienraths. Sie waren so bequem. Ein Druck auf ein paar Knöpfe im Fusse der Bäume genügte, um anzuzünden oder auszulöschen.

Der Tapezierer war heran gekommen, die Frau Doctor um ihr Urtheil zu befragen; sie nickte ihm lässig zu und schritt in das Speisezimmer hinüber. Auch dort war Alles bereits fast fertig; unter der Leitung eines erprobten Traiteurs arrangirten einige Lohndiener die Tafel. Zweiunddreissig Gedecke. Frau Rose nahm die Meldung des Traiteurs wortlos entgegen, dann ging sie weiter, in ihr Boudoir. Dort sollte später der Kaffee eingenommen werden. An dem kostbaren Bechstein würde ein berühmter Pianist concertiren, eine berühmte Sängerin würde ein paar Weihnachtslieder vortragen, ein berühmter Schauspieler — — —

Die verschiedenen Nummern des Programms flogen Frau Rose durch den Kopf, während sie sich langsam und wie ermüdet in einen Sessel niederliess.

„Zweiunddreissig Gedecke!“ — Unwillkürlich seufzte sie auf. Sie wusste nicht, warum; aber etwas wie Furcht beschlich sie vor dem kommenden Trubel des Abends. Doch es ging nicht anders, die Reihe war an ihr. Im vorigen Jahr hatte Banquier Hollrieder, ihr Schwager, die Bescheerung gehabt, im vorvorigen ihr Bruder Max, vorher Schwester Lieschen, vor dieser wieder Onkel Robert, der Compagnon Papas, dann . . . sie konnte sich nicht mehr darauf besinnen. Alle die vergangenen Weihnachtsabende verschwammen vor ihr, wie in einem Nebel. Und — wirklich, sie konnte sich auch nicht erinnern, ob sie jemals sich eine Puppe gewünscht hatte. Sie hatte als Kind unzählig viele gehabt; während das Töchterchen des Werkführers in Papas Fabrik — Frau Rose lächelte unwillkürlich bei der Erinnerung. Wie hatte das Mädchen gejubelt, als Rose ihr einst die grosse Wachspuppe mit den beweglichen Armen und Beinen und mit der heiseren, pipsigen Stimme geschenkt! Und dabei war Line über vier Jahre älter gewesen, als Rose. Nun ja, nach den gewöhnlichen Ledergestellen . . .

Ein Geräusch an der Thür liess Frau Rose aufsehen. Frau Assmus, die Kinderfrau, war mit den Kindern eingetreten.

„Gnädige Frau befahlen, dass ich sie Ihnen in den neuen Costümen zeigen sollte, ehe sie nachher in die Gesellschaft kämen!“ meldete die Frau mit ihrer trockenen, fast spitz klingenden Stimme.

Rose betrachtete die Kinder oberflächlich. „Ich habe es dem Schneider gleich gesagt“, meinte sie dann, „dass Erich dieser dunkle Sammet nicht steht. Sein Gesicht wird noch blasser dadurch!“

Frau Assmus nickte langsam, während sie ihre Augen fest auf ihre Herrin richtete. „Ja! Erich ist blass!“

Rose hörte nicht auf sie; sie zupfte an dem weissen Kleidchen der dreijährigen Heda. „Freust Du Dich auf den Weihnachtsmann, Heda?“

Die Kleine verzog die rothen Lippen.

„Weihnachtsmann diebt's ja darnich!“ stiess sie schmollend heraus. „Das hat Alles Mama und Ontel und Tante und Dosspapa detauft!“

Frau Rose sah ein wenig ärgerlich auf.

„Haben Sie ihr das gesagt, Frau Assmus?“

Die Kinderfrau erwiderte den Blick fast ingrimmig. „Gnädige Frau haben die Kinder ja selbst zu den Weihnachtseinkäufen mitgenommen!“

„Ach so! Ja . . nun . . .“

Frau Rose verstummte. Der Ton der Frau verletzte sie stets, dieser unfreundliche, versteckt vorwurfsvolle Ton. Sie hätte sie längst entlassen, wenn die Frau nicht so zuverlässig und tüchtig gewesen wäre. Es war so schwer, passende Dienstboten für die Kinder zu erhalten. In ihrer Verlegenheit zog sie den Krauskopf des vierjährigen Bob an sich.

„Und was hat sich Bob gewünscht?“ fragte sie zärtlich.

Bob dachte lange nach. Endlich hatte er es gefunden.

„Bob will mit Müllers Karl spielen!“ — Müller hiess der Portier. — „Müllers Karl hat viel schönere Sachen als Bob.“

„Und was hat Müllers Karl?“

„Müllers Karl hat einen Papa. Der spielt immer mit ihm; ‚Huckepack‘ und „Hopp, hopp, Reiterlein!“ Und einen langen Bart hat er auch; da kann Müllers Karl dran ziepen!“

„Unser Papa hat auch einen!“ warf Heda altklug ein.

Bob machte ein verächtliches Gesicht. „Ach, nur'n Schnurrbart! Und der wird immer gebrannt. Da kann Bob nicht dran ziepen!“

Während dessen hatte Erich unbeweglich auf seinem Platze gestanden. Er war sechs Jahre alt und hatte ein feines, blasses Gesicht mit grossen, dunklen, verträumten Augen. Er war immer so still und fast kühl. Es war, als flösse ihm nichts ein besonderes Interesse ein. Und doch war es Frau Rose oft, als lange ein warmer, sehnsüchtiger Strahl aus seinen Augen zu ihr herüber. Wie jetzt eben wieder. Er starrte sie an, als ob er ihre stolze, schöne Gestalt verschlingen wollte. Er verwirrte sie fast.

„Nun, Erich, gefalle ich Dir?“ fragte sie ihn.

In sein Gesicht schloss eine dunkle Röthe: er machte einen hastigen Schritt zu ihr hin; dann besann er sich. „Hat Dir Papa das schöne Kleid geschenkt?“ fragte er verlegen zurück.

Sie sah erstaunt zu ihm herab in seine Augen, die nun wieder müde und träumerisch blickten. Wie kam er auf das Kleid? — Sie dachte nicht daran, dass er vor einem Jahre, auch am Weihnachtsabend, fast Schläge bekommen hatte, weil er ihr eine neue Seidenrobe mit seinen schmutzigen Fingern verdorben. Auch trat eben ein Diener ein, um ihr die Ankunft des gnädigen Herrn zu melden. Hastig schob sie die Kinder Frau Assmus zu, dann verschwand ihre schlanke, jugendliche Gestalt hinter der Thür, die zum Treppenhause führte. Gerade kam Dr. Warnsdorff die Treppe herauf. Frau Rose wollte ihm entgegeneilen, getrieben von einem plötzlich in ihr aufzuckenden Gefühl der Zärtlichkeit. Aber hinter ihm her kam der Portier mit einem Reisekoffer, und dann — das Gesicht, das Leo zu ihr emporhob, schien ihr conventionell, fast gleichgültig. So reichte sie ihm nur die Hand, die er an die Lippen führte.

„Du wirst Dich erkälten!“ murmelte er mit einem flüchtigen Blick auf ihren entblössten Hals, um dann sogleich fortzufahren. „Es ist doch Alles in Ordnung, ja? Mein Zug hatte eine halbe Stunde Verspätung. Apropos,



A. Hirschl. Der Winter.

ich habe noch jemand eingeladen, den Präsidenten vom Landgericht. Du weisst ja, er ist Junggeselle. Wir fuhren zusammen!"

„Und die Sache, wegen der Du berufen wurdest?"

Er lächelte müde. „Freisprechung! Natürlich! Eine aussichtslose Sache hätte ich auch so unmittelbar vor Weihnachten nicht angenommen! . . ." Er nickte ein paar Mal zerstreut vor sich hin. „Ja, ja! Also — ich will mich schnell umziehen! Ich komme gleich!"

Er wandte sich nach seinem Zimmer. Frau Rose sah ihm nach, wie er über den Läufer dahinschritt, fast schwankend. Das kam wohl von der langen Eisenbahnfahrt. Sonst ging er immer straff und aufrecht, wie früher, da er noch ihr Bräutigam gewesen war. Sie war immer gern an seinem Arm gegangen. Aber das geschah nun nur noch selten. Er hatte stets so viel zu thun; auch gingen sie nicht häufig mit einander aus. Wirklich, sie wusste sich kaum des letzten Males zu entsinnen, da sie mit ihm längere Zeit allein gewesen. Und auch dann hatte er immer an andere Dinge gedacht, an seine Geschäfte, Reisen, Reden . . . Wieder schoss es in ihr plötzlich heiss auf. Sie hatte das dunkle Gefühl, als müsse sie ihm nacheilen, ihm etwas sagen, nur irgend etwas . . . was?

In diesem Augenblicke fuhr unten ein Wagen vor, und die hagere Gestalt ihres Vaters erschien in der Vorhalle.

* * *

Die Gesellschaft war vollzählig im Salon versammelt, als Frau Rose das Klingelzeichen gab und die Thüren zu dem grossen Saal geöffnet wurden. Paarweise trat man ein, unter lautem Stimmengewirr. Man bewunderte den Glanz des Raumes, die wundervolle Ausstattung, die künstlerische Verwendung des Lichtes, die originelle Erfindung dieser Weihnachtsbäume, die mit elektrischen Glühkerzen übersäet waren und sich dabei um ihre Axe drehten, während verborgene Spieluhren einen Weihnachtschoral spielten. Dann drängte man sich um die Geschenktische, auf denen für Jeden etwas aufgespeichert lag. Ausrufe der Bewunderung und des Entzückens schwirrten durcheinander, diese Ausrufe einer grossen Menge, die so gemacht klangen und so conventionell und übertrieben. Und auf allen Gesichtern glänzte dasselbe gemachte, conventionelle, übertriebene Lächeln einer gekünstelten Freude.

Währenddessen wurden die Kinder hereingebracht. Frau Rose führte sie zu den Bäumen, den Tischen. Erich war wie erdrückt von all' dem

grellen Licht, das in seine Augen flammte. Und dann bemächtigten sich seiner die Damen. Sie fanden ihn hübsch, reizend, entzückend, interessant in seinem dunkelblauen Sammetcostüm, mit der zarten Blässe seines Gesichtes und der Träumerei seiner Augen. Und er liess sich drehen und wenden, streicheln und küssen; wie eine grosse Puppe.

Auch Bob wurde gehätschelt und gestreichelt; aber er stiess mit Händen und Füssen um sich, bis er sich glücklich in die Nähe einer Thür durchgeschlagen hatte. Plötzlich war er verschwunden. Frau Assmus fand ihn nachher auf dem Corridor, wie er einer von den vielen Puppen, die Heda erhalten hatte, den Kopf entzweischlug.

Heda machte an Frau Roses Hand die Wanderung von Tisch zu Tisch. Und überall fand sie eine altkluge Bemerkung. Den Soldatenka:•en hatte Grosspapa für Bob gekauft; er kostete 4 Mark; das Bilderbuch war für Erich; es kostete 6 Mark, weil Verse darin waren; und die Puppe war billig, und die theuer, und die Weihnachtsbäume waren gar keine richtigen Weihnachtsbäume, die Aepfel daran waren von Wachs, man konnte sie nicht essen; und das Confect war für Kinder schwer verdaulich, und die Lichter waren überhaupt keine Lichter. Man konnte sie nicht auspusten.

Eine jede ihrer Aeusserungen wurde belacht. Welch' ein kluges Kind. Ueberhaupt, die Kinder waren heutzutage so klug!

Um Frau Rosa drängte sich das Gros der Gesellschaft. Ihr wurde fast schwindlig von den Schmeicheleien, mit denen man sie überhäufte. Und dabei war ihr seltsam weh und schwül zu Muthe. Es war ihr, als wirble Alles um sie her, ruhelos, hastig, unaufhörlich lachend, albern, dumm, unsäglich dumm! In ihr stieg eine heisse Gereiztheit auf, die ihre Stimme schärfte, ihr Lachen emporschrob, ihre Bewegungen eckig und unliebenswürdig machte. Mit fast rauhen Worten schickte sie die Kinder fort. Dann suchte sie nach ihrem Gatten. Aber Leo stand in einer Ecke mit dem Landgerichtspräsidenten und hatte sich in ein Gespräch über einen interessanten Criminalfall vertieft. Er zuckte nervös zusammen, als Roses Hand ihn berührte, und seine Augen sahen sie mit müdem Zorne an.

Dann kam das Souper. Reden wurden gehalten, Gläser klangen an einander, überall Lachen und laute Worte, Klappern und Klingen. Wie in einer grossen Fabrik! dachte Frau Rosa, während sie sich verbindlich zu ihrem unaufhörlich schwatzenden Tischnachbaren neigte, ohne zu verstehen, was er sprach. Und wieder suchten ihre Augen Leo.

Er sass am anderen Ende der Tafel. Mechanisch formten seine Finger Brotkügelchen. Wie müde und vergrämt er aussah! Und welche Mühe es ihm kostete, dieses verzerrte Lächeln um seine Lippen festzuhalten, das auf allen Gesichtern thronte!

Plötzlich stand er auf und ging hinaus. Er sah sich nicht um; es war als peitsche ihn etwas Qualvolles hinweg.

Endlich — das Ende der Tafel! Man schüttelte sich die Hände, küsste sich. Dann ging man in Frau Roses Zimmer, wo der Kaffee servirt wurde. Dort sank man in die Sessel, und eine Zeit lang war es seltsam still. Alle diese Gesichter schienen Frau Rose plötzlich blass und alt. Bis der berühmte Pianist sich an den Bechstein setzte. Man richtete sich auf und wieder erschien überall jenes krampfhafte, ruhelose Lächeln.

Frau Rose schlich sich leise hinaus. Langsam, wie zerschlagen ging sie nach dem Zimmer ihres Mannes. Sie wollte sehen, was er machte. Sie wollte ihm etwas sagen, etwas, das . . . was nur?

Er kam ihr in der Thür entgegen. Sein Gesicht war geröthet, seine Hände strömten einen feinen Seifengeruch aus, als habe er sich eben gewaschen. „Ich war doch ein wenig müde!" murmelte er, während er neben ihr zurückkehrte. „Die Reise, und . . ." Sie blieben stehen. Aus der Tiefe des Ganges war helles Kinderlachen zu ihnen herübergedrungen. Dazwischen eine erzählende Stimme. Es kam aus Frau Assmus' Zimmer.

„Ich glaubte, die Kinder seien längst zu Bett!" sagte Doctor Warnsdorff.

Frau Rose erwiderte nichts. Sie stand immer noch horchend, nach der Seite geneigt, von der jene silberne Ton der Freude gekommen. Und da war er wieder! Bob war es nicht, auch nicht Heda! Wer konnte nur so lachen, so warm, freudig, ansteckend herzlich?

Ehe sie es wussten, waren die Gatten vor der Thür. Leo öffnete sie ein wenig. Und da sahen sie es. Frau Assmus sass am Tisch, auf ihrem Schoss Heda, während gegenüber Erich und Bob sich umschlungen haltend auf zwei neben einander gerückten Stühlen kauerten. Mitten auf dem Tisch aber stand ein grosser, thönerner Blumentopf und in dem Blumentopf steckte ein lebendes Tannenbäumchen, an dem ein halbes Dutzend Lichter brannte und ein paar Aepfel und Nüsse hingen.

Und mit glänzenden Augen starrten die drei Kinder in das flackernde Gefunkel und horchten dabei auf die Geschichte, die Frau Assmus ihnen erzählte; die Geschichte von dem Däumling mit den Siebenmeilenstiefeln. Jedesmal, wenn der Däumling eine neue Heldenthat vollbracht, dann quoll jenes selige, helle, silberne Lachen auf.

Erich war's, der lachte.

Bis die Thür in seines Vaters Hand knarrte. Erschreckt fuhren sie Alle zusammen und Frau Assmus stand schnell auf. Ein schwüles Schweigen war einen Augenblick in dem kleinen, einfachen Zimmer.

„Erzählen Sie nur weiter, Frau Assmus!" sagte Doctor Warnsdorff freundlich. „Und erlauben Sie, dass wir auch ein wenig zuhören!"

Die alte Frau war sehr verlegen. „Entschuldigen Sie, Herr," sagte sie, „dass ich die Kinder noch so spät . . . aber sie waren so unruhig und verwirrt von dem Trubel da drüben . . und da ich doch 'mal mein Weihnachtsbäumchen hatte . . . es ist von meinem Sohn, wissen Sie. Er ist Lehrer in unseren Colonieen. Vor zwei Jahren ist er hinübergezogen, und da hat er mir das Bäumchen geschenkt und auch ein ganz gleiches für sich mitgenommen. Nun wird's auch bei ihm brennen. Fünf Jahre muss er dort bleiben, nachher kommt er wieder. Und dann wollen wir am ersten Heiligabend die beiden Bäumchen zusammen anzünden und . . ."

„Mit wirklichen Lichtern, Mama!" fiel Heda triumphirend ein. „Riech' 'mal, wie hübsch sie riechen!" — Es waren einfache Wachskerzen; der Stock, von dem sie geschnitten waren, stand auf der Commode der Frau Assmus. — „Und eine wirkliche Puppe hat mir Tante Assmus — geschenkt!" fuhr die Kleine fort und hob eine plumpe, weissliche Gestalt empor, die sie mit beiden Händen gegen ihre Brust gedrückt hatte. Und Frau Rose sah, dass es eines jener gewöhnlichen „Ledergestelle" war.

„Ich bitte sehr um Entschuldigung, gnädige Frau!" sagte Frau Assmus verlegen und wollte die Lichter an dem Bäumchen auslöschen. Aber sie kam nicht dazu. Rose selbst hielt sie zurück.

„Nicht doch! Nun wollen wir auch — ja, Kinder, wollen wir nun auch 'mal Weihnacht feiern?"

Sie beugte sich über Erich und strich ihm das Haar aus der Stirne. Und plötzlich fing der Knabe an zu weinen und drückte seinen Kopf in ihr Kleid.

„Ach, Mama! Du bist so schön! Und ich habe Dich so lieb, so lieb!"

Bob stand vor seinem Vater. „Papa! Dein Schnurrbart! Darf ich 'mal ziepen?"

Und Rechtsanwalt Doctor Leo Warnsdorff liess sich seinen Schnurrbart zerzausen und dann kniete er, wie er war, im Frack und in weisser Weste nieder und Bob machte auf ihm ‚Huckepack'. Und zum Schluss fassten sie sich Alle an den Händen und tanzten um den Tisch mit dem lebenden Weihnachtsbäumchen. Und das „gewöhnliche Ledergestell" tanzte auch mit und die „einfachen Wachslichter" strömten ihren süssen Weihnachtsduft durch das kleine Zimmer. Stille Nacht, Heilige Nacht! — — —

* * *

Eine halbe Stunde später standen Leo und Rose wieder draussen im Corridor vor der Thür zum Salon. Zu ihnen heraus drang die theatralische Stimme der berühmten Sängerin. Sie sang — — „Stille Nacht! Heilige Nacht!"

Rechtsanwalt Warnsdorff sah Frau Rose an. „Weisst Du, was ich möchte?" fragte er ingrimmig. „Hinauswerfen möchte ich sie, Alle, sofort!"

Sie lächelte ihm zu. „Aber das geht doch nicht, Leo! Wenigstens heute nicht! Und auch nicht so auf einmal! Aber . . ."

Ihr Blick glitt durch den Vorraum, in welchem die Ueberzieher, Mäntel, Pelze und Hüte hingen. Da hing auch Frau Rose's Pelz neben dem ihres Mannes und Alles, was dazu gehörte. Frau Rose lachte plötzlich hell auf, wie sie als Mädchen oft gelacht, wie auch Erich vorhin gelacht hatte.

„Aber", vollendete sie den vorhin angefangenen Satz, „wir könnten . . ."

Bald lag das Haus mit seiner grellen Helle hinter ihnen. Sie gingen durch die verschneiten Wege des Parkes dahin, eng an einander geschmiegt, wortlos, ganz im Gefühl ihrer Nähe. Ueber ihnen wölbte sich der klare, tiefe Himmel. Von der Stadt klangen weiche Glockenstimmen herüber. Frau Rose wies mit der Hand nach oben. „Sieh doch! Die Sterne!"

Und Leo Warnsdorff zog sein Weib an seine Brust.

„Unser Weihnachtsbaum!"



V. Freudemann. Bäumchen mit goldenen Blättern.

Unsere Bilder.

Wieder ist mit ihrem milden Zauber, ihrer warmen Poesie, ihrer ganzen stimmungsvollen Eigenart die stille, heilige Nacht genaht, in der das Kind geboren ward. Silbern blinken die Sterne vom Himmelszelt, dicht liegt der Schnee auf Wäldern und Feldern, feierlich klingen die Glocken von den Thürmen und märchenhaft schön strahlen in den Häusern im Lichterglanze die schlanken Kinder des Waldes, die reich behängten Tannenbäume. Das ist die echte deutsche Weihnachtspoesie! Wer da alt ist, wird wieder jung und freut sich mit den fröhlichen Kindern, denen Weihnachten immer das Fest der Feste bleiben wird.

* * *

„Adam und Eva", Marie Wunsch's reizvolle Schöpfung, ist aus der innigen Liebe der Deutschen für die Weihnachten geboren. In die sonnige Feststimmung hat die Künstlerin goldenen Humor hinein gezaubert. Den Baum vorzeitig zu plündern, haben die Eltern den Kindern streng verboten. Doch die kleine Eva kann der Versuchung nicht widerstehen: sie bricht, ganz wie es im Paradiese geschah, einen herrlichen Apfel vom Baume und bietet ihn mit lieblichem Locken Jung-Adam dar. Dass dieser schwankt, ob er anbeissen soll, ist klar ersichtlich, — aber das Ende vom Liede ist das alte: er erliegt der Versuchung. Hoffentlich werden Adam und Eva ob dieses Vergehens aus dem Paradiese der Weihnachtsstube nicht vertrieben werden. Der Künstlerin, deren treffliches, humorvolles Bild „Ein wichtiges Geheimniss" den Lesern der „Modernen Kunst" noch im Gedächtniss sein mag, hat auch mit dem neuen Bilde eine prächtige Probe ihres malerischen Könnens und ihres frischen Humors geboten.

* * *

„Schlaft wohl!" von Georg Hom verbindet stimmungsvolle Anmuth mit höchster Meisterschaft der Lichtbehandlung. Der Schein des Kerzenlichtes fällt voll auf die Büste und die untere Gesichtshälfte der lieblichen Frauengestalt, die soeben den Angehörigen das „Schlaft wohl!" zugerufen hat. Mit intimster Beobachtung der Natur hat der Künstler das eigenartige Beleuchtungsproblem gelöst. Schon manches andere ähnlicher Art und von gleichem fesselnden Zauber ist unter seinem Pinsel entstanden. Georg Hom ist Genre- und Bildnissmaler. Seine Vaterstadt ist Frankfurt a. M., wo er am 27. Juni 1838 geboren ward. Unter Jakob Becker besuchte er das Städel'sche Institut. Nach längeren Studien in den grösseren Galerieen Deutschlands eröffnete er eine selbstständige künstlerische Thätigkeit von höchster Fruchtbarkeit. Unter seinen älteren Bildern seien das Portrait des bekannten Naturforschers und Reisenden Rüppell und ferner die Genrebilder „Mignon", „Der Liebesbrief" und „Ein Geheimniss" hervorgehoben. Seit dem Jahre 1874 hat Georg Hom sein Atelier in Berlin aufgeschlagen, wo er in reger Schaffenskraft seiner Kunst dient.

* * *

„Der Liebling" von Bruno Piglhein spricht so ganz für sich, dass viele Worte überflüssig sind. Der Künstler hat offenbar beabsichtigt, die Harmonie zwischen dem kleinen Mädchen und dem Kätzchen durch eine gewisse Gleichartigkeit ihrer Natur noch tiefer zu begründen. Dass ihm das gelungen ist, kann nicht geleugnet werden. In solchen Schelmereien ist ja Piglhein gross gewesen.

* * *

Die „Junge Christin" von E. Sparre ist ein von lichter Schönheit umflossenes Frauenbildniss, das an die erste Zeit der stark bedrängten christlichen Gemeinde erinnert. Wie bei dem Bilde von Georg Hom, so bildet auch bei diesem die Lösung des Beleuchtungsproblems einen der wesentlichsten Reize der Darstellung. Die von der Flamme ihres Thonlämpchens voll beschienene Frauengestalt, um welche sich malerisch das Gewand drapirt, schreitet zum Gottesdienste der Gemeinde, der wahrscheinlich in den Katakomben des kaiserlichen Roms stattfindet. Edel und keusch muthet des Künstlers Schöpfung an. Gerade in solchen Vorwürfen aus antiker Zeit hat er vielfach seine Meisterschaft gezeigt.



C. Huyot. Die Weihnachtstorte.

In der „Madonna" von Paul Barthel prägt sich die hingebende fromme Mutter vortrefflich aus. Wenn die christliche Kunst von jeher die Madonna als einen ihrer vornehmsten Vorwürfe hingestellt hat, so ist das sehr erklärlich, denn nichts Edleres, Höheres und Heiligeres giebt es als die Mutterliebe. Von Cimabue bis auf unsere Tage war diese Ehrung der Mutterliebe immer einer der vornehmsten Gründe, die den Maler zu der Madonnendarstellung bewogen hat. Auch Paul Barthel ist ihm gefolgt. Gleichwohl hat er neben der Mutter auch die hoheitsvolle und bedeutsame heilige Rolle, welche Maria in der christlichen Kirche spielt, zum Ausdruck gebracht: Sie ist die Mutter des Erlösers.

* * *

„Grosstantchens Verehrer" von Pompeo Massani macht jeden lachen. Alte Liebe rostet nicht — sie kannten sich schon in der Jugend. Grosstantchen wird zwar von manchen Jahrzehnten hart bedrückt, aber trotz alledem sieht sie noch so verschämt drein, als ihr der alte Verehrer Liebenswürdigkeiten sagt, dass man sie für fähig hält, noch im Brautgewande zum Traualtar zu schreiten. Von dem alten Schwerenöther, der mit so süsser Miene zu ihr hinschaut, während er dienstbeflissen den Garnstrang hält, lässt sich wohl die gleiche Absicht voraussetzen.

* * *

„Am Waldesrande im Winter" von Louis Apol im Haag ist ein echtes winterliches Stimmungsbild aus dem flachen holländischen Waldgebiet. Landschaften in Kälte und Schnee sind die Motive, die sich der am 6. September 1850 geborene Künstler, der ein Schüler von Joh. Franciscus Hoppenbrouwers und Pieter Stortenbecker ist, zur Darstellung wählt. Um sich mit der Winternatur so recht vertraut zu machen, hat er wiederholt die Küsten von Norwegen, die Nordpolarländer und Nowaja Semlja bereist.

* * *

In dem Frauenkopf „Fides" von Paul Thumann liegt wieder der feine seelische Zauber, die Tiefe inniger Empfindung, welche der Meister in solchen Frauenbildnissen auszuprägen weiss. Der Adel der Schönheit ruht auf diesem Antlitz und rührt des Beschauers Herz. Wenige Künstler vermögen solche tiefe Wirkung auszuüben wie gerade unser Thumann.

* * *

„Genovefa" von W. Räuber in München versetzt in die Welt deutscher Märchen. Als Genovefa verstossen war, lebte sie einsam und verlassen in einer Höhle im Walde und eine Hirschkuh kam und nährte ihr Kind. Die Stimmung des Märchens klingt im Bilde wundervoll wieder. Und nicht minder warm berührt der innige Ausdruck mütterlicher Liebe. Man denkt an Schwind, so vortrefflich ist das Bild.

* * *

Von den übrigen Bildern fesselt zunächst „Der Goldonkel" von Fritz Gehrke, dem langjährigen geschätzten Mitarbeiter an der „Modernen Kunst". Man begreift die Nichten, die den schwer bepackten, eben von der Bahn gekommenen und grundbraven Ohm so liebevoll empfangen, hat er doch jeder werthvolle Gaben mitgebracht. Man streichelt, drückt, quetscht, küsst, lobt den alten Herrn und dieser ist glücklich, denn die Nichten sind — reizend! „Weihnachtsäpfel" von C. Herrmann soll die eigenartige Lichtwirkung einer Lampe im dunklen Raume schildern. Das Mystische, Geheimnissvolle, das in diesem Kampfe des Lichtes mit dem Dunkeln liegt, ist nicht abzuweisen. Selbst die menschlichen Gestalten, hier die Mutter, die aus dem Wandschranke etliche Aepfel herausnimmt, und das auf dem Stuhl hockende Kind, erscheinen in dieser Beleuchtung im höchsten Grade eigenartig — ja, sogar gespensterhaft. „Der Winter" von Adolf Hirschl gehört dem Cyklus der vier Jahreszeiten an, den der Künstler gemalt hat. Viktor Freudemann schildert in einem prächtigen Winterbilde das „Bäumchen mit den goldenen Blättern", dessen vergilbtes Laub noch an den Zweigen hängt und wie Gold märchenhaft schön und wunderbar in die silberne Pracht des Winters leuchtet. Dem Humor trägt C. Huyot's „Weihnachtstorte" in vollem Maasse Rechnung.



Welt-Räthsel.

Zu einer Original-Zeichnung von J. B. Engl.

[Nachdruck verboten.]

Ohne Anfang, ohne Ende,
Flammen sie im Weltenall,
Die urew'gen Feuerbrände,
Sonnenball um Sonnenball.

Riesenkugeln, urweltalte,
Folgen ihren Bahnen stumm,
Wunderkräfte, räthselkalte.
Rollen sie rundum, rundum.

Jahrmillionen wie Sekunden
Sinken in die Nacht des Nichts,
Und es messen Weltenstunden
Sich am Riesensprung des Lichts.

Sonnenweiten sind nur Spannen
In dem ungeheu'ren Raum —
Antwort auf Wohin? Von Wannen?
Heischt der Menschheit Fiebertraum.

Giebst Du Antwort nie, Du harte,
Schöne Sphinx Urania?
Sternumschleierte Astarte,
Liebliche Titania?

Kann kein Geist die Zeichen lesen,
Die am Himmel flammend steh'n?
Was von Ewigkeit gewesen,
Kann es nie zu Grunde geh'n?

Ewig, ewig neu gebärend
Kreisst des Weltalls Mutterschooss —
Ewig sterbend, ewig während
Ringt von ihm die Zeit sich los.

Und der Mensch, der Stundenhascher,
Misst den Pulsschlag der Natur —
Ach, sein Jahr ist nur ein rascher
Pendelschlag der Weltenuhr!

Und er folgt mit heissem Streben
Nur der dunklen Macht Gebot,
Und ein Traum nur ist sein Leben,
Und ein Nichts nur ist sein Tod.

Sei getrost! Denn keine Schranken
Kennt das Werden in der Zeit —
Ewig leben die Gedanken — —
Und das heisst Unsterblichkeit!

Ernst von Wolzogen.



An den Verleger der Zeitschrift „Moderne Kunst"

Herrn Rich. Bong

Berlin.

Sehr geehrter Herr!

*Apollo schütze mich, da ich mich anschicke, Ihrem freundlichen Ansuchen entsprechend, das grosse Buch meiner Erinnerungen aufzublättern und in einer Reihe lose verknüpfter Kapitel zu erzählen, was ich gesehen, erfahren, empfunden, gewollt — **was ich erlebte!** — —*

Welch' Schicksal wird mir dabei zu Theil werden, muss ich mich fragen, wenn ich an dasjenige denke, welches den anspruchslosen Gebilden meiner künstlerischen Bestrebungen, den harmlosen Versuchen meiner Feder nicht selten beschieden war?

Den ganzen Strom meines Lebens muss ich rückwärts entlangschreiten, um bis an die Quelle zu gelangen!

Werde ich das können? Wird mir das gelingen? „Tu l'a voulu George Dandin!" Auf Dich also auch die Verantwortung!

Allerdings will ich nicht leugnen, dass ich etwas beherzter dabei zu Werke gehe, als ich dies anfänglich von mir glaubte, seitdem mein hochverehrter Freund Adolf von Sonnenthal ungestraft viel Kluges und Interessantes aus seinem Leben direct und indirect veröffentlichte; — seitdem in einem Buche „Schimpfereien", das ebenfalls aus Theaterkreisen stammt, frisch, fromm, frei von der Leber weg „geschimpft" wurde. —

Memoiren-Erinnerungen eines Histrionen in üblichem hergebrachten Inhalt, landläufiger Fassung, möchte ich nicht wohl darbieten, sondern Bruchstücke, Erlebnisse mit interessanten Persönlichkeiten — Menschen nicht „Leuten", wobei ich denn auch den Versuch zu machen gedenke, diesen oder jene etwas näher zu skizziren, soweit ich dies vermag, um verklungene Zeiten wieder tönen zu lassen — wenn auch nur verhallend!

Auch möchte ich mir erlauben, für gewisse, bereits von mir öffentlich besprochene Vorkommnisse meines Berufslebens die vorhandene Fassung beizubehalten, weil der erste Wurf immer der glücklichste bleibt! —

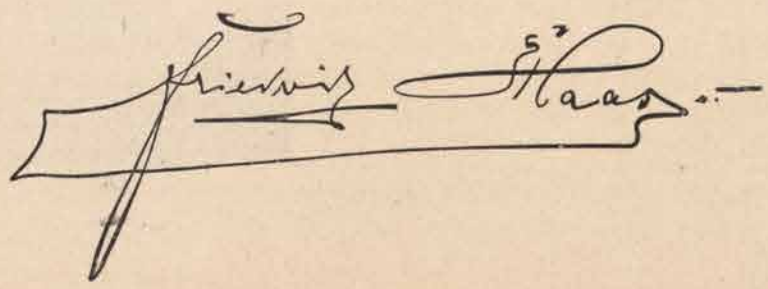
Diejenigen Elemente, welche in den üblichen Memoiren von Bühnenkünstlern vorherrschend zu sein pflegen, breite Mittheilungen über Engagements, Collegenschaft, erlittene „chronische Kränkungen" und was ausschliesslich die Person des Erzählers betrifft, will ich mich bemühen, möglichst aus dem Spiel zu lassen und nur von denjenigen Dingen zu sprechen, welche allgemeine Theilnahme in Anspruch nehmen dürften.

Denn ob ich mich in meinen Engagements mit Müller oder Schultze und meinethalben auch Lehmann einmal zankte, ob und wie ich den Rochus Pumpernickel oder den verstorbenen Philipp II. performirte, dürfte dem heutigen Leser absolut „minderwerthig" sein!

Und so übergebe ich Ihnen, lieber Herr Bong, die von Ihnen gewünschten Erinnerungen als „reiner Thor", wie ich sie mir in das Gedächtniss zu rufen vermochte, mit dem Wunsche, dass sie Ihren Beifall finden mögen, weil der Beifall des Verlegers, — „des denkenden Verlegers" noch eins so viel werth ist, nach Lessing, denn der Beifall des Lesers, des nicht selten blasirten Lesers!

So zieht denn gedruckt in die Welt hinaus, ihr beschriebenen Bogen Papier, denen meine Feder plaudernd so vieles anvertraut hat, Heiteres und Wehmüthiges, den Nachklang lustiger, ernster und weihevoller Stunden! — Wie ein Wanderer erscheine ich mir heute, der nach langer Pilgerfahrt den Gipfel erklommen, den Rastpunkt erreicht hat und zurückblickt auf lachende Auen und ödes Gelände, auf Dornengestrüpp und blumige Pfade.

BERLIN, im Herbst 1896.





Friedrich Haase als Siebzehnjähriger. Oelgemälde von Gustav Richter.

Was ich erlebte. 1846 bis 1896.

Friedrich Haase.

[Nachdruck verboten.]



Als ich geboren wurde, zitterte die Erde!“ sagt Oven Glendower in Shakespeare's „Heinrich IV.“ — — bei mir aber nicht.

In mir zitterte es nur, als ich nach absolvirten Gymnasialstudien meinem Vater, einem langjährigen, dem König Friedrich Wilhelm von Preussen nahestehenden treuen Diener, erklärte, dass ich „zum Theater gehen wolle“. — Entsetzen — Fluch!! — Nach Kämpfen und Interventionen mir freundlich gesinnter, einflussreicher Personen endliche Einwilligung, der die gnädige, maassgebende Hülfe meines Allerdurchlauchtigsten Pathen, des Königs, die endgültige Signatur verlieh, indem Allerhöchstderselbe dem an seinem Hofe weilenden Geheimrath Ludwig Tieck befahl, mich zu prüfen, zu unterrichten und nach einiger Zeit Rapport über meine etwaigen Fortschritte abzugeben.

Ludwig Tieck wurde endgültig bestimmend für meine künstlerische Entwickelung.

Dieser so fesselnde, fein ironische Kopf, dieser glühend für Shakespeare begeisterte gewaltige Romantiker lebte und webte nur für diesen gigantischen Dichter. Er sah das Leben, die Welt, die Kunst nur mit den Augen Shakespeare's; er war jeder Zoll ein Epigone des einsam auf seiner Höhe unerreicht stehenden grossen Briten. Diese Begeisterung für den Sänger von Avon ging auch auf mich, den Schüler, über, und der Shakespeare-Cultus galt mir allezeit und in allen meinen Lebensstellungen, wo ich denselben fruchttreibend pflegen durfte, als vornehmstes, höchstes Ziel! —

Traurig genug, dass die Speculation der Bühnenvorstände, welche über mein Repertoir im Laufe der Zeit zu bestimmen hatten, stets nur von den gemeinhin bekannten und renommirten Rollen etwas wissen wollte und meine Wünsche hinsichtlich Shakespeare's beharrlich ablehnte, bis der Glaube an mich dafür beim Publikum einschlief, obgleich der Credit meines Namens in Karlsruhe, München, Frankfurt a. M. u. s. w. ursprünglich sich lediglich auf der Basis des klassischen Repertoirs, insbesondere Shakespeare's, vollzogen hatte.

Tieck hatte mir gestattet, ab und zu in Berlin auf den Liebhaber-Theatern mitzuwirken, um einigermaassen äussere Ruhe und etwas Kaltblütigkeit zu gewinnen — das liess ich mir natürlich nicht zweimal sagen.

Das Gesellschaftstheater Urania, damals unter der Botmässigkeit und der künstlerischen Leitung des Herrn Hofglasermeisters Laacke stehend, in einem schönen, geräumigen Hause der Kommandanten-Strasse gelegen, bot zu einer derartigen Mitwirkung jungen Leuten vollauf Gelegenheit.



„Auftreten, und mit der Feder sofort in die Soffiten fahren, war eins."
Originalzeichnung von Friedr. Stahl.

Am 18. Juni 1845 betrat ich in der Urania zum ersten Male die weltbedeutenden Bretter als „Herr von Malesherbes" in „Die Rosen des Herrn von Malesherbes" von Kotzebue. Das ging auch ganz gut, und ich hatte die Freude, dass mein so lieber und guter Vater mich an jenem Abend spielen sah — zum ersten und leider letzten Male in seinem Leben. Leicht mag ihm nicht dabei um's Herz gewesen sein! —

Mein Muth wuchs. —

Beim zweiten Male gab man mir daselbst eine unbedeutende Nebenrolle in dem Töpfer'schen Schauspiele „Die Gebrüder Foster". Unter den wenigen Worten, welche ich zu sprechen hatte, befand sich auch die Phrase: „Gebt mir ein Glas Ale." — Ich, der ich mich absolut noch nie mit der englischen Sprache beschäftigt hatte, sagte also frisch und sehr laut: „Gebt mir ein Glas Aahle!" worauf mir ein homerisches Gelächter antwortete.

Von da an lernte ich die Angst kennen, und als ich in einer Rittercomödie zu melden hatte: „Rings um die Burg stehen verdächtige Haufen Reiter — mitten darinnen der Hauptmann!" übermannte mich die Beklommenheit derartig, dass ich unter stürmischem Gelächter stossweise nur herausbrachte: „Rings um die Burg — liegen — mehrere verdächtige Haufen, mitten drin der Hauptmann!"

Dadurch war ich für die Urania bei meinem jedesmaligen Auftreten der Gegenstand herzlichen Gelächters, und als ich in einer der nächsten Vorstellungen, „Preziosa", hätte sagen sollen: „Seht, im Mondenscheine sitzet sie mit der Zither still im Arm," fuhr es mir bei unaussprechlicher Angst heraus: „Seht, im Mondenscheine sitzet sie und zittert mit den Armen!" An demselben Abend vervollständigte ich meine Disposition zum Versprechen noch einmal, indem ich statt: „Eine Taube sitzt sie unter Raben," sagte: „Ein Rabe sitzt sie unter Tauben!" — Ich war also schon damals ein — sich viel versprechender Künstler.

In diese Zeit der damaligen Uraniavorstellungen fällt auch meine Bekanntschaft und das Zusammenwirken mit Albert Hoffmann, dem Begründer des „Kladderadatsches", der einzigen satyrischen Zeitschrift, welche das Jahr 1848 überdauerte und zu so grosser Bedeutung gedieh, dass sie den Herausgeber nach und nach zum Millionär machte. Albert Hoffmann wurde mir später ein wahrer Freund und blieb es bis an sein Lebensende, wie auch alle Mitarbeiter seines Weltblattes — bis auf einen, um den ich es nun gerade am allerwenigsten verdient hatte! — Auch der gute alte Ludwig Menzel, jetzt noch Mitglied des „Deutschen Theaters in Berlin", begann um diese Zeit seine schauspielerische Laufbahn auf der Uraniabühne.

Höchst ehrenvoll, dass dieses kleine Gesellschaftstheater, welches nun schon vor ein paar Jahren in Gegenwart des Kaisers seine hundertjährige Gedächtnissfeier auf der Bühne des Königlichen Opernhauses zu Berlin begehen konnte, eine so auffällige Zahl namhaftester Bühnengrössen zu zeitigen vermochte. Man bedenke: die Crelinger, Geschwister Stich, Crüsemann, Döring, Berndal, Hiltl, Kahle, Possart, Matkowsky, Pauline Ulrich — e tutti quanti.

Und noch heute findet manches bildsame Talent dort Anregung zu künstlerischem Schaffen. Es darf sich zum ersten Mal öffentlich der Beurtheilung aussetzen, — es ist der erste Flügelschlag, der oft in den hellen Aether hebt, — oft still wieder zur Erde trägt! — —

Auch im Berliner Königlichen Giesshause hinter dem Zeughause gab es ein kleines improvisirtes Privattheater, das in dem tiefen Dunkel der untern Räume dieses Hauses von dem Obergiessermeister Fischer auf Bitten seiner zwei hübschen Töchter, welche sich der Bühne zu widmen gedachten, aufgestellt war. Beleuchtet konnte nur die Bühne werden und zwar durch Oellampen; der Zuschauerraum, in welchem allerlei Bänke und Stühle durcheinander standen, konnte fast dunkel genannt werden, weshalb man denn auch mitunter allerlei unarticulirtes Gekreische zu hören bekam — wahrscheinlich nur dieser Dunkelheit wegen. Hier spielte ich auch Comödie mit meinem Mitschüler bei Tieck — Emil Bürde — Sohn eines Berliner Königlichen Baurathes, späterer Gatte der rühmlichst bekannten Königlich Sächsischen Kammersängerin Ney. Bürde und ich waren um gedachte Zeit Tieck's einzige Schüler.

Die Bühne in dem erwähnten Giesshause war so niedrig, dass man bedeckten Hauptes beinahe die Soffiten berührte. Eines Tages wurde „Fridolin, der Gang nach dem Eisenhammer" aufgeführt. Bürde spielte den Grafen Felseck, — ich den rothhaarigen Bösewicht. Bürde sah recht hübsch aus und fand das auch. Er trug ein ohnehin hohes Barett mit noch höherer Feder. Auftreten, und mit der Feder sofort in die Soffiten fahren, war eins. Barett und Feder lagen ihm zu Füssen. Unwillig stülpte er sich das Barett schnell wieder auf, — doch in der nächsten Sekunde wird es ihm durch die feindliche Soffite gleich wieder vor die Füsse gelegt, wodurch die tragische Wirkung seines Spiels beträchtliche Einbusse erlitt, denn stürmisches Gelächter begleitete diesen nicht vorhergesehenen Unfall.

Bürde war eine liebenswürdige Natur, geistreich, und hatte viel gelernt; wir mochten uns sehr gerne und theilten nicht selten das letzte Viergroschenstück, wenn wir nach einer der herrlichen Vorlesungen unseres vergötterten Meisters Tieck hungrig sein Lesezimmer verliessen. Denn so viele geistige Genüsse er uns auch bot, so wenig materielle gab es für zwei stets hungrige Jünglingsmagen, welche sich unmöglich mit zween Brodschnittchen zufrieden stellen lassen, auf denen eine Illusion von Butter und gehacktem Ei lagerte.

Aber Schrullen — unglaubliche Schrullen beherrschten den Kunstgenossen damals. Ob heute noch, wäre mir interessant zu erfahren, denn das Leben liess uns Beide ganz und gar aus den Augen verlieren. So behauptete er zum Beispiel gläubig, dass in dem Leibe des Menschen sich zwei Walzen befänden — die grosse und die kleine Walze, welche auf die Lungenthätigkeit beim Sprechen den grössesten nachhaltigsten Einfluss übten und für den Schauspieler von allergrössester Wichtigkeit wären!

Könnte ich den lieben Menschen doch noch einmal sprechen, vielleicht, dass ich erführe, wie er heute über das Walzwerk im menschlichen Leibe denkt und auch — über manch' Anderes! — Tieck sah die Vollkommenheit in der grössten überhaupt zu erreichenden Harmonie aller einzelnen Theile mit dem beabsichtigten Ganzen.

„Das ist auch Ihre Aufgabe, lieber Haase", sagte er nicht selten, „auch der darstellende Künstler, der Repräsentant des dichterischen Werkes, muss diese Aufgabe erfüllen, will er auf die Würde eines Künstlers berechtigte Ansprüche erheben, und für Sie ist die Erfüllung dieser Aufgabe das Schwerste, — schwieriger als für den Maler, Bildhauer — selbst Dichter. Sie sollen Material, schaffender Meister und Kunstwerk zu gleicher Zeit sein! Und wenn Sie all das in vollkommenstem Maasse wurden, so bleiben Sie doch nur ein Theil des Ganzen und erst in der vollkommensten Harmonie aller Theile zum Ganzen erwächst das vollkommne Kunstwerk. Der Künstler muss ein Virtuos sein, und Sie wissen, was dies eine Wort in sich schliesst: vir — virtus — virtuosus!" —

Jawohl wusst' ich's — hab's stets gewusst, aber nie in dem Sinne danach gehandelt, wie spätere herbe und oft recht ungegohrene Behauptungen es mir und zu gleicher Zeit auch Bogumil Dawison nicht selten vorwarfen.

Ich werde und muss später noch einmal auf dieses Thema zurückkommen, weil ich im Laufe der Jahrzehnte allzuviel Irrthümer, nicht selten Thorheiten, selbst dummes Zeug über den Begriff „Virtuosenthum" leider zu lesen bekam und doch auch lesen musste, um darüber mitsprechen zu dürfen.

Tragikomisch erscheint es mir heute, wenn man mich nicht selten als den letzten Vertreter der sogenannten „alten Schule" bezeichnete, welche — gottlob — überwunden sei, während Dawison und ich viel, sehr viel Bitteres zu hören bekamen über die „allzu realistische" Richtung, welche wir in unserer Spielweise zu Tage treten liessen. — „Vernunft wird Unsinn. . . !"

Um auf die frühere Aeusserung Tiecks zurückzukommen, möchte ich doch noch erwähnen, dass er in seinen Gesprächen und in einer fast heiligen Begeisterung für die Bühnenkunst im edelsten Begriff, nicht selten einen Passus aus seinem Roman: „Der junge Tischlermeister" citirte: „Das ist das Grosse der Bühnenkunst, dass sie etwas ausrichten kann, eine so ungeheure Wirkung erregen, dass uns im Moment die Erinnerung an jeden andern Kunstgenuss schwach und wie ein Schatten erscheint; freilich geht ihr Erzeugniss auch selbst wieder spurlos wie ein Schatten vorüber, und ein ungenügendes Andenken an die grossen Momente des Genusses und der Entzückung erfüllt uns mit Wehmuth, denn kein Denkmal kann der Bewunderer diesen entflohenen Erscheinungen setzen, weil keine Bezeichnung das kenntlich und deutlich zu charakterisiren vermag, was der hingerissene Zuschauer gesehen und gehört hat!"

Der Leser wird ungeduldig werden über diese Reflexionen und sich denken: „Nun ja, das war, aber es ist doch eben nicht mehr!" Eben darum wird es zur Pflicht davon zu reden, weil die bildenden Künstler von ihren Werken sagen können: „Das ist und wird sein." Umgekehrt verhält es sich jedoch mit den Darbietungen des Schauspielers, der bei oft völliger seelischer und körperlicher Erschöpfung nach einer kraftvollen Darstellung keineswegs sich damit trösten kann: „Das ist heute und wird nach Jahrzehnten und Jahrhunderten auch noch sein." Sein Kunstwerk geht dahin, wie das Lächeln über das Gesicht des Menschen.

Denn zwar freundlich mag es gemeint sein, wenn ein moderner, vornehmer Poet behauptet: „Das Bleibende der Höchsten und Grössten sind nicht ihre Werke, sondern einfach ihr Name, — der Ruhm an sich". Die gewaltigsten Werke der Schauspielkunst sind mehr wie alles andere Menschliche in dem Augenblick ihrer Geburt dem Tode verfallen. Darum sollen verständnissvolle und begeisterungsfähige Menschen gelegentlich über bedeutungsvolle Phasen und Erscheinungen in unserer Kunst ein dankbares Wort sprechen, denn das Wirken echter und guter und grosser Menschendarsteller ist mehr als alles Andere dem schnellen Wandel der Mode, dem ewigen Nichts unterworfen, so dass derjenige, der das Andenken wahrer Verdienste rettet oder erneuert, als ein Wohlthäter der dramatischen Kunst angesehen werden kann.

Mit freudigem Stolz darf ich erwähnen, dass der Maler meines Jünglings-Conterfeis, das auf Wunsch meines Herrn Verlegers auf einem der ersten Blätter dieses Buches einen Platz gefunden hat, kein Geringerer war, als Gustav Richter, einer meiner Jugendfreunde, mit dem ich die Elementarschule eines Herrn Dr. Barthels am Petriplatz zu Berlin bis zur Secunda absass. Da um diese Zeit mein Vater nach Potsdam übersiedelte, siedelte ich natürlich mit, und besuchte das dortige Victoria-Gymnasium bis zum Abschluss meiner Schuljahre.

Gustav Richter war eine liebenswürdige Natur, mit flexiblem, starkem Verstande begabt, voll Humor, mit stetem Beigeschmack harmloser Satyre. Er war zur Zeit, als ich von Tieck unterrichtet wurde, Schüler eines nicht gerade bedeutenden Malers, aber sehr guten Lehrers, Namens Holbein. Im Hause von Richter, sowie in seinem Atelier, wo ich den lieben Freund fast täglich aufsuchte und schon damals mit grösster Hochschätzung zu dem etwas älteren und so auffällig begabten jungen Mann und Freunde emporsah, lauschte ich gar oft mit Staunen und offenen Mundes den Ansichten über die Classiker seiner Kunst. „Du kannst mir's glauben", sagte er oft, „sie haben Alle ihre Modelle gehabt, Alle, Rafael nicht ausgenommen, und wenn Du die gefeierten Madonnen dieser Classiker aufmerksam betrachtest, so wirst Du, namentlich wenn Du Maler wärst, überall je nach der Zeit, aus welcher die Gemälde stammen, eine auffällige Familienähnlichkeit der heiligen Gesichtszüge herauserkennen. Nur von einem möchte ich glauben, dass alle seine Werke aus seiner tiefsten Gedankenwelt, völlig selbstständig und unbeeinflusst, hervorgingen, — das ist der Titane Michel Angelo."

Eines Tages sagte er mir in seinem Atelier: „Weisst Du, dass Du eigentlich ein paar lehrreiche Hände hast?"

„Nein," erwiderte ich, „das wusste ich allerdings nicht."

„Willst Du mir mit Deinen Händen wohl in ein paar verzwickten Stellungen sitzen? Hast keinen Begriff, wie verflucht schwer Hände zu zeichnen sind. Angenehm sind allerdings solche Sitzungen nicht, aber wenn Du es thust, male ich auch Dein Portrait für die Ausstellung."

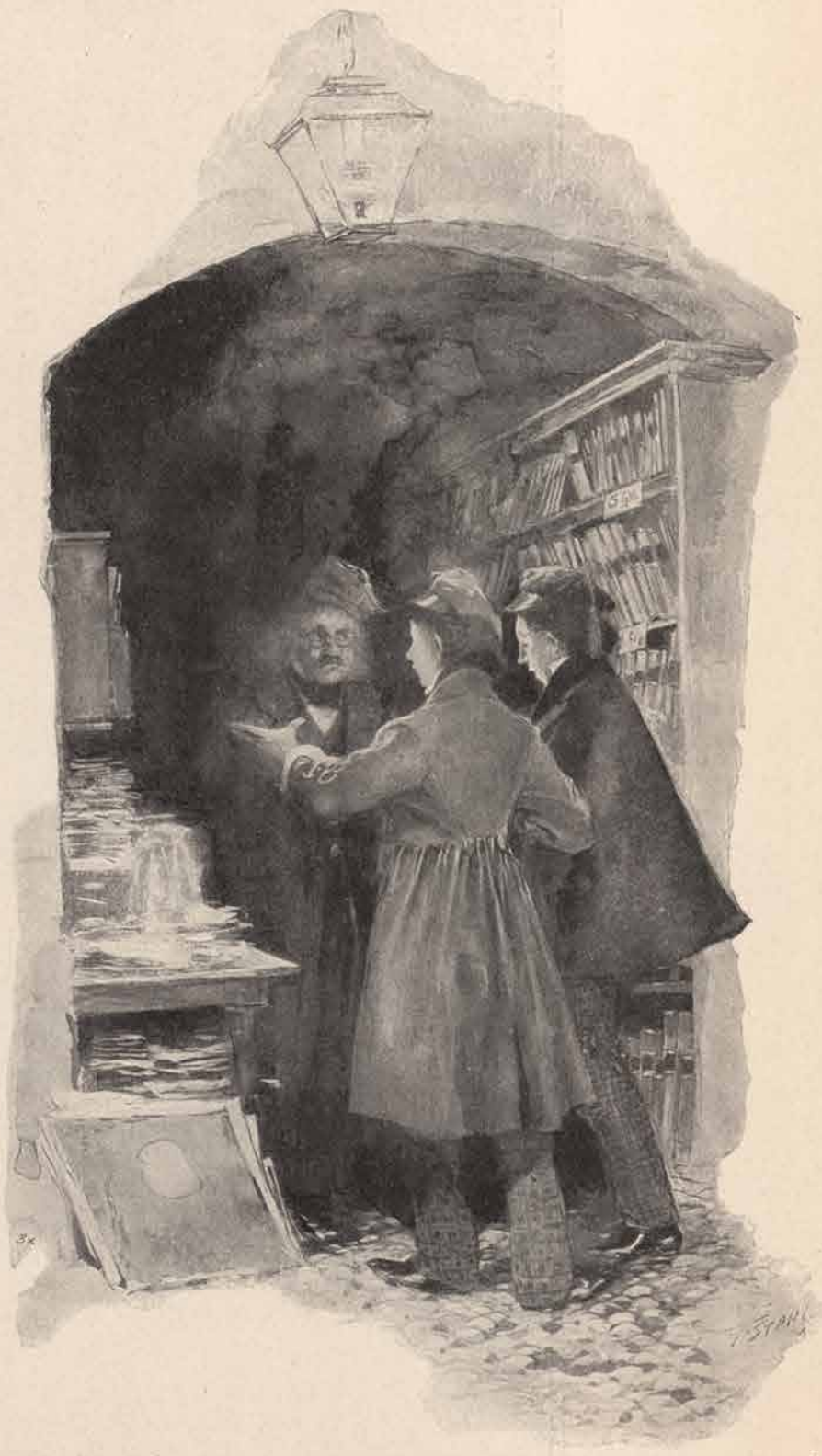
Mein Portrait — für die Ausstellung — gesehen von Tausenden — mit einem Schlage berühmt, wie ich in meiner unendlichen Naivetät dachte.

„Topp, ich thu's, ich sitze Dir!" Und ich sass Tage, halbe Nächte hindurch! Der Ehrgeiz begann mein sonst völlig intactes Hirn zu umnebeln!

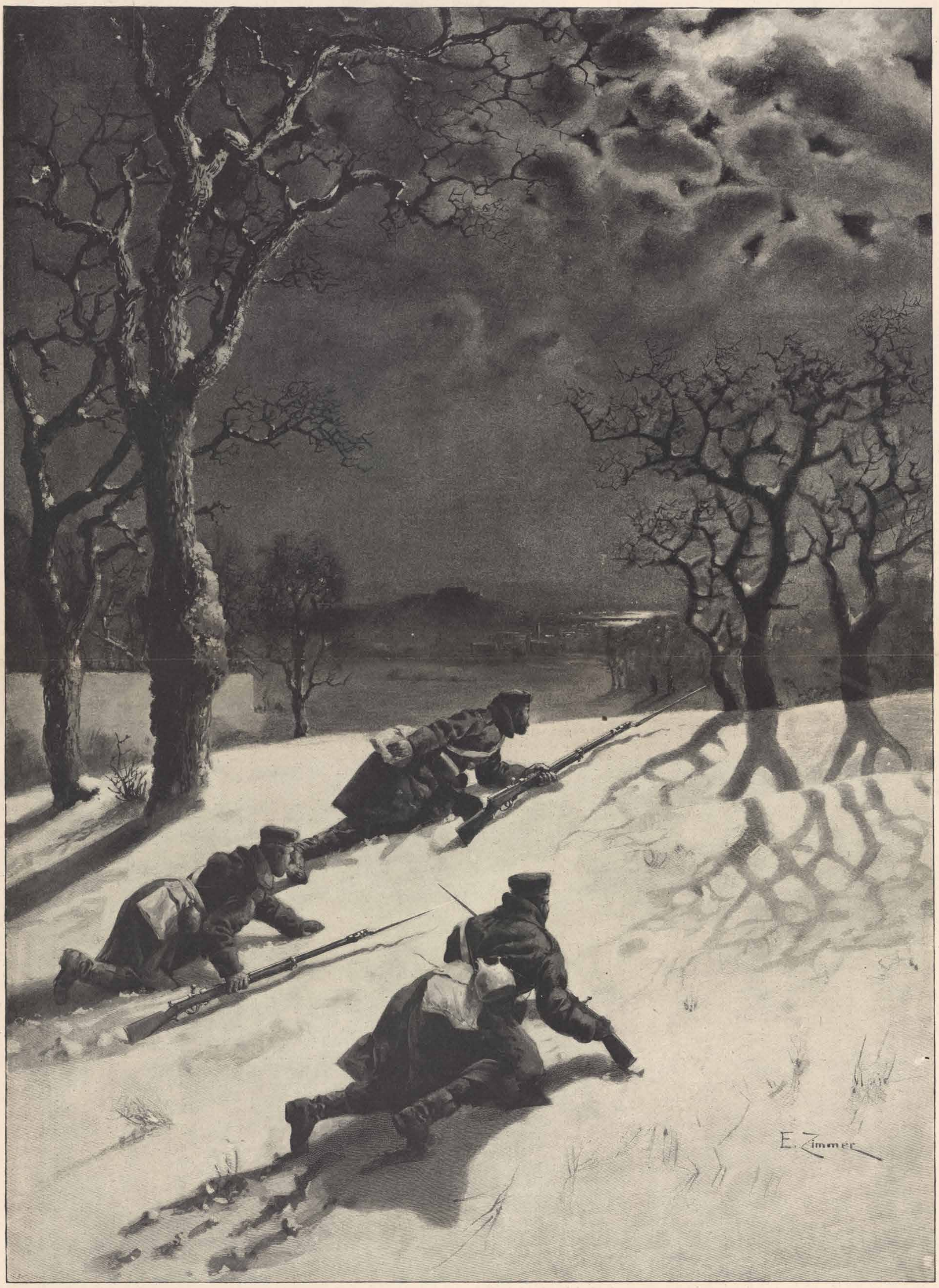
Und so sass ich ohne Ende,
Sass oft stundenlang,
Lehrreich waren meine Hände!
Schmeichelhaft dies klang.

Gustav sprach: „Geliebter Fritze,
Sei erhaben, gross!
Sei der Malerkunst zu nütze —
Leg' die Hände in den Schoss!"

Bald darauf ging's nun aber an die Belohnung, — an das Portrait! Es entstand ziemlich schnell und die Beurtheilung fand schon damals in demselben den seltenen Vorzug der so überaus warmen Fleischtöne, welche in späteren Jahren, neben der Vornehmheit seiner Auffassungen, das Hauptelement seiner grossen Berühmtheit bilden sollte.



„Geben Sie die Bücher wieder heraus oder ich gehe von hier direct auf die Polizei."
Originalzeichnung von Friedr Stahl.



E. Zimmer. Schleichpatrouille vor Paris.

Hermann Richter, sein jüngerer Bruder, nachher ein sehr geschätzter Baumeister in Berlin, ebenfalls ein Schulkamerad, war, seinen Charakter anbelangend, gerade das Gegentheil von Gustav. Ein leichtsinniger, lebenslustiger Strick. Zu ihm fühlte ich mich ehrlicher hingezogen, als zu dem schon frühzeitig so überaus pflichtgetreuen, fortgesetzt rastlos arbeitenden Bruder Gustav. Hermann und ich, — wir Beide, hatten fast nie Geld, denn das Monatsgeschenk unserer Eltern reichte stets nur für ein paar Tage.

Einstmals wurde im Königlichen Schauspielhause Skakespeare's „Heinrich IV." neu einstudirt, angezeigt. Herr Döring—Falstaff! Hermann und ich sahen uns bedeutungsvoll an; das mussten wir doch unbedingt erleben. Aber wie? Ohne Geld! Das geht nicht! „Weisst Du", meinte Hermann „der Gustav hat in seinem Bücherspinde mehrere grosse werthvolle Lexika stehen. Wie denkst Du darüber, wenn wir selbige Lexika „verkloppen"?

„Ja, wie soll ich darüber denken? Wenn Du meinst — verkloppen wir also die Bücher!"

„Beim heiligen Klopfstock, so sei's!" — Gesagt — gethan!

Ein Antiquar an der Gertraudtenbrücke kaufte mir, der ich allein in den Laden gestossen wurde, die vier Bücher ab und ich erhielt dafür zwei Thaler.

Döring's Falstaff entzückte uns und ein Abendbrot nach der Vorstellung in dem Wurstkeller bei Niquet restaurirte uns zu einer Fortsetzung nächtlicher Bummelei, denn ich muss es nur gestehen, dass ich im Geheimen auch ein überaus leichtsinniger Kerl war, und erst in ganz letzter Zeit, wo — also wie gesagt — in ganz letzter Zeit, ein Ausbund von Tugend und jedweden moralischen Vorzugs wurde.

Zwei Tage später entsteht in Gustav's Zimmer plötzlich ein Mordskandal.

„Wo sind meine Lexika, wer hat meine Lexika weggenommen?" So klingt's, die beiden Verbrecher furchtbar mahnend, in's Nebenzimmer hinüber.

„Hermann, hast Du meine Lexika?"

Und nun entwickelt sich die ganze Nichtsnutzigkeit meines Freundes Hermann. Mich vorschiebend, erzählt er schnell ein ganzes Märchen von Erfindungen, wälzt alle Schuld auf mich, dass ich es wäre, der die Bücher verkauft und „das Erträgniss" mit ihm „vergeudet" hätte.

„Die Bücher muss ich wieder haben — meine Bücher — oder ich weiss nicht, was ich thue!" So schäumte Gustav.

Hermann zieht mich in's Nebenzimmer und sagt ernsthaft zu mir — dieser Tartüffe — „Du siehst Fritz, es geht uns an Hals und Kragen! Komme gleich mit mir nach der Gertraudtenbrücke und lasse mich handeln. Gehe auf Alles ein, was ich sage, und zeige heute, ob Du Talent für Deine Komödien-Carrière hast oder nicht!" —

Wir betreten also die Bibliothek des Antiquars an der Gertraudtenbrücke — es war ein offenes, luftiges, freundliches Flurgeschäft.

Hermann flüstert mir zu: „Stelle Dich dämlich!" —

Nun, dazu bedurfte es nicht viel, denn ich hatte keine Ahnung, was geschehen sollte.

„Wie konnten Sie sich" — herrschte Hermann den betroffenen Bücherfritzen an — „wie konnten Sie sich unterstehen, diesem Menschen, den die Natur als Idioten kennzeichnet, vier werthvolle Bücher abzukaufen? Sehen Sie sich den tief beklagenswerthen Jüngling an! Wird Ihr Auge nicht feucht?!"

Während dieser Reden affectirte ich nun, den Heuchler begreifend, Mienen und Gebärden eines Trottels. Hermann, mich heimlich puffend, suchte mich scheinbar zu beruhigen, indem er zu mir sprach: „Sei nur ruhig, Fritzchen, es geschieht Dir nichts!" Ein neuer Puff, ich schnitt wieder Gesichter. „Aber mit dem Menschen da muss ein warnendes Beispiel statuirt werden, damit junge Leute nicht wiederholt in ihr Unglück rennen! Geben Sie die Bücher wieder heraus oder ich gehe von hier direct auf die Polizei!" Diese kategorische Drohung wurde meinerseits durch allerlei Gebärden und Augenverdrehungen begleitet.

Eingeschüchtert und voll ängstlicher Besorgniss, geschah das Unglaubliche, dass ein fliegender Antiquar vier gekaufte Bücher umsonst wieder herausgab, welche wir unter homerischem Gelächter, Bruder Gustav die Begebenheit erzählend, seiner Bibliothek feierlich einverleibten. „Aller guten Dinge sind drei", sagt ein altes Sprichwort! Wir waren unserer Drei, also waren wir auch wieder — nach wie vor — drei gute Dinge! —

[Fortsetzung folgt.]

Faiful.

Novelle von **Anton Freiherr von Perfall.**

[Nachdruck verboten.]

Capitel III. [Fortsetzung.]

Saltern war ausser sich, als er des andern Tages erfuhr, Graf Sturza sei abgereist, wohin unbekannt, ebenso Zeit der Rückkehr.

Zwar hatte er keine Vorkehrungen getroffen, welche auf längeres Ausbleiben schliessen liessen, aber dieser Tollkopf war ja zu Allem fähig. Und daran war nur Helene schuld, die ihn nicht verstand, nicht verstehen wollte. Es war für ihn kein Zweifel, dass es zwischen Beiden auf der Faiful zu einem ernstlichen Zerwürfniss gekommen, welches sie ihm nur verhehlen wollten.

Helene hatte ja von Anfang an, ehe sie ihn nur gesehen, ein Vorurtheil gegen Rolf.

Oh diese Frauen! Wenn so etwas einmal in ihrem Kopfe fest sitzt!

Er liess es an Vorwürfen nicht fehlen. Das Mitleid mit dieser friedlosen, zerrissenen Menschenseele hätte sie wenigstens duldsamer stimmen sollen.

Helene hörte ihm schweigend zu. Diese Blindheit, diese völlig eifersuchtslose Sicherheit, einem Mann wie Sturza gegenüber, verletzte sie. Schien sie ihm denn wirklich so wenig begehrenswerth, so gänzlich ungefährlich? Oder rechnete er mit ihrer Leidenschaftslosigkeit, die er nie auf die Probe gestellt — oder liebte er sie nicht?

Sie hatte sich diese letzte Frage noch nie während ihrer Ehe gestellt. Sie erschien ihr völlig überflüssig. Sie war ja arm, ohne Namen, aus welchen Gründen hätte er sie dann geheirathet? Diese Logik genügte ihr jetzt nicht mehr. Sie durchforschte ihr ganzes Eheleben und stiess auf keine trübe Stunde, aber auch auf keine, die sich aus diesem ermüdenden Gleichmaass von Glück erhob, als eines jener Flammenzeichen, die das Leben einer geliebten Frau durchleuchten und erwärmen. Diese entzündet nur die Liebe, die heisse, verlangende Liebe, und nur diese kennt die Eifersucht.

Aber sehnte sie sich denn je darnach? Liebte sie nicht selbst dieses gleichmässige ruhige Glück? Woher kam ihr denn die Kunde von diesem Zeichen? Von ihm, nur von ihm! Und was war ihr Brennstoff? — die Liebe? Nein! Unlautere Begier, wüste Erinnerung, die sie nährten, durch eine sie beleidigende, nur in seiner lüsternen Phantasie bestehenden Aehnlichkeit mit dieser schwarzen Dirne. Und wenn sie diesen Brand, der ihm und ihr Verderben drohte, im Keime erstickte, war das mitleidslos?

Was brauchte er zu fliehen! Er kannte sie ja jetzt. Es lag nichts Unausgesprochenes mehr zwischen ihnen seit dieser Fahrt.

Mit der köstlichen Ruhe war es jetzt zu Ende. Nicht einmal das früher heilige Mittagsschläfchen in dem heimlichen ausgepolsterten Nest wollte mehr gelingen. Unsägliche Angst trieb sie umher.

Wenn er wirklich nicht mehr käme? Wieder zurückgekehrt wäre in das schreckliche Land? Sich in neue Abenteuer stürzte? Wenn dann plötzlich die Nachricht seines Todes einträfe? Dann hat Sie ihn hinausgetrieben, — getödtet! Schauer ergriffen sie bei diesem Gedanken, und sein Bild erschien in dieser Stimmung märtyrerhaft verklärt.

Jetzt war das Mitleid da, welches der Gatte herauf beschworen, unendliches Mitleid. Ein ihr ganz neues, hohes Gefühl, dem sie sich völlig arglos hingab, es als eine nothwendige Klärung ihres Gemüthes betrachtend.

Unzählige Male durchforschte sie mit dem Fernrohre die Fläche des Sees, ob sie kein Segel erblickte. Immer vergebens! Wochen vergingen darüber.

Saltern, welcher an der baldigen Heimkehr des Freundes noch immer nicht zweifelte, liess die Zeit nicht unbenützt verstreichen.

Er frischte längst aus Bequemlichkeit vernachlässigte Verbindungen mit Gutsnachbarn auf, knüpfte neue an. Das bestimmende Moment dafür waren lediglich die heirathsfähigen Töchter, ja selbst junge Wittwen verschmähte er nicht. Es galt eine Frau zu finden für Rolf, und Helene mit ihrem feinen weiblichen Instinct schien ihm dabei die beste Hülfe.



XI. 5. III. M.

Judith.

Nach einer photographischen Studie des Grafen Tyszkiewicz in Paris.

Doch das an und für sich schwache Material, was ihm zur Auswahl sich bot, schmolz in kurzer Zeit bedenklich zusammen.

Helene ging aber auch zu summarisch vor im Ausscheiden. Ein Blick, ein Gespräch genügte ihr, irgend einen Fehler zu entdecken, welcher die Betreffende für ihre Zwecke unmöglich erscheinen liess.

Man müsse Rolf wie einen Schwerkranken behandeln, ein falsch gewähltes Mittel könne seinen Zustand nur verschlimmern, ihn völlig unheilbar machen.

So kam es, dass Saltern nach einem Monat nur mehr eine schöne Wittwe übrig hatte, eine geborene Amerikanerin, welche seit dem vor wenig Jahren erfolgten Tode ihres Mannes auf ständiger Suche nach einem passenden Landsitze in der Nähe der Hauptstadt war.

Eine imposante Erscheinung, geistreich, ziemlich frei in ihren Anschauungen, jedes Sportes kundig, mit der zähen Energie ihres Stammes begabt, ein durchaus gesundes Element, das nur wohlthätig auf Rolf wirken könnte.

Es gelang ihm, Frau von Tamboo zum Ankaufe eines eben freien Landhauses in nächster Nähe von Stolzenfels, am Ufer des Sees gelegen, zu bewegen.

Ein geradezu wunderbarer Erfolg, welcher ihn, den ausgesprochenen Fatalisten, an der glücklichen Durchführung seines Planes fast nicht mehr zweifeln liess.

Helene zuckte zwar auch in diesem Falle ungläubig die Achsel, aber sie machte wenigstens nicht direct Front gegen die Wittwe. Ja nach einem längeren Beisammensein der beiden Damen auf Schloss Saltern schien es fast, als ob sie Freundinnen werden könnten, trotz des ausgesprochenen Gegensatzes.

Helene hatte jetzt das Bedürfniss eines Anschlusses an ein weibliches Wesen, die innere Unruhe machte sie gesellig. Die unstreitige Ueberlegenheit Frau von Tamboo's war ihr nur erwünscht.

Sie sollte Mutterstelle an ihr vertreten, hatte sie doch etwas wie eine dunkle Ahnung, dass sie noch einmal in ihrem Leben eines Frauenschoosses bedurfte, in dem sie ihr Antlitz bergen konnte. Jetzt glaubte sie selbst an die Verwirklichung des Planes ihres Gatten. Wenn der Graf dieses stolze, herrliche Geschöpf erblickt, muss er ja geheilt sein von seiner thörichten, sündhaften Neigung zu ihr, von welcher sie, seit seiner Flucht, mehr überzeugt war, denn je.

Und dann durfte sie wieder seine Freundin sein. Dann sollte ein neues Leben beginnen, gegen welches ihr bisheriges auf Saltern der Tod war.

Nur kommen musste er! Dieser Wunsch wuchs jetzt in ihr zum schmerzlichen Verlangen.

Saltern war Frau von Tamboo gegenüber sehr vorsichtig in Bezug auf Graf Sturza. Der geringste in ihr aufsteigende Verdacht, dass man gewisse Absichten verfolge, musste alles verderben.

Doch dieselbe kam selbst immer wieder auf den Grafen zurück. Das verlassene Schloss in ihrer nächsten Nachbarschaft, in welchem man seit mehr als einem Monate den Herrn erwartete, ohne zu wissen, wo er sich aufhalte, verschiedene abenteuerliche Gerüchte, die über ihn gingen, bestimmten sie dazu.

Der Umstand, dass selbst Herr von Saltern, welcher ihr als der beste Freund des Grafen genannt wurde, nichts von seinem Verbleiben wusste, ein gewisses Ausweichen, wenn die Sprache darauf kam, liess sie ein Geheimniss wittern.

Als sie jedoch eines Tages Saltern gegenüber ein schlimmes Gerücht erwähnte, das ihr zu Ohren gekommen sei, — Graf Sturza habe sich irgend wo das Leben genommen, ja, einige Fischer hätten schon begonnen, nach seinem Leichnam den See zu durchforschen, da war es aus mit seiner Zurückhaltung.

In seiner Seelenangst erzählte er in Gegenwart seiner schreckerstarrten Gattin den ganzen Sachverhalt. Das verhängnissvolle Zwiegespräch Helenens und Sturza's im Boot, wobei er selbst das Verhältniss zu Faiful, das ja den Untergrund bildete, alle Rücksicht vergessend, enthüllte, die spätere Auseinandersetzung bei Tische, welche mit einer Versöhnung endigte.

„Und nun frage ich Sie", schloss er, „ist es denkbar, dass ein Mann deshalb auf den furchtbaren Gedanken kommt, sich das Leben zu nehmen?"

Frau von Tamboo beobachtete während dieser Erzählung scharf Helene, in deren Antlitz Todtenblässe mit intensiver Röthe wechselte.

„Nichts undenkbarer, als dass er deshalb auf Monate Stolzenfels meidet, ohne etwas von sich hören zu lassen, und sein Gut fremden Händen überlässt", erklärte Frau von Tamboo mit unerschütterlicher Klarheit.

Saltern sprang entsetzt auf. In seiner Seelenangst hörte er aus diesen Worten nur eine Bestätigung des grauenhaften Gerüchtes, während Helene in krampfhaftes Schluchzen ausbrach.

Frau von Tamboo blieb völlig ruhig.

„Sie missverstehen mich", fuhr sie fort. „Ich halte einfach Beides für undenkbar, so weit ich urtheilen kann, und darum glaube ich an eine andere Ursache seiner plötzlichen Flucht."

„An welche? Sprechen Sie! An welche?" drängte Saltern, während Helene sprachlos an dem Munde dieser entsetzlichen Frau hing, welche im Stande war, in der grössten Ruhe alles klar auszusprechen, was ihr seit Wochen schier das Herz abdrückte. Diese Frau hatte sie errathen, das las sie in dem klaren, bis auf den Grund ihrer Seele dringenden Blick, der jetzt auf ihr ruhte. Eine für sie qualvolle Pause folgte.

Dieses Weib spielte noch grausam mit ihr.

Endlich begann sie.

„Wie kann ich die errathen."

Helene athmete erleichtert auf.

„Der Herr Graf scheint ein sehr unruhiger Geist zu sein. Was kann nicht Alles vorgehen in so einem Mannesherzen! Ein plötzliches Verlangen, eine Laune stösst alle guten Vorsätze um — eine getäuschte Hoffnung", setzte sie achselzuckend hinzu. „Wissen Sie, was Sie thun müssen, Herr von Saltern, wenn Sie sein wahrer Freund sind, verheirathen Sie den Mann."

Saltern musste sich alle Mühe geben, seine Fassung zu bewahren. Dieses verblüffende Hineinspringen mitten in seinen wohlvorbereiteten Plan verwirrte ihn derart, dass er sich unklar war, ob dieser Ausspruch der Wittwe ihm günstig oder verhängnissvoll war.

Helene aber begann mit einem unheimlichen Grauen eine Hellseherin in Frau von Tamboo zu sehen.

„Ja, das habe ich — das ist auch meine Ansicht", erwiderte Saltern, mühsam den Weg suchend, der jetzt einzuschlagen war. „Aber — Graf Sturza hat nämlich alle Eigenschaften eine Frau glücklich zu machen, ein Gentleman durch und durch; die Geschichte mit dem Mädchen da drüben ist nämlich auch nicht so ernst zu nehmen, in diesen Ländern hat man nun einmal andere Anschauungen — Rolf ist jung, leidenschaftlich — es thäte mir wirklich leid, wenn Sie dadurch eine falsche Anschauung — ich bin, offen gesagt, gar nicht berechtigt darüber zu sprechen, nur Ihre schreckliche Nachricht —"

„Bitte, beruhigen Sie sich vollkommen", unterbrach ihn die Wittwe. „Ich habe in dieser Beziehung sehr freie Anschauungen, ausserdem handelt es sich ja gar nicht darum, was ich darüber denke, der von Ihnen Auserwählten aber davon Mittheilung zu machen, wäre sehr unnöthig. Wollen Sie mich zur Verbündeten haben? Wir Frauen verstehen uns darauf. Nur Material müssen Sie mir liefern, einigermaassen brauchbares. Dann stehe ich Ihnen gut, wir fangen ihn, Ihren wilden Grafen."

Saltern ging den Bund nicht so freudig ein, als Frau von Tamboo berechtigt war zu erwarten.

„Versprechen Sie nicht zu viel, gnädige Frau. Er ist nicht wie Andere, und wenn er nur eine Masche fühlt, zerreisst er das ganze Netz."

Frau von Tamboo verliess das Schloss mit der Versicherung, sich solidarisch verpflichtet zu fühlen, den Freund des Mannes, welcher ihr auf eine so uneigennützige Weise zu einem herrlichen Landsitze verholfen, wenn irgend möglich zu retten.

Helene zweifelte keinen Augenblick, dass diese Frau auch ihren Gatten durchschaut, seinen ganzen Plan. Jetzt hatte sie nur einen Wunsch, dass dieses kluge, berechnende Wesen mit dem durchdringenden Blicke, welches mit ihr und Ernst wie mit Marionetten spielte, an sich selbst zu Schanden würde, wenn es den Grafen kennen lernt. Sie war schön, also wird er sie begehren; ungebunden, also wird er sie umwerben, und dann wird sie ihm nicht widerstehen können — und dann — war er, ein Graf Sturza, noch lange nicht verheirathet. Sie schämte sich selbst solcher schadenfrohen Gedanken, aber sie liessen sich nicht vertreiben.

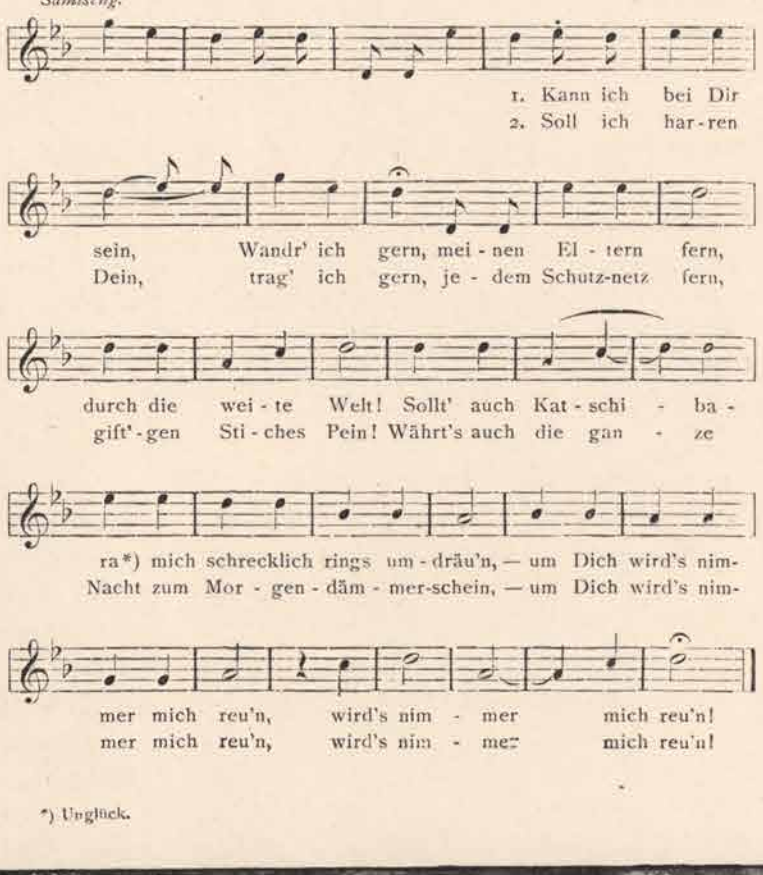
Auf Saltern war die Besorgniss auf das Höchste gestiegen. Der Verwalter von Stolzenfels wusste sich keinen Rath mehr, es fehlten alle Verhaltungsmaassregeln und keine Nachricht kam vom Grafen.

Japanisches Liebeslied.

Deutsch von Heinrich Vollrat Schumacher.

[Nachdruck verboten.]

Samiseng.



*) Unglück.

Nach einer Originalzeichnung von Friedrich Stahl.

Die Untersuchung der Seeufer, welche die Leute freiwillig unternahmen, blieb fruchtlos, ausserdem lag die Faiful unberührt an derselben Stelle, auf welcher der Graf sie zum letzten Male gelandet.

Frau von Tamboo, welche den Winter in der Residenz zubringen wollte, blieb nur ihren neuen Freunden zu Liebe.

Das Ausbleiben des Grafen wurde ihr selbst räthselhafter. Der Grund, welchen sie während der Erzählung Salterns auf dem Antlitz Helenens klar zu lesen wähnte, verblasste immer mehr.

Das Leben in der einsamen Villa fing an recht monoton zu werden, und auf Schloss Saltern herrschte eine gedrückte Stimmung, in welche sie sich, trotz aller Theilnahme, schwer finden konnte. Die Abreise war für morgen beschlossen. Den heutigen Tag wollte sie noch, auf dringende Einladung, in Saltern zubringen. Die See lag im bunten Rahmen des Herbstes. — Ein herrlicher Morgen!

Sehr verführerisch mit dem Kahn nach Saltern zu fahren.

Frau von Tamboo ging zu dem nächsten Fischer. Niemand zu Hause, bis auf einen kleinen Jungen.

Das ist ärgerlich, wenn man sich so etwas einmal in den Kopf gesetzt.

Sie spähte ringsumher, ob sie keinen Kahn entdeckte. Doch — etwa zweihundert Schritte entfernt lag ein Segelboot, dem starken Bau nach, dem kleinen Mast mit blau und roth lustig flatterndem Wimpel.

„Wem gehört das?“ fragte sie den Jungen.

„Das g'hört dem Grafen.“

Eine plötzliche Lust erfasste sie mit dem Boote zu segeln. War sie doch geübt von Jugend auf in diesem Sport, welchem sie sich, wenn der Sommer kam, mit Eifer widmen wollte.

„Könnte man nicht fahren damit? Der Graf ist ja nicht hier und wird nicht gerade heute kommen.“

Der Junge sah die vornehme Dame erstaunt an.

„Komma thuat er freili net, aber g'hör'n thuat's ihm halt do“, meinte er.

„Ich bringe es ja wieder zurück.“

„Sie?“ Der Junge musterte die Frau mit einem geringschätzigen Blicke. — Das ärgerte sie. — Man konnte das Boot leicht erreichen. Was war dabei? Sie gehörte ja gewissermaassen zur Freundschaft.

„Komm' mit, wir fahren.“

Der Junge schüttelte bedenklich den Kopf.

„Wenn der Herr Verwalter —“

„Nun, helfe wenigstens abstossen. Bekommst ein gutes Trinkgeld.“

Sie griff nach ihrer Börse.

Ein kurzer Kampf; — der Junge folgte, ängstlich umherspähend.

Sascha las den Namen: „Faiful“, der jetzt mit Rost überzogen war

Also hier begann das Unglück.

Sonderbar! Was diesen aussergewöhnlichen Menschen, so erschien er ihr nach allen Erzählungen, an diese kleine, unbedeutende Frau vor Saltern fesseln sollte. Die Aehnlichkeit mit dieser Faiful, von der er damals zum Verdrusse Helenens gesprochen, mit einem Arabermädchen, konnte doch so gross nicht sein.

Sie bestieg das Boot, nachdem sie mit Hülfe des Knaben die getheerte Schutzdecke entfernt. Es fehlte nichts an der Ausrüstung, mit geübter Hand ordnete sie die beiden Segel. Jetzt reizte sie dieser Bootsraub. Nur das Abstossen ging schwer, die Faiful war weit auf den Sand gezogen.

Alles umsonst! Das Schiff knirschte ein wenig vorwärts, und stockte dann wieder. Das Wasser benetzte ihr feines Schuhwerk. Der Junge, mit blossen Füssen und aufgestülpter Hose im Wasser patschend, war zu schwach im Zuge.

Um keinen Preis hätte sie jetzt nachgegeben, schon des verschmitzten Lachens des Jungens halber nicht, mit seinem spöttischen „hab's g'sagt, 's geht net“.

Rasch entschlossen warf sie ihren breiträndigen Strohhut in das Schiff, zog Schuhe und Strümpfe aus und watete, das Kleid hoch aufgeschürzt, in das Wasser, mit aller Kraft die Schultern gegen den Schiffsbug stemmend.

Das rothblonde üppige Haar fiel ihr vorne über. Die spitzen Kieseln stachen in den zarten, aus der grünlichen Fluth heraufleuchtenden Fuss.

Sie ächzte vor Anstrengung und die Faiful wich nicht.

„Kann ich vielleicht helfen?“ ertönte da plötzlich eine Männerstimme dicht hinter ihr, und schon ergriff der Junge, ihr Helfer, einen Schreckensruf ausstossend, die Flucht.

Sascha wandte sich.

[Fortsetzung folgt.]

Unsere Bilder.

„Maria auf der Flucht“ von Hermann Kaulbach athmet die ganze Innigkeit des deutschen Gemüthslebens. Die Italiener mögen in ihren Madonnenbildern gross sein, aber die Wärme des Gefühls geht ihnen ab. Die romanische Darstellung der Madonna lässt gewöhnlich kalt, die deutsche rührt fast immer das Herz. Hermann Kaulbach's meisterliche Schöpfung giebt von der gemüthsinnigen deutschen Auffassung eine treffende Vorstellung.

* * *

„Das Hochzeitsfest in der Bretagne“ von Henry Mosler führt zu dem eigenartigen Volksstamm, der die Berge und die weiten Haiden des nördlichen Frankreichs bewohnt. Mit lebendigster Charakteristik entwirft uns Henry Mosler in seinem Gemälde den Jubel eines Hochzeitsfestes. In einigen Dörfern des Landes besteht der Brauch, dass die jungen Mädchen bei Tanzvergnügungen an ihren Kleidern die Höhe der Mitgift zur Schau tragen, und zwar bedeutet ein gelber Streifen 1000 Francs, ein weisser 100 Francs. Die von solidem Wohlstand zeugende Umgebung deutet offenbar darauf hin, dass wohl auch die hübsche junge Frau ein paar dieser magischen Streifen aufzuweisen gehabt hat.

* * *

„Der Wald im Weihnachtsschmuck“ von A. Andersen-Lundby athmet echte Poesie. In solchen stimmungsvollen Waldschilderungen, welche den Winter in seiner berückenden Pracht zeigen, offenbart der Münchener Meister ein hohes Maass von feinem Empfinden für die Schönheiten der Natur.

* * *

„Schleichpatrouille vor Paris“ von E. Zimmer giebt in treffender Weise eine jener Episoden aus dem jüngsten Feldzuge wieder, in denen die Intelligenz und der Muth der deutschen Soldaten zur glänzendsten Aeusserung gelangten. Mit feiner Beobachtung ist die Eigenart der Winternacht mit dem durch die Wolken dringenden Mondlicht der Natur abgelauscht. Auch die Umgebung von Paris mit dem im Hintergrunde ragenden Mont Valerien ist vom Künstler mit einer wirklich überraschenden Genauigkeit gekennzeichnet.

* * *

„Berenice“ und „Judith“ des Grafen Tyszkiewicz in Paris gehören zu jener Reihe ausgezeichneter Studien, die auf der Internationalen Ausstellung für Amateur-Photographie in Berlin ein so ausserordentliches Aufsehen erregten. Berenice ist eine der fesselndsten Frauengestalten der Weltgeschichte. Enkelin des Herodes des Grossen, Schwester des letzten Judäerkönigs Agrippa, wurde sie, nachdem sie bereits dreimal verheirathet gewesen, die heimliche Gemahlin des Titus, als welche sie wesentlichen Antheil an der Zerstörung Jerusalems durch die Römer 70 n. Chr. nahm. In eigener Person kämpfte sie an der Spitze der römischen Legionen und warf die erste Brandfackel in den Tempel, indem sie aus rücksichtslosem Ehrgeiz ihr Vaterland verrieth, um als Gattin des Titus römische Kaiserin zu werden. Ihrem Einfluss und Reichthum verdankte Vespasian nicht zum geringsten Theil seine Wahl zum Cäsar. Nachdem er jedoch sein Ziel erreicht, sagte er sich von ihr los und zwang den Titus, sie zu verstossen. In der Studie „Judith“ ist das Dämonische dieser Frau, die dem Holofernes, dem Feldherrn König Nebukadnezars von Assyrien, das Haupt abschlug, um ihre Vaterstadt Betylna, die er belagerte, zu befreien, meisterlich zum Ausdruck gebracht. Amateur-Photographien, wie sie Graf Tyszkiewicz liefert, sind wirkliche Kunstwerke, die für Maler und Bildhauer von unschätzbarem Werthe sind.

* * *

„Die Abgebrannten“ von Louis Bokelmann bilden eine der ergreifendsten Schöpfungen des Künstlers. Das Nachbarhaus hat die Abgebrannten aufgenommen. In dumpfer Verzweiflung starren Mann und Weib vor sich hin, unzugänglich gegen alle Tröstungen. Kummervoll schaut auch die erwachsene Tochter aus, der sich theilnahmsvoll die gleichaltrige Tochter des Nachbars zugewendet hat. Durch die im Hintergrunde des Zimmers befindlichen Fenster fällt der Blick auf die Brandstätte, mit deren Ablöschen die Feuerwehr noch beschäftigt ist. Mit höchster Wahrheit und mit ungemein feinem psychologischen Verständniss ist die Schilderung der hoch dramatischen Scene erfolgt.

* * *

„Mazurek“ von Th. Axentowich in Paris ist eine künstlerische Verherrlichung des feurigen und heiteren polnischen Nationaltanzes. Gerade der Pole ist für solche Tanzbelustigungen im höchsten Grade eingenommen. Ziehen die Musikanten ins Dorf ein, dann herrscht lichte Freude. Im Handumdrehen haben sich die Mädchen mit dem blumenumwundenen Kopfreifen geschmückt, die Burschen ein Sträusschen an den Hut gesteckt, und bei Cello, Violine und Tambourin geht der Tanz in oder vor dem Krug zum allgemeinen Ergötzen los.



Die Funke-Feier
in der Schlaraffia.

Schlaraffia.

Von **Adalbert von Hanstein.**

[Nachdruck verboten.]

Uhu! — Da steht er mitten auf dem grossen, durch ein Podium erhöhten Tisch, umgeben von wunderbaren Insignien, der ausgestopfte Uhu. Du starrst ihn an, weltfahrender Fremdling, Pilger genannt, und wunderst Dich, wie da so viele alte und junge Rittersleute herantreten an diesen Thron, sich mit über der Brust gekreuzten Armen vor dem unheimlichen Vogelbalg verneigen und vernehmlich und andachtsvoll seinen Namen rufen. Erlaube, theurer Freund, Du bist in einer Burg Alt-Schlaraffia's, und ein Blick in ihr heiliges Buch, Spiegel genannt, lehrt Dich folgendes:

„Uhu, als Inbegriff aller schlaraffischen Tugenden und Weisheit, als das Urprincip alles Schlaraffenthums, findet in seiner sichtbaren Verkörperung die allerhöchste Verehrung im Reiche und flösst geheimnissvoll von dem ihm errichteten Throne aus den Oberschlaraffen die Erleuchtung und sämmtlichen Reichsinsassen den Gehorsam gegen die Satzungen und gegen die Verfügungen der erleuchteten Oberschlaraffen ein."

Du bist starr, Du greifst Dir an die Stirn, um zu probiren, ob dort noch alle Räder und Schrauben im richtigen Geleise gehen? Ja! Ja! Es ist noch Alles in schönster Ordnung; gieb nur Acht auf die Dinge, die jetzt kommen werden.

Drei würdige Herren schreiten soeben bedächtig daher, es sind die drei Oberschlaraffen. Euer Herrlichkeit musst Du sie anreden. Sie theilen die Würde ihres Amtes, das Schlaraffenreich zu beherrschen, wechselnd unter sich. Der da eben den höchsten Sitz des Thrones besteigt, ist der „Fungirende" für den heutigen Abend. Seine beiden Amtscollegen nehmen würdevoll zu seinen beiden Seiten Platz. Rechts von den drei Gewaltigen sitzt der Kanzler des Reichs. Links vom Thron stellt man ein mächtiges Tam-tam auf, dessen Klöppel soeben der Reichsmarschall ergreift, der Einzige, der berechtigt ist, es zu schlagen. Nicht weit vom Kanzler macht es sich der Schriftführer bequem Gemessen nicken sich die Herren zu. Der fungirende Oberschlaraffe giebt nun ein Zeichen. In diesem Augenblick lässt der Marschall dreimal den Hammer gegen die Metallscheibe des Tam-tam fallen, und alle Insassen „der Burg" nehmen ihre Plätze ein. In grossen Schaaren kommen die Ritter dahergeschritten. Ihre Rüstungen sind aber nicht aus Eisen und Stahl, sondern gleichen bunten Talaren aus bunten Tuchstoffen. Ihre Häupter schmücken schillernde Helme. Manchem prangt die Brust von Orden, aber kein noch so geübter Heraldiker vermöchte zu sagen, aus welchem Lande diese wunderbar gestalteten, riesengrossen Silber- und Goldsterne stammen. Nach eigener Wahl setzen sich die Rittersleute in

Reihen an die langen Tische und verlangen nach „Quell". Schleunigst wird ihnen derselbe in Gestalt prächtiger, biergefüllter Humpen gebracht.

Jetzt ist es Zeit, dass Du, der Du als „Pilger" in die Burg eingeritten bist, dem hohen Oberschlaraffat benamset werdest. Ich habe sonach Deinen Namen und Stand auf diesen Zettel zu schreiben und begebe mich nunmehr zum Reichsmarschall, auf dass er dieses Schriftstück an die erhabenen Herrlichkeiten weiter befördern möge. Alsbald wird der Allgewaltige Deinen Namen nennen, wobei Du Dich zu erheben hast, um den Gruss entgegenzunehmen. Ausserdem haben wir uns von Stunde an nicht mehr zu duzen. „Ihr" ist die Anrede im Schlaraffenreich.

„Lulu" umtönte es den Pilger von allen Seiten, die Ritter grüssten sich gegenseitig, erhoben die Humpen, riefen sich das „Ehe" zu und labten sich am Quell. Der fungirende Oberschlaraffe hatte mittlerweile dem „Zinkenmeister" Befehl ertheilt, sich an das „Clavizimbalum" zu setzen. Auf diesen sonderbaren Befehl hin hatte ein jüngerer Ritter vor dem Clavier Platz genommen, und bald intonirte der Chorus der Ritter aus dem Schlaraffenliederbuch das erste Lied. Als es verklungen war, verlangte ein Ritter das Wort, erhielt es und trat vor den Thron, um mit der Anrede „Schlaraffen, hört!" einen humoristischen Vortrag zu beginnen. Es wollte dem Pilger bedünken, als habe er dieses kreuzvergnügte Gesicht in einem bekannten Theater Berlins in komischen Rollen auftauchen sehen, diese breite Physiognomie mit den vor Schalkheit blitzenden Augen und dem quer, fast über den ganzen Kopf sich hindehnenden, lachenden Mund! Er äusserte eine diesbezügliche bescheidene Frage an den ihm zunächst sitzenden Ritter, erhielt aber von diesem die entrüstete Antwort, dass der Vortragende dort Niemand anders sei, als der berühmte Ritter Mamuth, von dem es schon in der Uranographie des Reiches heisse:

Mamuth, ein fideler Knochen
Aus diluvialer Zeit,
Kommt mit Narreteien in Wochen,
Dran sich bass das Reich erfreut,
Im October — später auch
Muss vor Lachen oft den Bauch
Er sich selber halten,

diesmal war's an den andern, sich den Bauch zu halten. Als der Redner unter schallendem Gelächter geendet, forderte der fungirende Oberschlaraffe mit begeisterten Worten zu einem dreifach donnernden „Lulu" für den Redner auf und wie Meeresbrausen scholl es durch den Saal das Lulu! Lulu!

Die feierliche Handlung ist zu Ende und seine Herrlichkeit verkündet, dass eine „Schmusspause" eintreten soll.

„Schmusspause" — das „Ceremoniale" ist während der Dauer derselben aufgehoben. Der „Pilger" benutzt die Gelegenheit des allgemeinen Umherwanderns, sich verschiedene Ritter mit Namen vorstellen zu lassen. Erstaunt muss er da hören, dass „Walther von der Vogelweide" und „Blondel" noch unter den Lebenden weilen. Eigenthümlich mittelalterliche Namen, wie „Otto der Bayer", „Ludwig von Franken", Fugger, Erwin u. s. w. stehen neben modernen Bezeichnungen, unter denen beispielsweise der Name Tricot nichts zu wünschen übrig lässt. Sehr würdig in seiner Grafenwürde erscheint Graf Tele, dessen verwandschaftliche Beziehungen zu dem Ritter Blitzogramm übrigens nicht nachgewiesen sind. Mit besonders ernster und würdevoller Miene schreitet ein kleiner, aber stattlicher Herr daher, kenntlich durch einen mächtigen, schwarzen Schnurrbart, das ist der Ritter Edler von der Pose.

Tamtamschläge verkünden den Wiederbeginn der „Sippung". Ritter Leon ersteigt die unterste Stufe des Thrones, um sein neuestes Poem zum Besten zu geben. Im profanen Leben gilt er für einen Possendichter, hier aber pflegt er die ernste Muse. Schon mehrmals blieb er siegreich in der Bewerbung um den „Funke-Preis".

Funke-Preis? — Was ist das?

Nun, der Preis der bei der Feier von Funke's Geburtstag alljährlich zur Vertheilung kommt, an denjenigen, der den grossen Dichter am würdigsten besingt.

Und wer ist der grosse Dichter Funke?

Ei, Pilger, so wisset Ihr nicht, dass die Schlaraffia in hoher Anerkennung der Verdienste des Dichters, so man im profanen Leben „Schiller" nennt, nach seinem Tode noch zum Schlaraffen-Ritter ernannt, ihn in Alhalla versetzt hat und ihn alljährlich feiert.

Und was ist Alhalla? —

Der Aufenthalt, der vom Uhu der Welt entrückten Schlaraffenritter.

Diese Worte wurden mit einer gewissen Feierlichkeit und Ergriffenheit gesprochen, und der junge Pilger blickte mit ehrfurchtsvoller Scheu nach dem ausgestopften Vogelbalg auf dem Throne. Er scheint doch einen gewaltigen Einfluss auf die Gemüther auszuüben, dieser Uhu, flüsterte er halb in Gedanken vor sich hin. Der Ritter aber antwortete: „Uhu erscheint uns in dreifacher Gestalt, denn er wandelt sich, wenn er uns Freude spenden will in „Aha", wenn er uns zürnt in „Oho" um. Dabei ergriff der Ritter sein Glas und trank dem Pilger zu mit dem üblichen Rufe „Ehe". Als der Pilger hierauf die vorlaute Frage stellte, ob es denn auch ein „Ihi" gebe, traf ihn ein Blick der Verachtung aus den Augen des ernsten Mannes.

„Schlaraffen hört" begann mittlerweile Ritter Leon und trug seine schwungvolle Poesie pathetisch vor. Begeistert tönten die Lulu's als er geendet hatte. Die fungirende Herrlichkeit aber erklärte für einen solchen Genuss sei ein Lulu, selbst ein dreifach donnerndes zu wenig, man müsse dem Ritter einen „Baugk" ausbringen. Im selben Augenblick rückten sich an allen langen Tischen die Reichsinsassen zurecht und jeder legte beide Hände flach vor sich auf den Tisch. Dann stiess der Oberschlaraffe einen Ruf aus, einer sonderbaren kurzen, schnellen Tonfolge zu vergleichen. Jetzt hat die Herrlichkeit den Takt angegeben. Nun thuet was Ihr uns thuen sehet. Und was musste der Pilger sehen und hören! Fing doch da männiglich an die beiden Hände zusammen zu schlagen, dass es klatschte, mit den beiden flachen Händen viermal auf den Tisch zu schlagen, dass es donnerte, sodann viermal mit den Füssen gegen die Erde zu stossen, dass es polterte, darauf viermal den Ruf „Ha" ausstossen, dass es wie Dämonengelächter klang. Darauf wurde jede dieser Manipulationen einmal wiederholt.

Das ist eine der grössten Ehrungen, die es in der Schlaraffia giebt, flüsterte der Mentor dem jungen Pilger zu, als Ritter Leon mit glücklichem Lächeln vom Throne niederstieg.

Dann fand der feierliche Empfang eines auswärtigen alten Ritters aus dem Schwesterreiche in Breslau mit grossem Gepränge statt. Nachdem die Ceremonie vorüber, durchschritt der alte Ritter an der Seite des Ceremonienmeisters den Saal und wechselte mit den Reichswürdenträgern und mit den anderen Edlen des Reichs den Händedruck. Zuletzt kamen die Junker und Knappen an die Reihe.

Junker und Knappen, so wurde hier der Pilger von seinem Mentor belehrt, sind junge, kürzlich eingetretene Schlaraffen. Solltet Ihr zum Beispiel Lust empfinden, Eure profane Existenz von Euch abzustreifen und unter die Edlen der Schlaraffia zu gehen, so würdet Ihr zuerst ein Knappe werden müssen, wie die da mit der Sturmhaube, später ein Junker, wie jene da mit dem Junkerhelm, und wer weiss, bei guten Anlagen und eifrigem Streben brächtet Ihr es vielleicht auch noch einmal zur Würde eines Ritters.

Unser Pilger wurde nun selbst nach einiger Zeit actives Mitglied der edlen Schlaraffia, nachdem er aus der Ballotage siegreich hervorgegangen war. Er wurde Knappe und alsdann unter dem Namen „Hans" Junker. — Endlich kam auch der Tag heran, dass Junker Hans mit etlichen Genossen zum Ritterschlage zugelassen wurde.

„Ritter Herold thut Eures Ambtes und verleset des Reiches Bulle" — also rief der fungirende Oberschlaraffe durch den Saal, der Marschall schlug das Tamtam, Fanfaren schmetterten und der Herold trat vor und las also:

„Denen Rittern, Junkern, Knappen und Pilgern im fröhlichen Schlaraffenreiche sei hiermit kund und zu wissen: durch des Uhu höchste Gunst, nach des Gesetzes Laut und der Oberschlaraffen und sämmtlicher Ritter Willen wird zur selbigen Stunde ein feierliches Ritterschlagen allhier gehalten werden, wozu jeder Männiglich im lieben, fröhlichen Schlaraffenreiche entboten und erwartet wird. Es mögen unseres überaus fröhlichen Schlaraffenreiches viel edle Ritter ihre festen Sitzen verlassen und dermalen infolge der gar feierlichen Handlung mit mannhaftem Ernste vor uns erscheinen, um Zeuge zu sein von der Gunst und Ehre, so durch Uhu's höchsten Beschluss, nach des Gesetzes Laut der Oberschlaraffen, sämmtlicher viel edler Ritter willen denen Junkern durch uns widerfahren soll. Also gegeben durch des Uhu höchste Gunst, des Gesetzes Laut und der Oberschlaraffen willen Punktum."

Nach dieser gewaltigen Kraftanstrengung hielt der Herold würdevoll inne. Unter erneutem Fanfarengeschmetter sprangen sämmtliche Ritter von ihren Sitzen. Die Truchsesse schleppten einen mächtigen Teppich daher, so gross, dass er von den Stufen des Thrones hinab noch sechs Fuss weit über den Estrich des Saales wallte. Dann brachten sie Haufen von Ritterhelmen, Bandelieren und Rüstungen, welche sie vor den beiden nicht fungirenden Oberschlaraffen niederlegten; den fungirenden aber bekleideten sie mit allen Abzeichen seiner Macht und reichten ihm das Reichsschwert. Ein farbenprächtiges Bild entwickelte sich aus dem wilden Durcheinanderrennen. Da standen jetzt auf der untersten Stufe des Thrones feierliche und wie in Erz gemeisselte Standbilder, rechts der Kanzler, in der Hand den Uhu und das Gesetzbuch, links der Adelsmarschall, und unten vor den Beiden auf dem Estrich des Saales schwang vor dem Ersteren der Ceremonienmeister seinen Stab neben der Reichsfahne, welche der Bannerträger emporhob, und links vor dem Adelsmarschall hielt der Mundschenk den gefüllten Humpen „Aha", neben ihm schlug der Reichsmarschall den Schlägel gegen das Tam-tam, während weithin bis zu den Pforten der Burg die Ritter im schweigenden Spalier spannungsvoll verharrten, einen breiten bis zum Throne führenden Gang zwischen sich freilassend.

Durch diesen rückte jetzt langsam und feierlich der Zug des Junkermeisters herauf, bis er mit seinen sämmtlichen Junkern und der Ehrenwache in der Mitte des Saales hielt. Sitzend rief ihm von seinem Thronsessel aus der fungirende Oberschlaraffe, der sich wunderbar-prächtig ausnahm, entgegen: „Euer Gestrengen, sind Eure Junker noch Willens, Ritter zu werden?"

„Ja, Euer Herrlichkeit."

„Verdienen Eure Junker diese hohe Auszeichnung?"

„Ja, Euer Herrlichkeit."

Gütig lächelte der Allgewaltige und sprach dann zu seinem Herold: „Geht Ritter Herold und ruft mir den Junkermeister heran auf dass er mir seine Junker vorstelle!" — Kaum war der Herold beim Junkermeister angelangt, so bewegte sich der Zug bis zum Rande des Teppichs vor und nachdem jeder sich dreimal feierlichst verneigt, stellte der Junkermeister seine Schutzbefohlenen einzeln dem fungirenden Oberschlaraffen vor. — Gnädig, aber mit dem ganzen erschütternden Ernst, den der grossartige Augenblick erforderte, fragte dieser: „Junker, ich frage Euch im Namen des Aha, Oho und Uhu, der Oberschlaraffen und der Ritter unseres Reiches, seid Ihr bereit den Ritterschlag zu empfangen?" Und ehrerbietigst bekräftigten die edlen Junker diesen Entschluss mit einem lauten „Ja!"

„So verharret in Gemeinschaft mit seiner Gestrengen dem Ritter Junkermeister in einer letzten, ernsten Prüfung Eurer selbst, bis wir Euch rufen.“

Langsam zogen sich die Junker unter Führung ihres Meisters wieder zurück. Kaum waren sie hinter den Burgpforten verschwunden, so entsandte der Oberschlaraffe seinen Herold zu dem Schulrath. Die würdigen Männer erschienen und erklärten ihre Zustimmung zum Ritterschlag. Dann musste derselbe Herold den geheimen Oberschlaraffenrath entbieten. Mit langsam abgemessenen Schritten erschienen diese erhabenen Würdenträger des Reiches vor dem Thron ihres Herrschers und der Fungirende fragte sie: „Habt Ihr, weise Räthe der Schlaraffia, irgend welche Einwendungen zu machen gegen den Ritterschlag?“ — Die ehrwürdigen Männer schüttelten ihre Häupter und erklärten sich vollkommen damit einverstanden. Nun erhob der Fungirende seine Stimme und rief laut: „So Jemand unter den edlen Rittern unseres Reiches eine ernsthaftigliche Einwendung wider der Junker Standeserhöhung zu erheben hat, der trete vor und rede.“ Tiefes Schweigen der Ritter antwortete. Da winkte der Oberschlaraffe den Fanfarenmeistern und unter fröhlich schmetternden Klängen trat der Zug der Junker mit dem Junkermeister an der Spitze wieder in den Saal. Als er dann vor dem Throne angelangt war, erhoben sich endlich auch die Oberschlaraffen, und der Fungirende begann seine längere Festrede. Er wies mit hohem Ernst auf die Bedeutung des Tages hin, sah ungeheuer würdevoll aus, wenn er von der Gunst Uhu's sprach, wurde aber immer wieder gemüthlich und fidel wenn er von der Verpflichtung der Schlaraffen für den Humor und die Geselligkeit sprach. Endlich schloss er seinen Sermon mit der Formel: „Durch des Uhu höchste Gunst bestimmt, haben die Oberschlaraffen und Ritter unseres überaus fröhlichen Reiches beschlossen, Euch in den Stand der Ritter aufzunehmen. Gelobet uns Treue auf den Uhu!“

Schon stand der Kanzler, den Uhu in der Hand, auf dem Teppich, den die sechs zu ehrenden Junker paarweis betreten hatten und sprach ernst Folgendes:

„Gelobt beim Uhu, Oho, Aha,
Dem Schirmer der Schlaraffia,
Bei Uhu's heimlichem Walten,
Das Banner der Freundschaft hoch zu halten,
Stets heiter und froh zu sein
In unserm lustigen Verein,
Nicht muthwillig die Sippung zu schwänzen,
Und sonstens auch bei uns zu glänzen,
Pünktlich den Beitrag zu entrichten,
Zu fügen Euch dem Spruch der Gerichten,
Und ob die Welt in ihren Fugen wanke,
Schlaraffia treu zu sein, sei einzig Euer Gedanke.
Dies gelobt beim Uhu, Oho und Aha,
Den Schirmern der Schlaraffia.“



Odaliske.

Nach einer photographischen Studie des Grafen Tyszkiewicz.

Brausend war der Chor der Ritter gegen Schluss eingefallen und hatte die beiden letzten Strophen wiederholt. Der fungirende Oberschlaraffe aber sprach: „So frage ich Euch denn im Namen unseres gemeinschaftlichen Heils, habt Ihr jedes Wort dieses feierlichen Gelöbnisses vernommen und wollet Ihr dasselbe auf den Uhu leisten, so sprechet ein feierliches: „Ich gelobe!“ — Die Hand auf den Uhu haltend, sprachen alle sechs das Gelöbniss. — „Knieet nieder!“ scholl es nun aus dem Munde des Fungirenden, der nun jedem der Knieenden dreimal mit dem Reichsschwert über die Schultern schlug, ihn emporhob und auf die Stirn küsste. Unter unendlichem Fanfarengejubel hielt dann der Adelsmarschall das rothe Kissen hin, auf dem die Vorschläge für die Namen der neuen Ritter lagen, die mittlerweile von den beiden anderen Oberschlaraffen mit Helm, Rüstung und Bandelier geschmückt worden waren. Da jeder Ritter sich unter drei Namen einen wählen darf, so hatte Hans, der junge Kaufmann, einen Augenblick nachzudenken, dann aber verkündete die Stimme des Oberschlaraffen allen Sassen des Reichs laut das Folgende:

„Der ehemalige Junker Hans ist durch des Uhu Gunst, des Gesetzes Laut, der Oberschlaraffen, Ritter und seinen eigenen Willen fortan und immer der Ritter: „Merkator, der Sehnsüchtige“. Unter Absingung des Oberschlaraffenliedes und mit einem Ehrenritt fand die würdige Feier des Ritterschlages ihr Ende.

Haiful.

Novelle von **Anton Freiherr von Perfall.**

[Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Ein grosser breitschulteriger Mann stand vor ihr, in mehr vernachlässigter, als ärmlicher Kleidung. Ein rothes Flanellhemd liess die Brust frei, ein grauer Filzhut mit einer Geierfeder sass schief auf pechschwarzem Wollhaar. Ein Strauchdieb, wenn es nicht — Graf Sturza gewesen wäre, und hätte die Ueberraschte die Wahl gehabt, sie hätte den Ersteren vorgezogen.

Seine Vorstellung war für sie völlig überflüssig. Dieser schwarze Mann mit dem durchdringenden Blicke, welcher so verletzend ihre Gestalt auf und ab lief, um dann an ihren nackten Füssen haften zu bleiben, von welchen ihr eisige Kälte gegen das Herz drang, konnte nur er sein, der Erwartete!

Mit ihrem ganzen Stolze als Angehörige des Sternenbanners, ihrer ganzen Energie war es vorbei. In einer so demüthigenden Lage war sie noch nie einem Manne gegenübergestanden, und gerade ihm gegenüber, mit welchem sie ihr Spiel treiben wollte. Ertappt wie ein Schulmädchen, mit nackten Beinen und zerrauftem Haare, das sie wie eine Mähne umwallte. —

Und wie er die peinliche Situation ausnützte, das empörte sie.

„Ich sehe mein Unrecht ein, Herr Graf. Es war eben kein Schiff zu haben weit und breit."

Graf Sturza betrachtete sie noch immer lächelnd.

„Deshalb möchte ich mir aber nicht die Füsse erkälten in dem kalten Wasser —" fuhr sie dann in sehr resolutem Tone fort, „und dann bitte ich Sie, mir wenigstens Zeit zu meiner Toilette zu lassen."

„Mit Vergnügen gewährt. Unterdessen will ich das Boot flott machen. Ich schwöre Ihnen, mich nicht umzusehen."

Der Graf schob ohne Anstrengung das Boot in die Fluth, während Sascha, welche rasch hinter eine Weidenstaude gesprungen, Strümpfe und Schuhe anzog.

„Ich habe doch das Vergnügen, mit Frau von Tamboo zu sprechen?" rief Sturza ihr zu.



Der Einritt in die Burg der Schlaraffia.

„Das haben Sie", klang es trocken hinter dem Busche hervor. „Eine angenehme Nachbarin, nicht wahr, die fremde Schiffe benutzt! Nur meinen Hut, bitte ich, dann troll' ich mich schon."

„Darf ich denn nicht mitfahren?" fragte der Graf.

Sascha vergass über diese Frage ihren ganzen Groll. Den Langersehnten nach Saltern bringen! Dieser Freude durfte sie sich nicht selbst berauben, vor Allem, sie wollte dem ersten Wiedersehen beiwohnen, aus wichtigen Gründen, und das war nur durch diesen ihr so günstigen Zufall möglich. Sie trat rasch aus dem Verstecke hervor, das widerspenstige Haar nothdürftig aufgesteckt, das Antlitz erhitzt von der Anstrengung der übereilten Toilette.

„Zu Saltern's? Aber —"

„Ah, Sie meinen wegen meines Aufzuges? Ah das macht gar nichts, bei so alten Freunden."

„Allerdings, dass man Sie auch so mit offenen Armen aufnimmt, weiss ich bestimmt. — Wollten Sie denn wirklich eben fahren?"

„Nein! Ich wollte nur nach dem Boote sehen. —"

„Und wann wollten Sie denn dann hinüber?" fragte Sascha ärgerlich.

„Oh, das hätte ja Zeit."

„So? Und darüber ängstigt man sich zu Tode um Sie! Da bin ich ja ganz recht gekommen, Sie an Ihre Pflicht zu mahnen."

„Pflicht?" fragte Rolf, Sascha die Hand zum Einsteigen reichend.

„Ja, Pflicht, Herr Graf. Man hat doch Pflichten gegen Freunde —"

„Ja, die hat man! heilige Pflichten!" bekräftigte der Graf.

„Die Sie ohnehin schon schwer verletzt haben. Ja, Herr Graf, indem Sie ohne Abschied — ohne eine Zeile abgereist und die armen Leute in tödtlicher Angst um Sie zurückgelassen."

„Aber warum denn tödtliche Angst? Ein armer verlassener Junggeselle wie ich, muss doch kommen und gehen können, wie es ihm beliebt, ohne langen Bericht. Das ist gar nicht meine Art."

„Kann er auch, nur nicht, wenn sich kurz vor seiner Abreise Dinge begeben, welche eine Beängstigung über sein plötzliches Verschwinden begreiflich erscheinen lassen."

„Ei, Sie sind ja vortrefflich unterrichtet. Und diese Dinge erscheinen Ihnen auch so wichtig, dass man befürchten könnte —? Was befürchtete man denn eigentlich?"

„Man suchte bereits seit Wochen den See ab nach Ihrem Leichnam —"

Rolf musste lachen über die nüchterne Ruhe, mit der sie das sagte.

„Aber Sie thaten nicht mit?"

„Nein! Ich glaubte keinen Augenblick an ein Unglück. Ich ganz allein —"

„Ganz allein?" sagte der Graf erstaunt.

Sascha wusste, welcher Name ihm jetzt auf den Lippen schwebte.

„Ganz allein!"

„Und Freund Saltern?"

„Er war schon bei der Behörde, um amtliche Nachforschung halten zu lassen."

Sturza's Scheu, den Namen Helenen's auszusprechen, verstärkte nur ihren Verdacht.

„Aber Alle können mich doch einer so wahnsinnigen Handlung nicht für fähig halten? Einer Lappalie halber, einem Wortgefechte — Saltern, mein alter Freund, meine Leute — die ganze Umgegend — Alle?"

Er sprach jetzt nicht spasshaft.

„Alle", erwiderte Frau von Tamboo in unerschütterlicher Ruhe.

Der Graf schüttelte verdrossen lachend das Haupt.

Eine peinliche Stille trat ein.

„Auch Frau von Saltern", unterbrach Sascha dieselbe plötzlich.

„Helene!" Sturza rief den Namen laut, der seit Wochen auf seinen Lippen schwebte. Dann war es, als ob er das triumphirende Aufleuchten in Sascha's Augen bemerkte.

„Frau von Saltern ist sonst nicht im Geringsten ängstlich. Deshalb muss ich mich so ausserordentlich wundern."

„Oh, Ihr Geist hat sie förmlich verfolgt, Tag und Nacht. Nun, zu verwundern ist das gerade nicht. Sie trug ja die ganze Schuld, wenn die Leute recht gehabt hätten. Sie werden Sie sehr verändert finden, — gealtert nahezu —“

„Hat sie Ihnen das selbst erzählt — von meinem Geist — oder Ihre Combination?“

Sturza lächelte verschmitzt.

„Wie käme ich dazu — man sprach ja nur von — Ihnen —“

„Ah so, Saltern wohl auch? Ja, sie meinen es gut mit mir, das ist wahr.“

Die Faiful segelte jetzt lustig mit der leichten Brise.

Sturza steckte die Hand in das Wasser und beobachtete in Gedanken verloren, den kleinen Strudel, der sich um sie bildete.

Sascha hatte jetzt Musse ihn zu beobachten.

Etwas unendlich Müdes, Abgelebtes lag in diesem sonst so kräftig gezeichneten Antlitz. Die Spuren durchschwärmter Nächte, des Spieltisches oder eines hartnäckigen Seelenkampfes. — Dann prüfte sie ihn weiter, auf ihren und Herrn von Salterns Plan.

Welche Art von Weib war wohl im Stande, diesen Mann zu fesseln? Aber sie wusste es ja bereits, nur zu bestimmt, so unbegreiflich es ihr schien. — Oder lockt ihn nur das Unmögliche, das Sündhafte, Ungeheure? — Es giebt solche Männer, und gerade so sehen sie aus, wie dieser schwarze Mann vor ihr; — ein krankhafter Wahn, eine Dämonie?

Ja, das ist's! In Wahrheit, auf die Dauer kann ihn nur die Stärke fesseln, wie alle Gewaltsmenschen, Herrinnenblut, nicht Sklavenblut, und Sklavenblut fliesst auch in den Adern dieser kleinen Frau, wie einst in denen der Araberin.

„Nicht wahr, Herr von Saltern, hat den Kauf der Villa vermittelt? Ich hörte wenigstens so“, sagte der Graf plötzlich, ihren Gedankengang zur rechten Zeit abbrechend.

„Ganz richtig, Herr von Saltern. Ich bin ihm zu grossem Dank verpflichtet dafür. Es gefällt mir ausnehmend hier.“

„Ja, er ist sehr gefällig, mein alter Freund.“

Sturza lachte in seiner stillen Weise.

„Und Sie sind wohl rasch Freundinnen geworden, Helene — Frau von Saltern meine ich, und Sie?“

„Freundinnen wäre vielleicht etwas zu viel gesagt, dazu sind wir doch etwas zu verschieden.“

Sturza hob sich aus seiner gebückten Stellung, und blickte auf Sascha.

„Allerdings sehr verschieden, Sie geboren zur Herrschaft, zur Freiheit, zur That, diese zum stillen Dulden, zum Träumen, zu stillem Genusse, Sonnenlicht und Mondschein.“

„Und ein zerrissenes, ruheloses Herz sehnt sich nach dem stillen beruhigenden Mondschein“, bemerkte Sascha, auf seine Antwort lauernd.

„Sehr richtig.“

Der Mann ihr gegenüber nickte mit einem wehmüthigen Lächeln, das sie ihm gar nicht zugetraut.

Da hatte Sie ja die Lösung des Räthsels.

Lauter Zuruf am Ufer, dem sich das Boot von Beiden unbemerkt, auf einige hundert Schritte genähert, verhinderte die herbe Widerrede, welche ihr auf der Zunge lag. Sie erkannte Herrn von Saltern und seine Frau, welche auf dem Landungsstege standen.

„Kehren Sie sich doch um,“ rief sie dem Grafen zu, welcher die Rufe gar nicht beachtete.

„Der Mond ist ja schon aufgegangen.“

Er blickte sie mit ängstlicher Spannung an, ohne sich umzuwenden.

„Rolf! hörst Du denn nicht? Ausreisser! Schurke!“

Da erhob er sich. Der letzte scherzhafte Zuruf des Freundes ging ihm durch Mark und Bein.

Helene winkte mit der rothen Matrosenmütze, welche sie in ihrer tollen Freude über den Anblick des nahenden, wohlbekannten Bootes in einer sonderbaren Gedankenverbindung zum ersten Male seit Monaten wieder aufgesetzt. Alles war vergeben, vergessen, weil nun diese qualvolle Angst ein Ende hat. Sie fühlte sich wie neu geboren und die hellen Thränen liefen ihr über die Wangen bei dem Anblick des Nahenden. Nie mehr wollte sie ihn kränken, den guten, lieben Menschen, den sie nur nicht verstand.

„Sprich' ihn nur nicht hart an, Ernst, ich bitte Dich“, flehte sie ihren Gatten an. Da drehte sich das Segel — Sascha wurde sichtbar.

Saltern war ausser sich vor Vergnügen. „Hei, das geht ja wie am Schnürchen. Siehst Du sie, Helene, siehst Du! Wetter, sie hat ihn schon eingefädelt. Herrgott, gieb' Deinen Segen. Das wär' ein Glück. — Hurrah!“ schrie er in heller Begeisterung.

Helene blickte starr auf die weibliche Gestalt im nahenden Boote. Etwas ganz Fremdes, nie Gefühltes, regte sich in ihr, etwas wie Hass, etwas Aehnliches, wie sie schon einmal in fremden Augen aufblitzen sah, in des Grafen Augen — etwas Thierisches, Sprunghaftes.

Sie konnte den Blick nicht von ihr wenden, bis das Boot am Stege aufschürfte. Die beiden Freunde umarmten sich, die lärmenden Vorwürfe Saltern's wurden mit Scherzen und Lachen erwidert. Das könne noch oft passiren, darauf soll er sich nur gefasst machen.

Dann kam der Graf auf sie zu.

Wie oft hatte sie sich das ausgemalt, wie sie ihm entgegen kommen wolle, frei ohne jeden Rückhalt, so im vorhinein ihre Stellung zu einander bestimmend, als gute Freunde, die sich nichts mehr übel nehmen wollen.

Eben noch war sie von Saltern hierher geeilt, in dieser Absicht, hatte ihm zugewinkt, zugerufen und nun stand sie da wie gelähmt, kein Gruss kam über ihre Lippen. Er musste die widerstrebende Hand von dem Griff des Sonnenschirms hinwegziehen, um einen formellen Kuss auf dieselbe zu drücken.

„Verzeihung, gnädige Frau. Da können Sie von Neuem sehen, welch' unbestimmbarer Mensch ich bin, nicht ernst zu nehmen. Aber leider haben Sie mich ernst genommen. Oh, ich habe Alles gehört, von Ihrer neuen Freundin, die Sie mir zur Nachbarin gegeben Gratulire Ihnen übrigens zu dieser vortrefflichen Acquisition. Wer weiss, ob Sie dieselbe gemacht, wenn ich hier gewesen wäre. Sehen Sie, Alles hat sein Gutes.“

Helene hörte kaum seine Worte. Sie blickte nur in dieses, von einer lebhaften Freude überhauchte Antlitz, das sie in den Träumen der letzten Woche, grässlich entstellt, in der Farbe des Todes gesehen. „Reden Sie, was Sie wollen! Spotten Sie, lachen Sie über mich! Ich weiss nur Eines, ich bin glücklich, dass Sie wieder bei uns sind.“

Diese Worte, von einem thränenvollen flehenden Blicke begleitet, übten eine mächtige Wirkung auf Sturza. Jetzt küsste er stürmisch die kleinen Hände. Saltern konnte es nicht erwarten, Frau von Tamboo auszuforschen, während er die von ihrem Herrn verlassene Faiful sammt seiner Passagierin an das Land zog.

„Nicht? Ein prächtiger Junge? Habe ich zu viel gesagt? Wär' es nicht schade um ihn? Jammerschade! Ja, wie sind Sie denn nur zusammengekommen? Das ist ja die wahre Himmelsfügung.“

„Nun der Himmel hatte dabei sehr wenig zu thun“, meinte Sascha, welcher keine Bewegung des Paares am Ufer entging. Sie brauchten keine Worte, man spricht nicht mit Worten in solchen Fällen.

Sie verstand diese förmliche Gliederstarre Helenens, sie verstand die Hand, welche den Sonnenschirm krampfhaft festhielt, sie verstand die andere, welche die sanft widerstrebende Helenens hinwegzog und erschrak über die unvorsichtige Bewegung des Grafen, als er sie zum zweiten Male küsste.

„Helene!“ rief sie, unvermögend den Zorn aus ihrer Stimme zu bannen.

Das Paar trat rasch auseinander.

„Ich verdiene doch auch ein Wort des Dankes, dass ich ihn Dir gebracht. Es wäre nämlich dem Herrn Grafen noch gar nicht eingefallen, sich heute schon bei Euch zu melden.“

„Wundert Dich das?“ erwiederte Helene in gereiztem Tone, „mich gar nicht. Etwas Peinliches verschieben wir Alle gerne, wenn es auch nur eine Stunde wäre.“ —

„Peinliches? Nun so gar peinlich hat es Graf Sturza eben nicht genommen, meine ich“, lautete die Antwort.

Die beiden Frauen maassen sich mit Blicken, welche über volles gegenseitiges Verständniss der Lage keinen Zweifel liessen.

Alle Einwendungen Sturza's, in diesem Aufzuge nicht nach Saltern mitzukommen, waren vergebens.

„Gerade so wollen wir Dich haben“, meinte Ernst, „in Deinem Verbrecherkleide, und Frau von Tamboo wird auch ein Auge zudrücken.“

Man trat den Weg nach dem Schlosse an. Sturza musste beichten.

„Wo er gewesen?“

„Auf dem directen Wege nach Afrika — in Paris. „Er habe noch einmal die Generalprobe über sich machen wollen, ehe er sich den



F. Gehrke. Die Ertheilung des Ritterschlages in der Schlaraffia.

Schrecken eines Winters auf Stolzenfels auszusetzen wagte. Sie sei ganz nach seinem Sinn ausgefallen, unsagbarer Ekel an diesen sogenannten Freuden der Welt das Resultat. Jetzt fühle er sich reif für seinen künftigen Beruf als Landedelmann.

„Fehlt nur noch, dass Frau von Tamboo sich entschliesst auch im Winter meine Nachbarin zu bleiben. Eigentlich", wandte er sich an Ernst „hättest das gleich zur Kaufbedingung machen sollen. Siehst Du, das hast Du wieder vergessen sammt Deiner Schlauheit."

Saltern stiess seine Gattin, welche er am Arme führte, leise mit dem Ellbogen.

„Oder wie wäre es denn gewesen, wenn ich Ihnen eine Strafe auferlegt hätte, heute früh? Ich überraschte nämlich Frau von Tamboo, wie sie eben die Faiful entführen wollte. Sie hätte sich mir auf Gnade und Ungnade ergeben müssen."

„Und er hat wirklich kein Pfand verlangt? Das sieht ihm sonst nicht gleich", meinte Ernst.

„Ich flösste dem Herrn Grafen wohl Mitleid ein, mit nackten Füssen und aufgelöstem Haar. Ich werde die Situation niemals vergessen."

„Wie kamst Du denn zu dieser Situation?" fragte Helene.

„Sehr einfach. Ich wollte eben das widerspenstige Schiff in das Wasser schieben."

„Und dass Dir das noch am letzten Tage passiren muss!"

„Am letzten Tage?" fügte Saltern, unwillig, dass der Vortheil dieser vortrefflichen Einführung ihm entgehen sollte, hinzu.

„Sascha will ja morgen in die Stadt. Nicht Sascha?"

„Allerdings, bestimmt hatte ich es so. Aber da ich jetzt wieder heitere Gesichter zu sehen hoffe, überlege ich mir's noch einmal."

„Bravo! das ist ein Wort!" jubelte Saltern. „Jetzt beginnt ein neues Leben. Du weisst noch gar nicht, Rolf, welchen Schatz für unseren Kreis wir da erworben haben", setzte er in seinem Enthusiasmus bei.

„Ich schätze mich glücklich, ihn noch rechtzeitig gerettet zu haben", entgegnete Sturza. „Mit dem heiteren Gesicht müssen Sie es aber nicht so genau nehmen, Frau von Tamboo, dafür kann ich nicht immer garantiren."

„Das lassen Sie nur meine Sorge sein. So ein fremdes Element thut oft Wunder in einem intimen Freundeskreis. So ein bischen Sauerteig hat die gute Eigenschaft, dass er sich mit nichts verbindet, und jeden Augenblick entfernt werden kann, — wenn er zu lästig wird."

Helene beschämten die Worte, die sie nur zu gut verstand. Wie konnte sie sich nur zu dieser Bemerkung betreffs der Abreise hinreissen lassen! Die Schamröthe stieg ihr in das Gesicht bei dem Gedanken an das Motiv — eine lästige Aufpasserin los zu werden. Eine rasche Sühne war nothwendig. So trat sie, ohne ein Wort zu sprechen, hinter Sascha und umarmte sie innig.

„Glaubst Du denn wirklich, ich hätte Dich fortgelassen, auch wenn Graf Sturza nicht gekommen wäre? Ich fange überhaupt an, eifersüchtig auf ihn zu werden. Ja, offen gesagt, Sascha, es hat mich gekränkt, dass Du nur ihm zu Liebe bleibst. Alles dreht sich um ihn, selbst Ernst hat kein Auge mehr für mich. Ich komme mir so überflüssig vor."

Die beiden Damen waren unterdess' den Herren vorangeeilt — allein.

„Helene", begann plötzlich Sascha. „Hast Du mir nichts zu sagen? Es giebt Dinge, die nur eine Frau der anderen anvertrauen kann. Ich bin eine Frau wie Du, um kein Haar besser, stärker, ihrer selbst sicherer. Glaub' all' das dumme Zeug nicht, was sie von mir reden."

„Nein, das ist kein dummes Zeug. Tausendmal besser bist Du, stärker, als ich —" platzte Helene erregt heraus. „Und wenn es so wäre, — es ist nicht so, sage ich Dir. — Nun, was wäre natürlicher, als dass die Schwächere sich der Stärkeren anvertraut? —"

[Fortsetzung folgt.]

Was ich erlebte. 1846 bis 1896.

Friedrich Haase.

[Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]



Der Eintritt in das Königliche Schauspielhaus war damals in einem unbewachten Augenblicke einem jungen Menschen gelungen, dem zum ersten Mal die Mysterien der Coulisse bei einer Scenenprobe sich offenbarten.

Meister Dessoir, der eben erst neu installirte Königliche Schauspieler, probirte den Carlos im Clavigo, eine von ihm noch nie gespielte Rolle. Der unvergessene gewaltige Künstler sprach den vierten Act meisterhaft, war jedoch derartig aufgeregt, dass bei den Worten: „Ich, der ich dabei war, da dem ersten unter den Menschen die Angsttropfen auf der Stirn standen" — ihm selber diese Tropfen über das Gesicht perlten; — so stark kann die künstlerische Scheu vor der Grösse einer Aufgabe, selbst bei Auserwählten, sich steigern! —

* * *

In diese Zeit fiel auch die Erstaufführung des Sommernachtstraums auf dem Theater des „Neuen Palais in Potsdam" vor dem König Friedrich Wilhelm IV. und der ganzen Hofgesellschaft. Tieck studirte das Werk ein, Mendelssohn-Bartholdy dirigirte persönlich seine Tonschöpfung. Im duftigen Elfenreigen wiegten sich blumenhafte Wesen der Märchenwelt, ein leises Kosen und Jubeln und Necken in Tönen, — und leise kam es von des Königs Lippen: „Entzückend, entzückend!" Mendelssohn, bleich vor innerer Erregung, verbeugte sich dankend tief vor diesem königlichen Lobe. — Sein Werk trat den Siegeszug an über die Erde, all überall des Königs Ausruf bestätigend. —

Die so mit Recht berühmt gewesenen und gepriesenen Vorlesungen Ludwig Tiecks fanden stets nur vor zehn bis höchstens zwölf Personen statt. Tieck's Organ war nicht gross, aber ungemein melodisch und wohlklingend. Liebesscenen las er entzückend und höchst überzeugend, wenngleich der Verstand ein wenig prävalirte und ich nicht selten jetzt eines sehr berechtigten Ausspruchs von Laube gedenken musste: „Der gute Liebhaberspieler muss stets eine starke Dosis von Unwissenheit in sich tragen, denn es ist doch ein Schicksal, Abend für Abend sagen zu müssen: „Theure Luise," oder „Clärchen", oder „Henriette, ich liebe Dich!"

Nachdem der Diener den Geheimrath benachrichtigt hatte, dass die Gesellschaft vollzählig, erschien die Gräfin Finckenstein, Tieck's Freundin, und — er selbst, geführt von seinem Diener. Welch' ein Anblick! Rührend und tief, tief schmerzlich! — Man denke sich eine scheinbar zwerghafte Gestalt, welche jedoch nur durch die Gicht dazu verdammt war. Der Oberkörper so arg gekrümmt, dass der Kopf beinahe die Knie berührte und man absolut nichts von dem Gesicht zu erblicken vermochte.

Die Gesellschaft begrüsste ihn stehend, nachdem der Diener den Herrn — welch' einen Herrn — auf einen eigens für ihn construirten Armsessel niedergelassen hatte, in welchem nun der Rücken tief nach der Lehne zurückglitt und plötzlich Tiecks Kopf sichtbar ward! —

Ueberwältigend!! Ein Jupiterkopf! Mit Augen, welche wie Schwertspitzen wirkten. „Sieh die Augen!" musste ich fast jeden Abend meinem Mitschüler Bürde zuflüstern — „Sieh die Augen — welch' eine Machtfülle!"

Tieck schien sich der Wirkung seiner Augen bewusst zu sein — ich sage „schien" — kann mich aber gar wohl täuschen, denn ich verehre den Meister noch heute zu innig, um das geringste Stäubchen auf seiner persönlichen Werthschätzung zu dulden, am allerwenigsten zu provociren. Er musterte erst lange, ohne ein Wort an die bereits lautlos gewordene Gesellschaft zu richten, jeden Einzelnen, nahm alsdann die Brille zu Hülfe, neigte sich souverain gegen die Herrschaften und nannte mit leiser Stimme den bis dahin unbekannten Titel und die Personenangabe des von ihm zum Vortrag gewählten Stückes, um nach kurzer Pause zu beginnen.

Nach der erwähnten Musterung des Meisters hatte die Gesellschaft Platz genommen; die Gräfin etwas abseits, — allzeit häkelnd oder stickend. Ein unglaublich grosser Schirm aus grünseidenem Taffet bedeckte ihre Augen, — so dass wohl kein Sterblicher, der Tieck's Vorlesungen besucht, sich hätte rühmen dürfen, er habe die Gesichtszüge der Gräfin jemals gesehen! Man grüsste eben den grünen Schirm in Begleitung einer so überaus vornehmen Dame, welche die respectvollen Ansprachen mit flüsternder und knapper Phrase, fortwährend variirt, zu erwidern verstand.

In dem Vortrage von Lustspielen war Tieck geradezu hinreissend. Goldoni, Holberg und Andere mehr dürften niemals einen glücklicheren



Eine Vorlesung bei Tieck. Nach einer Orignalzeichnung von Friedr. Stahl.

Interpreten gefunden haben, als ihn. „Der Diener zweier Herren“ kann unmöglich auf einer Bühne so lebensfrisch und so überwältigend komisch verkörpert werden, als dies durch Meister Tieck's Vortrag geschah. Ich erinnere mich einer Vorlesung dieses Lustspiels, wo neben Tieck's Bruder, dem Bildhauer Friedrich Tieck, der Familie von Raumer, der Charlotte von Hagn, der Crelinger, Döring u. A. m., Döring von Tieck's Vortrag derartig hingerissen wurde, dass er bei einem Actschluss in seiner exaltirten Art sehr geräuschvoll rief: „Wundervoll!“ — Tieck sah über seine Brille nach Döring hinüber, mit einem so unaussprechlich mitleidsvoll ironischen Blick, dass Emil Bürde und ich schleunigst in ein Nebenzimmer eilten, um uns dort vor Lachen ausschütten zu können! Solch spontane packende Gewalt für hohe komische Wirkungen besass Ludwig Tieck.

Aber auch bei ernsten Werken war sein Vortrag von grösster Wirkung. Niemals fühlte ich mich zum Beispiel von der Sterbescene im Götz von Berlichingen so bis in meine tiefste Seele hinein ergriffen, als wie bei Tieck's Vorlesung. Es war mir, als ginge mit Götzen eine ganze Zeit unter.

Wenn Tieck mich Vormittags unterrichtete, wurde ich ihm gegenüber niemals befangen, denn er besass die grosse und seltene Kunst, von dem Standpunkte der Bildung des Schülers zu belehren, so dass Vertrauen, Liebe, Gläubigkeit, Verehrung und treueste Anhänglichkeit Meister und Schüler verband.

Alles, was ich an möglicher Vereinfachung in meinen Darstellungen zur Erscheinung brachte, verdanke ich ihm, und es macht mich geradezu lachen, wenn Nichts bedeutendes Urtheil mir nicht selten „alte Schule“ oder gar „Idealismus“ vorwarf.

Was heisst das überhaupt?!

Jede wirkliche Kunst war, ist und bleibt ewig schön! Bei all' dem Widerwärtigen, das heutzutage in so manchem ultra-realistischen Werk aufgewühlt wird, ist man versucht, eine wohl geordnete Dramen-Canalisirung herbeizuwünschen! Mir erscheint die „Kunst“, wie sie von gewissen „Modernen“ gepflegt wird, als eine leichte Dirne, die sich mit Vorliebe auf der Gasse herumtreibt und den Duft derselben mit ihrer zerfetzten Schleppe weithin verbreitet. Ihre Verehrer aber rufen voll Begeisterung: „Wie wunderbar echt. Dieser mulmige Geruch ist dem Leben abgerochen!“ Ich danke dafür — ich halte mir die Nase zu! —

Nach anderthalb Jahren befand ich mich bereits, wohl ausgerüstet, auf dem Wege nach Weimar; Mutter hatte schweren, bangen Herzens den Koffer gepackt, und zu meiner Genugthuung entdeckte ich auch ein paar feine Lackstiefel. Für feines Schuhzeug hatte ich als Junge schon ein bedeutendes Faible, und meine Schwestern hänselten mich weidlich damit, besonders als sie erfuhren, dass ich stets heimlich zum Meister Schuhmacher schlich und ihn absonderlich um „recht feines“ Leder anging.

Und nun also: Lackstiefel!

Sie sassen tadellos, waren aber — zu eng! Trotzdem zog ich sie zur Reise an, um sie gleich etwas auszuweiten, litt aber natürlich im Postwagen Folterqualen! — Da den letzten Theil meiner Fahrt liebevoll nächtliches Dunkel umhüllte, so befreite ich meine Füsse aus drangvoll fürchterlicher Enge. Aber — o Jammer! Als der Wagen auf dem holprigen Pflaster Ilm-Athens einherschaukelte, sträubten sich die stark Geschwollenen hartnäckig, in die Gefangenschaft zurückzukehren, und barfuss, gleich dem Büsser von Canossa, wanderte ich in den Gasthof. Mir schien's ein sehr böses Omen, und mit recht bedrücktem Gemüth unternahm ich am nächsten Vormittag meine Wanderung nach der Intendantur des Grossherzoglichen Hoftheaters, bewaffnet mit einem Handschreiben meines Allerdurchlauchtigsten hohen Herrn Pathen, des regierenden Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preussen.

Aengstlich und beklommen, wie bei einem Anfänger natürlich, betrat ich die kleinen Räume der Intendantur, wo Excellenz Freiherr von Spiegel das Scepter führte.

Nach längerem Warten fragte mich ein hagerer, vertrockneter Bureaubeamter, die grosse Brille auf der Nasenspitze, von seinem Schreibpulte grimmig aufblickend, was ich denn wolle.

„Zum Theater gehen.“

„Ach Du lieber Gott, da gehen Sie nur gleich wieder dahin, wo Sie herkommen. Hier ist für Sie ganz und gar nichts zu holen. — Wo, junger Mann, kommen Sie denn überhaupt her?“

„Von Berlin.“

„So? Von Berlin! Und da denken Sie sich, dass das mit dem Engagement eines reinen Anfängers so mir nichts dir nichts ginge? Ne, mein Lieber, da packen Sie nur Ihre sieben Backebeeren ruhig wieder zusammen, besehen Sie sich das Goethe- und Schillerhaus und fahren Sie nach Ihrem lieben Berlin zurück!“

Pause.

„Ja — aber — aber da muss ich doch erst meinen Empfehlungsbrief hier abgeben.“

„Was für einen Empfehlungsbrief?“

„Nun den Brief von meinem Pathen.“

„Was für ein Pathe?“

„Nun — mein Pathe — Seine Majestät der König von Preussen.“

„Wa—was? Sie haben einen Brief vom König von Preussen an unsern Herrn Grossherzog?“

„Ja — hier ist er. —“

Den Brief, das Siegel betrachten, die Brille in die Ecke werfen, eine Prise nehmen und mir eine anbieten — war eins! Spornstreichs läuft der Alte ins Nebenzimmer und im Nu wird die Thür vor mir sperrangelweit geöffnet — ich stehe vor dem Jupiter des Weimarischen Hoftheaters. Ein langer, dünner, hüstelnder, weisshaariger, alter Aristokrat, eine Figur, die ich in späteren Jahren in Hackländers „Geheimen Agenten“ mit Glück auf die Bühne brachte.

„O — mein Bester — ich habe — ja schon soviel Vortreffliches von Ihnen gehört —



„Barfuss, gleich dem Büsser von Canossa, wanderte ich in den Gasthof.“

gewiss soviel Vortreffliches — — bitte, nehmen Sie doch Platz! Seine Königliche Hoheit wird ohne jeden Zweifel das Schreiben Seiner Majestät persönlich von Ihnen in Empfang — gewiss mit aufrichtigem — wie heissen Sie?

„Haase —“

„Gewiss, mein lieber Herr Haase, mit aufrichtigem Vergnügen — u. s. w. — u. s. w.“

Nachmittags schon wurde ich zur Audienz befohlen, auch eine der merkwürdigsten Audienzen, deren ich mich je zu entsinnen vermag. Tags darauf wurde ich engagirt, ohne dass eine Menschenseele Ahnung gewonnen hatte, ob ich Talent besass oder keins, und am 14. Januar des Jahres 1846 betrat ich die weltbedeutenden Bretter des Hoftheaters zu Weimar in den Rollen des Lorenz Kindlein: „Der arme Poet“ von Kotzebue und des Magister Lasenius: „Der Hofmeister in tausend Aengsten“ von Th. Hell. — Der Theaterzettel ist noch in meinem Besitz.

Der Erfolg muss höchlich beunruhigend gewesen sein, denn das Parquet leerte sich während des letzten Einakters immer mehr und mehr, und ich hatte mit Talbot „die Einsicht in das Nichts und herzliche Verachtung dessen, was uns erhaben schien und wünschenswerth!“

„Ein königlicher Handbrief oder Ursachen und Wirkungen“, Lustspiel in zwei Jahren, nach denen ich den Wanderstab wieder ansetzte und nach Berlin heimkehrte, weil ich in Weimar bei dem dort herrschenden Rollenmonopol nicht vorwärts zu kommen vermochte, trotzdem die beiden Greise Durand und Genast, Schüler Goethe's, sich ehrlich, aber erfolglos für mich verwendeten. Da kommt mir, indem ich dies schreibe, ein kleines Tagebuch unter die Finger, das ich damals in Weimar zu führen begann. Vergilbt die Seiten, verblasst die Tinte — die Handschrift fein säuberlich — ich wünschte, ich könnte heute noch so die Feder führen! — Und der Inhalt!! Du lieber Gott, welche Extase, wieviel Grübelei und Schwärmerei und — was weiss ich alles, athmet mir aus diesen welken Erinnerungszeichen, auf die jetzt wehmuthsvoll mein Blick fällt, entgegen.

Vielleicht interessirt es den freundlichen Leser, auch einen Blick auf ein paar Seiten dieser Blätter — mit Vorsicht — zu werfen, denn es quirlt ja mancherlei in solchem achtzehnjährigen Kopf und Herzen, die beide mit feurigem Enthusiasmus dem geliebten Theater zustreben.

Aus dem Jugend-Tagebuch.

Beginn der Saison.

1. September 1346.

Jetzt bin ich definitiv engagirt. Es ist ein schönes Gefühl, wenn man sich sagen darf, dass man sich seinen Lebensunterhalt selbst schaffen kann. Ich habe fünfundzwanzig Thaler Gage! — Es sind viele Leseproben abgehalten worden von Stücken, in denen ich mitunter recht bedeutende und auch wirksame Rollen habe. Weiss es Gott, ich gehe mit der ganzen Kraft meiner Seele an das Studium derselben und vernachlässige aber dabei auch nicht mein Privatstudium, welches jetzt vorzüglich „Engels Mimik“, „Shylock“ und „Mephisto“ in sich schliesst. Sehr würde es mich freuen, wenn ich recht bald die beiden letztgenannten Parthien meinen Freunden in Potsdam vorspielen könnte. — Die Uebersetzung des kleinen Lustspiels: „La nuit aux soufflets“ habe ich nun gleich beendigt und will sie Herrn Durand vorlegen, ob er sie für die Darstellung geeignet findet. — — Dann geht es munter in demselben Tone weiter.

* * *

In Wallenstein's Lager spielte ich gestern einen Kürassier! Mir war ein Vers des Liedes: „Wohlauf Kameraden auf's Pferd“ zuertheilt, der mir recht gut gelungen sein soll. Dem Chef gefiel meine Stimme, was ich durch Herrn Genast erfuhr, welcher mir auf diese Aeusserung hin gleich die Opernparthie: Adrian von Ostade und Dandini im Aschenbrödel von Isoard übertrug. Ob ich stark genug bin, seinen grossen Hoffnungen zu genügen, wird sich zeigen. — —

In Abwesenheit des Herrn Streit habe ich den Junker Aalwart in der Saalnixe übernehmen müssen. Es scheint mir ein Liebhaber zu sein, klar ist mir der Charakter nicht geworden. Er redet stets von einem „Plan“ und kein Mensch erfährt, was das für ein Plan ist. — Es muss eine göttliche Leistung von mir gewesen sein, da, wie ich erfahre, eine schöne, junge Dame sich in meine Feder am Barette verliebt hat — 's ist wirklich grossartig! Dann folgte der Zimmergeselle Schwamm — in „Nicht vom Posten“ von Angely, ebenfalls ein Liebhaber, der die Marotte besitzt, nur verheiratheten Frauen den Hof zu machen. Ich muss wirklich sehr zärtlich gewesen sein, denn die Leute wieherten stets bei meinen sentimentalen Liebeserklärungen. — Dem Grossherzog hat das Stück sehr gefallen, weshalb es nächsten Mittwoch wieder gegeben wird.

* * *

Unter anderen Begebenheiten, die ich diesen Blättern vertraue, muss ich auch hinzufügen, dass ich sterblich verliebt bin oder war — eine ächte Theaterliebe. Eine erste jugendliche Sängerin hat mir eine schmerzliche Herzenswunde beigebracht, die aber, wie alle Wunden dieser Art, natürlich wieder geheilt ist. Gedichte und Briefe sandte ich ihr wie verrückt, und für jede Sendung erhielt ich einen Blick — Sapperment — einen Blick — den sie, wie ich jetzt erfahre, allerdings jedem Manne zuschleudert, um ihn an ihrem Triumphwagen ziehen zu lassen. Aber Fritz Haase zieht nicht mit, — der ist dazu viel zu stolz! — —

* * *

Von jeher übten „die Geschwister“ von Goethe, dieses anspruchslose kleine Schauspiel, wie oft ich dessen Lectüre wiederholen mochte, auf mich einen unbeschreiblichen Reiz. Es ist nicht zu leugnen, sein Grundton hat entfernte Aehnlichkeit mit Motiven, denen wir schon in den Wahlverwandtschaften, wenngleich in einer ganz verschiedenen Anwendung und Form, begegnen. Wer auch sollte in der trefflichen Charakterzeichnung, in der psychologischen Wahrheit und reinen Menschlichkeit der beiden Geschwister, den tiefen Forscher und Weisen des Menschenherzens, den Eingeweihten in die eleusischen Mysterien des Seelenlebens nicht wiedererkennen, als welchen wir Goethe in all den grossen Schöpfungen seiner edlen Muse einträchtig verehren? — —

* * *

Ich halte die dramatische Musik für die letzte und höchste Aufgabe des schaffenden Künstlers! Was die Schöpfung, was das Leben, was die Phantasie an geheimnissvollem Reichthum in sich schliesst, — Alles kann in der wunderbaren Sprache der Töne gesteigert wiedergegeben werden. Wie bleibt da das Streben des Dichters und seine Sprache hinter dem zurück, was zum Beispiel Mozart in seinem Don Juan offenbart! — —

Schluss der Tagebuch-Auszüge.

* * *

Zu diesen Musikdithyrambe mag mich wohl insbesondere die Schröder-Devrient damals begeistert haben, dieses herrliche, übersinnliche Frauengebilde, mit den bestrickenden blauen Augen, die huldvoll den langen, schlanken, damals noch recht verschämten Jüngling anlächelten. — O, wie konnte sie rühren, wie erschüttern! An Innigkeit, seelicher Innigkeit, die aus künstlerischem Verständniss resultirt, übertraf sie, nach meinem Empfinden, noch Jenny Lind, die ich später auch noch in Weimar hörte, sah und kennen lernte und deren süsse, sammetne Stimme mir unvergesslich geblieben. Ihre einfachen Volkslieder verstanden es von Menschenglück und Menschenleid zu erzählen. Ein Zaubergarten that sich auf bei ihrem Singen, voll Blüthenduft und Farbenpracht und Nachtigallenschlag. Wer sie gehört, sehnte sich immer wieder zu ihren herrlichen Tönen zurück. Und trotzdem diese gottbegnadete Künstlerin all überall, wo sie erschien, wahrhaftige Triumphe feierte, litt sie allzeit an einem Lampenfieber, was jeder Beschreibung spottete. Ein Brausepulver nach dem andern trank sie, um der quälenden Angst ledig zu werden — die Nerven zu beruhigen! — Es muss also zwischen dem angeborenen Theaterblut und dem angeborenen Genie für die Bühne doch noch ein ganz gewaltiger Unterschied bestehen. — Wie man mir später erzählte, war dieses nicht zu bannende ängstigende Unbehagen auch die Ursache ihres viel zu frühen Abschiedes vom öffentlichen Leben.

In späteren Jahren erinnerte mich die ebenfalls so sammetweiche Stimme von Anna Bosse, jetzt vermählt mit dem Grossindustriellen Rütgers, nicht selten lebhaft an Jenny Lind. Anna Bosse war in Leipzig unter meiner Direction engagirt und eine der ersten Zierden meines so rühmlich gewordenen Opernpersonals, dessen Stamm, nach Beendigung meines Contractes mit der städtischen Verwaltung, die Glanzperiode der Pollinischen Direction des Hamburger Stadttheaters mit zu erzeugen verstand.



Richard Friese. Elchjagd im Winter.

Auch den Gourmet in der Kunst — Jvan Turgeniew, entzückte die so überaus auffällige Stimme der Bosse oftmals in dem Salon der Viardot-Garcia, seiner langjährigen Freundin, deren Schülerin sie war.

* * *

Ich kehrte nach Potsdam zurück, wo meine Eltern wohnten, und durch die Gnade des Königs ein Haus besassen. Die Berliner März-Revolution, die bald darauf ausbrach, fand in dem stillen, königsliebenden Potsdam keinen Widerhall.

In Potsdam wurde damals im Königlichen Schauspielhause unter Direction eines Herrn Huth Komödie gespielt. Ich — nicht faul — bot mich an und ging unter diesen „Huth". — Hier lernte ich Anton Ascher kennen, einen überaus geistreichen, liebenswerthen Menschen, dessen Leichtsinn jedoch keinerlei Grenzen kannte. Oft musste ich ihm für seine von ihm so höchst glücklich dargestellten „Bonvivants" die ganze Garderobe borgen und öfter noch viel mehr. — Wie änderten sich bald die Zeiten! Im Jahre 1870 war er der reich gewordene Director des „Carl-Theaters" in Wien und bot mir, ohne jede Anregung meinerseits, aus eigenem Antrieb so viel Geld an, als ich nöthig haben würde, um nach Laube's Abgang, bei dem Beginn des französischen Krieges, die mir angetragene Direction des Leipziger Stadttheaters übernehmen zu können.



„Ich stehe vor dem Jupiter des Weimarischen Hoftheaters."

— Geld brauchte ich aber — Gottlob — nicht: aber hell gefreut hat's mich doch, dass der Jugendfreund ein ehrlich treues Herz mir durch die lange, lange Zeit bewahrt hatte.

Wie man nicht durch Potsdams stille Strassen, durch die herrlichen Gärten von Sanssouci wandeln kann, ohne an den grossen Friedrich mit dem durchdringenden Adlerblick, an den Philosophen auf dem Thron zu denken, so verknüpft sich, bei uns Deutschen wenigstens, die Erinnerung an Friedrich den Grossen unwillkürlich mit dem Schaffen Adolf Menzel's, dieses genialen, künstlerischen Wiedererweckers der frederizianischen Epoche, dessen Meisterwerke „Die Tafelrunde Friedrich des Grossen" und „Das Flötenconcert" zu den kostbarsten künstlerischen Gütern unserer Nation zählen. —

Meine erste Begegnung mit dem grossen Meister reicht in die fernliegende Zeit zurück, wo ich als blutjunger Histrione freundschaftlich in der liebenswürdigen Familie des Regimentsarztes Dr. Puhlmann in Potsdam verkehrte. Eines Abends sah ich in dem trauten Kreise ein neues Gesicht und erfolgte die Vorstellung:

„Herr Menzel!" — „Herr Haase!"

„Sehr angenehm" sagte ich.

Herr Menzel aber sagte gar nichts; er verneigte sich stumm.

[Fortsetzung folgt.]

Unsere Bilder.

„Massliebchen" von C. Patry ist eine liebenswürdige Verherrlichung jungfräulicher Naivetät und Bescheidenheit. Masslieb oder Gänseblümchen blüht in Deutschland auf allen Wiesen und an allen Wegen. Wie in heiliger Unschuld schaut das Blümchen, das in Weiss mit einem zarten Anfluge von Rosa prangt, zu uns empor. Schlicht und bescheiden nimmt sich auch das junge Gänsemädchen aus, das der Künstler mit feinem Empfinden gemalt und im Andenken an das Gänseblümchen auf der Wiese „Massliebchen" genannt hat.

* * *

„Thamar" von Alexander Cabanel erinnert an eine finstere Episode aus dem altbiblischen Leben, die im zweiten Buche Samuelis erzählt wird. In heisser Liebe war Amnon zu seiner schönen Halbschwester Thamar, einer Tochter Davids und Schwester Absalom's, entbrannt. Und Thamar erwiederte die Neigung ihres Halbbruders Amnon, wiewohl das israelitische Gesetz eine solche Liebe verbot. Doch bald verwandelte sich Amnons Zuneigung zur Geliebten in Hass. Wiewohl sie flehentlich bat, sie nicht zu verstossen, rief, wie es 2. Sam. 13, 17 heisst, Amnon seinen Diener herbei und sprach: „Treib diese von mir hinaus, und schliesse die Thür hinter ihr zu!" Die gerechte Strafe für diese Unthat folgte bald nach, denn Absalom liess den Amnon gelegentlich eines Gastmahles tödten. Der Künstler hat den Moment dargestellt, da Amnon seinen Diener herbeiruft, um Thamar hinauszutreiben. Mit der ganzen Pracht orientalischen Lebens hat Cabanel sein Bild ausgestattet. Die Schönheit der nackten menschlichen Gestalt mit der Wärme des sinnlichen Lebens darzustellen, ist bezeichnend für seine Schöpfungen, unter denen besonders seine 1863 gemalte „Geburt der Venus" und sein im Maximilianeum zu München befindliches Colossalbild des Sündenfalles hervorzuheben sind. Im Jahre 1886 setzte der Tod dem Schaffen des Künstlers, der einer der hervorragendsten Frankreichs war, ein Ziel.

* * *

„Das Ende des Torero" von A. Parladé bietet ein erschütterndes Bild von der Kehrseite der spanischen Stierkämpfe. Der Stier hat den Torero in der Arena auf die Hörner genommen und ihn dann in rasender Wuth zu Boden geschmettert. Mit Mühe und Noth ist der Besiegte unter dem brausenden Getöse der Volksmassen in Sicherheit gebracht worden. Seine letzte Stunde naht und der Priester ist erschienen, um ihm die letzte Oelung zu spenden. Unterstützt von seinem bekümmerten Weibe und in Gegenwart einiger Freunde, folgt der Sterbende der heiligen Handlung mit letzter Willenskraft, während draussen der aufregende Stierkampf unter dem Beifallsdonner der leidenschaftlich erregten Menge ruhig seinen Fortgang nimmt. Das spanische Volk ist seit Jahrhunderten mit dem Stierkampf eng verwachsen und betrachtet ihn als schönstes nationales Vergnügen. Die Regierung, welche ihn unterdrücken wollte, würde unfehlbar eine Revolution heraufbeschwören und die ganze Nation gegen sich aufbringen.

* * *

„Duftender Flieder" von Markham Skipworth ist eine berückende Hymne auf weibliche Schönheit und Jugend. Im wunderschönen Monat Mai, wo alle Knospen springen, beginnt der Flieder zu blühen und zu duften. Im Mai des Lebens steht auch das schöne, anmuthige Weib, das der Künstler mit feinem Empfinden auf die Leinwand gezaubert hat. Skipworth ist in solchen sinnigen Darstellungen der feinsten Frauenschönheit ein wirklich rühmenswerther Meister.

* * *

„Donna Olimpia's Rache" von G. de Sanctis schildert eine Episode aus den Tagen Papst Innocenz X. Giovan Battista de Panfili hatte am 15. September 1644 im 71. Jahre seines Lebens den päpstlichen Thron bestiegen. Nur durch die Gewandtheit und Energie seiner verwittweten Schwägerin, der Donna Olimpia, hatte Innocenz X. das hohe Ziel seines Ehrgeizes erreicht. Auf die Angelegenheiten des römischen Hofes behielt Donna Olimpia von nun an einen bestimmenden Einfluss. Aber ein gewisser Camillo degli Astalli, dessen Bruder mit einer ihrer Nichten verheirathet war, und den sie selbst in die Nähe des Papstes gebracht hatte, schien ihre Stellung zu gefährden. Innocenz X. ging in der Vorliebe für diesen Menschen soweit, dass er ihn als Neffen in die panfilische Familie adoptirte und ihn unter dem Namen Camillo de Panfili zum Cardinal und später zum Staatssecretair erhob. Olimpia wusste nun den Papst derart gegen Camillo einzunehmen, dass diesem der Name Panfili wieder genommen, er endlich aus Rom verbannt und ihm sogar die Cardinalswürde entzogen wurde. Der Künstler hat jenen Moment zur Darstellung gebracht, da die beiden Todtfeinde, Donna Olimpia und Camillo, in Gegenwart des Papstes unter den glatten Formen des Hofes ihre Kräfte messen. Der Cardinal-Staatssecretair erliegt, die Rache triumphirt: Donna Olimpia hat es durchgesetzt, dass der Verhasste aus ihrer Hand das Document empfängt, das ihn niederschmettert und aus den Augen des Papstes verbannt. Innocenz X. starb am 7. Januar 1655. Der neue Papst, Alexander VII., verbannte sie sofort nach Orvieto, wo sie im Jahre 1656 an der Pest starb. Man erzählt, dass ihre Leiche, ehe man sie bestattete, von Hunden angenagt und entstellt wurde. Sic transit gloria mundi!

* * *

„Abendgebet" von Fr. Żmurki fesselt durch seinen tiefen Stimmungsgehalt im höchsten Grade. Schon in uralten Zeiten, als das Christenthum seine Segnungen noch nicht ausgebreitet hatte, ist das Abendgebet bei den verschiedensten Völkerschaften in Brauch gewesen. Man empfand einen geheimen Schauer vor der geheimnissvollen Nacht und fühlte den Drang in sich, zu dem grossen Wesen, das die allerhaltende Kraft darstellt, um Schutz und Gnade vor allem Unbill zu flehen. Hoch ideal ist der weihevolle Vorgang bei diesen schlichten Naturmenschen in dem trefflichen Bilde zur Darstellung gebracht worden.

* * *

„Die Odaliske" vom Grafen Tyszkiewicz in Paris gehört zu jener Reihe ausgezeichneter photographischer Studien, die der Graf auf der jüngsten Internationalen Ausstellung in Berlin ausgestellt hatte. „Elchjagd im Winter" von R. Friese wird jedes Jägers Herz höher schlagen lassen. Gerade in solchen winterlichen Jagdbildern leistet der Berliner Meister Ausgezeichnetes. In Deutschland kommt der Elch nur noch in der sehr mässigen Gesammtzahl von etwas mehr als hundert Stück in dem Revier Ibenhorst, Kreis Gumbinnen, vor.



J. Koppay. Heimkehr vom Faschingsball.



Vom Kölner Carneval.

[Nachdruck verboten.]



Carneval! — Welch ein Zauberklang liegt in diesem Worte für Jeden, der einmal die drei tollen Tage im alten Köln am Rhein mitgemacht hat! Für den Kölner freilich ist der Carneval nicht auf die drei Tage vor Aschermittwoch beschränkt, für ihn beginnt der Fasching mit der Jahreswende, nachdem am Elften des Elften bereits eine Heerschau bei Rede und Lied stattgefunden hat. Am Neujahrstage treten die Kämpen des Prinzen Carneval in den einzelnen Gesellschaften zusammen, um von nun an jeden Sonntag und, wenn's Noth thut, auch an Wochentagen ihre feuchtfröhlichen Sitzungen zu halten.

Wir begeben uns zum Victoriasaal, um einer solchen Veranstaltung der im Jahre 1843 gegründeten Grossen Carnevals-Gesellschaft beizuwohnen. Der Beginn ist auf 4 Uhr Nachmittags angesetzt, aber schon kurz nach 2 Uhr ist der Saal bis auf den letzten Platz gefüllt. Da sitzen sie, die Männer von Köln, die bunte Narrenmütze auf dem Haupt, die Erinnerungen an die Aussichten auf das Gelingen des Festes besprechend.

Fanfaren unterbrechen die lebhafte Unterhaltung der versammelten Menge; der Saal, der bisher in einem von einigen Gasflammen erhellten Zwielicht lag, flammt jetzt auf im Glanze von Hunderten von Glühlichtern. Wieder eine Fanfare und dann zieht der Kleine Rath unter den anfeuernden Klängen der Kürassier-Capelle in den Saal ein. Nur mit Mühe brechen sich die voranschreitenden Hellebardiere und Pagen Bahn, denn jedes Plätzchen bis zur letzten Treppenstufe ist besetzt. Donnernder Beifall empfängt den neuen Präsidenten Wilhelm Wildt, der es durch seine glänzende Rednergabe und seinen sprudelnden Humor verstanden hat, in wenigen Sitzungen sich die Herzen Aller zu erobern. Der Saal gewährt einen prachtvollen Anblick; wir sitzen in einer Riesen-Weinlaube, über welcher sich das blaue Himmelszelt wölbt. Lächelnd blickt der Mond im ersten Viertel auf die anderthalb Tausend zählende Narrenschaar hernieder. An den Wänden sind jene herrlichen Landstriche vom Rhein, von der Mosel und der Ahr wiedergegeben, wo die Traube fröhlich quillt, wo der goldene Wein wächst, der in den Pokalen glänzt, geboren um der Menschen Dasein zu verschönern. Die übrigen Wandflächen sind durch Rebenspaliere ganz verdeckt; überall ranken sich die grünen Reben, aus denen weisse und rothe Trauben neugierig hervorlugen. Die Bühne stellt ebenfalls eine zierliche Weinlaube dar; die ganze Breite nimmt der Elferrathstisch mit den hohen vergoldeten Rathssesseln ein. Dort sitzt der Kleine Rath in mittelalterlicher Tracht; ein langer rothweisser Mantel wallt bis auf die Füsse nieder; ein Hermelinkragen legt sich um den Hals und auf dem Haupte sitzt die seidene Rathsmütze. In der Mitte thront der Präsident auf erhöhtem Sitz, der mit der Prunkschelle — auch ein Jubiläumsgeschenk — das Zeichen zum Beginn des ersten gemeinschaftlichen Liedes giebt. Die Kürassier-Capelle intonirt und dann braust es los im vollen wuchtigen Chor von anderthalb Tausend Stimmen. Welch reichen Liederschatz birgt der Kölner Carneval! Hier ist die grosse Zahl von neuen Weisen zuerst gesungen worden, welche die Runde um die Erde gemacht haben, wie das Schusterjungenlied von Carl Wirts und das Fiakerlied von Körschgen. Die Texte, welche den bekannten Melodien unterlegt werden, sind immer scharf pointirt, so dass die Stimmung stetig steigt und es dem Präsidenten leicht wird, dem Dichter das verdiente Lob zu spenden. Wieder ertönt die Schelle, ein bekannter Carnevalist hat das Wort; 1500 Paar klatschen nun nach dem Takt des Büttenmarsches und geleiten derart den Redner zu dem hohen zierlichen Gold-Pokal der „Bütt," an der linken Saalwand. Der Redner hat Glück; er hat ein Thema gewählt, welches städtische Verhältnisse in leicht erkenntlicher Verhüllung erbarmungslos geisselt; in geistvollen Pointen weiss er die Schwächen dieser und jener Einrichtung zu zeichnen und verknüpft damit die Erinnerung an komische Begebenheiten des vergangenen Jahres. Tusch folgt auf Tusch, eine Lachsalve der anderen und dazwischen klingen die Tausende von Schellchen der Narrenmützen. Nachdem der Redner unter reichem Beifall geendet, setzt der Präsident mit seiner Kritik ein; diesmal hat er nur wenige zündende Schlagworte hinzuzusetzen. Dreimaliger Hochruf folgt und sofort setzt die Weise des folgenden Liedes ein. Der folgende Redner ist minder glücklich; er ist noch „Jungfer" und daher etwas ängstlich; er bringt nacheinander eine Anzahl verbrauchter Witze und dazwischen ein paar schwache Sätze. Da hüstelt es in einer Ecke des Saales; in einer anderen ertönt ein ironisches Bravo; es erhebt sich ein Tuscheln und Rascheln durch den ganzen Saal; vereinzelt erklingt schon das Händeklatschen des Büttenmarsches; nun ist kein Halten mehr; verlegen zieht der Redner sich zurück; er ist „gelitscht", wie der Kunstausdruck lautet. Ja, ja, die Stufen, die zur Höhe des Rednerpokals führen, sind so glatt wie eine Rutschbahn. Aber jetzt tritt der Präsident für die „Jungfer" ein; er hebt die gute Seite des Vortrags hervor, lässt gelinden Tadel über die Schwächen einfliessen und ruft in neckischer Weise den Narren zu, sie sollten selbst einmal zur „Bütt" hinaufklettern, um es besser zu machen. Es folgt Lied auf Lied, Rede auf Rede, zuweilen auch ein Gesangsvortrag eines Rhein-, Wein- oder Liebesliedes oder ein „Krätzchen", unter welchem man sich ein witziges Couplet der Kölner Mundart zu denken hat.

Sache des Präsidenten ist es die verschiedenartigen Spenden mit geschickter Hand zu einem Ganzen zu verbinden. Herr Wilh. Wildt, der nach dem freiwilligen Rücktrittt des um das Carnevalsleben hochverdienten Herrn Peter Prior, die Zügel der Gesellschaft ergriffen hat, ist ein echtes Kölner Kind voll von unerschöpflichem Mutterwitz und einer erstaunlichen Schlagfertigkeit. Daneben macht er oft Gebrauch von einer starken Dosis Satire, welcher auch der stärkste Hypochonder nicht Stand hält. Rein ist sein Humor, und dass er das vierfarbige Banner des Carnevals nicht von der Gemeinheit beschmutzen lassen will, hat er in einer glänzenden Philippika gegen alles Gemeine in der dritten Sitzung dieses Jahres bewiesen.

In der Kölner Carnevalsgesellschaft führt August Wilcke der 78jährige Altmeister des Carnevals das Regiment mit einer jugendlichen Frische, die Alle in Erstaunen setzt, die den alten Herrn präsidiren sehen. Welche Urgemüthlichkeit in jedem Ausdruck, in jeder Bewegung! Er ist ganz der Typus des gemüthlichen Kölners mit seinem Humor und seiner nie versiegenden Daseinsfreude. Hier wickelt sich das carnevalistische Leben und Treiben genau so ab, wie in der „Grossen". Auch hier ist der Sitzungssaal grossartig decorirt mit Gemälden, die Schlacht gegen den Griesgram darstellend. Die Sitzungen der beiden Grossen Gesellschaften sind ausschliesslich Herrensitzungen, da aber auf diese Weise die holde Weiblichkeit zu kurz kommen würde, veranstalten Beide je ein Grosses Damen-Comité, das schon der Raumverhältnisse halber im Gürzenich abgehalten wird. Das sind natürlich Glanzsitzungen ersten Ranges, bei welchen die besten Kämpen in's Treffen geschickt werden, und der prachtvolle Saal giebt dem schönen Bilde einen passenden Rahmen. Ausserdem besitzt Köln über dreissig mehr oder minder bedeutende Carnevalsgesellschaften, von welchen wir die Narrenzunft, den Reichstag, die Konventsmöhne und vor allem die „Funken" hervorheben wollen. Funken nannte man das Militärcontigent Kölns zu der Zeit, als die alte Colonia Agrippina noch freie Reichsstadt war. Sie leben fort im Carneval, haben ihre Rekruten-Aushebung, ihre Wachstube im Gürzenich, ihre Appels und am Rosenmontag rücken sie aus in vollem Wichs. Die Tracht erinnert lebhaft an die Grenadiere Friedrich des Grossen, nur ist die Farbe des Waffenrocks bei der Infanterie roth, bei der Artillerie blau mit weissen Aufschlägen. Die genannten Carnevalsgesellschaften und noch einige mehr vereinigen sich unter einem Festcomité, welches aus dem Präsidenten und zwei Elferräthen der beiden grossen Gesellschaften besteht um mit einem ungemein grossen Aufwande von Mitteln den berühmten Rosenmontagszug vorzubereiten.

F. H.

Faiful.

Novelle von **Anton Freiherr von Perfall.**

[Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Helene empfand einen lebhaften Drang, der Freundin — das war Sascha in diesem Augenblicke ihr in Wahrheit geworden — ihr Herz auszuschütten. Da dachte sie des Planes ihres Gatten. Er war vernichtet, wenn sie die Wahrheit sprach. Nie wird diese Frau einen Mann zum Gatten wählen, der sich nur mit dem leisesten Gedanken mit der Gattin seines besten Freundes vergangen. Um Sturza's Rettung handelte es sich, Sascha musste ja sein guter Engel werden. War er nicht jetzt schon bezaubert von ihr? — Nein, — sie durfte nicht sprechen. Das Bewusstsein des grossen Opfers, welches sie damit brachte, verlieh ihr volle Sicherheit.

„Du täuschest Dich", sagte sie in einem festen Tone, „ich habe Dir nichts mitzutheilen. Du wirst doch nicht meine Eifersucht, von der ich eben sprach, falsch gedeutet haben? Wirklich wäre es das? Oh, da kannst Du völlig beruhigt sein."

„Dann entschuldige, ich werde diese Frage nie mehr an Dich richten", erwiderte Sascha. Helene weidete sich an dem sichtlichen Verdruss der Freundin, welche stehen blieb, die Herren zu erwarten. Woher nahm sie sich auch das Recht zu dieser Frage?

Der Tag verlief ohne jede Störung, äusserst animirt. Man hatte sich genug zu erzählen.

Sturza gewann sichtlich Interesse an Frau von Tamboo. Das ihn Anfangs beherrschende hässliche Gefühl, diese Frau sei Mitwisserin des grossen Heiraths-Complottes, an dessen Realität er Dank gewisser Unvorsichtigkeiten Salterns nicht zweifeln konnte, verliess ihn rasch. Entweder war sie das unbewusste Opfer, oder sie durchschaute Alles und machte sich ein Vergnügen daraus, die Comödie um sich ausspielen zu lassen.

Ihm schien das Letztere das Wahrscheinliche und dem verwöhnten siegessicheren Mann kam augenblicklich die Lust, diesem stolzen, selbstbewussten Weib zu lehren, wie gefährlich eine solche Comödie sei, wenn einem Graf Sturza eine Hauptrolle darin zugedacht war.

Doch sonderbar! Trotz ihrem freien, natürlichen Wesen, das sich nicht einmal der üblichen Convenienz fügen zu wollen schien, hatte sie für ihn etwas Unnahbares, sein überlegenes Gefühl liess ihn, ihr gegenüber, völlig im Stiche.

Diese herbe Atmosphäre, welche gleichsam von ihr ausging, hatte für ihn, den sinnlichen Mann, gar nichts weibliches. Stärkend, kerngesund wäre sie wohl, das fühlte er jetzt schon, aber es fehlte ihr diese entnervende Weichheit, dieser sinnbethörende Duft, eben das, was er das Weibliche nannte, was er nicht entbehren konnte. Helene unterstützte ihren Gatten in seinen Bestrebungen, Beiden Gelegenheit zur ungestörten Aussprache zu bieten. Nach ihrem so grossmüthigen Opfer konnte sie nur wünschen, dass der Erfolg ein rascher und vollkommener sein werde.

Ernst liess sich nach Tisch von seinem Verwalter abrufen. Helene schützte Ermüdung vor und zog sich auf ihr Zimmer zu dem gewohnten Schläfchen zurück. Doch es hielt sie nicht in dem engen Raume. Sie eilte in den Park und suchte einen der verborgensten Plätze auf. Hier wollte sie, die Minuten zählend, die Zeit abwarten, während welcher Graf Sturza in das gestellte Netz gehen sollte.

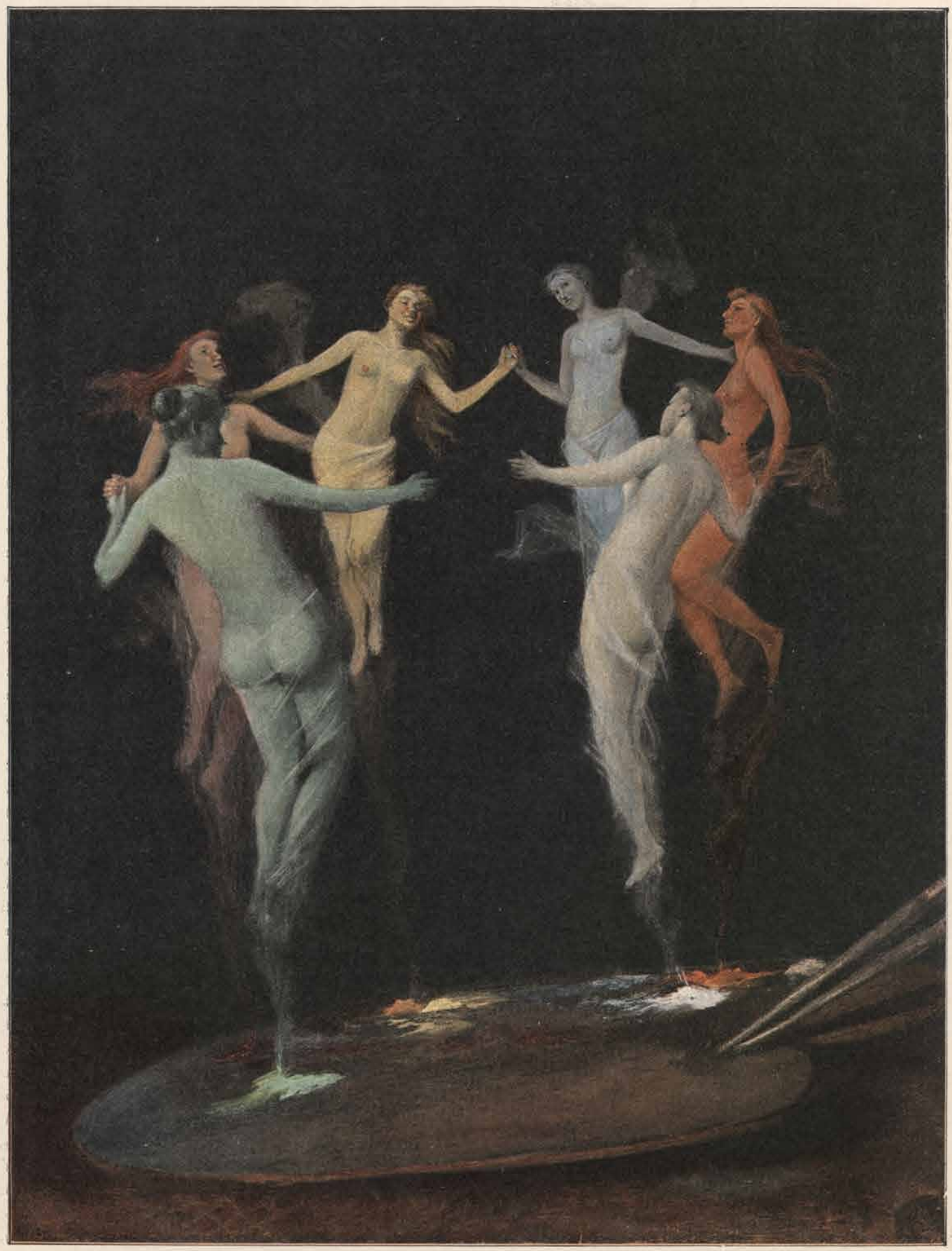
Ihre Phantasie machte sie zur Zuhörerin des Zwiegespräches, das jetzt wohl stattfand auf der Veranda, und von Neuem regte sich in ihr ein feindliches Gefühl gegen Sascha. Wenn es umgekehrt wäre, wenn sie ihren Gatten nur als Werkzeug benützt, wenn der Ankauf der Villa in der nächsten Nachbarschaft des Grafen von Anfang an ihr Gedanke? —

Ihr seltsames Zusammentreffen mit Sturza heute früh, kurz nach seiner Ankunft, war unbedingt verdächtig. Warum dachte sie die ganze Zeit über nicht an eine Fahrt auf der Faiful? Warum gerade heute? — Dann aber war das Spiel mit den nackten Füssen, dem aufgelösten Haare eine Schamlosigkeit!

Wie sie in ihr Herzensgeheimniss dringen wollte, unter dem Scheine der Freundschaft. Welchen Zweck verfolgte sie dabei? — Klarheit sich zu verschaffen über ihre Chancen, oder Ernst ihre Erfahrungen



A. Klamroth. Graziella.



Farbenreigen.

Zu dem Bilde von E. Bachrach-Barée.

[Nachdruck verboten.]

Grau ist das Leben!“ sagen die Spötter,
Sagen die Thoren, die müden, blasirten;
Aber der Künstler, der Liebling der Götter,
Lächelt der Blinden, entnervten, verthierten.

Leben ist Farbe, und Farben sind Lieder;
Farben sind schneeige, strahlende Leiber,
Wallend im Reigen hinauf und hernieder,
Jauchzender, lockender, wonniger Weiber

Von der Palette des Lebens erheben
Flammengleich sprühend sich farbige Quellen;
Schleier entflattern und himmelwärts schweben
Blühender Glieder silberne Wellen.

Ewig sprudelt die Quelle des Schönen,
Sprudelt in ewigen, leuchtenden Garben,
Ewig singet in rauschenden Tönen
Lockend und strahlend der Reigen der Farben.

Heinrich Vollrat Schumacher.

zu verrathen, kurz, irgend eine Waffe für sich daraus zu schmieden, in dem hinterlistigen Kampf, den sie begonnen.

Je mehr sie darüber nachdachte, desto klarer schien ihr das ganze Treiben Sascha's, desto verwerflicher. Und sie musste ruhig zusehen, wie er in das Netz ging, an dem sie selbst gestrickt.

Einen Augenblick war es ihr, als müsse sie zwischen Beide treten und Alles heraus sagen, was sie eben gedacht.

Eine Stunde war vorüber, jetzt war es genug der Frist für die Spinne.

Sie erhob sich. Sie wird sie überraschen, der erste Blick wird ihr Alles sagen. Bei Männern wie Sturza ist so eine Stunde entscheidend für immer.

Wenn sie ihre innere Erregung bedachte, die Füsse zitterten ihr, so wünschte sie einen raschen Abschluss. Es war ja doch Alles Thorheit, ein albernes, gefährliches Spiel, mehr wie ein gewissenloses, für sie, die Gattin.

Da knirschte der Sand unter eiligen Schritten. Sie musste sich an der Lehne der Bank festhalten — Sturza nahte, suchend. Er hatte sie noch nicht erblickt, noch war es Zeit, sich hinter das Buschwerk zu drücken, aber die Füsse versagten den Dienst und der Blick war gebannt. — Warum verliess er Sascha? Was hatte er hier zu suchen?

Da erblickte er sie schon. Ueber sein verdrossenes Antlitz glitt der Schimmer heller Freude.



Faschingslaune.

„Ja, wo stecken Sie denn? Wir suchten Sie auf Ihrem Zimmer, überall."

Er streckte ihr beide Hände entgegen.

Sie musste sich auf die Bank setzen. Sie sprach von Ermüdung.

„Allerdings, Sie sind mehr als ermüdet, krank wohl? Helene, was treiben Sie für ein Spiel mit mir, Sie und Ernst? Habe ich das verdient, nach vierwöchentlicher Verbannung?"

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Graf." Ihr Blick irrte auf dem Boden umher. „Sie sehen ja selbst", sie fuhr sich mit der Hand über die hämmernde Schläfe, „dass es keine Ausrede war."

„Davon spreche ich nicht, — aber von dem anderen Spiel, — mit Frau von Tamboo. War denn das nöthig?"

„Herr Graf, ich bitte Sie, ich weiss nicht, was ich Ihnen antworten soll — Sie kennen ja den sehnlichen Wunsch meines Mannes — Was soll ich damit — Lassen Sie mich doch. —" Sie blickte sich ängstlich um.

„Furcht also war es, ich könnte den Frieden Ihres Hauses stören. Die unbändige Bestie! Man muss ihr Fesseln anlegen, um sie ungestört um sich haben zu können. Was habe ich denn so Furchtbares gethan?" Seine Stimme wurde rauh und der Blick so starr und leuchtend wie damals im Boote. „Zuletzt muss ich ja selbst daran glauben, dass ich ein Ungeheuer bin. Aber das ist gefährlich, Helene, Sie müssen mich schützen vor diesem Glauben, gerade Sie. Weil Sie allein Macht über mich haben. Weil ich für Sie mein ganzes Wesen in Stücke reisse und ein neues, besseres daraus bilde. Weil ich nichts habe auf der Welt, was mich mehr reizt, als Sie —"

Helene schloss die Augen. Der zornige Ausbruch seiner Leidenschaft prallte wie betäubende Schläge gegen ihre Stirnwände; der, von einer unerträglichen Qual durchzitterte Flüsterton durchdrang ihr ganzes widerstandsloses Wesen und formte sich zum Traum, wie er sie schon oft in unsichtbarer Ferne beschlich, die Weiblichkeit auflösend.

Ihre Hand sank kraftlos von der Stirne, ihr Haupt auf die Brust.

Sturza starrte sprachlos auf das in seiner Schwachheit ihn mächtig entflammende Weib. Ein wildes Verlangen packte ihn, diese weisse Stirne zu küssen.

Er beugte sich über die ohnmächtige Frau. Da schrie er plötzlich laut nach Hülfe, es schrie aus ihm heraus, wider seinen Willen, nach Hülfe gegen sich selbst, und eine weibliche Stimme antwortete, — Sascha's



Menuett.

Stimme. Zu spät kam ihm die Reue. Er hatte in seiner Erregung darauf vergessen, dass Frau von Tamboo mit ihm auf der Suche war nach Helene.

Schon drang sie durch das Buschwerk, stand sie vor ihm.

„Was haben Sie gethan?"

Sie sah auf die unter Rolf's verzweifelten Griffen erwachende verstörte Frau, auf ihn. — Sie wusste Alles, und doch musste er lügen, ewig lügen.

Zum Glück kam ihm der Zorn, bei diesem strengen, entrüsteten Blick, der ihn traf. „Was ist das für eine Frage? Ich fand Frau von Saltern in diesem Zustande, da rief ich — nach einem Manne — nicht nach Ihnen."

„Nach einem Manne?" Sascha lächelte spöttisch. „Ich bin diesmal besser am Platze, Helene", wandte sie sich in mildem Tone zu der noch immer verständnisslos Umherblickenden. „Komm! Ich führe Dich. Nimm Deine ganze Kraft zusammen. Es geht schon."

Sie hob Helene auf wie ein Kind und schlug den Arm um sie.

Frau von Saltern aber stöhnte laut auf und barg ihr Haupt an der Brust ihrer — Freundin! Ohne den Grafen noch eines Blickes zu würdigen, verliess Sascha mit ihrem Schützling den Platz.

Er schlug sich stumm lachend auf die Stirn. „Was noch? Thier! Elendes Thier!" Dann eilte er sinnlos gegen den Ausgang des Parkes. Was blieb ihm denn übrig, als fliehen — vor den Erklärungen, vor der Rechenschaft, vor der Genugthuung, welche Saltern zu verlangen berechtigt war, wenn sie ihm Alles erzählte. — Nein, das ist seine Art nicht.

Und was hat er denn gesagt? Dass sie allein Macht über ihn habe. Das gesteht er ja offen, vor ihrem Gatten selbst, dass er ihr zu Liebe sich bessern wolle. Das war albernes Geschwätz — aber doch nichts Unrechtes. Ernst kann das ja nur freuen. — Aber er sagte noch etwas! Weil ich nichts auf der Welt habe, was mich reizt als Sie! — Reizt! Das Wort klingt böse. Die Frau eines Freundes darf mich nicht reizen. — Aber ein einziges Wort — — braucht man deshalb in Ohnmacht zu fallen? — Ernst trieb auch ein falsches Spiel mit ihm. Das erregte ihn ja so. Diese Frau von Tamboo ihm aufzuschwindeln, — aus Freundschaft natürlich, Sorge für sein Seelenheil, — ja, das kennt man. Ich denke, wir sind so ziemlich quitt. Diese Worte vor sich hinmurmelnd, kehrte er um und wandte sich mit langsamen Schritten dem nicht zu fernen Schlosse zu. Saltern, welcher eben von dem Oeconomiegebäude herkam, musste seinen Weg kreuzen. Da wich er aus und liess ihn vorüber. Er musste doch erst abwarten in welcher Weise ihm das Vorkommniss hinterbracht wurde. Dieser kleine Umstand machte alle seine spitzfindigen Beschönigungen von eben völlig zu nichte und klärte ihn auf über sein schmachvolles Handeln dem Freunde gegenüber, vor dem er sich jetzt verbergen musste wie ein Räuber. Nein, das Wort „Freund" durfte er nicht mehr in den Mund nehmen. Fortgesetzt heucheln war jetzt sein Loos, oder offener, ehrlicher Bruch. Er hoffte jetzt fast sehnsüchtig auf Frau von Tamboo, dass sie ihm zum letzteren recht bald verhelfen würde. Doch als er nach einer Viertelstunde das Schloss betrat, kam ihm Ernst völlig unbefangen entgegen, seine Frau habe sich etwas



Vom Künstlerfest.



Stanislaus Rejchan. Beim Cotillon.

zurückgezogen, sie sei etwas unpässlich, aber Frau von Tamboo werde sofort erscheinen und mit ihm die Rückfahrt antreten, er habe ihr zwar seinen Wagen angeboten, aber sie zieht das Segeln vor, setzte er mit schlauem Lächeln hinzu.

Sturza beschlich zum ersten Male in seinem Leben etwas wie Furcht.

Und schon kam Sascha hinzu und drängte zur Abfahrt. Es gab nirgendswo ein Ausweichen.

„Helene hat sich zu sehr erregt über des Grafen Ankunft. Das kommt immer erst später heraus. Ich danke Gott, dass er mich etwas stärker hat wachsen lassen", erklärte sie in einem Tone, welcher Rolf nichts Gutes erwarten liess. Er war Saltern noch dankbar, dass er sie bis zum See begleitete. Auf der Faiful fühlte er sich wenigstens auf seinem Grund und Boden. Frau von Tamboo war auf diesem Grund und Boden sein Gast.

Er sprach immer fort, während er sich bald am Segel, bald am Steuer zu schaffen machte. Es beruhigte ihn, seine Stimme zu hören, über seine Reisen, über Fischerei, über Jagd, über Dinge, die ihm möglichst ferne lagen.

Plötzlich tönte Sascha's Stimme mitten hinein in seine Nichtigkeiten.

„Sie lieben Frau von Saltern, Herr Graf?"

So hatte er es sich doch nicht gedacht.

Er blickte scheu auf die Sprecherin. Sie hatte den Kopf auf die Hand gestützt und sah ihn mit ihren wasserblauen, unergründlichen Augen unverwandt an. Es kam ihm nicht einmal der Gedanke zu lügen, im Gegentheil, er sehnte sich, es endlich laut auszusprechen.

„Wenn Sie es durchaus wissen müssen, — ja, ich liebe Frau von Saltern."

„Und um diese —" Sascha stockte ein wenig und ihr bewegungsloses Antlitz röthete sich etwas, „Liebe los zu werden, flohen Sie."

„Auch das! Sie sehen, ich bin wenigstens offen."

„Und nachdem Sie nun zurückgekehrt, sich geheilt glaubten, nehme ich an, benutzten Sie die erste Gelegenheit, dieser Frau Ihre Liebe zu bekennen?"

„Das stimmt nicht ganz, mein strenger Herr Inquisitor", entgegnete Sturza, mit erzwungenem Humor. „Ich habe das Wort „Liebe" nicht ausgesprochen, Helene gegenüber. Mein Ehrenwort darauf", fügte er feierlich hinzu.

Sascha lachte spöttisch, ohne ihre Stellung zu verändern.

„Als ob es dieses Wortes bedürfte, überhaupt eines Wortes! Schämen Sie sich dieser Ausflucht, Herr Graf. Was wollen Sie jetzt beginnen? Nachdem Sie sicher wissen, dass die Frau Ihre Liebe erwidert."

„Frau von Tamboo!" fuhr Sturza drohend auf.

„Sie wissen es so gut wie ich", fuhr diese völlig ungestört fort. „Also was wollen Sie beginnen?"

Rolf konnte diesem durchdringenden, auf ihn gerichteten Blick nicht ausweichen, er zog ihn sonderbar an. Aus diesen wandellosen blauen Sternen leuchtete ihm plötzlich etwas entgegen, das ihm Vertrauen einflösste.

„Was soll ich darauf antworten: was ich beginnen will? — Was soll ich beginnen?"

„Das fragen Sie mich? Ein Graf Sturza, ein Weib? Ein Ende machen müssen Sie, um jeden Preis." [Fortsetzung folgt.]

Unsere Bilder.

Zur goldenen Hochzeit des Reichskanzlers.

Der deutsche Reichskanzler Fürst Clodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst hat mit seiner Gemahlin in voller Rüstigkeit ein seltenes Fest gefeiert — das der goldenen Hochzeit. „Gegen grosse Vorzüge eines Andern," sagt Goethe, „giebt es kein Rettungsmittel als die Liebe." Auch die grossen und vielen Vorzüge der Prinzessin Marie zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg, geboren am 16. Februar 1829, zwangen den damaligen, fast achtundzwanzigjährigen Prinzen zu Hohenlohe-Schillingsfürst seine Rettung in der Liebe zu suchen: am 16. Februar des Jahres 1847, am Geburtstagsfeste der Braut, fand die Vermählung zwischen dem Prinzen und der Prinzessin statt. Ein halbes Jahrhundert ist seitdem dahingegangen und neu gesegnet ist der damals geschlossene Bund. Das deutsche Volk gedenkt der Jubelfeier des hohen Paares in herzlichster Antheilnahme. Es erblickt im Reichskanzler einen Staatsmann von weitem Blick und freiem Sinn, der stets für die Grösse des Reiches mit der ganzen Macht seiner Persönlichkeit eingetreten ist. Leitender Minister Bayerns, Botschafter in Paris, Statthalter in den Reichslanden gewesen und nun Reichskanzler zu sein, ist gleichbedeutend mit einem Leben voller Arbeit und Sorgen. Getheilt mit ihm hat dieses arbeitsvolle Leben seine Gemahlin, die Fürstin, deren herzliches Wesen und feiner Sinn stets wie Sonnenstrahlen in die aufreibende Thätigkeit des Gatten geleuchtet hat. Ihr aus Anlass der Jubelfeier den Zoll der Verehrung gleichfalls darzubringen, liegt daher der begründetste Anlass vor.

* * *

„Ahasver" von Karl Marr ist ein ergreifendes Stimmungsgemälde, das die Legende vom Ewigen Juden behandelt. Ahasver darf nicht sterben, weil er Christus auf dem Wege nach Golgatha eine kurze Rast vor seinem Hause versagt hat. „Du sollst auf mich warten", so sagte der Heiland, „bis ich wieder komme." So wandert Ahasver ewig umher. Karl Marr, der geschätzte Münchener Meister, lässt Ahasver tiefsinnig auf das schöne, jugendliche Weib schauen, das ein Opfer der Wellen geworden und von diesen an den Strand gespült ist. Das blühende Weib ist zu den Todten eingegangen, Ruhe hat es gefunden, obwohl es noch jung an Jahren war, — aber Ahasver, der sich schon länger als tausend Jahre nach dem Tode sehnt, kann nicht sterben: ewig muss er wandern. Grausames Geschick, zu dem er bis in alle die Jahrtausende verdammt ist!

* * *

„Napoleons Rückzug aus Russland" von J. v. Chelminski schildert den Schlussact der grossen Tragödie, die sich im Reiche des Zaren abspielte. Mitten auf dem Rückzuge, der auf den schneebedeckten Gefilden Russlands nur langsam vor sich ging, erhielt Napoleon die Nachricht von der Verschwörung des Generals Malet. Diese Botschaft zwang ihn zur Eile. Er übergab am 5. December den Oberbefehl an Murat und eilte im strengsten Incognito mit nur wenigen Begleitern sofort nach Paris, wo er zur allgemeinen Ueberraschung bereits am 19. December eintraf.

* * *

„Der Bericht des Distanzreiters" von Hans Temple ist eine Schöpfung, welche zu den glücklichsten gehört, die dem Wiener Meister bisher gelungen sind. Der junge, schneidige Husarenofficier, der im Familienkreise seine Erlebnisse erzählt, ist offenbar der Sieger im Distanzritt gewesen und der Held des Tages.

* * *

„Interessante Lectüre" von H. Vogler bietet ein vortreffliches Beispiel intimer Stimmungsmalerei. Gerade in solchen Vorwürfen, bei denen es gilt, das feinere seelische Leben junger Damen zu schildern, beweist der Münchener Meister ein hohes Talent. „Sehnsuchtsvoll" und „Für den Geliebten" sind gleichfalls zwei Schöpfungen des Künstlers, in denen die weibliche Psyche mit ihrer Liebebedürftigkeit ganz ausgezeichnet zum Ausdruck gebracht ist.

* * *

„Zwielicht" von Max Ring berührt wie echte Poesie. Wenn der Tag zum Abend neigt und Dämmerung sich ausdehnt, ist jeder Mensch, der einsam in seinem Heim weilt, den Wirkungen des Zwielichtes unterworfen. Die Gedanken schweifen rückwärts und vorwärts, halb erloschene Bilder gewinnen Leben, längst Gestorbene erstehen auf, Hoffnungen werden wach, Entwürfe bilden sich — ein Träumen ist es, ein Entrücktsein aus der Gegenwart, ein Schweifen in's Weite. Meisterlich hat der Künstler diesen Zustand in der schönen, tief in sich versenkten Frauengestalt, die im grossen Lehnsessel ruht, und in dem Kampf des sterbenden Lichtes mit den vordringenden Schatten geschildert. Gerade für die Wiedergabe solcher mystischen Stimmungen hat Ring eine seltene Begabung.

* * *

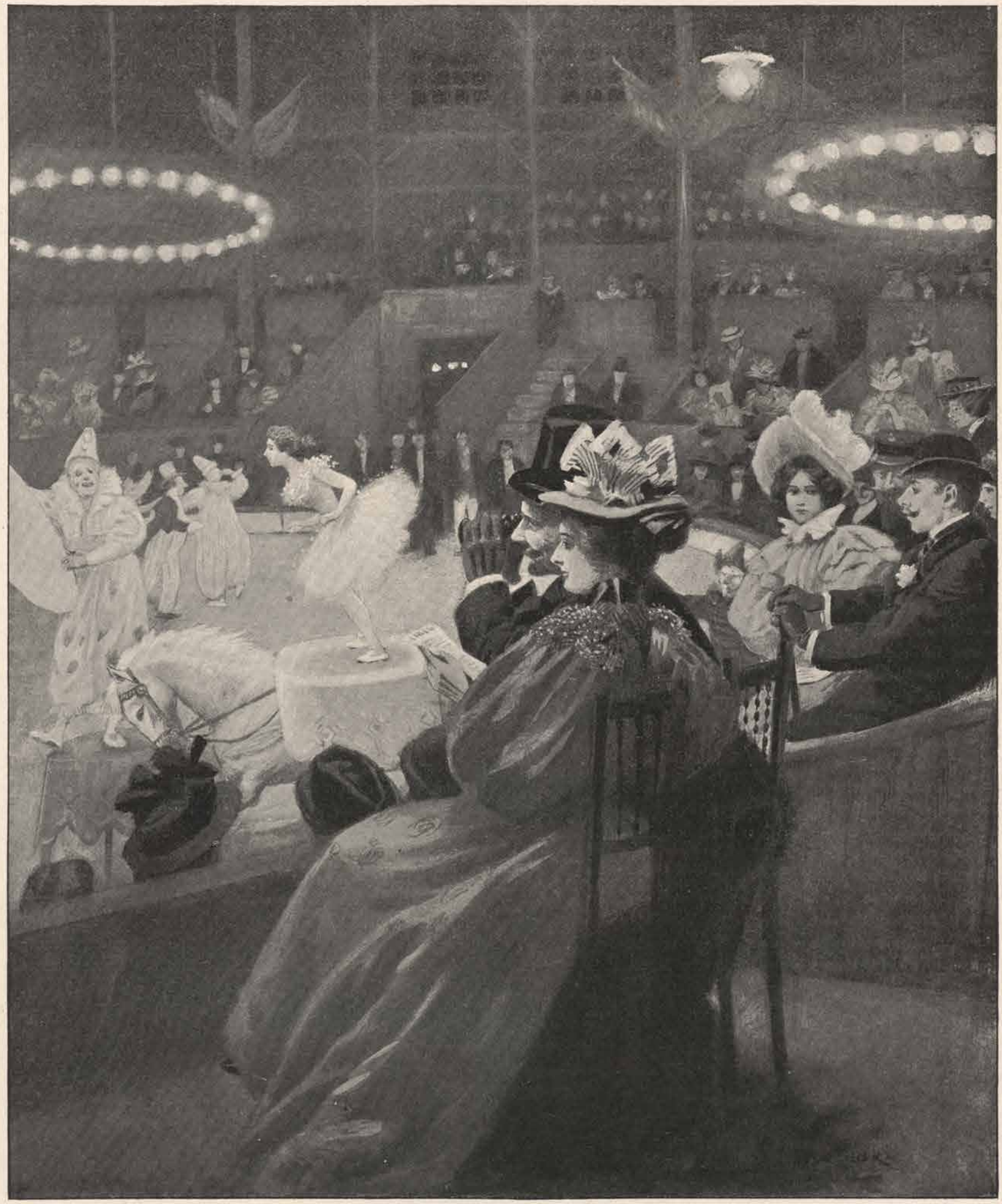
„Don Quixote" von L. Barreau ist eine Darstellung, die den höchsten Humor athmet. Die vom Künstler dargestellte Scene ist sehr leicht erkenntlich. Sie spielt auf dem Herzogsschlosse nach dem von Cervantes ausführlich geschilderten Gastmahl. Rechts auf dem Bilde sieht man den Herzog und die Herzogin, in der Mitte den „sinnreichen Junker", dem die übermüthigen Hofdamen eben den Bart eingeseift haben. Don Quixote lässt sich das gefallen, weil er es so für eine Sitte hält, die er zwar bis dahin nicht kennt, aber deshalb doch achtet. Der Herzog wollte den Spass nicht zu weit getrieben wissen, und er befahl den Uebermüthigen, mit ihm genau die gleiche Procedur vorzunehmen, bei Androhung der Ungnade. Rechts hinter dem Ritter steht Sancho Pansa, sein treuer Knappe, der verwundert dreinglotzt und den Ulk als Ehrung auch für sein borstiges Antlitz in Anspruch nimmt. Wer mehr wissen will — der Don Quixote ist ja in alle Sprachen übersetzt und Gemeingut fast aller Völker!

* * *

„Beim Cotillon" von St. Rejchan dürfte das Herz jeder jungen Dame höher schlagen. Gerade der Cotillon erfreut sich unter dem jungen Volk der höchsten Beliebtheit. Dass der kleine Bengel Amor gerade bei solchem Cotillon in vollster Thätigkeit ist, lässt das Bild des Künstlers ahnen. Die meisten Verlobungen sollen denn auch beim Cotillon geschlossen werden. Darum auch für ihn die Schwärmerei aller Jungfrauen, die sich nach einem Gatten sehnen.

* * *

„Heimkehr vom Faschingsball" von J. Koppay und „Vom Künstlerfest" von J. Klinger sprechen für sich selbst. „Graziella" von A. Klamroth berührt wie ein klangreiches Loblied auf weibliche Anmuth und Schönheit.



Im Circus.

Zu dem vorstehenden Bilde von J. v. Wodzinski.

[Nachdruck verboten.]

Schöne Frauen auf schönen Pferden ziehen unwiderstehlich zum Circus hin. Renz, Busch, Salamonski, Ciniselli — wie regen sie die Phantasie an! Selbst den Hypochonder und Pessimisten pflegen Grazie und Schönheit zu besiegen. Die Operngucker fliegen aus den Futteralen und spannungsvoll schaut das Ewig-Männliche auf das Ewig-Weibliche, das so kühn und keck die stolzen arabischen Hengste in der Manège bändigt oder in duftigster Mullwolke mit feurigem Elan vom Rücken des Rosses durch die Reifen springt. Das elektrische Licht taucht den ganzen Circus in Tageshelle, die Clowns treiben ihre Scherze, donnernder Beifall durchbraust den gewaltigen Bau, denn eben ist eine Glanzleistung mit aussergewöhnlicher Kühnheit und Gewandtheit vollbracht worden. Etwas Fascinirendes liegt in diesem ganzen Schauspiel und Künstleraugen müssen von ihm unbedingt gefesselt werden. Der Münchener Meister hat den bestrickenden Reiz einer solchen Vorstellung im Circus vortrefflich geschildert. Mit höhster Unmittelbarkeit und Frische ist das Leben und Treiben in solcher modernen Riesenhalle wiedergegeben. Die Kunst hat die Aufgabe, die Erscheinungen des Lebens geläutert darzustellen. Durch die Meisterschaft des Künstlers wird der Gegenstand der Darstellung geadelt. Murillo malte verschiedene Male zerlumpte und verkommene Gassenjungen, und diese an und für sich unsympathischen Vorwürfe sind durch des Künstlers wunderbare Kraft wahrhaft anziehend geworden. Wir betonen das, weil leider noch in manchen Kreisen die bedauerliche Auffassung herrscht: Pah, nur ein Circusbild!

Was ich erlebte.

1846 bis 1896.

Friedrich Haase.

[Fortsetzung.]

[Nachdruck verboten.]

Der junge Malersmann kam häufig zu den Puhlmann'schen Familienabenden, aber wenn es noch so fidel zuging, „Herr Menzel“ blieb stets etwas zurückhaltend und nur selten milderte ein Lächeln den strengernsten Ausdruck seiner Gesichtszüge.

Und dann spielten die Wellen des Lebens die beiden Potsdamer Bekannten auseinander. Jahre vergingen, Jahrzehnte! Aus „Herrn Menzel“ war der gefeierte, berühmte Meister Adolf Menzel geworden, gleich gross als Künstler, wie als Rauhbein und ich — ich hatte mich in der Zwischenzeit auch wohl etwas weiter entwickelt. Da — es mag jetzt ein Jahr her sein — sass ich eines Abends mit Freunden in dem Restaurant von Frederich in der Potsdamerstrasse. Plötzlich bemerkte ich im Nebenzimmer einen kleinen, alten Herrn, der ganz abseits von aller Welt an einem Tischchen sass, still, in sich gekehrt, nur mit einer Flasche Rothwein Zwiesprache haltend.

„Kellner, ist das nicht Menzel?“

„Jawohl, Herr Director!“

„O, den muss ich doch gleich 'mal ansprechen!“

„Thun Sie das lieber nicht! Der Herr Professor liebt das nicht und kann — sehr ungemüthlich werden!“

„Auf die Gefahr hin will ich's versuchen!“

Ich erhebe mich, schreite auf Menzel zu, wegen dieser Kühnheit allgemein angestaunt, mache eine meiner besten Verbeugungen und sage:

„Verzeihen Sie, Herr Professor, wenn ich mir erlaube —“

Weiter kam ich nicht! Menzel blickte durch seine berühmte Lupe ärgerlich zu mir auf: „Was wollen Sie denn eigentlich?“

„Ich bin der Fritz Haase aus Potsdam, mit dem Sie vor fünfzig Jahren so oft bei Dr. Puhlmann zusammen waren!“

„Was? Sie sind der Potsdamer Haase? Ah! — Setzen Sie sich!“

Er reicht mir seine Rechte und ich nehme neben ihm Platz. Bald hatten wir uns in Erinnerungen an die Potsdamer Zeit versenkt — wir waren wieder „Herr Menzel“ und „Herr Haase“ geworden!

Auf dem eben noch streng gerunzelten Antlitz der kleinen Excellenz aber ruhte jetzt ein milder, versöhnlicher Schimmer, wie ein sonniger Abglanz der Jugendzeit! . . . .

Als wenige Wochen nach dem grossen Menzelfest zu Ehren des achtzigsten Geburtstages des grossen Meisters für mich nach meinem Abschiedsauftreten im Kgl. Schauspielhause im „Kaiserhof“ ein Festbankett veranstaltet wurde, gereichte es mir zu wahrer Herzensfreude, unter den Namen der Comité-Mitglieder auch den Adolf Menzel's verzeichnet zu finden. Seine achtzig Jahre, noch mehr aber sein Hausarzt, Sanitätsrath Dr. Küster, der mit wahrer Zärtlichkeit über die Gesundheit Menzel's wacht, verboten dem verehrten Meister die persönliche Betheiligung an dem schönen Feste.

* * *

Blicke ich heute zurück auf die durchlaufene Bahn, dann würde ich ungerecht sein, undankbar gegen mein Geschick, wollte ich mich nicht bedingungslos zu den sogenannten Glücklichen zählen, und das Leben glücklicher Menschen ist fast immer ereignisslos, wie man diesen Ausdruck gemeinhin aufzufassen pflegt. Schwere, ernste und in mein innerstes Leben tief einschneidende und unverwischbare Spuren zurücklassende Momente könnte ich verzeichnen, und zwar mehr, als mir lieb sind! Aber was soll der freundliche Leser damit, der sich nur unterhalten will, den z. B. der tragische Conflict nicht kümmert, in welchem ich seit meinen Jünglingsjahren befangen bin, in denen ich ein heiterer, lebensfroher Knabe war, der der Welt und den Menschen heiter entgegenlachte, dem Beide nur im rosigsten Lichte erschienen und der in München, unter Dingelstedt, zur selben Zeit die entsetzlichsten Bösewichter, die melancholischsten Prinzen, die verbittertsten und grimmigsten Misanthropen spielen musste. Der ausgelassene Jüngling, voll tollen Lebensübermuthes, voll schäumender Kraft, voll treuer, ganzer Hingabe an den Freund und . . . . manchmal auch an die Freundin . . . . stellte Hamlet, Franz Moor, Richard III. etc. dar.

Die ernsten, bittern Momente, von denen ich oben sprach, die Kerbschnitte auf dem Wanderstecken meiner Lebensreise, . . . sie machten mich argwöhnisch, trüb, melancholisch und wer weiss was noch, und aus dem heiteren, lustigen Knaben ist eigentlich ein recht ernster Mann geworden, mit viel trüben, bitteren Erfahrungen. Und der ernste Mann von heute soll nun nur komische, lustige und heitere Menschen spielen, wenn er es dem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum und . . . den geheimnissvoll wirkenden Federn voll schwarzen Teufelsaftes . . . gewöhnlich Tinte genannt, annäherungsweise recht machen will! Ist das kein tragischer Conflict? Und doch war ich nicht unvorbereitet, als er anfing, in meinem Leben sich bemerkbar zu machen.



„Was? Sie sind der Potsdamer Haase? Ah! — Setzen Sie sich!“

* * *

Drei Jahre später betrat der namenlose, aber eifrig strebende Anfänger zum ersten Mal die weltbedeutenden Bretter des Königlichen Schauspielhauses in Berlin.

Hier konnte ich mich aber, trotz eines definitiven Engagementsantrages auf Befehl der Majestät, nicht halten. Was wäre mir neben dem mächtigen Dreigestirn „Döring, Dessoir und Hoppe“ geblieben? Ich konnte nicht neben diesen Dreien, die für sechs zählten, das siebente Rad am Wagen sein.

* * *

Tief gerührt hat es mich, als ich im August 1885 in den Nummern „470 und 482 der Nationalzeitung“ unter der Ueberschrift: „Ludwig Tieck und die Berliner Hofbühne“, Mittheilungen

aus den Acten des „geheimen Staatsarchivs zu Berlin“ die nachstehende Correspondenz Tiecks mit Alexander von Humboldt zu lesen bekam, von welcher ich, also 35 Jahre, nicht die leiseste Kenntniss besessen hatte!

Auszug aus der Berliner Nationalzeitung 1885. No. 470 und 482.
Mittheilungen aus dem Geheimen Staatsarchiv zu Berlin.

„Auch für einzelne Schauspieler hat Tieck seinen Einfluss geltend zu machen gesucht. Interessant sind seine Bemühungen für den Schauspieler Haase. Gegen Anfang December 1849 hatte Alexander von Humboldt nachstehendes Schreiben an den König Friedrich Wilhelm IV. gesendet:“

„Mein College, der vortreffliche Tieck, ist in einem etwas erträglicheren Gesundheitszustande. Er interessirt sich noch immer lebhaft für den so hoffnungsvollen jungen Schauspieler Haase, den er oft selbst unterrichtet. Ich habe dem Wunsche nicht widerstehen mögen, Ew. Majestät die Eingabe des Künstlers zu Füssen zu legen. Er könnte in Berlin die Stütze seiner Mutter werden. Ich wage auch einen Brief von Bunsen beizulegen, der interessante Notizen enthält.

In tiefster Ehrerbietung
Ew. Majestät
allergetreuester
A. von Humboldt.
Sonntags.

„Ob in Folge dieser Verwendung, oder schon vorher der König einer Vorstellung Haase's beiwohnte, lässt sich nicht feststellen, da Humboldt's Schreiben ohne Datum ist. Am 6. December richtet Friedrich Haase an den König eine Immediateingabe, in welcher er sich bedankt, dass der König die Gnade gehabt habe, der Darstellung „Der galante Abbé“ beizuwohnen; es würde ihm die grösste Freude bereiten, wenn es ihm gelungen wäre, seine etwaige Begabung für die, durch den Tod des Herrn Rüthling, entstandene Vakanz im Verbande der Königlichen Schauspiele dargethan zu haben.



Reichskanzler Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst und Gemahlin.

Die Anerbietungen, welche die General-Intendantur bei den nun beginnenden Verhandlungen wegen eines Engagements dem Schauspieler Friedrich Haase machte (Engagement auf ein Jahr für Nebenrollen, mit einem Gehalte von 500 Thalern), war so wenig verlockend, dass Haase erklärte, er könne sich nur verpflichten, Nebenrollen zu spielen, wenn sich diese in der Sphäre der sekundären Parthien bewegten. Ausserdem sei er genöthigt, einen Gehalt von achthundert Thalern zu beanspruchen. Der General-Intendant von Küstner antwortete darauf, er werde die Angelegenheit Allerhöchsten Ortes zur Entscheidung vorlegen.“

Wie sich die Zeiten und die Ansichten des mir um das Jahr 1850 durchaus nicht sympathisch gesinnten General-Intendanten von Küstner änderten, beweist das nachstehende Billet desselben (der inzwischen um das Jahr 1858 als Pensionär in Berlin wohnte), welches von Herrn von Küstner an mich nach Frankfurt a. M. gerichtet wurde.

„Da ich bestimmt höre, dass Sie mit nächstem in Berlin gastiren, so kann ich mir nicht versagen, Ihnen meine Freude darüber zu bezeigen. Herzlich freue ich mich auf diesen Genuss! Zugleich erbiete ich mich in der Nähe des Friedrich Wilhelmstädter Theaters, wo Sie gastiren, und wo ich wohne, Ihnen ein Logis zu besorgen, angenehm und billig, wodurch ich zugleich den Vortheil habe, Sie öfterer zu sehen. So lieb mir Ihr Bild, ist mir die Person selbst noch lieber! Nehmen Sie mein Anerbieten an, so theilen Sie mir nur Ihre Wünsche in Bezug auf das Logis näher mit. In der Hoffnung, Sie bald zu sehen, verehrter Herr, grüsset mit der aufrichtigsten Hochachtung

Berlin, am 22. September 1858 Ihr Küstner.“
Luisenstrasse 22.

„Tieck verwendete sich nun mit folgendem an den Geheimen Kabinetsrath Illaire gerichteten Brief für Haase:

„Verehrter Herr Geheimer Rath!

Zürnen Sie mir nicht, dass ich Ihnen schon wieder mit einer Vorbitte, einer Theatergeschichte zur Last falle, da ich nicht einmal weiss, ob Sie es für gut finden, etwas davon Seiner Majestät mitzutheilen. Herr Haase, der Sohn eines alten, getreuen Dieners Seiner Königlichen Majestät, den der Höchste Herr selbst empfohlen, der seinen Beifall einer gespielten Rolle des jungen Mannes bezeigt hat, — dieser Haase hat nun seinen Bescheid erhalten, der so gut wie eine abschlagende Antwort ist, denn auf ein Jahr nur Nebenrollen, die der Herr Intendant noch vermeiden kann, ist nicht eine Anstellung, um ein junges, wirkliches Talent zu fördern, sondern kann nur dienen, es zu vernichten! Der junge Haase hat wirklich Talent, davon habe ich mich schon vor Jahren überzeugt, er hat selbst hier grössere Rollen mit Beifall gespielt. Die hiesige Truppe, Bande, oder Künstlergesellschaft, kann sich wahrlich nicht vieler fleissiger und tüchtiger Mitglieder rühmen, die Bühne kann ohne den übermässig reichen Zuschuss unseres gnädigsten Königs gar nicht bestehen und leistet im Verhältniss so wenig dafür, dass bei jeder anderen Intendanz man fürchten könnte, der junge hübsche Mann, Herr Haase*) würde zu sehr bevorzugt und zu viel bei einer Königlichen Protection beschäftigt werden; aber Herr von Küstner setzt vielmehr einen von höchster Stelle Empfohlenen zurück und ist durchaus gegen Alles, was nicht von ihm selber ausgeht. Ich lege Ihnen, Verehrtester, den Brief des Herrn von Küstner an den jungen Mann bei. Auch ist wohl für Berlin, und wenn der Spieler sich selbst die Garderobe schaffen soll, fünfhundert Thaler etwas zu geringe Besoldung. Es ist mir sehr peinlich, dass ich Sie so oft bestürme, und dass Majestät sich so oft der Theaterverhältnisse bemächtigen soll. Noch einmal, zürnen Sie mir nicht, ich möchte so gern aus meiner Einsiedler-Clause unser Theater auf einen besseren Fuss gesetzt sehen, was eigentlich mit jedem Jahre schlimmer wird.

Berlin. den 5. Januar 1850. Ihr ergebenster L. Tieck.“

Der König entschied, Haase solle mit sechshundert Thalern auf ein Jahr engagirt werden, müsse sich aber verpflichten, zweite und dritte Rollen zu spielen. Um der Bedeutung willen, welche Friedrich Haase in späterer Zeit als einer der ersten deutschen Schauspieler erlangt hat, dürfte es von Interesse sein, dies Urtheil jener „Commission“ kennen zu lernen. — — — — — —

Inzwischen nahm Haase ein Engagement in Prag an und richtete von dort aus eine vom 30. Juli 1850 datirte Immediat-Eingabe folgenden Inhalts an den König.

„Er halte es für seine Pflicht von einem Schritte Rechenschaft abzulegen, durch welchen er jedenfalls als undankbar erscheinen müsse. Der Engagementsantrag seitens der Intendanz sei aber derartig gewesen,

*) That mir gar wohl! — (Anmerkung des Betreffenden.)

dass ihm die gebotene Stellung nicht nur keinesfalls fördernd, sondern in allen Beziehungen hemmend und als ein Rückschritt von seiner Kunststufe habe erscheinen müssen, — dass deutlich die Ungunst der Königlichen Intendanz zu erfahren gewesen sei. Möge dieser Versuch der Rechtfertigung vor den Augen Ew. Majestät die möglichste Gnade finden und nicht etwa als ein Mittel erscheinen, um mir die von Ew. Königlichen Majestät entzogene Unterstützung wieder zu erheucheln." —

So wurde Friedrich Haase nicht Mitglied der Königlichen Bühne in Berlin."

Schluss der Mittheilungen aus der Berliner Nationalzeitung 1885.

* * *

Also hinaus in die Welt und zunächst nach der alten Moldaustadt Prag. Director Hoffmann hatte es verstanden, durch „glänzende" Anerbietungen mich auf drei Jahre zu fesseln. Ich bezog die gewiss enorme Gage von — 75 Gulden pro Monat, für die ich aber natürlich ein erstes Fach spielen musste.

Wiederum war es das schwere Geschütz: Mephisto, Franz Moor und Carlos im „Clavigo", welches mein Renommé in Prag begründete. Lese ich heute die damaligen Nummern der „Bohemia", so muss ich mich wundern, wenn dort, wie auch nicht viel später in München und Dresden und Hannover, stets nur über dieses Rollengenre meines Repertoires mit so viel auffälligem Pathos die Rede war. — In Prag lernte ich auch Alfred Meissner kennen und aufrichtige Freundschaft führte mich ihm sehr nahe.

Er war es, der eine scharfe, oft unbarmherzige Kritik privatim über meine Bühnenthätigkeit übte. Unbarmherzig — aber — lehrreich und liebevoll. Ihm danke ich viel, sehr viel! —

Die Direction Hoffmann in Prag ging zu Ende und die Direction Stöger begann. Ich wäre gern in meinem lieben schönen Prag geblieben, allein ich hatte an die neue Direction enorme Ansprüche gestellt, die man zu erfüllen sich ausser Stande erklärte. Ich hatte pro Anno „1200 Gulden!" gefordert! Eine Gageerhöhung von 25 Gulden pro Monat — impossible! — Meine letzte „künstlerische That" war der Glendower in Alfred Meissner's „Reginald Armstrong". Man entliess mich an jenem Abend, der nebenbei auch mein Benefiz bildete, mit vielen Ehrungen. Publikum und Presse wetteiferten, um mir den Abschied recht schwer zu machen! Meissner war an diesem Abend, obwohl er mich ungern scheiden sah, und in langen Gesprächen mir seine Betrübniss herzlich kund gethan hatte, sehr glücklich. Den „Reginald" aufgeführt zu sehen, war sein sehnlichster Wunsch gewesen, und die enthusiastische Aufnahme, die sein Werk gefunden, machten ihn zum Frohesten der Frohen! — Völlig unerfindlich blieb und bleibt es mir noch, dass Meissner in einem seiner lange nachher erschienenen Bücher den Eindruck des „Reginald" auf der Prager Bühne völlig entgegengesetzt schildert, als ich dies mit den Dithyramben seiner Briefe an mich in Zusammenhang bringen kann, welche sich heute noch in meinem Besitze befinden.

Leider sollte die Wonnetrunkenheit nicht lange vorhalten, denn in Berlin am Königlichen Theater, wo das Drama bald darnach zur Darstellung gelangte, erlebte es eine böse Niederlage. Er schrieb mir damals nach Karlsruhe:

Gmunden, Ober-Oesterreich, 23. Juli.

Mein werther Freund!

„Ich bin tief herabgedrückt durch das Berliner Missgeschick und in einer Gemüthsstimmung, die mich durchaus nicht zum Schreiben kommen lässt; doch will ich nicht länger zögern, Ihnen für Ihren Brief und für Ihre freundlichen Absichten bestens zu danken. Was Berlin betrifft, so stellt es sich heraus, dass mein Untergang dort im Vorhinein beschlossen war, und dass man an dem „Revolutionär" von 1848 d.h. dem Verfasser der „Studien aus Paris" eine lang verhaltene Rache nehmen wollte. Man nimmt sie noch immer und beschimpft mein Werk auf's Zuchtloseste. Selbst in meine hiesige Einsamkeit dringen die Blätter und nehmen mir — was mich am meisten schmerzt — für ganze Tage die Stimmung weg, die ich zu meiner neuen Arbeit brauche.

Werden Sie jetzt noch, theuerster Fritz, mein Stück zur Aufführung bringen? Ich bitte Sie als Freund, Alles gehörig zu erwägen! Geschieht's, so bereiten Sie das Publikum darauf vor. Mein Werk ist arg entstellt worden durch niederträchtige Publicisten, dass es eines Fürwortes bedarf.

Ich Unglücklicher hatte einen Roman in zwei Bänden verkauft — wie man schon in solche Lage kömmt — ehe er eigentlich geschrieben war! Da hiess es nun von früh bis in die Nacht hinein sitzen, oft bei überspannten, überarbeiteten Nerven erfinden! dichten! concipiren! und hinterher, wie ein dämonisches Gespenst brauste die Presse und frass immer mehr als fertig wurde — es war eine Zeit der Hetze, der Eile, des Drangsals, an die ich jetzt mit Schrecken zurückdenke. Gottlob, der Alp ist von meiner Brust gewälzt! Dieser Tage erscheint das Buch.

Laube hat sich nach Ihnen erkundigt; ich gab ihm eine Charakteristik, die ihn ganz besonders aufmerksam auf Sie machte, — Sie werden gewiss in allernächster Zeit, einen Ihnen zusagenden Gastspielantrag erhalten. Er kann den Dawison nicht gut leiden und wäre vielleicht sehr froh, ihm einen Nebenbuhler an die Seite zu stellen. — Aus Prag weiss ich nichts Neues zu berichten. Noch mehrere Tage nach Ihrer Abreise wollten Leute Sie gesehen haben; es stellte sich aber bald heraus, dass es jener jugendliche Doppelgänger gewesen, den man für Sie gehalten. Nun wagt man kein Stück zu geben, in dem Sie eine Hauptrolle spielten, kurz, Sie sind unersetzlich! Besonders die Damen schwärmten fortwährend von Ihnen und der Refrain aller Elegien war:

„Wir werden Seinesgleichen nie mehr sehen!"

Schreiben Sie bald! Gott schütze Ihr Haupt! Meissner."

* * *

Meissner sprach von meinem sogenannten „Doppelgänger!" Ja, das war eine seltsame Geschichte!

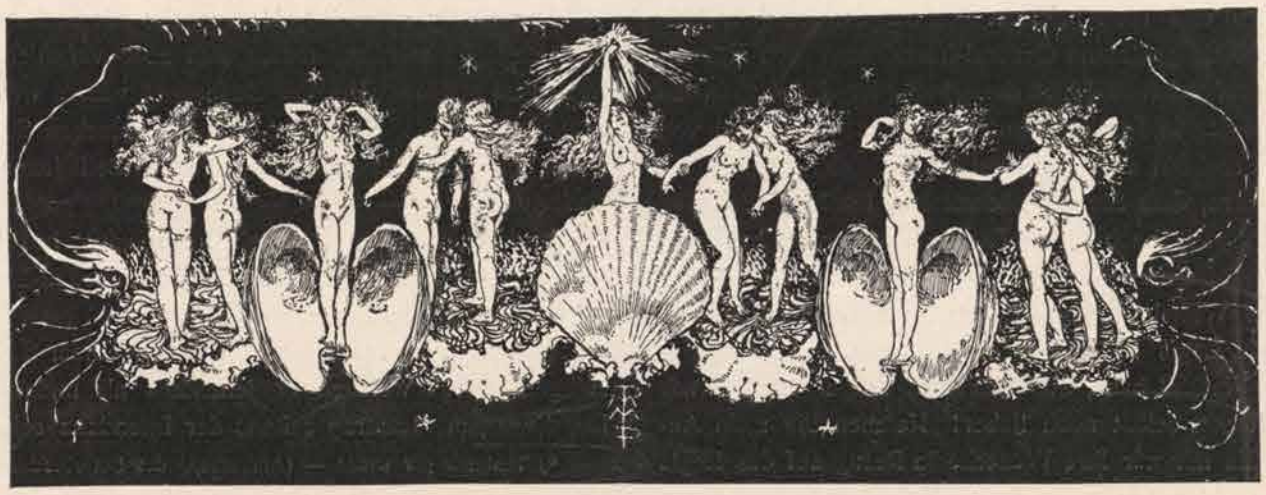
Meine Leser dürfen's mir glauben, wenn ich versichere, dass mir in Prag auf der Bühne, wie im Leben, eine ganz merkwürdige Beliebtheit zutheil wurde.

Der vor ein paar Jahren verstorbene Prinz Camille von Rohan, aus dem Hause der Bourbonen, dieser Grand seigneur des ancien régime, den ich später alljährlich am Carlsbader Wunderbrunnen wiedertraf und dessen auf feinen Holzblättchen, meist französisch geschriebene Kärtchen, das Entzücken aller Autographensammler bilden, — er stand an der Spitze der hohen aristokratischen Gesellschaft Prag's, die mich durch ihre Gunst verwöhnte.

Ich war eben Mode geworden.

Was Wunder, dass gleichaltrige Genossen mir in Kleidung und Benehmen nachahmten und so erfuhr ich, schon während meines Aufenthaltes in der unvergesslichen Moldaustadt, durch Meissner und Andere, dass ich einen wirklichen, veritablen „Doppelgänger" habe!

Er hätte sich, wurde mir berichtet, in einer Gesellschaft, wo just „Faust" probirt wurde — Liebhaberbühnen waren damals sehr en vogue — mit dem bekannten „Wozu der Lärm, was steht dem Herrn zu Diensten", gleich glücklich als Mephisto eingeführt. Man war hoch erfreut, dass der so beliebte Schauspieler des Landestheaters, so uneigennützig sich der Dilettanten annehmen wollte. Man hielt ihn gradezu für mich, — er wurde glänzend aufgenommen, probirte ganz ruhig weiter und rückte erst nach längerer Zeit, als sich Zweifel gegen seine Aechtheit erhoben, mit der Wahrheit heraus, dass er nicht „Haase" sondern „König" — „Herbert König" heisse, Schauspieler und Maler sei, aber es leider noch nicht weit auf den weltbedeutenden Brettern gebracht habe. —



[Fortsetzung folgt.]



Photographie-Verlag der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

Deutschlands Einigung.

Zu dem vorstehenden Bilde **Anton von Werner's.**

[Nachdruck verboten.]

Im Donner der Schlacht, vom Sturmwind umfacht,
Der das Reich und die Einheit geboren,
Haben Süd und Nord mit eisernem Wort
Den Bund sich der Treue geschworen.

Im Friedenslicht mild vor dem Heldenbild
Des Kaisers von hundert Jahren
Steh'n heut' sie bereit, zu erneuern den Eid
Und ihn ewig — — ewig zu wahren!

Adalbert von Hanstein.



Wilhelm der Grosse.

Ein Gedenkblatt zu seinem 100. Geburtstage.

Von **Hans Kraemer.**

[Nachdruck verboten.]

Zum zweiten Mal in kurzer Frist feiert Alldeutschland ein nationales Fest. Vor wenig Monden gedachten die deutschen Stämme mit lautem Jubel der Zeit, die den lange getrennten Süden und Norden zu einem stolzen und mächtigen Reich zusammenschloss — jetzt gilt es, am 22. März freudig den Tag zu begehen, an dem vor hundert Jahren der Held das Licht der Welt erblickte, den das Schicksal dazu bestimmte, die Träume seiner grossen Vorfahren zu erfüllen. Ein Jahrhundert deutscher Geschichte, und wahrlich eines der denkwürdigsten, umschliesst das Leben Wilhelms des Ersten, ein Jahrhundert, reich an wildem Kriegslärm und blutigen Völkerkämpfen, aber auch reich an unsterblichen Grossthaten. Sein erstes Drittel stand unter dem Bann des dämonischen Corsen Napoleon; sein letztes Drittel erfüllte der Geist des grossen Staatsmannes Bismarck, den Wilhelm I. in trüben Tagen sich zum Helfer erkor. Als Königin Luise ihrem Gemahl den zweiten Sohn gebar, wer mochte damals von Deutschland anders als mit bitterem Hohne sprechen; da aber der in Preussens schwerster Zeit Geborene in die Gruft stieg, hinterliess er seinen Erben die erste Grossmacht der Welt . . .

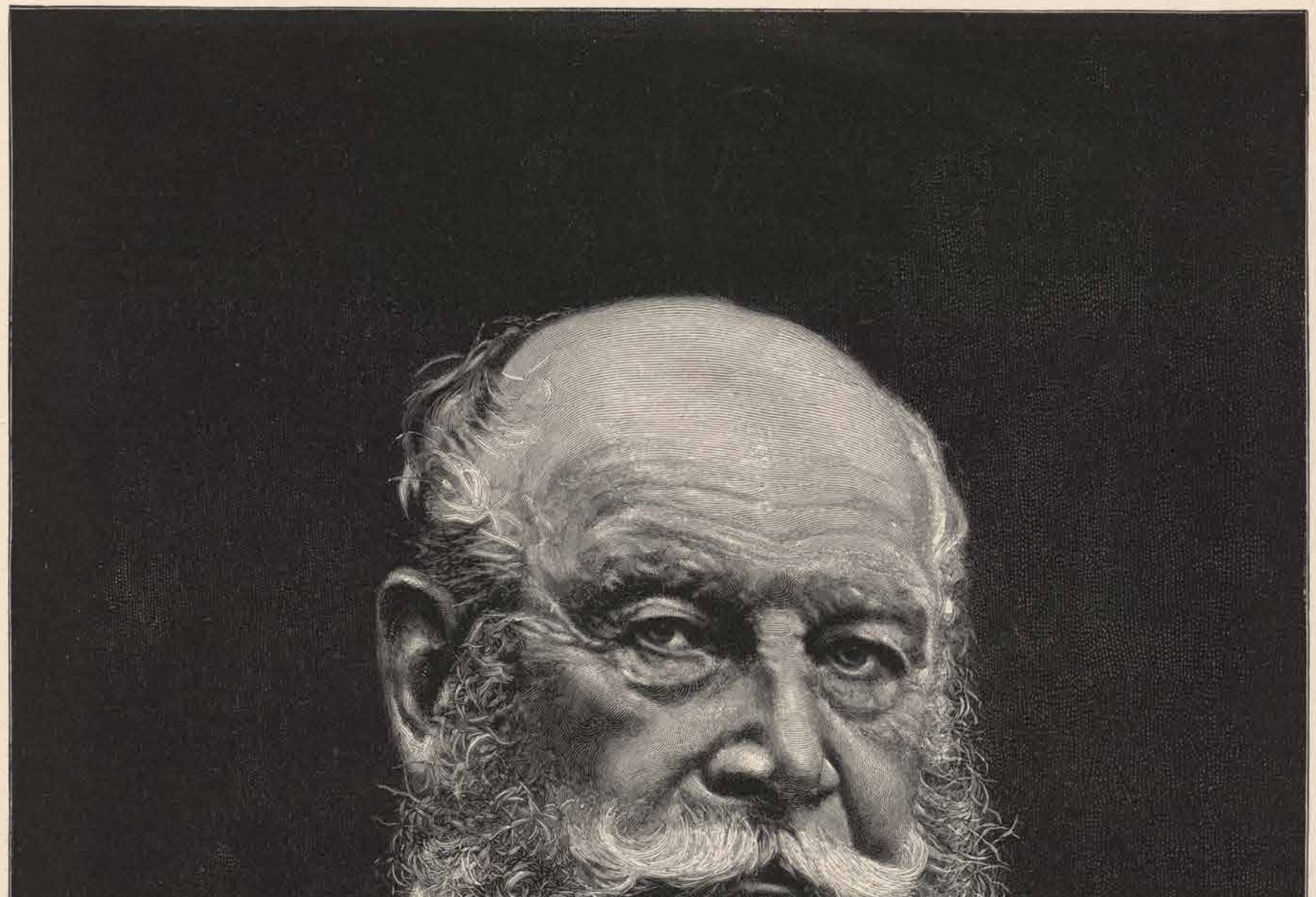
Seit dem dreissigjährigen Kriege hat der deutsche Norden drei Perioden glänzenden Aufschwungs durchlebt: der grosse Kurfürst schuf ein starkes Brandenburg, Friedrich II. die Grossmacht Preussen, Wilhelm I. das vom Ausland unabhängige Kaiserreich, dessen Mittelpunkt der Staat der Hohenzollern bildet. Jeder der drei Herrscher wird für alle Zeiten den Titel „der Grosse", den stolzesten, den die Geschichte kennt, führen und doch lässt kaum ein grösserer Gegensatz sich denken, als er zwischen Friedrich Wilhelm, dem Helden von Fehrbellin, Friedrich dem Grossen und Wilhelm I. besteht. Dort genialer Geist und hochfliegendes Hoffen, kühnes Erdenken weitschauender Pläne, keckes Wagen und despotisches Fesseln des ganzen Staatswesens an die Person und den unumschränkten Willen des Monarchen — hier schlichte Geradheit, beharrliche, jeder Phantasterei und jeder gewaltsamen Umgestaltung fremde Entschlossenheit, bescheidenes, aber darum doch nicht willenloses Zurückstehen hinter den Staatsmännern, denen die neue Verfassung die Verantwortung für das Wohl des Landes übertrug; dort die Begründer, hier der Vollender . . .

Wilhelm der Grosse war als zweiter Sohn König Friedrich Wilhelms III. nicht zum Erben der Krone bestimmt, seine Jugend war der Vorbereitung zur militairischen Laufbahn gewidmet und Niemand, am wenigsten er selbst, ahnte, dass eine strahlende Kaiserkrone einst sein Haupt schmücken sollte. Während der sprühende Geist des älteren Bruders und Thronfolgers eine Wiederkehr der glorreichen Tage Friedrichs II. nach den schweren Jahren tiefster Demüthigung erwarten liess, blieb Prinz Wilhelm, auf den des Vaters stiller Ernst, aber auch der feinsinnigen Mutter bezwingende Liebenswürdigkeit übergegangen war, fast unbeachtet. Und er selbst drängte sich nie hervor, kümmerte sich wenig um die hohe Politik, sein ganzes Denken und Fühlen gehörte der Armee und ihrer Ausbildung, seine Wünsche gipfelten in einer durchgreifenden Reform des Heeres, das sein klarer Blick mit Recht für die Grundlage jeder preussischen Machtstellung hielt. Aber auch darin schien ihm der Weg bedächtiger Erwägung und langsamer Umbildung besser als eiliges Vorwärtsstürmen — „es ist nicht gut, an dem Alten und Hergebrachten zu rütteln", so sagte er einst, „man muss sich hüten, allzu rasche Veränderungen vorzunehmen; das wirklich Veraltete wird schon die Zeit selbst beseitigen, leichter ist es einzureissen als aufzubauen." Unbeirrt durch Hass und Anfeindung, die auch ihm nicht erspart blieben, ging er seinen Weg, „niemals zagend, niemals prahlend, stets in innerem Gleichgewicht", in festem, gläubigem Gottvertrauen, das, nach den Worten der heiligen Schrift, weder Prunken noch Kopfhängen, weder Rechthaberei noch Unduldsamkeit, sondern nur die eine Richtschnur kannte: Weil ich weiss, dass ich ohnmächtig bin in Gottes Hand, bin ich stark gegenüber aller Welt . . .

Sechs Jahrzehnte vergingen so in stiller, aber segensreicher Friedensarbeit, dann ward der Prinz von Preussen, der, nach seinen eigenen Worten, niemals an die Möglichkeit einer Thronbesteigung gedacht hatte, an der Schwelle des Greisenalters zur Führung der Staatsgeschäfte berufen und er übernahm die Zügel der Regierung sofort mit fester Hand. Eine neue Aera begann, aber schwere innere Kämpfe durchtobten die ersten Jahre; gegen den Willen einer starken Partei musste die nothwendige Reform der Armee durchgeführt werden. Doch des neuen Herrschers scharfes Auge hatte schon die Männer erkannt, deren Preussen bedurfte, um, wie einst zu Zeiten Steins und Scharnhorsts, Verwaltung und Heer mit neuem Geiste zu erfüllen. Mit dem Eintritt Roons und Bismarcks in das Ministerium begann jener rasche, glänzende Aufschwung, der in wenigen Jahren zur Aufrichtung des neuen deutschen Kaiserthums führte. Welchen Antheil Wilhelm der Grosse an dem segensreichen Wirken seiner Paladine hatte, werden erst spätere Zeiten gerecht abwägen können; aber schon heute weiss die Welt, dass er nie mit Neid, sondern stets nur mit dankbarer Bewunderung auf seine Helfer bei dem ruhmvollen Werk der Einigung Deutschlands sah, auf die Staatsmänner wie auf die Feldherrn.

Schlicht und einfach, gerecht und pflichtgetreu war Wilhelm der Grosse als Herrscher wie als Mensch, in edler Demuth beugte er allezeit sein Haupt vor dem allmächtigen Lenker der Welten. Kein besseres Bild seines Wesens und Wirkens giebt es als die Worte, mit denen Otto von Bismarck einst seinen hohen Herrn schilderte: „Niemals gab es einen Menschen von einem bescheideneren, grossmüthigeren und humaneren Charakter als den Kaiser. Er unterscheidet sich ganz und gar von den in so hoher Stellung geborenen Menschen, oder doch von den meisten derselben; er ist in jeder Beziehung Mensch und unterzieht sich jeder menschlichen Pflicht. Er hat nie in seinem Leben jemand Unrecht gethan, nie das Gefühl eines Anderen verletzt, nie sich einer Härte schuldig gemacht. Er ist einer jener Männer, deren gütiges Naturell die Herzen gewinnt, der sich fort und fort mit dem Wohle seiner Umgebung und seiner Unterthanen beschäftigt, geschmückt mit allen hohen Eigenschaften eines Fürsten und mit allen Tugenden eines Menschen. Es ist unmöglich, sich einen schöneren und wohlthuenderen Typus eines Edelmannes zu denken — er ist einer der Besten dieser Erde!"

Auf hundert Jahre blicken wir zurück, auf das ruhmvolle Zeitalter des grossen Kaisers, dessen ganzes Leben und Streben der Wohlfahrt und der Ehre des Staates gewidmet war. Das deutsche Reich, das 1806 in Trümmer sank, ist wieder auferstanden, kraftvoller und herrlicher, denn je zuvor; der Rhein, der schönste aller Ströme, hat aufgehört, Deutschlands Grenze zu sein, vom Fuss der schneebedeckten Alpen bis zu des Meeres rauschender Fluth flattert, die Einheit verkündend, das schwarz-weiss-rothe Banner, und der Deutsche, der lange sich schämen musste, sein Vaterland zu nennen, zieht stolz und selbstbewusst hinaus in alle Lande. Noch fehlt dem jungen Reich der volle innere Friede, noch drohen gleich finsteren Wetterwolken sociale Kämpfe, aber das Werk Wilhelms des Grossen wird allen Stürmen trotzen, wenn seine Erben, dem Gebot des Ahnen getreu, allezeit ihre Aufgabe nur darin erblicken, sich in dem Wettkampf um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen. Hell strahlt Deutschlands Sonne — sorgen wir, dass es Tag bleibt!



Kaiser Wilhelm der Grosse.

Kaiser Wilhelm der Grosse als Soldat.

Skizze von **F. Frhr. von Dincklage.**

[Nachdruck verboten.]



Den ersten deutschen Kaiser aus dem Hause Hohenzollern bezeichnete einst ein bedeutender Historiker als „den friedliebendsten Fürsten und zugleich den ersten Soldaten des Jahrhunderts". Das klingt fast wie ein Widerspruch und doch tritt die Wahrheit des Ausspruches während dessen ganzen, langen bedeutungsreichen Lebens immer wieder in den Vordergrund. Das ungeheure Friedenswerk des grossen Kaisers, die Aufrichtung eines mächtigen Reiches — eines Reiches, das den Frieden gebieten kann und von den Einflüssen und Launen seiner Nachbaren unabhängig dasteht — konnte nicht vollendet werden, ohne Krieg. Der Initiative Kaiser Wilhelms I. verdanken wir das, was wir haben — ein einiges Deutschland — einen 26jährigen Frieden — eine nationale Entwickelung sonder gleichen — das wissen wir alle, so gut wie wir wissen, dass die Enkel des grossen Hohenzollern nicht ermüden werden, den ungeheuren Bau, zu dem am 18. Januar 1871 der Grundstein gelegt wurde, würdig zu vollenden. Ein Friedenswerk ist dieser Bau und doch bedurfte es in zahlreichen Siegen vergossenen Soldatenblutes, um unlösbar zu verbinden, was des inneren festen Zusammenhanges einst entbehrte. Nur ein Mann, der in gleichem Maasse Staatsmann und Soldat war, konnte zu so Grossem berufen sein, nur ein Mann, der in so hohem Grade befähigt war, die ihm zur Verfügung stehenden Kräfte, Männer der Staatswissenschaft wie der Kriegskunst, stets an den richtigen Platz zu stellen, unter deren Beistande seine einheitlichen Pläne und Absichten zur Durchführung zu bringen. Im Herzen aber war und blieb er doch in erster Linie Soldat — bis an sein Ende. Schon von frühester Jugend an hatte das Schicksal ihm klar vor Augen geführt, dass die Wehrkraft die erste Stütze für staatliches Gedeihen ist und sein ganzes Leben lieferte den Beweis für die Richtigkeit dieser Beobachtung. Er hatte den Lehren eines Scharnhorst schon als Knabe gelauscht, hatte gesehen, wie aus der allgemeinen Wehrpflicht das mächtige Preussen hervorging, hatte miterlebt, wie sein erhabener Vater Preussen — Deutschland zugleich — vom schweren Joche der Welschen befreite.

Es ist wahrlich keine blosse Form, wenn jeder Sohn unseres Königshauses schon mit dem 10. Lebensjahre in die Armee eingereiht — Soldat wird. Die Hohenzollernprinzen sind in erster Linie Söhne des deutschen „Volkes in Waffen", berufen, Blut und Leben für das Vaterland einzusetzen. Und die Kriegsgeschichte zeigt uns, dass sie das ehrlich thaten — jedem anderen gleich. Ein Hohenzollernprinz, — Friedrich Karl — blutete auf dem Kampfplatze in Baden, ein anderer — Anton — fiel auf böhmischem Schlachtfelde und schon als Jüngling zeigte Prinz Wilhelm von Preussen im Kampfe bei Bar sur Aube eine Unerschrockenheit, die den russischen Truppen Erstaunen und dem Kaiser Alexander gerechte Bewunderung abgewann. Ja, Kaiser Wilhelm war Soldat — zuerst Soldat, und zwar Berufssoldat im wahrsten Sinne des Wortes.

Von dem Tage ab, an welchem sein erhabener Vater ihm die Uniform des Husaren-Regiments Rudorff — später Ziethen-Husaren, — schenkte, fühlte er sich als Soldat und nahm mit vollem Eifer an dem Exercierunterrichte theil, der seinem Bruder, dem Kronprinzen und dem Prinzen Friedrich, seinem Vetter, durch den Unterofficier Benstein vom Bataillon Garde ertheilt wurde.

Schon auf des 9jährigen Knaben Gemüth sollten die kriegerischen Ereignisse der schlimmen Zeit ihren Eindruck geltend machen. Der kleine Prinz war in seiner geistigen Entwickelung so fortgeschritten, dass er die Grösse des Unglückes in der Niederlage von Jena und Auerstädt zu begreifen vermochte. Er wurde damals mit seinem Bruder nach Schwedt in Sicherheit gebracht und als nach einigen Tagen — am 18. October — die Königin Luise auf der Durchreise nach Stettin die Söhne aufsuchte, als Prinz Wilhelm in der Mutter Augen die Thränen des Schmerzes erblickte, da mag schon das Kind bedauert haben, dass sein Arm noch zu schwach, um das Schwert zu ergreifen gegen die bösen Eindringlinge, die solchen Kummer über die Mutter brachten. Wie mag die Mahnung der Königin: „Werdet Männer und strebt nach dem Ruhme der Vorfahren als Feldherren und Helden, haltet Euch frei von der Entartung des Zeitalters — echte Hohenzollern, würdig des grossen Friedrich", auf das jugendliche Gemüth gewirkt haben! Und wie ist der Knabe als Mann — als Greis noch — den Erwartungen gerecht geworden, die seine Mutter in ihn setzte. In ehrlichem Kampfe hat er den Franzosen die schmachvollen Uebergriffe heimgezahlt!

Von besonderer Bedeutung für des Prinzen Wilhelm militärisches Leben, für das Streben, sich möglichst bald zu einem tüchtigen Soldaten heran zu bilden, mag die Thatsache gewesen sein, dass er gerade in dem Jahre — 1807 — der preussischen Armee als Officier eingereiht wurde, in dem sein Vaterland von den, durch die Franzosen auferlegten Lasten fast erdrückt wurde, in welchem sein Vater zu einem schlimmen Frieden gezwungen und seine Mutter, die edelste der deutschen Frauen, vom fränkischen Emporkömmling vergebens günstigere Bedingungen für ihr Vaterland erbat. Ja — der Tag von Tilsit mag den Knaben Wilhelm tiefinnerlich empört haben. Mit lebhaftem Eifer — so weit es seine Kräfte nur erlaubten — arbeitete er an seiner soldatischen Fortbildung — körperlich, wie geistig — ganz besonders fesselte ihn das Studium der Feldzüge des grossen Friedrich. Am 3. October 1807 erschien Prinz Wilhelm zum ersten Male als Officier in der Front des Garde-Bataillons. Bei einer Parade in Memel, wohin sich seine königlichen Eltern vor den französischen Eindringlingen zurückgezogen hatten, marschirte der jetzt 10½ Jahre alte Prinz in strammen Schritten vor seiner Mutter vorüber, die neben der Prinzessin Radziwill der Parade beiwohnte und Thränen der Bewegung vergoss.

Um Weihnacht 1807 zum Secondelieutenant ernannt, rückte er am 16. Januar 1808 mit seiner Compagnie in Königsberg ein, woselbst der König sein Hauptquartier wieder aufschlug. Noch hielten auch die Franzosen die Provinz besetzt und als einst die Königin bei einer officiellen Gelegenheit im Schmucke einfacher Kornblumen erschien, hatte ein französischer Officier die Frechheit, sie über diese prononcirte Einfachheit zur Rede zu stellen. Ohne Besinnen antwortete die Königin: „Ihre Pferde zertraten unsere Getreidefelder — nur die bescheidene Blume blieb übrig." Prinz Wilhelm hörte die Unterhaltung und von jenem Tage datirt dessen bekannte Vorliebe für die blaue Cyane.

In das Jahr 1808 fallen die ersten Versuche der Volksbewaffnung im Sinne der allgemeinen Wehrpflicht. Bereitwillig nahm der König Scharnhorst's Idee auf, seine geworbenen Truppen, die sehr zusammengeschmolzen waren, durch ausgehobene Landessöhne zu completiren. Der kleine Prinz Wilhelm folgte mit grossem Interesse der Durchführung eines Systemes, das später die Grundlage für seine eigenen grossen Kriegserfolge werden sollte.

Des Prinzen militairischer Unterricht lag damals in den Händen des General v. Grollmann, des Grafen Götzen und des Major von Boyen. Gouverneur war Generalmajor Dierike, für Specialfächer traten Major Pirsch und Professor Reimann in Thätigkeit. Schier unbegreiflich mochte dem jugendlichen Soldaten des Vaters Unthätigkeit erscheinen, als überall das nur mühsam überdeckte Feuer patriotischer Gesinnung emporzuflammen suchte, als das Bestreben sich hervorwagte, das verhasste Franzosenjoch abzuschütteln. Aber Aspern und Wagram gaben den Beweis, wie weise des Königs Vorsicht und Zurückhaltung gewesen waren, als er selbst Blücher's Drängen widerstand.

Erstarkend an Geist und Körper arbeitete der Prinz an seiner weiteren militairischen Ausbildung — auch der praktischen. Noch heute wird im Parke von Babelsberg die Schanze gezeigt, die er unter Leitung seines Fortificationslehrers Reiche, eines Hannoveraners, aufführen liess. So kamen die Ereignisse von 1812 heran. Erst nach dem grossen Tage von Leipzig durfte der Prinz an der Fortsetzung des Krieges theilnehmen. Auf dem noch nicht abgeräumten Schlachtfelde begegnete er den ersten Kriegseindrücken, sah beim Uebergange der Russen über den Rhein bei Mannheim Truppen im Gefechte. Bei La Rotiere kam er mit dem Major von Natzmer zum ersten Male in das Feuer, sollte sich aber in selbstständigem Auftreten im Gefechte von Bar sur Aube die Sporen verdienen — der König selbst schickte ihn vor zur Aufklärung über die Lage eines im Kampfe befindlichen russischen Infanterie-Regimentes, und mitten im feindlichen Feuer unter dem Eindrucke der Wirkung all' der Geschosse, die rings Tod und Verderben brachten, machte der Prinz seine Beobachtungen über Stellung und Verluste. Die russischen Officiere bewunderten die Kaltblütigkeit des jungen Officiers, der schon vorher vor der Front des Kürassier-Regiments Pskow eine Attacke mitgeritten hatte. Kaiser Alexander, der von dem Heldenmuth des Prinzen hörte, verlieh ihm den Georgsorden IV. Classe und der König decorirte seinen Sohn, ‚für die vortreffliche Meldung', die er aus dem Feuer brachte, mit dem eisernen Kreuze.

Wo immer die Kriegsereignisse dem jungen Prinzen dazu Gelegenheit boten, zeigte er sich von Neuem der schönen Zeichen unerschrockenen Mannesmuthes würdig. Zweimal zog er mit den preussischen Truppen in Paris ein und selbst in der Zeit des Krieges hörte er nicht auf, seine theoretischen Studien weiter zu treiben. Unermüdlich thätig in übergrosser Berufstreue stieg er rasch empor auf der Stufenleiter militairischer Ehren. Sein Wissen und sein Können wusste er in ergiebiger Weise der Armee seines Vaters — später seines Bruders —, dann der eigenen, nutzbar zu machen und als er im Jahre 1858 an die Spitze der preussischen Regierung trat, da blieb es nicht lange zweifelhaft, dass er auf der Basis einer starken Armee, wenn auch in strengem Festhalten an der beschworenen Verfassung, seine grossartig angelegten Pläne durchführen wolle.

Es fehlte nicht an Misstrauen — aber unentwegt ging der Prinz — später der König — dem Ziele entgegen und die Männer, die er zur Unterstützung heranzog, halfen ihm treulich, die Hindernisse zu überwinden. Die grossen Erfolge von 1866 und 1870/71 haben gelehrt, wie kurzsichtig die Vertreter des Volkes waren, die dem weisen Vorgehen ihres Monarchen Schwierigkeiten in den Weg legten. König Wilhelm der Soldat hat Deutschland einig und stark gemacht, Kaiser Wilhelm der Soldat hat das neue Reich machtvoll aufgerichtet, die Furcht vor dem Soldaten hat die Störer des Friedens zurückgeschreckt von unseren Grenzen. Er war's, der die deutschen Armeen stark machte, stark zur Erhaltung des Friedens — er, Deutschlands erster, Deutschlands bester Soldat.



C. Becker. König Wilhelm mit seinem Stabe bei Gravelotte.

Aus dem neu erschienenen Prachtwerke: „Deutsche Helden aus der Zeit Kaiser Wilhelms des Grossen."

Aus dem Leben Kaiser Wilhelms des Grossen.

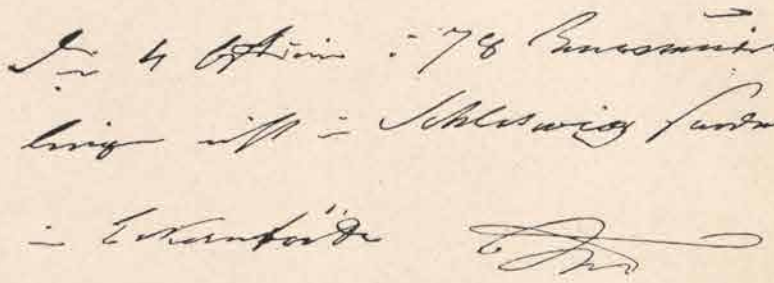
Mit Illustrationen von **C. Becker.**

[Nachdruck verboten.]

Es ist eine alte Wahrheit, dass kleine Züge aus dem Leben grosser Männer oft mehr sagen, als bogenlange Erörterungen, dass eine Anekdote oft ein helleres Licht auf manchen Charakter wirft, als gelehrte Forschungen; darum möge es auch hier verstattet sein, einige Denkwürdigkeiten aus Kriegs- und Friedenszeiten zusammen zu tragen, kleine, aber gut beglaubigte und dem grossen Publikum zumeist noch unbekannte Scenen aus dem Leben des Mannes, dessen unsterblichen Verdiensten um das Vaterland in den Herzen aller Deutschen ewig ein Plätzchen geweiht sein wird. Der Ruhm Wilhelms des Grossen ward auf den Schlachtfeldern erstritten — der Episoden aus dem Lagerleben in Schleswig-Holstein und Frankreich sei deshalb zuerst gedacht.

* * *

Anno 1864! Am Morgen des achtzehnten April hatten die todesmuthigen Schaaren den Sturm auf die Verderben drohenden Düppeler Schanzen gewagt und einen glänzenden Sieg errungen. König Wilhelm wollte gerade von einer Truppenbesichtigung auf dem Tempelhofer Feld bei Berlin nach der Stadt zurückkehren, als ihm ein Leibjäger die den Sieg meldende Depesche des Prinzen Friedrich Karl brachte. Sofort ritt der Monarch zurück und verkündete den jubelnden Soldaten selbst den herrlichen Erfolg der preussischen Waffen. Noch am gleichen Tag ward dann beschlossen, dass der König sich nach Schleswig-Holstein begeben sollte, um seinen Helden persönlich zu danken. Am 20. April reiste er ab, und am 22. fand zwischen Atzbüll und Gravenstein die denkwürdige Parade der Sturmcolonnen vor dem obersten Kriegsherrn statt, in dessen Begleitung sich Bismarck, Roon und Moltke befanden. Drei Tage blieb der König in den befreiten Landen, dann kehrte er über Schleswig und Rendsburg nach seiner Residenz zurück. Aus jenen Tagen stammt der kleine Notizzettel, dessen kurze Inschrift wir hierneben nach der Handschrift des hohen Herrn geben. Dem Leibarzt Dr. v. Lauer wurde darin lakonisch mitgetheilt: „Die 4 Officiere und 73 Verwundeten liegen nicht in Schleswig sondern in Eckernförde. Wilhelm." Seine rechte Bedeutung erhält das vergilbte Blättchen erst durch die Erklärung, die der Empfänger auf der Rückseite mit Bleistift niedergeschrieben hat: „Der König hatte mir beim Morgenbesuch mitgetheilt, dass 4 Officiere und 78 Soldaten (Verwundete) in Schleswig lägen und mir befohlen, dies dem Prinzen August von Württemberg zu berichten, mit welchem ich das Garnisonlazareth besichtigen



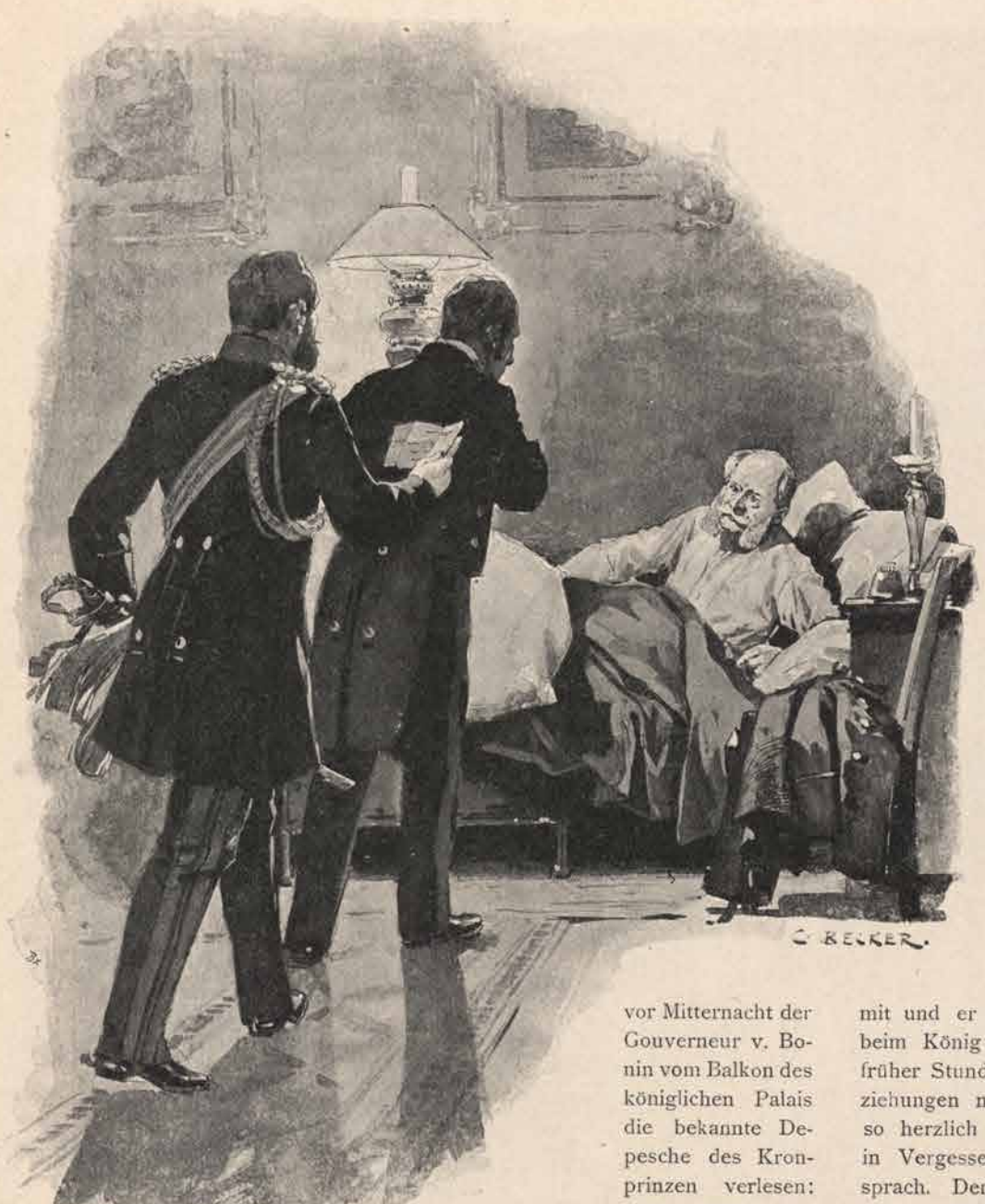
wollte. Im Lazareth selbst brachte mir ein Lakai diesen Berichtigungszettel, damit nicht von Ihm ausgehend eine falsche Nachricht verbreitet werde! Lauer" . . .

* * *

Anno 1870! Am 2. August war das grosse Hauptquartier in Mainz eingetroffen und der oberste Bundesfeldherr auf Einladung des Grossherzogs von Hessen in dessen Palais, dem ehemaligen „Deutschen Hause", abgestiegen, in dem gleichen Schlosse, das den ersten Napoleon vor seinem Siegeszug durch Deutschland beherbergt hatte. Bismarck wohnte im Kupferbergschen Hause in der Mathildengasse; an seiner Zimmerthür klebte ein Zettel, der in grossen Lettern die Aufschrift trug „Auswärtiges Amt". Moltke aber schlief in einem Hôtel und arbeitete tagsüber beim König oder besichtigte die Festung und den Rheinübergang der Truppen. Alsbald nach der Ankunft ward folgende Proclamation erlassen: „An die Armee! Ganz Deutschland steht einmüthig in den Waffen gegen einen Nachbarstaat, der uns überraschend und grundlos den Krieg erklärt hat. Es gilt die Vertheidigung des bedrohten Vaterlandes, unsrer Ehre, des eigenen Heerdes. Ich übernehme heute das Commando über die gesammten Armeen und ziehe getrost in einen Kampf, den unsre Väter in gleicher Lage einst ruhmvoll bestanden. Mit Mir blickt das ganze Vaterland vertrauensvoll auf Euch. Gott der Herr wird mit unsrer gerechten Sache sein. Wilhelm." Rascher als irgend jemand es zu erhoffen wagte, wurde der erste Erfolg errungen; schon am Abend des 4. August traf im Hauptquartier die erste Siegesbotschaft ein. Von einem Augenzeugen ward dem Verfasser dieser denkwürdige Augenblick also geschildert: „Der Grossherzog von Hessen, der im Regierungsgebäude wohnte, hatte mir befohlen, von allen wichtigen Nachrichten, die ich erfahren sollte, sofort zu jeder Zeit, ob Tag oder Nacht, Meldung zu machen. Als nun die Siegesdepesche von Weissenburg eintraf, eilte ich sofort mit der freudigen Botschaft zu meinem Herrn. Der Grossherzog begab sich sogleich ins Schloss, wurde dort vom König auf dem Treppenflur empfangen und wiederholt so herzlich umarmt und geküsst, dass er Thränen der Rührung vergoss. Dann zogen sich die Fürsten in die Gemächer des Königs zurück, die sich rasch mit Officieren füllten. Nur Moltke blieb lange aus, er hatte Mühe gehabt, sich einen Weg durch die jubelnde Menge zu bahnen." Soviel von der ersten Siegesnachricht. Wie Wenige mögen aber wissen, dass die zweite, die Siegesdepesche von Wörth, dem König überhaupt nicht zuging, dass man in Berlin und anderen Städten bereits illuminirt hatte und Jubellieder sang, während der oberste Kriegsherr und seine Generale ahnungslos in tiefem Schlaf lagen. Der damalige Flügeladjutant des Königs, Fürst R., erzählte mir jüngst darüber Folgendes: Mitten in der Nacht liefen zwei Depeschen an Seine Majestät ein, die erste aus München, vom damaligen König Ludwig II., die zweite aus Karlsruhe, von der Grossherzogin von Baden. Zu meiner grossen Ueberraschung sah ich, dass sie Glückwünsche zu einem neuen Sieg der dritten Armee enthielten und begab mich deshalb sofort zum König, der sich bei meinem Eintritt überrascht in seinem Feldbett aufrichtete. Zur Lösung des Räthsels wurden sofort Moltke und sein Stab alarmirt — Niemand wusste etwas. Die Aufregung wuchs von Viertelstunde zu Viertelstunde, da traf endlich gegen 3 Uhr Morgens ein in Sulz um 10 Uhr aufgegebenes Telegramm vom Commando der dritten Armee ein, das zweifellos nur eine Ergänzung einer früheren Depesche bilden sollte. Man wusste also immer noch so gut wie nichts, kannte nicht einmal den Ort des Kampfes. Erst am Morgen des 7. August kam die ersehnte Aufklärung, wie aus einem Telegramm Moltkes an den General v. Blumenthal hervorgeht, das so begann: „Ihr erstes Telegramm von gestern Abend hier nicht angekommen, daher erst heute früh erfahren, dass bei Wörth geschlagen und Feind auf Bitsch zurückgeht." Während im grossen Hauptquartier noch Keiner den neuen Sieg ahnte, hatte in Berlin schon lange



Habemus papam!



Die Siegesnachricht von Wörth.

vor Mitternacht der Gouverneur v. Bonin vom Balkon des königlichen Palais die bekannte Depesche des Kronprinzen verlesen: „Mac Mahon mit dem grössten Theil meiner Armee vollständig geschlagen; Franzosen auf Bitsch zurückgeworfen. Auf dem Schlachtfeld bei Wörth, 6. August, 4½ Uhr Nachmittags. Friedrich Wilhelm, Kronprinz.“ Und die freudig erregte Bevölkerung zog bereits mit Fackeln, Siegeslieder singend, durch die Strassen, während in Mainz die Heerführer erst von neuen Siegen — träumten. (Der Verlust der Depesche ist anscheinend nie aufgeklärt worden, auch Feldmarschall Graf v. Blumenthal weiss ihn sich nicht zu erklären, da der Kronprinz den ersten Schlachtbericht stets selbst an seinen Vater zu senden pflegte.)

* * *

Bei Gravelotte! In den Tagen der blutigen Kämpfe, die der Einschliessung der Riesenfestung Metz vorangingen, gab der König eine erstaunliche Probe seiner Ausdauer. Am 18. August stieg er schon um 6 Uhr Morgens zu Pferde, um den Oberbefehl über die gesammten deutschen Streitkräfte zu übernehmen, und blieb volle fünfzehn Stunden im Sattel. Der Tag von Gravelotte ist für das Leben des hohen Herrn aber auch darum von besonderer Bedeutung, weil der Oberfeldherr wieder, wie in der Hauptschlacht des Jahres 1866, ins Feuer der feindlichen Batterieen gerieth. Der König erzählte einst selbst über diesen Theil des verlustreichen Kampfes: „Bei Gravelotte links ausbiegend begegnete ich der 1. Cavallerie-Division Hartmann und begrüsste sie, dann hielt ich lange Zeit auf der hochliegenden Ferme Malmaison, wo die rechte Flügelbatterie des 8. Corps im Feuer stand. (Man vergleiche hierzu das C. Beckersche Bild „König Wilhelm mit seinem Stabe bei Gravelotte“, das dem in 15 Lieferungen à 50 Pfennig erscheinenden Werke: „Deutsche Helden aus der Zeit Kaiser Wilhelms des Grossen“, Berlin, Verlag von Bong & Co., entstammt.) Es fing schon an dunkel zu werden, als plötzlich das auf der ganzen Linie vor uns seit fast einer Stunde schweigende Geschützfeuer mit einer enormen Heftigkeit wieder begann. Der Feind machte, von einem vierfachen Infanterie-Etagenfeuer unterstützt, einen Vorstoss, der durch einen Bajonnett-Angriff des eben eintreffenden 2. Corps zurückgeworfen wurde. Ich hörte das Hurrah deutlich. Hier fanden sich denn auch die „historischen“ Granaten bei mir ein, und diesmal bat mich Roon, von dieser exponirten Stelle wegzugehen, wie Bismarck es bei Königgrätz gethan hatte. Ich ritt dann im Schritt bis nach Rezonville zurück. Es war zu spät, um nach Pont à Mousson zurückzukehren, ich übernachtete deshalb auf dem Schlachtfelde. Erst wollte ich in meinem Wagen schlafen, dann wurde noch ein Zimmer in einem arg mitgenommenen Hause des Dorfes aufgefunden, wohin ich mir eine Bahre aus einem Krankenwagen kommen liess . . .“ Zur Correctur einer vielverbreiteten Darstellung des Abends nach dieser Schlacht seien die Worte angefügt, die der Kaiser ausrief, als er das bekannte Bild sah, das ihn auf einer über den Leib eines todten Pferdes gelegten Leiter sitzen liess: „Nie in meinem Leben habe ich auf einem todten Schimmel gesessen! —“

* * *

Vor der Proklamirung der Kaiserwürde! Man weiss, dass König Wilhelm so leicht nicht zur Annahme der Kaiserwürde zu bewegen war. In jenen Decembertagen des Jahres 1870 spielte sich im grossen Hauptquartier eine kleine Scene ab, die es verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden: Am 3. December war in Versailles Graf Holnstein mit dem Brief des Königs Ludwig eingetroffen, in dem der Präsident des deutschen Bundes gebeten wurde, den Kaisertitel anzunehmen. Prinz Luitpold, der jetzige Prinzregent, übergab dem König von Preussen persönlich das Schreiben seines Neffen. Während der Mittagstafel liess sich, so erzählte mir ein Augenzeuge, der Bundeskanzler Graf Bismarck zum Vortrag beim König melden, der seinen Minister alsbald empfing. Der König zeigte sich dem Plan sehr wenig geneigt, namentlich mit Rücksicht auf die schweren Kämpfe an der Loire; aber endlich gab er dem Drängen des Kronprinzen und des Kanzlers nach — das Kaiserthum war wieder hergestellt! Freudig bewegt verliess Graf Bismarck das Arbeitszimmer seines Herrn; als er aber im Vorzimmer den diensthuenden Flügeladjutanten Fürsten Anton Radziwill, der bekanntlich Katholik ist, stehen sah, da rief er ihm, in Erinnerung an die Art der öffentlichen Verkündung der Wahl eines neuen Papstes, vergnügt lächelnd die vielsagenden Worte zu: „Habemus papam! . . .“

* * *

Nach den Kriegsepisoden möge noch kurz der Beziehungen des Kaisers zu seinem trefflichen Leibarzt Dr. v. Lauer gedacht werden. Seit dem Jahre 1844 war der prächtige Mann der stete Begleiter des hohen Herrn, er machte alle Feldzüge mit und er hielt an seiner Seite, als in den Schlachten die Granaten dicht beim König einschlugen. Dr. v. Lauer machte dem König Tag für Tag zu früher Stunde seinen Besuch und es ist begreiflich, dass die langjährigen Beziehungen nicht ohne Einfluss auf die Formen des Verkehrs blieben, aber so herzlich dieser war, nie konnte auch nur einen Augenblick der Gedanke in Vergessenheit gerathen, dass ein König mit einem seiner Untergebenen sprach. Der Kaiser setzte sich nie, wenn er Jemanden empfing; es ist bekannt, dass selbst bei langen wichtigen Vorträgen, die Bismarck ihm hielt, beide die ganze Zeit über standen, auch als die hohen Herren schon hochbejahrt waren. Als Patient war der Monarch seinem Leibarzt wohl gehorsam, in gesunden Tagen aber nur selten. Als im Jahre der Thronbesteigung der Student Becker in Baden-Baden auf den König geschossen hatte, fand der besorgt nach dem Heim des Monarchen eilende Leibarzt den allerdings nur ganz leicht Verletzten am Schreibtisch, damit beschäftigt, einen Bericht über das Attentat für das Staatsministerium niederzuschreiben. Da Dr. v. Lauer den König dringend bat, sich doch etwas mehr zu schonen, legte dieser die Feder weg; aber kaum hatte der Arzt sich entfernt, da schrieb der hohe Herr eiligst weiter, damit das Actenstück noch in derselben Nacht rechtzeitig nach Berlin abgehen konnte.

Hans Kraemer.



Kaiser Wilhelm und sein Leibarzt Dr. v. Lauer.



E. Thiel. Mann über Bord!

Momentbilder aus der Marine.

Von **F. Freiherr von Dincklage.**

[Fortsetzung.]

[Nachdruck verboten.]

Der Oberst hatte mit höchstem Interesse das Richten der drei schweren Geschütze im Panzerthurm verfolgt und seiner Bewunderung über die Leichtigkeit, mit der die gewaltigen Riesen genau nach dem Commando zu bewegen waren, Ausdruck gegeben. Jetzt schritt man wieder plaudernd auf Deck hin und her. Eine frische Brise strich über das Wasser und das Schiff, dass es dem Oberst gar wohlig zu Muthe wurde. Da fällt ihm der Maler ein, der doch sein Kommen bestimmt versprochen hatte. — „Wo er nur stecken mag?"

„Thut nichts! wozu noch Maler? Die haben wir selbst", meint der Commandeur scherzend und zeigt auf eine Anzahl von Matrosen, die eben beschäftigt sind, mit grossen Pinseln aus eimerartigen Behältern dem Schiffe ein neues graublaues Kleid aufzustreichen. „Sie sehen, wir haben Maler die Menge!" — Endlich trifft der Künstler am Fallreep ein, jetzt wirklich im Civilboote. Schon von unten ruft er herauf: „Wie mich der anheimelt, der Oelfarbengeruch!" und schneidet dadurch mit echt künstlerischer Gewandheit alle ihn erwartenden Neckereien über die Unpräcision ab.

Auf Befehl des Commandanten wird jetzt ein Kampf gegen herannahende Torpedoboote in die Exercirübung eingelegt. Mit ausserordentlicher Gewandheit werden die zierlichen und compendiös eingerichteten Schnellfeuergeschütze bedient. Ein Hagel von Granaten kann in der kurzen Zeit auf den rasch nahenden gefährlichen Feind gerichtet werden — Granaten, die auf den Koloss eines Panzers gar keinen Effect ausüben, die aber die dünne Eisenhaut eines Torpedobootes glatt durchschlagen und im Nahekampfe auch auf dem Deck und unter den Bedienungsmannschaften grösserer Schiffe ihre Wirkung nicht verfehlen. Nicht mehr, wie ehedem, ist der Matrose im Kampfe durch Waffen, Koppel und Patronentaschen in der Bewegung gehemmt. Wenn auch die Matrosen mit dem Gewehre ausgebildet sind, so spielt doch diese Waffe nur noch am Land eine hervorragende Rolle, seit die neuesten Constructionen des Revolvergeschützes und Maschinengewehres in den Stand setzen, ungezählte Massen von kleinkalibrigen Geschossen in ununterbrochenem Strome auf gefahrbringende Punkte, z. B. auf die in den Marsen feindlicher Schiffe oder an anderen exponirten Punkten kämpfenden Feinde zu lenken.

An das Exerciren schliesst sich eines der am häufigsten und für den Laien interessantesten Manöver — das Aussetzen eines Bootes. Die Dampfbarkasse ist es, die vermittelst eines am Signalmast angebrachten drehbaren Ladebaums durch die Dampfmaschine leicht gehoben, aussenbords geschwenkt und dort ebenso leicht zu Wasser gebracht wird. Das Manöver, das einst bei Segelschiffen einen ganzen Apparat von ‚Nock- und Stagtakeln' und zahlreiche Commandos neben geraumer Zeit erforderten, ist auf kurze Commandoworte Seitens des wachhabenden Lieutenants bald ausgeführt. Dann besteigt der Oberst die Barkasse, um zum Landungssteg zu fahren.

VIII.

Schiessübung.

Die „Pallas" — das hoch über die Fluthen mit seinem mächtigen Rumpfe emporragende Artillerie-Schulschiff — dampfte an der Feste Friedrichsort vorüber — seewärts. Es sollen heute Schiessübungen vorgenommen werden. Im Batteriedeck des Schiffes sind fast alle in der Marine gebräuchlichen Kaliber und Geschützsysteme vertreten. Die an Bord commandirten Officiere und Seecadetten sollen auf dem ‚Artillerie-Schulschiff' in der Handhabung jeden Geschützes sowohl wie in der Verwendung und Wirkung der Munition ihr artilleristisches Können vervollständigen, — das ist der Zweck des Commandos. Als Lehrer fungiren Officiere, die in der Artillerie-Wissenschaft Hervorragendes leisten. Es wird heute mit langen 15-cm-Geschützen geschossen und der Husarenoberst wird vom Commandanten, neben welchem er sich auf der geräumigen Commandobrücke befindet, auf einen Dampfer aufmerksam gemacht, der in weiter Entfernung vorüber zieht. „Bemerken Sie — weit hinter dem Fahrzeug einen dunklen Strich, der sich aus dem Wasser hervorhebt?" sagt jetzt der Seeofficier, dem Nachbarn das scharfe Doppelglas reichend. „Das ist die aus Brettern hergestellte schwimmende Scheibe, nach der heute geschossen werden soll. Der Stationschef hat das Modell selbst erfunden. Die Schwimmer liegen so weit unter Wasser, dass sie nicht durch die Geschosse verletzt werden können und die Stellung auf und nieder wird durch ein tief liegendes Eisengewicht erhalten. Sie hat die Höhe eines Schiffsrumpfes, ist aber weniger lang. Der Dampfer — unser Tender ist's — schleppt das Ziel, so dass nicht nur beim Richten und Feuern die Bewegung unseres Schiffes, sondern auch die Fahrt des Zielobjectes in Berechnung zu ziehen sind." Der Oberst begiebt sich jetzt in das Batteriedeck. Backbord, auf dem rechten Flügel der Batterie, steht das fragliche Geschütz. Die Bedienungsmannschaft auf dem Posten. Der Geschützführer späht mit dem Glase durch die Geschützluke nach dem Ziele, dem die „Pallas" mit jeder Minute näher rückt. Die jungen Officiere werden durch den Batterieofficier, einen Capitainlieutenant, auf die Chancen hingewiesen, die der Moment gerade bietet. Dann ein kurzes „Fertig!" — noch einen Augenblick zögert der Geschützführer, nachdem der Aufsatz bereits genommen. Ueber Visier und Korn behält er das Ziel im Auge — die „Pallas" hat soeben, durch den Seegang gehoben, eine leichte Neigung nach Steuerbord angenommen. Die nächste dwars kommende See wird sie nach Steuerbord überholen lassen. Jetzt — neigt sich die Geschützmündung — noch eine kleine Verschiebung nach seitwärts, nur eines Winkes mit der Hand bedurfte es dazu — dann „Feuer!" Ein kurzes Erschüttern ging durch das Schiff — fast unmerklich war der Rücklauf des Geschützes, durch den hydraulischen Apparat wird der ungeheure Druck paralysirt. Rasch ist die fast unmerkliche Wolke des rauchlosen Pulvers verschwunden, fern aber — beim Ziele — spritzt es auf und deutlich erkennbar erscheint durch die Ferngläser, die sich dahinrichten, die Zerstörung, die das Geschoss anrichtete. „Treffer" kommt es über die Lippen der Zuschauer

Die ‚Pallas' änderte inzwischen den Cours — in weitem Bogen umkreist sie das bewegliche Ziel oder begegnet ihm auf verschiedenen Entfernungen. Bald von Backbord — bald von Steuerbord beschossen, werden dessen Trümmer fast mit jedem Schusse unscheinbarer.

Die Schiessübung ist beendet — die ‚Pallas' dampft dem Ankerplatze zu.

„Klar beim Backbord-Anker!" commandirt der erste Officier. Und: „Aus der Kette — Boje über Bord!" — „Fallen Anker!" Als das letzte Commando verklungen, fällt die schwere Eisenmasse in die Fluth, 50 Meter tief. Der Anker hat gefasst.

Während die ‚Pallas' fast unmerklich auf der Dünung schaukelt, wird die Dampfpinasse zu Wasser gebracht, denn der Oberst soll an Bord des ‚Churfürst Joachim', eines Panzers erster Classe, einer Einladung zum Diner folgen.

IX.

Klar-Schiff. Torpedoinstruction. Diner in der Messe. Flaggenparade. Recepte.

Als die ‚Pallas-Pinnass' längsseit S. M. S. ‚Churfürst Joachim' eintrifft, ist das Panzerschiff noch im Zustande der Gefechtsbereitschaft, den es vor der auch hier stattgehabten Schiessübung angenommen hatte. Bei ‚Klar-Schiff' wird jedes überflüssige Zielobject, jeder bei der Anwendung der Schnelllade- und Revolver-Geschütze hindernde Gegenstand entfernt. Luken und Schotten sind geschlossen, die Treppen beseitigt und die Railings theilweise binnenbords niedergeklappt. Der Oberst erklimmt auf einer Jakobsleiter das Deck und kommt gerade oben an, als die Dampfbarkasse des ‚Joachim', die hier die Scheibe geschleppt hat, sich steuerbord längsseit legt, um die Schiessresultate zu melden.

Während der Commandant noch dienstlich beschäftigt ist, führt ein Lieutenant zur See den alten Landsoldaten durch die Räume des mächtigen Panzerschiffes. Drei Thürme bergen je 2 Geschütze schwersten Kalibers. Zahlreiche Schnellfeuerkanonen drohen dem nahenden Feinde. Ein Aufstieg in den umfangreichen Gefechtsmast, der auf dem „Mars" zur Verwendung von Revolverkanonen eingerichtet wurde, ist für den älteren Herrn etwas unbequem, da Leiterstufen in dem Hohlraum hinauf führen, der auch als Schacht zum Hinaufbringen der Geschosse benutzt wird. Ueber dem Mars, noch eine Etage höher, ist eine zweite geschützte, völlige Rundsicht bietende Plattform für den Ausguck angebracht.

Auf einer bequemen Längsbrücke vom achterlichen Commandothurm zum vorderen gelangt — beide haben telegraphische und elektrische Verbindung mit allen Maschinen und Räumen — führt der junge Officier den Gast jetzt hinab in die zum Empfange Seiner Majestät hergerichteten Räume. Dem Zwecke entsprechend würdig ausgestattet, tragen sie dennoch den Stempel gediegener Einfachheit. Auch hier zweckmässige Raumausnutzung und praktische Eintheilung. Da der ‚Joachim' zugleich Flaggschiff des Geschwaders ist, so sind auch für den Admiral und dessen Stab geeignete Räume zur Verfügung, so dass der Commandant — trotz der Grösse des Schiffes, mit bescheidenen Zimmern fürlieb nehmen muss — immer aber noch behaglich an Bord leben kann.

Noch bleibt, bis zum Diner, die Zeit, die Räume in Augenschein zu nehmen in welchen die Torpedo-Lancirrohre aufgestellt sind — im Bug unter der Wasserlinie und in den Breitseiten über Wasser. Durch comprimirte Luft werden die verheerenden Werkzeuge aus dem Rohr herausgeschleudert in das Wasser und beginnen dann ihre Fahrt durch eigene Kraft. Comprimirte Luft treibt auch die nach zwei Richtungen schlagende Doppelschraube, die dem schlanken Ungeheuer eine Geschwindigkeit von 20 Knoten giebt. — Sinnreiche Steuerapparate bewirken, dass der Torpedo seinen Lauf genau drei Meter unter der Oberfläche des Wassers nimmt und das feindliche Fahrzeug dort trifft, wo er ihm den sicheren Untergang bereitet. Ein Torpedo, der 10000 Mark kostet, wird eben auf seine Brauchbarkeit hin durch einen Obertorpedomaat untersucht und der Oberst lernt den sehr ingeniös erdachten Mechanismus kennen. Bei Besichtigung des Bugtorpedos wird auf den unter Wasser befindlichen Rammsporn hingewiesen. „Alle Mannschaften, die hier vorn ihre Thätigkeit finden," erklärt der Lieutenant, „müssen selbstverständlich vor dem Stoss hinter die vordersten Schotten zurückeilen, da auch beim glücklichen Rammstoss die Beschädigungen am eigenen Bug so gross sein werden, dass die vorderen Compartimente volllaufen." [Fortsetzung folgt.]

Faiful.

Novelle von **Anton Freiherr von Perfall.**

[Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Ist das Ihre ganze Weisheit? Ah, ich vergass, heirathen meinen Sie. Ja, das meinen Alle. Ja, wissen Sie denn nicht — Nein, Sie sollen es nicht — und doch, Sie müssen es erfahren. — Wissen Sie denn nicht, warum man Sie die Villa hat kaufen lassen in meiner Nachbarschaft? Ahnen Sie nicht einmal?"

„Halten Sie mich für so kurzsichtig?" erwiderte Sascha gelassen.

Das verwirrte ihn. Dieses Weib war im Stande, ihm offen und frei ihre Hand anzutragen und, bei Gott, er war im Zweifel, ob er sie in diesem Falle nicht ohne Bedenken annehmen sollte.

„Und diese Erfahrung verletzte Sie nicht? Sie blieben trotzdem?"

„Wie konnte mich verletzen, was ich lediglich als Eingebung der Freundschaft, edlen Mitleides angesehen habe. Die Lage der Villa passte mir, so blieb ich. Den Schilderungen und Gerüchten nach interessirten Sie mich, der aus einem unbegreiflichen Grunde flüchtige Graf Sturza! So erwartete ich Sie."

„Und waren natürlich sehr enttäuscht?"

„Nicht einmal. Ich fand Sie, wie ich Sie mir vorgestellt, nicht besser, nicht schlechter, leidenschaftlich, unbedacht, nichts weniger wie feinfühlend und doch sich selbst peinigend mit Vorwürfen, ohne die Kraft, sich dieselben einfach zu ersparen, voll des besten Willens, rücksichtsloser Selbstkritik fähig, die dann und wann sogar etwas zu strenge ausfällt."

„Und das Ende? Kommen wir doch zurück. Wie denken Sie sich das Ende eines solchen Kauzes?" fragte Sturza. Er hatte die personifizirte Wahrheit im Boote. Sie sollte dasselbe nicht verlassen, bis sie ihm voll und ganz Rede gestanden. Er drängte darnach.

„Sehr verschieden, Herr Graf. Erträglich, indem Sie Herr werden über sich, ein weiteres Umsichgreifen Ihrer unglückseligen Leidenschaft unmöglich machen, gleichviel auf welchem Wege, mag er noch so peinlich sein, und von der Zeit Heilung hoffen; oder sehr traurig, indem Sie fortfahren zu lügen, zu täuschen, zu entehren, wo Sie um Alles lieben und ehren möchten, bis ein unausbleiblicher Zufall, der frevelhafte Leichtsinn der Gewohnheit Alles offenbart und zur blutigen Sühne zwingt. — Oder furchtbar grässlich, wenn diese, jetzt noch von unzähligen heiligen Banden gefesselte Leidenschaft frei und fessellos Herz und Hirn verdunkelt, dann — dann ist bei einer Natur wie der Ihrigen nichts unmöglich, — das Schlimmste nicht."

„Und was wäre das Schlimmste? Ich muss Alles wissen", sagte der Graf, in einer Anwandlung grausamer Neugierde, die vor Nichts zurückschreckt und sich gegen Alles gewappnet hat.

„Darnach zu fragen, ist schon Frevel."

„Eine Kugel in das verdunkelte Hirn, das meinen Sie doch. Das wäre doch nicht das Schlimmste, das Beste vielleicht, das Einfachste gewiss, das aus allem Leid Erlösung brächte."

„Schämen Sie sich! Ein Mann in seiner vollen Kraft, zum Besten berufen."

„Ei sieh' da, jetzt locken Sie wieder! Und wohin denn? Wohin denn mit der vollen Kraft? In eine zahme, jede Kraft verzehrende Ehe, in eine neue Lüge. Oder soll ich Ihnen einen Antrag machen? Heute nicht, an demselben Tage — Aber ein andermal — Sie wissen ja Alles, ich brauche nicht zu beichten, und Sie sind grossmüthig, Sie können verzeihen, vergessen — Was sagen Sie dazu?"

„Etwas ganz anderes, als Sie wohl erwarten, dass ich diesen Fall durchaus nicht für ausgeschlossen halte".

„Betreffs des Antrages, meinen Sie doch?" fragte Sturza, indem er sie sehr erstaunt ansah.

„Auch betreffs meiner Grossmuth, wie sie das nennen —".

„Also, dass sie ihn annehmen würden?"

„Ja!"

Sturza blickte sie jetzt sogar mit offenem Munde an.

„Das ist kühn."

„Nicht so kühn, als es Ihnen augenblicklich scheint. Ich könnte ja so etwas wie eine Mission darin sehen, zwei Menschenkinder zu retten, die mir Beide werth sind, Sie den Weg zum Herrwerden über sich zu führen — Liebe einmal ganz beiseite zur Abwechslung —, die Bedingungen zu einem leidlichen Glücke wären — auf beiden Seiten — gar nicht so zu verachten."

Die Faiful durchschnitt schnell das leise bewegte Wasser und näherte sich dem Gestade.

Dieser, alle Regeln der Sitte und der Convenienz verachtende Freimuth fesselte den Grafen in hohem Grade. Keine Spur von Coquetterie mischte sich bei, und so ungewohnt ihr eine solche Sprache war, sie klang nicht einmal unweiblich.

Die Zeit drängte. Bald musste das Ufer erreicht sein, wo Menschen beobachten und ihre Schlüsse ziehen. Nie mehr wird er sich so aussprechen können. Das wäre ja das Ende — das schlimmste gewiss nicht. — Da tauchte Helene's Gestalt vor ihm auf, mit geschlossenen Augen und bebenden Lippen, jeder Nerv ihm entgegenzuckend, völlig in seinem Banne. Gefährlicher konnte sie ihm nicht erscheinen.

„Nein, Frau von Tamboo", begann er, „Ihnen ist noch ein besseres Loos beschieden, als eine Mission. Zu einer solchen Entsagung, wie sie Ihnen vorschwebt, haben Sie keine Veranlassung. Sie haben noch ein volles Recht auf Liebe, auf einen ganzen Mann. Wäre ich das noch, Sie kämen nicht aus dem Boote, denn als meine Braut, — aber deshalb ist Ihre Mission noch nicht aus. Bleiben Sie bei uns! Sie müssen bleiben!"

Das Boot stiess auf den Sand. Sascha erhob sich. „Bis wann? das ist die Frage!"

„Bis wann? — Nun — bis zum Ende".

„Bis zum Erträglichen, — bis zum Herrwerden über sich selbst, meinen Sie doch?"

Sturza reichte Frau von Tamboo, die hastig auf das Ufer gesprungen, die Hand.

„Hoffentlich!" sagte er in einem herben Tone.

Dann nahmen sie kurzen Abschied, jeder von ihnen eigenthümlich erregt.

Sascha erblickte ein blaues Band, mit einer Silberschliesse an einer Weidenstaude hängend. Es brachte ihr die Scene von heute früh in Erinnerung. Sie eilte davon, ohne es aufzuheben, jetzt erst erfasste sie ein mächtiges Schamgefühl. — Als sie nach einer Stunde sich wie ein Dieb heranschlich, um es zu holen, war es verschwunden, doch unter dem Zweige, an dem es gehangen, sah man den Abdruck eines kleinen Männerfusses im weichen Sande. Nirgends war ein menschliches Wesen zu erblicken, wie ausgestorben lag die ganze Umgebung da, verlassen dehnte sich der See aus. Sie ahnte, von wem die kleine Spur herrühre.

Capitel IV.

Die weite Fläche des Sees war gefroren und von Schnee bedeckt, nur am Stolzenfels Ufer bildete ein sorgfältig gesäubertes, gereinigtes Viereck einen dunklen Ausschnitt.

Hier tummelte sich Tag für Tag, um die Mittagsstunde, ein einsames Paar im Schlittschuhlauf, der Graf und die Amerikanerin.

Dass mit den Zweien was los war, daran zweifelte Niemand im ganzen Umkreise, obwohl sie, wie das Dienstpersonal bezeugen konnte, niemals ihre Füsse in das Schloss setzte, ja, nie den Park betrat, ebensowenig er die Villa Tamboo. Die abenteuerlichsten Gerüchte blieben deshalb doch nicht aus. Weiss Gott, wo er die verdächtige Person aufgestochen, was es mit dem verstorbenen Manne für eine Bewandtniss hatte und erst mit ihr selbst! Er hat einfach die Villa für sie gekauft, seine Geliebte ist sie, weiter nichts, und eine Schande und Schmach für den ganzen Bezirk.

Man wunderte sich nur über Herrn von Saltern, diesen gerade in diesem Punkte unnachsichtlich strenge denkenden Mann.

Die Amerikanerin verkehrte nach wie vor in seinem Hause, während der Graf ein seltener Gast dort war. Ein ganz neuer Geist war in ihn gefahren, er arbeitete und schanzte den ganzen Tag auf dem Gute herum, natürlich viel zu viel und oft sehr unzweckmässig für diese Jahreszeit.



Torso der tanzenden Mänade.

höchst unschuldigen Gesprächen, das glaubte Niemand.

Und dennoch war es so. Sturza wunderte sich selbst über seine Harmlosigkeit.

Das ihm stets unmöglich Scheinende war eingetroffen! Sie waren Freunde im besten Sinne des Wortes, er und die schöne Wittwe, und keinen Augenblick stieg der Wunsch in ihm auf, diesem Verhältnisse einen anderen Charakter zu geben. Dabei fühlte er sich wie neugeboren, wie von einer drückenden Sorge befreit. Es kostete ihm nicht einmal besondere Ueberwindung, seine Besuche in Saltern einzuschränken, nur Ernst zu Liebe gab er den Verkehr nicht völlig auf. Jetzt konnte er ihm ja wieder frei und offen in die Augen sehen.

Helene unterstützte ihn nur in seinem Bestreben der Selbstüberwindung, indem sie gegen ihn zurückhaltend bis zur Unhöflichkeit sich benahm, welchem Umstand Ernst das auffallende Fernbleiben Rolf's zuschrieb. Herr von Saltern's Hoffnung, betreffs Sascha's nahm bedenklich ab, eben weil sie Rolf's Freundin geworden war. Das war für ihn das schlimmste Zeichen. Er theilte nicht im Geringsten die Anschauungen der Seebewohner.

Wie die Freundschaften Rolf's mit jungen Damen ausgehen, dafür hatte er ja ein Beispiel an Helenen. Wenn ihn nicht das Weib als solches fesselte, die Freundschaft, Sympathie, harmlose Freude an geistig anregendem Verkehr, das Alles hatte bei ihm keinen Bestand, schlug bald in das Gegentheil um, in Ueberdruss, Abneigung. Und so wird es auch jetzt kommen.

Helene dachte anders darüber. Sie ahnte den sonderbaren Bund, welcher da drüben geschlossen worden war, obwohl Sascha, der gegenüber sie selbst nach der Scene im Park ihren früheren Standpunkt wahrte, sich revanchirte und den Namen des Grafen vor ihr nie in den Mund nahm.

Der Winter war wohl als Prüfungszeit von Sascha festgesetzt worden. Erlitt er keinen Rückfall mehr, so wird das Frühjahr, dem von seiner unglücklichen Liebe Geheilten, den Frieden der Ehe bringen. Oft stand sie lange am Fenster und beobachtete mit dem Fernrohre die zwei kleinen schwarzen Figürchen, welche sich in schlanken Linien, wie ein Vogelpaar



Nach der Reconstruction von E. Herter.

Das Meiste hätte sich im Sommer um die Hälfte der Kosten herstellen lassen. Doch das war ja nur der Vortheil der jetzt ohnehin verdienstlosen Leute. „Der Graf wär schon recht, wenn er nur nicht so viel Aergerniss geben thät.“ Dass das ganze Aergerniss in den kunstvollen Eisfiguren bestand, welche das Paar auf die glatte Fläche des See's zeichnete, und noch dazu in



Nach der Reconstruction von A. Kraus.

umkreisten, dann kam ihr oft ein böses Gelüste. Wenn sie jetzt frei wäre, was nützten ihr alle die Kreise und Schlingen, die sie um ihn zieht, der Starken, Schlauen! Nur ein Wort von ihr, ein Blick und er lag zu ihren Füssen.

Ein Schauer durchlief sie immer bei dem Gedanken, an diese ihr selbst unbegreifliche Macht, die ihr inne wohnte über diesen Mann. Wie kam sie zu dieser Erbschaft Faifuls, der Araberin?

Der Februar kam. Rolf hatte diese tägliche Eiskomödie satt. Auf was wartete er denn eigentlich? Seine Verbindung mit Sascha war für ihn ja doch längst eine abgemachte Sache.

Wo wollte er denn sonst hinaus? Dass er nicht in heller Leidenschaft für sie entflammte, war ja ein grosses Glück. Die war ihm stets nur gefährlich.

Und wenn der Frühling kommt, der See wieder frei — will er auch frei sein. Das war er noch immer nicht. Das Blitzen des Thurmes von Saltern, that immer noch seinem Auge wehe, und zwischen ihm und Ernst war immer noch eine tiefe Kluft. So war es eines Tages beschlossen: Morgen wird mit Sascha gesprochen.

Untrügliche Anzeichen deuteten darauf, dass es sich für die junge Wittwe nicht mehr um eine Mission handelte, wie sie sich damals ausdrückte.

Die Figuren auf dem Eise wurden immer enger, immer verschlungener. Die lateinischen R's mehrten sich bedenklich.

Ein herrlicher Wintermorgen war es, als er erwachte. Rosige, leise durchglühte Nebel lagerten über der Seefläche, verflatterten dann in der blauen Luft, die weite glitzernde Landschaft preisgebend.

Zum ersten Male, seit langer Zeit, hatte er wieder ein Auge für das hehre Schauspiel, das mit dem Vorgang in seinem Innern so vortrefflich übereinstimmte. Er konnte die Stunde seiner Werbung kaum mehr erwarten. Er liebte! Kein Zweifel, er liebte und alles was er früher für Liebe hielt, war ein Sinnentaumel, Begehrlichkeit, — Faiful! der Reiz des Unerlaubten, Gewagten. — Helene! Er machte sorgsam Toilette.

Da brachte der Diener einen Brief.

Er traute seinen Augen nicht, als er die Adresse las. „Wer brachte ihn?“ „Der Gärtner von Saltern,“ lautete die Antwort.

Also hatte er sich doch nicht getäuscht, — Helenens Schrift! Was wollte sie von ihm? Gerade heute? Sie schrieb nie. Warum schrieb Ernst nicht? Der Brief zitterte in seiner Hand. Die verworrensten Gedanken jagten sich in seinem Hirn.

„Was glotzt Du denn?“ herrschte er den Diener an.

„Man wartet auf Antwort.“

„Auch das noch! Geh', ich rufe Dich schon.“

Nicht öffnen. — Sofort



Nach der Reconstruction von H. v. Glümer.

zurückschicken? Unmöglich! Aber das ist doch zu albern. Was soll sie denn wollen? — Gefährliches? Giebt nichts Gefährliches für mich!

Da riss er das Couvert hastig auf.

„Geehrter Herr Graf!“ Nun also! Er lachte. „Ein grosses Unglück! Ernst ist von einem Pferde geschlagen worden. Der Arzt hat schwere Bedenken. Sie sollen sofort kommen. Ernst verlangt dringend nach Ihnen. Ich hätte Sie sonst nicht belästigt. Helene von Saltern.“

Sturza las immer von Neuem. Die Buchstaben zerflossen, nur drei Worte standen fest. — Unglück — Bedenken — belästigt. Und er wollte doch das Ganze lesen.

Der Diener trat wieder ein.

„Braucht keine Antwort. Lasse sofort anspannen. Bin vor ihm dort!“ rief er ihm zu, ohne aufzublicken.

Wenige Minuten darauf sass er im Schlitten. Er fuhr selbst und hetzte die Pferde mit Peitsche und Zunge. Der eisige Luftzug schnürte ihm das Hirn zusammen und verhinderte so jeden klaren Gedanken. — Er sah nur immer das wohlbekannte Gesicht des Doctors mit den hinaufgezogenen Augenbrauen. Das war das Wort „Bedenken“, das sich so verkörperte. Ach was, die Aerzte! — Gerade heute! — sein lieber alter Freund! — Belästigt! Was das für ein Ausdruck ist — nur nicht zu spät kommen! — Er hieb auf die Pferde ein, die ohnehin dahinstoben wie die Windsbraut. — „Zwei Wittwen!“ —

Da bog er schon in den Hof von Saltern, warf einem Knecht die Zügel zu und sprang aus dem Schlitten, ehe er hielt. — In eiligen Sätzen die Treppe hinauf; er kannte den Weg. Ein Diener trat aus einer Thüre, mit einem Pack und einem Waschbecken. Rolf sah Blutflecken auf dem weissen Leinenzeuge. Er hätte ihn fast über den Haufen gerannt, beim Eintreten.

Saltern lag im Bette, Haupt und Brust in dichtem Verbande, sehr bleich, aber mit völlig klarem Blick.

Neben ihm sass Helene, seine Hand in der ihren.

Er lächelte und nickte dem Eintretenden leise zu.

„So rasch? Ich danke Dir!“

Rolf kniete vor dem Bette.

„Ernst! Ist es denn möglich, dass wir uns so wiedersehen? Sprich doch alter Freund.“

Die Thränen traten ihm in die Augen. „Er darf nicht sprechen.“

Helene sagte es in einem abweisenden, geradezu verletzenden Tone, und ihre Blicke kreuzten sich über dem Leidenden wie Schwertklingen.

„Aber Kind,“ flüsterte dieser, mit sichtlicher Anstrengung. „Ich werde noch sprechen müssen, ehe es zu spät —“

„Ernst!“ schrie die junge Frau auf, sich über ihn beugend, dass ihr Haar des Grafen Antlitz streifte.

„Deine Frau hat ganz recht. Ruhe und Alles wird wieder gut. Ein Mensch wie Du, pah!“

„Weiss die Tamboo auch schon?“ fragte der Kranke.

„Ich liess mir keine Zeit es ihr mitzutheilen, sie wird ausser sich sein.“

„Ja, die Tamboo, ein prächtiges Weib — ich empfehle Dir die Tamboo — und dann, nicht wahr —“ Saltern wandte die Augen gegen seine Frau, „wenn ich Dich bitte — Helene.“

[Fortsetzung folgt.]

Unsere Bilder.

„Reife Früchte“ von L. Herbo kennzeichnen in satten Farben den üppigen Reichthum Italiens an schönen Gaben der Natur. Diese Frauengestalten, die so lebenslustig und schalkhaft in den sonnigen Tag hineinschauen und sich an den saftigen Früchten des Heimathlandes, Kirschen, Apfelsinen, Melonen, Pfirsichen, erquicken, verkörpern die ewige Jugend. Verführerische und sehr gefährliche Hexen sind es, deren dunkle Augen gluthvoll blicken und lohendes Feuer in den Herzen aller Männer entzünden, die von ihnen getroffen werden.

* * *

„Ein Opfer der Minerva“ von V. Palmaroli ruft die Zeit alt-römischen Lebens zurück, da der Sterbliche noch zu Jupiter, Juno, Minerva und den zahlreichen anderen Göttern und Göttinnen mit naivem Glauben betete. Die Römer kannten sowohl das freiwillige als das unfreiwillige Menschenopfer. Der Minerva opfert denn auch, wie V. Palmaroli ergreifend schildert, die römische Mutter ihr Knäblein. Der Künstler des Bildes gehört zu den geschätztesten spanischen Meistern. Geboren 1835 zu Madrid, Schüler des Madrazo und der Akademie von San Fernando, bildete er sich von 1857 an in Rom weiter. Seine Bilder, unter ihnen viele Portraits, erinnern theils an Fortuny, theils an Meissonier.

* * *

„Feldhauptmann Tod“ von H. B. Wieland ist eine Schöpfung, die nicht verleugnet, dass sie deutschen Ursprungs ist. Der Künstler hat den Tod in der alten Weise als Reigenführer gedacht, dessen Zuge Feldherr und Soldat, Herr und Knecht sich anschliessen müssen. Keiner wird vom Sensenmanne verschont, Rang und Stand schützen nicht vor seiner mähenden Sense. Solche Bilder sind immer eines sehr tiefen Eindrucks gewiss, und besonders wenn sie so vortrefflich gemalt sind, wie das dieses talentvollen Münchener Meisters.

* * *

„Pompejanerin im Boudoir“ von R. Gianetti bietet eine berückende Vorstellung von dem weichlichen Genussleben, das die höheren Stände Pompeji's führten. Ueber den Luxus, der in den Häusern und Villen geherrscht hat, haben die Ausgrabungen hinreichenden Aufschluss gegeben. Des Künstlers Bild schildert diese berückende Pracht und Ueppigkeit des damaligen Lebens mit der höchsten Pracht leuchtender Farben in sehr getreuer und fesselndster Weise.

* * *

„Verbrennung französischer Fahnen auf dem Rückzuge aus Russland“ von A. v. Kossak ist ein Theil des grossartigen Panoramas „Beresina“, das der Künstler mit J. Falat im vergangenen Jahre in Berlin beendet hat. Die speciell von A. v. Kossak gemalte Episode unseres Bildes, ist eine der ergreifendsten des Panoramas. In sich zusammengesunken sitzt Napoleon, der Mann, vor dem noch kurz zuvor eine Welt erzitterte, auf einer Trommel und starrt trübe in die Flammen des Holzfeuers, in denen die Fahnen und Standarten verbrannt werden, die er so oft zu Ruhm und Sieg geführt und die jetzt nur durch dies letzte verzweifelte Mittel vor dem Feinde geschützt werden können. Napoleon trägt den grünen Sammetpelz, den ihm einst Kaiser Alexander von Russland selbst geschenkt. Hinter dem Kaiser stehen die leuchtenden Spitzen seines Heeres, Murat, der König von Neapel, die Marschälle Ney, Duroc, Lefèvre, Eugène Beauharnais, Davoust, Grouchy, Bessière, etwas weiter zurück in blauer Uniform der Adjutant Napoleon's, Marquis de Castellane. Im Halbkreis hinter dieser Gruppe hält zu Pferde die „Heilige Schwadron“, lauter Generale, deren Corps längst vernichtet sind. Heerführer ohne Truppen, mahnende Erinnerungen an verschwundene Grösse. Rechts davon steht Napoleons treuester Diener, der Mameluk Roustan, der des Kaisers Pferd und sein eigenes am Zügel hält. Ganz im Hintergrunde sieht man das Lager der alten Garde und einige kaiserliche Wagen. Die Fertigstellung des Rundgemäldes hat ein volles Jahr beansprucht. Von den Theilen des Bildes, die Falat gemalt hat, werden wir demnächst gleichfalls eine Probe darbieten. Das Panorama ist in seiner Wirkung vortrefflich. Der Kaiser hat den Künstlern hohes Lob gespendet und insbesondere Herrn v. Kossak zugestanden, dass er einer der besten Kenner militairischer Typen jener Zeit sei.

* * *

„Der Kampf um's Dasein“ von Eugène Delacroix wurzelt in dem Darwin'schen Satze, dass die stärkeren Arten die schwächeren vernichten, um sich am Leben zu erhalten. Ein ewiger Kampf ist's, in dem das Schwache unterliegt. Ergreifend hat ihn der Künstler geschildert. Das Bild gehört zu den glänzendsten Schöpfungen, welche Eugène Delacroix, dieser geniale und rastlose Hauptvertreter der romantischen Schule in Frankreich, hervorgebracht hat.

* * *

Das Urtheil in dem erneuten Wettbewerb, den Se. Majestät der Kaiser zur Ergänzung der tanzenden Mänade ausgeschrieben hatte, ist dahin gefallen, dass der ausgesetzte Preis von 3000 Mark in drei Theile zu je 1000 Mark zerlegt und an die Bildhauer Professor Ernst Herter, August Kraus und Hans von Glümer, sämmtlich zu Berlin, vertheilt worden ist. Die Erwerbung der Marmor-Statue geschah am 14. April 1874 in Rom für den Preis von 4000 Thalern. Die Aufgabe, den beim Tanze leidenschaftlich bewegten Körper der Mänade vollständig zu ergänzen, hat sich als eine sehr schwierige erwiesen. An der linken Brust des Marmortorsos befindet sich eine kleine Stütze, die wahrscheinlich ein leicht abzubrechendes Stück, etwa einen Finger, zu halten hatte. Die meisten Wettbewerber haben diesen Hinweis beachtet. Professor Ernst Herter hat von ihm abgesehen und lässt die Mänade, deren Haupt ein Lorbeerkranz schmückt, auf einer langen, von beiden Händen lose auf dem Daumen gehaltenen Doppelflöte blasen. August Kraus, ein Meisterschüler Reinhold Begas, hat ihr Castagnetten in die Hände gegeben und nur ihren rechten Arm gehoben. Hans von Glümer gab ihr in der Linken eine Rose. Zu diesen drei preisgekrönten Arbeiten gesellen sich noch zwei, die ausser Wettbewerb gestanden haben: je eine von Schaper und von R. Begas, von denen diese eine grosse Verwandtschaft mit der seines Schülers Kraus zeigt, nur dass sie in der Haltung der Arme und des schönen Kopfes unter vollkommener Wahrung eines günstigen Gesammteindruckes schärfer motivirt ist. Als eine wirklich vollkommene Lösung der von Kaiser Wilhelm gestellten Aufgabe kann auch das Ergebniss dieses Wettbewerbes noch nicht betrachtet werden.



Im Frühling.

Zu dem vorstehenden Bilde von **L. Marold.**

[Nachdruck verboten.]

In tausend Tropfen thaut's vom Dach —
Das sind des Winters Sterbethränen,
Die Erde quillt, es quillt der Bach,
Als wollt' er seine Ufer dehnen.

Die Sonnenstrahlen schmeicheln lind
Und tasten zitternd, kosen, locken —
Im Busen fühlt manch' liebes Kind,
Es weiss nicht wie, das Pulsen stocken.

Urlebenskraft wirkt in der Brust
Und will sie schwellen, überschwemmen,
Doch schämig sucht in Leidenslust
Den heissen Strom man einzudämmen.

Umsonst! Die Fluth rauscht himmelan —
Lass Dich in Seligkeit betäuben.
Der Lenz, die Liebe bricht sich Bahn —
Was willst Du Dich dagegen sträuben?

H. von Stolzenberg.

Vor dem Curhause in Ostende.

Zu dem gleichnamigen Bilde von **C. H. Kuechler.**

[Nachdruck verboten.]

Nicht für Austern zu schwärmen, würde einen bedenklichen Mangel an Geschmack verrathen — um so mehr, als die flüssige Zugabe des edlen Muschelthieres Burgunder oder perlender Sect sind. Man kann Naturschwärmer ersten Ranges sein und sich besonders begeistern für das machtvolle Meer,

„wann tobenden Lärms es anbraust,"

aber die Möglichkeit, solche Naturschwärmerei bei Sect und Austern zu befriedigen, ist nicht zu verachten. Ostende ist daher der Ort, der alle männlichen und weiblichen Feinschmecker unwiderstehlich anzieht. Die Ostender Austern, hergeholt von den englischen Küsten, schmecken wegen ihrer geschickten Mästung ausgezeichnet und die Nordsee, die sich vor den wohlbesetzten Tischen des Cursaales ausdehnt, macht mit dem Geklatsch ihrer schweren Wellen eine wunderschöne Tafelmusik. Weniger Bewunderung verdienen die Crevettes, welche die originell gekleideten Pêcheuses aus den bei Ebbe im Strande zurückgebliebenen Wasserlachen mit bewundernswerther Fixigkeit herausnetzen. Und doch gelten die Crevettes für Delikatessen und die Pêcheuses machen treffliche Geschäfte.

Diese Gedanken mögen prosaisch sein, aber du lieber Himmel, das Dejeuniren, Diniren und Soupiren in einem Seebade ist von grösster Wichtigkeit, noch dazu in einem an der Nordsee, wo man ewigen Heisshunger hat, weil die Luft und das Baden den Körper bedeutend mehr angreifen als an der idyllischen, verhältnissmässig ruhigen Ostsee. Mit lyrischen Ergüssen über das Meer, das weite, unendliche, wird man den Magen nicht beruhigen und zudem sind Hymnen an das Erhabene schon in so unzähligen Varianten gesungen worden, dass man sich neue sparen kann.

Die Ostender haben als praktische Männer auf das Curhaus und dessen Bewirthschaftung den grössten Werth gelegt. Sie haben es zum beherrschenden Augenpunkt gemacht, dem jeder ohne Fremdenführer zusteuern kann. Auf der grossen Terrasse lässt sichs, bedient von weissbeschürzten Garçons, gut sein. Zu Füssen breitet sich der Strand aus, wimmelt es von Badekarren und geputzten Menschen, plantschen und graben die Kinder im Sande, leckt das gefrässige Meer unaufhaltsam den Boden ab.

Dort, am Ende der mit Balconen, offenen Aussichtsräumen und Giebeln reich versehenen, meist im Stil der flämischen Renaissance ausgeführten Prachtbauten, die sich längs der Digue, dem Scheidedamm zwischen Meer und Stadt, hinziehen, liegt das Eldorado, das colossale Oval in Glas und Eisen mit seinen beiden Zwiebelthürmen, luftig, leicht und doch monumental sich emporhebend. Seine Säle lassen sich durch Zurückschieben der trennenden Glaswände bequem zu einem einzigen grossen Raum vereinen, der gegen 10 000 Menschen aufnehmen kann.

Die Grazie schöner Frauen feiert bei den dort veranstalteten Festlichkeiten Triumphe. Der Aufenthalt in Ostende ist ja im Sommer für das lebenslustige internationale Publikum, das im Winter Tollheiten die Hülle und Fülle getrieben hat, ein bevorzugtes Mittel zur Gewinnung frischen Lebensmuthes und zur Anknüpfung neuer Beziehungen. Wer in den Bädern Europas zu Hause ist, wird gestehen müssen, dass die pikantesten Erscheinungen, die originellsten Toiletten, die feurigsten Blicke, das feinste Parfum vorzugsweise hier zu bewundern sind. Die leichten, farbenschillernden Schmetterlinge, denen es in den luxuriösen Restaurants der Pariser Boulevards zu heiss geworden ist, schweben über die Digue mit einer Verführungskunst dahin, dass selbst der ehrsamste Joseph ein gelindes Klopfen des Herzens verspürt. Oder sie ruhen so graziös auf den Stühlen beim Cursaal oder auf den Bänken der grossen, sich weit ins Meer reckenden Estacade, wie die Dannecker'sche Ariadne auf dem Panther.

Und erst unten auf dem Strande oder gar in der Salzfluth, in welche die Beautés sich durch die Badekarren eine Strecke weit hinein befördern lassen, um dann der Cabine in reichen Badecostümen gleich der Venus aus der Muschel lächelnd zu entsteigen. Welch' ein Raffinement die Najaden in diesen Badecostümen entwickeln! Und der Farbenreichthum! Man hat sich über die reizende Madame Cabarrus aufgehalten, die während der französischen Revolution in der lockeren und leichten antiken Tracht jugendschöner Griechinnen erschien; aber dass sie längst überholt ist, wird jeder zugestehen, der hier gebadet hat. Etliche hundert Francs für so ein phantastisches Badecostüm sammt Mantel will nicht viel heissen. Zuweilen tritt zur Badetoilette der in brennenden Farben leuchtende Sonnenschirm, denn der Teint muss nach Möglichkeit gegen die Strahlen der Himmelskönigin geschützt werden. Wie die schillernden Nixen sich von den Wellen umschmeicheln lassen! Silberhelles Lachen, Causerie, Vorstellung mitten im Wasser. Und nun wird der Badekarren wieder aufgesucht — aber dort die farbenreizende Meereskönigin hat die Nummer ihres Karren vergessen und mit der Grazie einer Balleteuse eilt sie hin und her, spähend und hülfesuchend. Böse Zungen behaupten, dass die Listige ihren Karren genau kennt und nur eine kleine Comödie spielt, um die Bewunderung der gaffenden Badefexe heraus zu fordern.

Man begreift die Anziehungskraft dieser reizvoll belebten Wasserfläche auf die Angehörigen des stärkeren Geschlechts, denen hier gleichfalls das Baden gestattet ist, selbtverständlich nur im Badecostüm, denn für Schwimmer ist „das Paradies" am königlichen Pavillon da. Der Name „Paradies" sagt genug und überhebt jeder weiteren Erklärung. Die Möglichkeit, dass Damen und Herren gemeinsam baden, ist am meisten charakteristisch für das Ostender Strandleben. Zimperliche Gemüther haben viel Wesens daraus gemacht, aber ohne Grund, denn die Geschichte ist nicht so schlimm, wie sie der Tugend in weiter Entfernung erscheint. Der schlagendste Beweis ist doch immer der, dass die Zugkraft von Ostende jährlich in erheblichem Maasse gewinnt und die Badegäste aus allen Himmelsstrichen, Russland, England, Italien, Deutschland, Amerika, herbeiströmen.

Auch der König der Belgier, der bekanntlich ein grosser Verehrer der Schönheit ist, schätzt Ostende im höchsten Maasse und zieht mit Vorliebe zu dieser Stätte verlockenden Badelebens hin. Dort am Ende der Digue steigt das „chalet du roi", die Sommerresidenz Sr. Majestät, empor. Eine prächtige Villa ist es, die am meisten nach Südwesten, auf Mariakerke, vorgeschoben, ungefähr die Grenze markirt, bis zu welcher promenirt wird. Darüber hinaus liegt der neue Damm, der mehr von der See zurückliegt und wie die Rue Royale zum Fort Wellington führt.

Die Digue ist bereits als Scheidewand zwischen Meer und Stadt bezeichnet worden. Sie ist ein gewaltiger Kunstbau, ein mächtiger Damm, zusammengefügt aus riesigen Steinblöcken, welche dem zur Fluthzeit andonnernden Meere ein Halt gebieten. Bei einer Breite von 18 Meter erhebt sich die Digue fast 8 Meter über dem Strand, und ihre Krone dient als Promenade, als Corsostrasse, als Lästerallee, als Wandelgang für Alle, die da gesehen werden wollen und selbst gern sehen. Erfrischende Luft streicht vom Meere herüber und giebt den Lungen kräftige Arbeit. Wer die anderthalb Kilometer dieser brillanten Strasse hin- und zurückgelegt hat, der wird befähigt sein, selbst das zäheste Beefsteak zu 2 Francs und hinterher noch ein Diner zu 8 Francs mit Behagen zu vertilgen.

Vielleicht noch schöner ist der Spaziergang auf der Estacade im Westen, die man durch einen im Jahre 1890 vorgenommenen Umbau bis auf 615 Meter verlängert hat. Mit dieser ganzen Länge reicht sie in das Meer hinaus, an ihrem Ende ein Leuchtfeuer tragend. Prächtig lässt sich hier auf den Bänken ruhen, die köstliche Seeluft einathmen und an der dem Hafen zugewandten Seite den Netzfischern und den aus- und einfahrenden Booten zuschauen. Auch die östliche Estacade hat, obwohl sie schmäler ist, ihre Reize, zumal von hier bequem das Paradies zu sehen ist.

Nur noch kurze Zeit und das Leben am Strande von Ostende schwillt zur Hochfluth an. Die verschiedensten Elemente aller Nationen werden sich an dieser bevorzugten Stelle der Nordsee wieder ein Stelldichein geben, die Beauté's und die Fischer werden ihre Netze werfen, die rauschenden Klänge der Curmusik werden über das Meer ziehen, beim Curhause wird sich wieder jenes entzückende, fesselnde, immer lebendige und wechselvolle Bild bieten, wie es der Künstler treffend geschildert. Und das Meer, das grosse und gewaltige, das in ewiger Schönheit daliegt, bald heiter lächelnd, bald zürnend und in erschütterndem Donner redend, wird einen Theil der Kraft allen Denen spenden, die im nervösen Hasten und Treiben der Weltstädte fast schachmatt geworden sind. *Georg Buss.*



[Nachdruck verboten.]

Ein Gotteshauch von Himmelshöh'n
Durchweht die nachtgebannte Welt,
Die Sonne siegt und glanzerhellt
Prangt rings die Erde maienschön.
Droben, ein heil'ger Stern,
Steht die Geweihte,
Gebenedeite,
Neben dem Throne des Herrn.
Maria, bitt' für uns!

Ein Liebeshauch durchbraust das All
Aus gottesgleicher Menschenbrust.
Mit Kreuzespein und Opferlust
Erkauft er uns vom Sündenfall.
Gottsohn in Himmelshuld,
Mit Deinem Herzen,
Mit Deinen Schmerzen
Lösche Du unsere Schuld!
Christe Eleison!

Es rauscht im Thal wie Harfenton,
Es duftet, blüht und glüht und strahlt:
„All' eure Sünde sei bezahlt
Um diesen meinen lieben Sohn!"
Jehovah, Zebaoth!
Du, den da droben
Cherubim loben,
Du bist ein gnädiger Gott!
Kyrie Eleison!

Heinrich Bäcker.

Hugo Vogel. Mai-Messe in St. Gudule in Brüssel.



O. Marcus. Seerosen.



R. Warthmüller. Frühlingsblumen.

Momentbilder aus der Marine.

Von **F. Freiherr von Dincklage.**

[Nachdruck verboten.]

Landgang der Cadetten auf Madeira.
Passiren der Linie.

Der Anker ist gefallen — auf der Rhede von Funchal liegt die „Stahl“. In der Biscaja hat sie einen schweren Sturm überstanden. Jetzt sind die Feuer ausgemacht und ruhig schwojet das Schiff auf dem Strom.

In den Raaen und auf Deck — überall regen sich die Hände, die Segel hafengemäss festzumachen, alles gehörig vierkant zu toppen und zu brassen, die Toilette des Schiffes zu vollenden. Boote werden zu Wasser gefiert, Backspieren ausgebracht, und nun trennt sich eine weisse Wolke vom Bord des Schiffes und schiebt sich in dichten Ringen rasch über die tiefblaue, leichtgekräuselte See. In mächtigem Basstone entbietet das deutsche Schiff der portugiesischen Flagge da oben auf den Forts — auf dem Loo-Rock, seinen Gruss. — Mit wunderbarem Schauer aber erfüllt sich die Seele alle der jungen Seeleute, die strahlenden Auges hinüber blicken nach der schroff aus dem Meere emporsteigenden herrlichen Felseninsel mit ihren gewaltigen zackigen Bergen, hinaufragend bis in die Wolken, — Madeira!

„Morgen — morgen Landgang“ — so flüstern sie sich zu, die Cadetten da oben auf den Raaen, „morgen Landgang!“

Noch fehlt der „Stahl“ die verlorene Kreuzbramstenge — die Zimmerarbeit muss den Aufenthalt auf der Rhede immerhin verzögern. — Herrliche Landaussichten also!

Man sagt dem Seemann und vor Allem dem Marine-Officier mit Recht nach, dass er einen weiten Blick habe, das heisst, kleinlicher Weltanschauung und aller Pedanterie abhold sei. Den freien Blick aber verdankt er wohl nicht zum Mindesten der glücklichen Gelegenheit, die Welt auch in ihrem äusseren Umfange kennen, die inneren Verhältnisse auch ausserhalb der heimischen Scholle beurtheilen zu lernen. Schon der jüngsten Cadetten-Crew wird durch die Commandanten die möglichst umfassende Gelegenheit geboten, bei Zeiten mit der Blickserweiterung zu beginnen, Land und Leute mit Augen, Ohren und — Verstand zu ergründen, wo immer der Anker auf einer Rhede oder an einer Küste Boden fasst. — — —

Ein herrlicher Herbstabend nach warmem klaren Tage! Durch die schmalen Strassen von Funchal schlendern gruppenweise die deutschen Cadetten. Sie haben ‚über die Toppen geflaggt‘, d. h. sich so schön gemacht, wie nur irgend möglich. — Tip — Top. — Seit Plymouth wurden zum ersten Male die hübsche Jacke, die weissen Hosen, der glänzende Dolch wieder angelegt, und keck sitzt die weisse Mütze über den sonnenverbrannten jungen Gesichtern. Sie schauen hinauf nach den zerstreut liegenden Häusern und Villen, blicken hinein in die üppigen Gärten, die sich daneben ausbreiten. Zum ersten Male tritt der wunderbare Reiz südlicher Vegetation ihnen entgegen in herrlichen Palmen, Bananen und Olivenbäumen und in der Fülle reifender Orangen.

Noch sind die grünen Jalousieen der Häuser geschlossen, aber nach und nach öffnen sich die Räume der erquickenden, gesunden Abendluft und dunkle Frauenaugen blicken freundlich hinab auf die blonden, deutschen, schmucken Jünglinge.

Und weiter steigen sie die steile Strasse hinan. Wild wuchernde Rosen und Levkojen hängen von den Gartenmauern herab und verbreiten balsamischen Duft. Doch die Aufmerksamkeit richtet sich jetzt auf eine Sänfte, von zwei Männern getragen, ganz in weiss gekleidet, die prächtigen dunkeln Köpfe mit Panamahüten bedeckt. Eine noch junge, liebliche Dame neigt ihnen mit halbem Grusse, fast vertraulich, das blonde Haupt daraus zu, als wolle sie sagen: „Wir sind ja Landsleute.“ Die rothen Flecken auf ihren Wangen erzählen aber, dass auch sie zu den vielen Europäerinnen gehört, die hier mit letztem Hoffen nach Genesung suchen.

Auf der Promenade im oberen Theile der Stadt, der Almeida, finden sie sich wieder zusammen, die zerstreuten Cadettengruppen, — die ganze Freiwache — denn im Musiktempel spielt die portugiesische Militair-Capelle und von Minute zu Minute mehrt sich das horchende, promenirende Publikum, viele Europäer darunter. — Auch hierher lassen sich Damen in Sänften tragen. Alles freut sich der Abendkühle. Alle Trachten der Welt, so weit sie kühl und hell sind, findet man vertreten, dazwischen die deutschen Seeofficiere, — auch der Officier von der Marine-Infanterie, der Marineprediger, der Zahlmeister und der Arzt — die Badegäste fehlen niemals beim Landgange — und die Seecadetten und Cadetten. Sie machen offenbar ihren Vorgesetzten bei den Schönen den Rang streitig — keine — weder Ausländerin noch Insulanerin geht vorüber, ohne sich nach ihnen umzublicken. Manche hebt den Schleier, um den hübschen Jungen einen Blick in ihre Züge zu gewähren, oder verliert gelegentlich den Fächer, auf ritterlichen Dienst zählend. „Ja, auch auf Madeira wissen die Frauen, ob sie schön sind“ schrieb Hans noch spät in der Nacht in sein Tagebuch. „Sie sind wirklich schön, die Südländerinnen, zu schön! Ach, Elvira!“ Im nächsten Briefe an seine Mutter lässt er in diesem Ausruf das Erwachen eines liebenden Herzens erkennen.

Am folgenden Tage grosse Expedition in das Innere. Schon früh 6 Uhr setzt die Barkasse von Bord und fährt dem auf einer lang sich vorstreckenden Landzunge liegenden Fort Loo-Rock zu, demselben Fort, von welchem aus die deutsche Flagge durch portugiesische Geschütze salutirt wurde. Dort ist die einzige Landungsstelle für Schiffsboote, während ein Ausschiffen, des seichten Wassers am Strande wegen, übrigens nur durch die flachen Boote der Insulaner erfolgen kann. Der Landzunge folgend und durch die engen Strassen hinansteigend, erreichen die deutschen Seeleute den Platz an der Kirche „Unserer lieben Frau“, den herrlichsten Punkt der Stadt, mit wunderbarer Rundsicht über Funchal und das blaue Meer. Doch nicht lange dürfen sie sich der Betrachtung hingeben. Es ist 7 Uhr, als 8 Officiere und 28 Cadetten die bereitgehaltenen, hier üblichen Ochsenschlitten oder die Pferde und Maulthiere besteigen. Dann setzt sich die Cavalcade in Bewegung. Alle Fenster öffnen sich beim Nahen des sonderbaren, lustigen Zuges, freundliche Winke werden überall ausgetauscht. „Annita!“ tönt es gedämpft von einem Pony hinüber, einer Schönen zu, die über eine Gartenmauer blickt. Aller Blicke wenden sich dahin, aber schon ist der reizende dunkle Kopf verschwunden. „O, sie sind auch coquet, die Südländerinnen mit den tiefschwarzen, glänzenden Augen, dem dunklen Teint, dem üppig wallenden schwarzen Haar, den schneeweissen Zähnen — O! — —“ schreibt Hans an diesem Abend.

An Bergschluchten und Klüften vorüber, dann wieder hoch auf dem Kamm des Gebirges dringt die Cavalcade immer weiter vor in das Gebirge. Jetzt eröffnet sich ein wunderbarer Rundblick über die Thäler tief unten, über die grünen Matten und Maisfelder am Fusse der Berge, über das liebliche Funchal, zwischen Fluren und Gärten halb versteckt, und dahinter das weite, endlose blaue Meer!

Deutlich sind die Schiffe auf der Rhede erkennbar, die „Stahl“ trägt bereits die neue Kreuz-Bramstenge. — Und wunderbar wohlthuende Temperatur herrscht da oben. Aber weiter geht's, hinab zum Rio frio. Die Reiter eilen dem Thale so lebhaft zu, dass die Pferdehalter — Carrieros — kaum mitkommen können und sich, an die Pferdeschweife geklammert, ziehen lassen. Welch wunderbar erfrischende Luft, hier im schattenreichen Thale, unter mächtigen Bäumen — am plätschernden, über Felsen stürzenden Rio! An diesem herrlichen Punkte aber welche unerwartete Ueberraschung! Auf des Commandanten Befehl ist hier durch einen vorausgesandten Commissionär ein Frühstück vorbereitet, „eines Fürsten würdig“, schreibt Hans Abends in sein Tagebuch. „Ueber einen Bergriss, von rauschend hinabströmendem Bache durchströmt, führt eine steinerne Brücke, deren breite Geländer, mit weissen Tüchern bedeckt, als Büffettisch dienen. Mit den herrlichsten Dingen wird die Tafel bedeckt. Schinken, Wurst, Butter Brot, Puddings, Bananen, Feigen. Und der köstliche Madeira, die herrliche Apfelsinenbowle!“ Und wie sie Augen und Magen zu gleicher Zeit zu laben versteht, die muntere Schaar, die sich rings gelagert hat, gruppirt zwischen den von den Felsen herabhängenden Ranken und Schlinggewächsen. Nimmer aber endet der Zuzug zu der wunderbaren Brücke — o, so ein Cadettenmagen leistet Unglaubliches! Schon sinkt die Sonne, als der Zug sich hinabbewegt zum Strande. Zuerst zu Ross und Maulthier. Von der Höhe ab aber wird die Fahrt auf Handschlitten unternommen. Pfeilschnell, von den eingeborenen Führern gelenkt, rutschen die leichten Fahrzeuge über die spiegelglatten kleinen Kiesel der Strasse hinab in rasender Fahrt. Und wenn der Rauch aus den hölzernen Kufen aufsteigt, dann lässt der Lenker sie, ohne den Lauf zu hemmen, über eine bereitgehaltene Speckschwarte laufen. Weiter — im Fluge — und zurück zur Chiesa. Das war ein herrlicher Tag — ein schöner Abend folgt auf der Almeida. — — — Elvira? — — —

In blauer Ferne schwand die Felseninsel. Hans blickte noch ein paar Stunden verstohlen zurück. — ‚Elvira‘ kommt es ganz leise von seinen Lippen und der Name klingt ihm gar wohlthuend — dann ist auch das überstanden. — Der Seemann darf nicht an jeder Küste hangen bleiben mit so einem Stückchen Herzen. Wenn aber auch die Herzensgluth bald erkaltet — das Thermometer an Bord zeigt täglich höhere Grade. Immer näher rücken die Grenzen zwischen nördlicher und südlicher Halbkugel des Erdenplaneten.

Schon am Tage, ehe das Schiff die Linie passirt, melden von aussenbords mächtig gezogene Töne des Muschelhorns das Nahen von irgend etwas Absonderlichem. Den dumpfen Ruf ‚Schiff ahoi!‘ beantwortet der erste Officier von der Commandobrücke aus und bekleidet sich dann mit Schärpe und Hut, wie zu grosser Feier. Sechs Fallreepsposten (den Commandanten empfangen nur vier) werden aufgestellt. Dann wird das Fallreep geöffnet, man vernimmt ein Plätschern im Wasser — der Oberbootsmann pfeift einen langen Triller mit Schnapper und ‚Triton‘ erscheint in der Fallreepspforte. Die Mannschaft macht „Ah!“ — der erste Officier verbeugt sich tief und frägt nach den Wünschen seiner ‚göttlichen Hoheit‘.

„Ich komme im Auftrage des überallermächtigsten und nicht immer allergnädigsten Meergottes Neptun und melde, dass Ueberallerhöchstdieselben morgen Nachmittag an der Besatzung dieses Schiffes die Linientaufe vollführen werden.“

Die Cadetten und übrigen noch heidnischen Mannschaften, die die Scene natürlich in dichtem Kreise umstehen, werden von einem Schauer befallen in Erwartung der kommenden Dinge.

‚Triton‘ wird in die Officiermesse, dann in die Deckofficiermesse und endlich in die Cadettenmesse geführt und nachdem er überall mehrere Gläser Bowle oder Grog getrunken — wählerisch ist ‚Triton‘ darin nicht — wird er mit denselben Ehren fortcomplimentirt, mit denen er empfangen wurde.

Alle stürzen an die Railing. Man hört plätschern und eine brennende Theertonne bleibt im Kielwasser zurück. „Die brennt, bis er wieder unten ist bei seinem commandirenden Admiral“, erklärt der Oberbootsmann. — —

Zum Empfange des überallermächtigsten Meergottes ist am folgenden Nachmittage allerschlechteste Garnitur Arbeitsanzug befohlen — das ist Bordetiquette. Die Cadetten erscheinen — an Bord nichts Aussergewöhnliches — ohne Strümpfe, ohne Unterzeug. Auf dem Steuerbord-Achterdeck ist der grosse Scheuerprahm — ein flaches Boot — aufgestellt und bis oben mit Seewasser gefüllt. Ein Vorhang schliesst diesen Theil des Achterdecks ab.

Auf der Commandobrücke sind alle Officiere versammelt, die Wanten sind mit Maaten, Matrosen und Cadetten gefüllt. Alles wartet kommender Dinge.

Da erscheint, vom Vordeck kommend, ein wahrhaft grotesker Zug. Vorauf Musik — in Unterhosen mit angestrichenen Gesichtern und spitzen Filzhüten. Sie spielt den Aequatormarsch. Dann zehn Neger — schrecklich bemalt, denen der Actuar des Meergottes in weissem, mit Schildkröten und Schlangen bemaltem Gewande folgt. Er hat eine dunkelroth gefärbte enorme Nase. Neben ihm der Geistliche im Talar, der ‚ein Buch Neptuns an die Seefahrer‘ unter dem Arme trägt. Diesem folgt der Figaro seiner unterseeischen Majestät in carirtem Gigerlanzuge mit 3/4 Meter langem Rasirmesser, eben so langem Kamme. Eine Pütze schäumenden Seifwassers mit riesigem Anstreichpinsel vervollständigt seine Ausrüstung.

Von vier Indianern — dunkelbraun gemalt und nur mit Schwimmhosen — gezogen, erscheint nun der Wagen des Meergottes, überdeckt und behangen mit den Flaggen aller seefahrenden Nationen. Der fahrende Thron birgt eine entsetzliche Rasselmaschine und ist künstlich aus aufgerollten Hängematten, einem Divan ähnlich, zusammengesetzt. Oben, mit Seetangbart und Seegrashaar — auf dem Haupte die Muschelkrone mit doppeltem Delphin, im weissen, phantastisch mit allerhand Seethieren bemalten Gewande, goldumgürtet, den goldenen Dreizack in der Rechten — Gott Neptun selbst. Zu seinen Füssen Triton. Es folgen Neger.

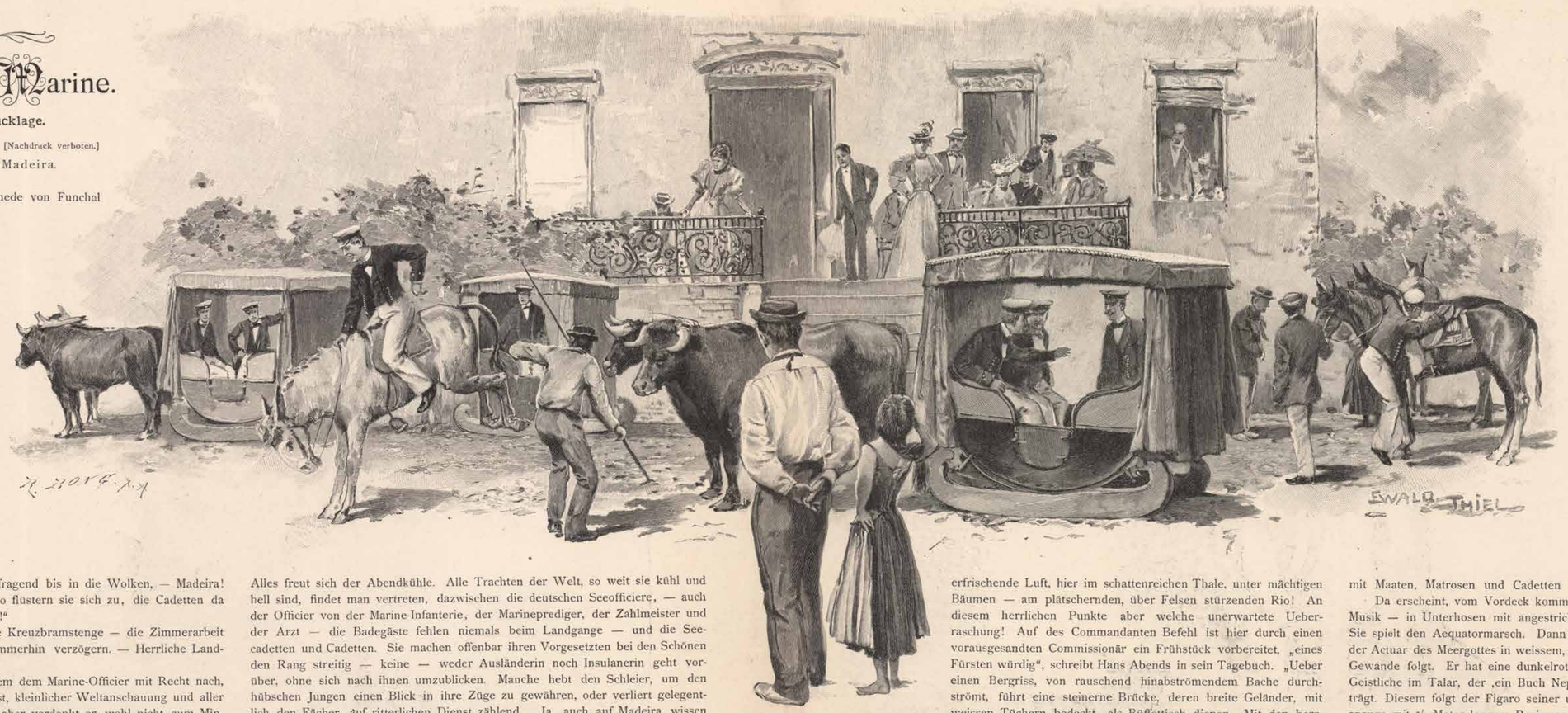
Vor der Commandobrücke hält der Zug. Auf des Meergottes Befehl lösen seine Neger Wachen und Ruder ab. Dann erfolgt eine Ansprache in Versen, an alle Officiere einzeln, an die Cadetten, Maate und Matrosen.

Der Actuar tritt vor und bedroht die mit der strengen Strafe der „Wiedertaufe“, die sich der feierlichen Handlung zu entziehen suchen. Er verliest eine Liste sämmtlicher Täuflinge. Auch der Barbier hält eine Ansprache im Figarotone mit enormem Wortschwall.

Alles lacht — der Meergott überträgt seinen Bediensteten die heilige Handlung und rasselt davon.

Um den Prahm aber haben sich die Neger aufgestellt und der Actuar ertheilt dem Barbier den Befehl, seines Taufamtes zu walten.

Auf ein Brett, quer über den Prahm gelegt, setzt sich zuerst der Marine-Geistliche. Er wird eingeseift, rasirt. Plötzlich ziehen die Neger das Brett fort und er fällt über Kopf in das Wasser. Dann folgt der Doctor, die Cadetten und zuletzt die Mannschaften. Die Neger holen die Drückeberger, die wiedergetauft, d. h. beinahe ersäuft werden. Alle bekommen dann noch eine Nachtaufe vom ersten Officier, der den Feuerspritzenschlauch von der Commandobrücke herab spielen lässt. Zufällig trifft der Strahl auch die Officiere, diese revanchiren sich mit wassergefüllten Pützen. Auch da unten beginnt lebhaft der Wasserkampf, das Deck schwimmt und — endlich zieht sich Alles see'envergnügt um. In der Cadettenmesse bleibt's aber gar lebhaft bei der Taufbowle, bis — das ‚Pfeifen und Lunten aus‘ des wachthabenden Bootsmannes auch dieser Freude, die zu den schönsten eines jeden wackeren Seemannes gehört, ein Ziel setzt.



E. Thiel. Die Cadetten auf Madeira. Besteigen der Ochsenschlitten und Maulthiere.

Der wächserne Gemahl.

Beinahe ein Märchen.

Von **Ludwig von Romocki.**

[Nachdruck verboten.]

Da, wo in den Fluthen der Wolga lustig der Stör sich tummelt, unweit des caviarberühmten Astrachan, ragte ein altes Schloss mit seinen vier Eckthürmen kühn in die Lüfte, dem Wanderer Achtung und Ehrfurcht gebietend. Auf diesem stolzen Grafenschlosse nun lebte einmal, — freilich lang, lang ist's her, zu der Zeit, als mein Ahndl, von dem ich die Geschichte habe, noch ein zwanzigjähriger Jüngling war, — eine stolze Erbin, Comtess Wjera Alexandrowna Ostajewska. Mehrere Millionen Ducaten Mitgift, — nach Rubeln rechnete man damals noch nicht, die Zeiten waren eben besser, — dazu schlank, dunkelhaarig und dunkeläugig, eine feurige Schönheit, — es klingt wirklich etwas märchenhaft.

War es da ein Wunder, wenn die edelsten Cavaliere von Nah und Fern sich um ihre Gunst bemühten, wenn der weite Hof des alten Schlosses nicht leer wurde von den schneidigen Troika's und eleganten Viergespannen, und dass, wenn der Schnee die weisse Decke über die schlummernden Steppen und den erstarrten Strom ausgebreitet, jeden Abend Schellengeläut und Peitschenknallen das Nahen ungeduldiger Gäste verkündete. Da gab es Feste, dass die ehrwürdigen Schlossmauern erzitterten und die Ahnen, welche in goldenen Rahmen die Wände der Säle zierten, missbilligende Blicke warfen auf die tanzende Jugend, die ihnen selbst des Nachts keine Ruhe liess. Tausend Kerzen erleuchteten die stolzen Räume und die Zigeunercapelle spielte ihre wunderbaren Weisen, dass die Füsse von selbst sich hoben und die Mazurka oft bis zum späten Morgen dauerte. Und gegessen und getrunken wurde, wie wir, degenerirten Schwächlinge, es leider nicht mehr verstehen! Der gastliche Wirth, der Adelsmarschall, ging selbst mit bestem Beispiel voran. Sein Alter, seine Würde und der Schmerbauch verwehrten ihm den Tanz, er entschädigte sich an Speise und Wein. Konnte er nicht mehr essen, dann trank er, und konnte er nicht mehr trinken, dann ass er wieder und blieb nie unthätig. Sonst hatte er für nichts in der Welt Augen, als für seine Tochter Wjera und für sein Meissner Porzellan — er war in seinen jüngeren Jahren Gesandtschafts-Attaché am Dresdner Hof gewesen. Im Allgemeinen war ihm ja seine Tochter lieber als das Porzellan, doch machte ein gewisses Meissner Service, ein Geschenk des Zaren selbst, der holden Jungfrau im Herzen ihres Erzeugers den Rang streitig.

Zwanzig Jahre lang hatte der Adelsmarschall seinen kaiserlichen Herrn auf dessen alljährlicher Reise nach dem Süden des Reiches immer mit derselben Ansprache begrüsst: „Majestät, wir unterthänigst versammelter Adel von Astrachan“ . . . . . hier hatte ihm ebenso regelmässig der hohe Herr das Wort abgeschnitten. Weniger für diese rednerische Leistung als für seine treue Anhänglichkeit hatte der Monarch seinem bewährten Diener das erwähnte Service geschenkt, auf welchem die Wappen der Kaiserlich-Romanowschen und der Gräflich-Ostajewskischen Familie, letztere entsprechend kleiner, künstlerisch gemalt waren.

Diese Teller, auf die der Graf stolzer war, wie Demosthenes auf seinen Kranz, wurden natürlich nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten, als wie Wjera's oder des Grafen selbst Geburtstag, — seine Frau hatte er längst zu Tode gelangweilt —, aus dem eichenen Schrank hervorgeholt. Aber ja vorsichtig! Sonst konnte



E. Thiel. Die Cadetten auf der Rutschbahn in Madeira.

der harmlose alte Herr in wilden Jähzorn gerathen. Nur flüsternd wagten sich die Diener zu erzählen, wie der greise Iwan, der das Unglück gehabt hatte, von einem Salzgefäss den Henkel abzubrechen, trotz seiner fünfzigjährigen treuen Dienste auf ein entferntes Gut verbannt worden war und nie mehr seinem Herrn hatte vor die Augen treten dürfen, so dass er aus Gram nach wenigen Monaten überhaupt den irdischen Dienst quittirte.

Doch heute war Wjera's Geburtstag.

Das Souper ging zu Ende. Nach den riesigen Wildbraten und saftigen Hirschkeulen reichten die servirenden Heiducken Meloneneis herum, des immer nach Neuem strebenden Kochs neueste Erfindung. Zwar war das Eis etwas versalzen, da der Koch in die Kammerzofe Wjera's unglücklich verliebt war, dafür wurde es aber auf den historischen Tellern genossen.

Comtess Wjera, etwas erhitzt von dem feurigen Tokayer, berauschte sich vollends an den Liebes-Worten und Blicken ihres Tischnachbarn, des schönen Wladimir von Niekutow. Er war so blond, wie sie schwarz war und ungleich und ungleich gesellt sich gern in der Liebe, das galt schon vor Mantegazza. Auch wusste Herr Wladimir Chopin zu spielen, wie kein zweiter, und tanzte die Mazurka zum Entzücken. Daher kicherte der Liebesgott, der auf des jungen Mannes blondem Schnurrbart neckisch balancirte, schon ganz vergnügt, als er plötzlich durch ein leises aber unheimliches Klirren fortgescheucht wurde. Was war geschehen?

Die Fürstin Malamanzow, die den Ehrenplatz an der Tafel einnahm, hatte das Zeichen zum Aufstehen gegeben, und etwas unwillig über die unerwünschte Unterbrechung in dem interessanten Zwiegespräch hatte Comtess Wjera ihren Teller unsanft zur Seite geschoben gegen den ihres Nachbarn, da klirrte der Romanow-Ostajewskische, empört über die rohe Behandlung, ... er hatte einen Riss bekommen.

Die Liebenden sahen sich erschrocken an. Noch hatte der Graf, vorläufig damit beschäftigt, die fette Hand der dicken Durchlaucht abzuküssen, nichts bemerkt. Da galt es handeln.

Mit raschem Griff packte Herr Wladimir den Teller und schob ihn blitzschnell zwischen die Falten seines schnurbesetzten Leibrocks. Diese heroische Aufopferung hätte wohl wenig genützt, denn wenn der Adelsmarschall, wie immer, gleich nach dem Souper die Häupter seiner Lieben nachzählte, musste er das Fehlen eines von seinen Meissner Lieblingen ebensogut bemerken wie eine Beschädigung, — das Verhängniss wollte es aber, dass Herr Wladimir durch seine That die Katastrophe noch beschleunigte. Denn als er, mit Wjera am Arm, dem Hausherrn, welcher an der Schwelle des Saales den Dank seiner Gäste entgegennahm, die übliche Verbeugung machte, da glitt der Holden Elfenfüsschen etwas aus, ihrem Cavalier gelang es zwar sie vor dem Falle zu bewahren, aber diesen Moment hatte sich der tückische Teller ausersehen, um aus den Falten des Gewandes heraus vor die Füsse seines Gebieters zu rollen.

Die Scene, die nun folgte, den weiteren Verlauf des Liebesdramas zu beschreiben, wollen mir die geneigten Leser erlassen, es ist dies eine andere „Geschichte vom zerbrochenen Teller", — genug, die Sache nahm doch schliesslich ein gutes Ende und, was die Hauptsache ist, die Liebenden „kriegten sich". — Ja, es war sogar zu befürchten, dass sie sich bald „über"kriegten, denn schon im Honigmonat ereignete es sich, dass Frau Wjera bei Tisch in Folge eines kleinen Wortwechsels in Gegenwart zahlreicher Gäste ihrem Ehegesponst das Salzgefäss an den Kopf warf, jenes fluchbeladene Stück der berühmten Garnitur. Das konnte der alte Graf nicht mehr mit ansehen, er legte sich hin und starb.

Auch sein Töchterlein ereilte die Nemesis und zwar in der Person des geliebten Ehegatten. Denn sie liebte ihn heiss, freilich auf ihre Art.

Gerade in diesem Jahre waren die Melonen sehr gut gerathen und Herr Wladimir that sich daran gütlich. Doch als er eines Morgens das Dutzend voll gegessen hatte, schwoll sein Leib an, wie ein Luftballon, und drohte zu platzen. Leider war kein Arzt zur Stelle. Dass nämlich Zeiten kommen würden, wo selbst in dem kleinsten Marktflecken sich gleich zwei Doctoren um jeden Kranken reissen, ahnten damals selbst die klügsten Leute nicht, und man war manchmal froh, wenn man in der Verlegenheit eines Thierarztes habhaft werden konnte. Einen solchen schleppte der Haushofmeister herbei, denn ehe der Menschendoctor aus Astrachan käme, könne es ja zu spät werden.

Nun hatte unser Thierarzt bei Thieren oft einen ähnlichen, wie den jetzt vorliegenden Fall gehabt. Ochsen nämlich, wenn sie zuviel jungen Klee gegessen haben, blähen sie bekanntlich dermaassen auf, dass um sie zu retten, oft nichts anderes übrig bleibt, als ihnen an einer geeigneten Stelle vermittelst eines scharfen Instruments den Leib aufzuschlitzen.

Dieselbe Methode hätte der Dorfchirurg gern auch bei dem gnädigen Herrn versucht, aber Frau Wjera widersetzte sich, was zweifelsohne das Leben des Kranken um etliche Stunden verlängerte, indessen seine Gattin in den Augen der Dienerschaft zeitlebens mit dem Vorwurf der Herzlosigkeit belastete. Denn, meinte die Haushälterin, so mancher Ochse lebt nach einer solchen Operation noch Jahre lang.

Heisse Thränen weinte die Wittwe dem Abgeschiedenen nach. Ihre grossen, dunklen Augen schienen allen Glanz verloren zu haben, und nicht mehr glichen sie jenen schwarzen Diamanten, wie das ständige Compliment ihrer Anbeter gelautet hatte.

Erst als ihre Kammerzofe sie unterthänigst darauf aufmerksam machte, die rothen Augenlider ständen der gnädigen Frau garnicht gut, hielt es diese für gerathen, mit den heissen Zähren etwas sparsamer umzugehn. Aber der Kummer nagte an ihrem Herzen, wie die Reblaus an dem blühenden Weinstock. Stundenlang konnte sie vor dem Miniaturbild ihres Mannes dasitzen, regungslos, das Standbild der Verzweiflung.

Da brachten eines Tages vier Lastträger im Auftrage ihres nächsten Nachbarn, des Herrn Sergius von Ropuchin, eine ziemlich umfangreiche Kiste in das Schloss. Ein rosa Briefchen war dabei, nach Patchouli duftend. Beinahe hätte Frau Wjera beides uneröffnet gelassen, aber die weibliche Neugierde war doch stärker. Und kaum hatte sie das Brieflein gelesen, als sie auch schleunigst, aber sehr vorsichtig, die Kiste zu öffnen befahl. Und siehe da, als man die Umhüllung von Stroh und Seidenpapier beseitigt, da leuchteten ihr die männlichen Züge des Verstorbenen, kunstvoll aus Wachs geformt, entgegen.

Sergius Pawlowitsch hatte seine Jugendjahre in Paris in der Gesellschaft von Cocotten und Künstlern zugebracht, — die ersteren stelle ich voran, weil auch Herr Sergius sie bevorzugte, — und er war im fünfundzwanzigsten Lebensjahre bereits kahl an Kopf und Vermögen, aber dafür mit allerlei nützlichen Talenten, die er sich in den Boudoirs und Ateliers angeeignet, nach Hause zurückgekehrt, — etwas Maler, etwas Bildhauer, ein verpfuschtes Genie, aber ein durchaus charmanter Mann.

Nun schickte er der trauernden Nacharin das lebensgrosse Standbild desjenigen, den sie nicht vergessen konnte. In Silber oder Gold hätte er es am liebsten ausgeführt, also hiess es in der Epistel, aber die Juden von Astrachan wären allzu hartherzig.

Nun, das konnte sie ja selbst später thun lassen, dachte die über diese Aufmerksamkeit Hocherfreute, und wären nicht erst drei Monate seit dem traurigen Ereigniss verflossen und hätte Herr Sergius mehr Haare gehabt, wer weiss, was jetzt bereits geschehen wäre! Vorläufig liess sie das Standbild in ihrem Schlafzimmer aufstellen, neben der Statuette der Mutter Gottes, was die fromme Haushälterin im Stillen als frevelhafte Ketzerei zu bezeichnen wagte. Aber sie behielt ihre Meinung für sich, und das war auch entschieden schlauer.

Dass der Verewigte zum Sprechen ähnlich sei, liess sich nicht gerade behaupten. Die Nase war etwas schief gerathen, und trotz aller Vorsicht war bei dem Transport der lange Schnurrbart auf der einen Seite etwas kürzer geworden, indessen im Profil nahm sich das Meisterwerk garnicht so übel aus. Besonders der geschnürte Leibrock, wie ihn Herr Wladimir am liebsten getragen, war sehr realistisch ausgeführt. Und dann stand wenigstens deutlich darunter, wer der mit solcher Kunst Dargestellte sei.

Lange Stunden verbrachte nunmehr die junge Wittib auf den Knieen vor der Bildsäule, zur grossen Unzufriedenheit ihres Pfarrherrn.

Indessen die Zeit ist ein mächtiger Herr.

Allmählich nahm die Verzweiflung der schönen Frau mildere Formen an. Die Betrübungen der „trostlosen" Wittwe wurden immer kürzer, die Mutter Gottes im Schlafzimmer rückte allmählich wieder in den Vordergrund, während Herr Wladimir Zoll für Zoll hinter der Portière entschwand.

Und die bösen Zungen erfahrener Frauen, die da gleich behauptet hatten, der wächserne Gemahl im Schlafzimmer würde dem jungen schönen Weibe einen lebenden nicht ersetzen, sollten recht haben. Im holden Monat Mai, wo auch an der Wolga die Knospen springen, hielt Gott Amor in das Herz Wjera's zum zweiten Mal siegreichen Einzug. — Herr Sergius, der Schwerenöther, hatte es der jungen Wittwe mit aller Macht angethan.



Aquarellfacsimileholzschnitt von Rich. Bong in Berlin W.

C. H. Kuechler: Vor dem Curhause in Ostende.

Haare hatte er zwar nicht, aber das kleidete ihn nach Frau Wjera's nunmehriger Ansicht gerade gut, er sah distinguirt aus, — Haare hatte ja jeder dumme Bauernbengel in Hülle und Fülle —, und Keiner verstand es so, durch zarte Aufmerksamkeiten zum Herzen der Verlassenen zu sprechen, wie der gewandte Boulevardier. Auch spielte er zwar Chopin mit weniger Gefühl als ihr erster Gemahl, desto lustiger klang dafür Offenbach, und wenn er auch die Nationaltänze etwas verlernt hatte, so hatte er einen ganz neuen Tanz aus Paris mitgebracht, den er von Nini Patte en l'air im Moulin Rouge gelernt. Diesen Tanz fanden die Einen entzückend, die Andern abscheulich, — und sein Name war Cancan.

Noch im Verlaufe des Sommers wurde die Verlobung gefeiert, während gleichzeitig der wächserne Gast, der schon früher aus dem Schlafzimmer nach dem Esszimmer verpflanzt worden war, jetzt nochmals das Quartier wechseln und nach der Rumpelkammer wandern musste. Bei dieser unverschuldeten Strafversetzung verlor er noch durch die Schuld Sonja's, der Kammerzofe, die kühngebogene Adlernase.

Von einem goldenen oder silbernen Ersatzmann des Wächsernen war nicht die Rede, — todt war der alte Herr, der neue sollte leben!

Im Spätherbst, wo die Abende länger werden und es sich so traurig allein, so traut zu Zweien am Kamin sitzt, wenn das dürre Fichtenholz flackert und knallt, draussen aber die ersten Schneeflocken fallen und die Wölfe zu heulen beginnen, dass einem die Gänsehaut überläuft, da gab es auf dem Schlosse Hochzeit.

Wieder brannten die Kerzen im hellen und doch milden Lichte, wie es keiner von all' den neuen Lichtkörpern erzeugt, wieder blickten die Ahnen von den dunklen Portraits stirnrunzelnd auf die tanzenden Gäste, am grimmigsten der rothbärtige Kosakenhetman in der Ecke rechts, einst des falschen Dimitri Günstling, — ein so grossmächtiger Herr er auch einst gewesen, nun musste er es sich gefallen lassen, dass ein bartloser Lieutenant, auf ihn hindeutend, zu seiner Tänzerin äusserte: „Ach, schielender Krebs oben, was, Gnädigste, kolossaler Witz?"

Na, wehe dir, Lieutenant'chen, wenn du am Tage des jüngsten Gerichts dem Alten vor die mächtigen Fäuste kommst!

Wie früher, so auch heute, war wieder Frau Wjera diejenige, welche am ausgelassensten, mit Leib und Seele, dem langentbehrten, himmlischen Vergnügen des Tanzes sich hingab. Ihre Augen blitzten wieder wie schwarze Brillanten, wie zwei Perlenreihen die spitzigen Zähnchen. Zwei Nächte wurde bereits getanzt, dazwischen zwei Tage geschmaust, da am dritten, es war kurz vor Mitternacht, man hatte eben nach dem Souper zu tanzen begonnen, und die lebenslustige Jugend sich verschworen, vor dem Mittag des nächsten Tages nicht aufzuhören, — man würde eben die Fensterläden schliessen und der Sonne und den Ahnen zum Trotz weiter tanzen, bis zur Erschöpfung, bis zur Ohnmacht, — da erschien plötzlich, wie ein Gespenst, bleich und verstört, der greise Haushofmeister vor seiner Herrin, um ihr eine wichtige Meldung zu machen

„Was giebt's?" herrschte sie ungeduldig den Getreuen an, das Köpfchen dem Tanzsaal zuneigend, aus dem die Polkatöne herüberschallten. Sergius Pavlowitsch, ach so distinguirt in dem blauen Frack mit goldenen Knöpfen und der weissen Unaussprechlichen, war an der Schwelle des Saales zu sehen, in malerisch nachlässiger Haltung, die eine Hand unter den Frackschössen, in der anderen das Lorgnon, — ein Andenken an Nini —, durch welches er seine junge Frau mit schmachtenden Blicken anglotzte.

„Nun, wird's bald?" tönte es wieder von den schönen Lippen, noch lauter und in einem Tone, welcher den „glücklichen" Ehemann ein ganz bedenkliches Gesicht ziehen liess.

„Herrin, es ist nicht meine Schuld, aber — die Kerzen sind alle. Die letzten haben wir eingesteckt, länger wie vier Stunden reichen sie nicht."

In einer Sekunde hatte Frau Wjera die Lage übersehen. Sie erbleichte vor Aerger. Also sollte ihr so das Vergnügen gekürzt werden, das sie so leidenschaftlich genoss! Und die erstaunten Gesichter der Herren und das ironische Lächeln der Freundinnen, wenn sie spätestens um halb vier zu erklären gezwungen sein würde: „Meine Herrschaften, das Licht ist gleich alle, allons nous coucher!"

Wie man das wohl auslegen würde? Am Ende als Ungeduld, mit dem neuen Gatten „endlich allein" zu bleiben. Nein, das durfte nicht sein.

„Lasst mein Leibpferd Mazeppa satteln, und hundert Dukaten dem, der in drei Stunden die Kerzen besorgt, das wir weiter tanzen können."

„Es ist unmöglich, hochvermögende Barinja, auch wenn der Hengst draufgehen würde, er hat zwar Flügel an den Hufen, aber vor sechs Stunden kann Niemand nach Astrachan hin und zurück sein, es sei denn ein Wärwolf, — noch dazu bei dem Wetter. Hört Ihr, wie der Wind pfeipft: es ist eine Hexennacht . . ." Und er bekreuzigte sich dreimal.

Und wie Frau Wjera den schweren Vorhang vom Fenster zurückschlug, da sah sie, was sie, wie alle die Anderen, in dem Freudenrausch und Taumel nicht bemerkt, dass im Laufe des Tages mannshoher Schnee gefallen war und jetzt der Nordwind, der eisige Gesell, die weissen Flocken vor sich dahinfegte in rasender Flucht und, nicht zufrieden damit, die erstarrten Schneemassen vom Boden aufwirbelte, um mit ihnen Ball zu spielen, sie gegen die Mauern des Schlosses zu schleudern mit einem Anprall, dass die Wände erzitterten und Frau Wjera ganz deutlich zu bemerken glaubte, dass der Schlossthürme höchster, der Dimitrithurm in's Wanken gerieth.

Missmuthig wandte sie sich wieder dem Diener zu.

Sie schwieg einen Augenblick.

„Und giebt es denn kein anderes Mittel, haben wir nicht Hanf und Wachs in der Vorrathskammer, waren die Bienenkörbe leer?"

„Etwas ist da, doch das reicht nicht, das Meiste hat der Pope für die Kirchenlichter genommen . . ." Er schwieg wieder, da sah er seine Gebieterin schüchtern an, — in ihren Augen lag Etwas, was den Alten ermuthigte —, „wenn man den Wachsklumpen nehmen möchte, der da auf der Rumpelkammer herumliegt, er ist doch zu nichts nütze . . ."

Sie lächelte sonderbar, schien noch etwas zu zaudern; „Non, c'est impossible . . . mais, au fait, pourquoi pas? . . . Nur schnell und dass es Niemand erfährt!"

„In zehn Minuten ist der Herr im Kessel," platzte der Hofmeister in seinem Eifer heraus, „die Giessform schnell geholt, und in drei Stunden haben wir Kerzen, soviel nöthig sind."

Und während sie leichtfüssig dem Tanzsaal zuschwebte, trollte sich der Alte, und hätte er Shakespeare gekannt, würde er wohl gesagt haben: „Schwäche, dein Name ist Weib". Da er aber nur ein ganz einfacher, ungebildeter, aber gottesfürchtiger Mann war, so betete er: „Heilige Mutter Gottes, da ich jetzt doch gewiss etwas Unrechtes thue, so lass dafür meiner Herrin Seele, nicht die meinige, im Fegfeuer schmoren, also, wie jetzt der Gnädige im Kessel schmoren wird, denn ich bin nur ein armer Knecht und muss thun, was mir befohlen, auch wenn daraus ein Unglück werden sollte, — horch, zwölfe . . ."

Doch da er auf die dumpfen Schläge der Thurmuhr Acht gab, vergass er über die linke Schulter hinweg auszuspucken, was das Unglück noch hätte vielleicht verhüten können, und so war dieses auch da, noch ehe der letzte Schlag verhallt war.

Ein mächtiger Windstoss machte das Schloss in seinen Grundfesten erzittern, — ein Krach, ein furchtbares Gepolter, und Balken und Steine hagelten in den Saal auf die tanzende Gesellschaft hernieder. Der Dimitrithurm war eingestürzt. Von Entsetzen gepackt, stob im Nu das fröhliche Völkchen auseinander, Jeder auf sein eigenes Heil bedacht, unbekümmert um das Schicksal Derer, die da vielleicht todt oder verwundet zurückblieben.

Als man nach einiger Zeit sich wieder etwas erholt hatte und ein paar beherzte Männer den Saal zu betreten wagten, da stellte es sich heraus, dass die Katastrophe eigentlich nur ein einziges Opfer gefordert hatte. Die Schlossherrin selbst lag anscheinend leblos am Boden. Als man sich ihrer annahm, zeigte es sich, dass glücklicherweise für ihr Leben nichts zu befürchten, dagegen ihr rechter Fuss von einem herniedersausenden Balken sehr schwer verletzt war.

Sonst hatte, von etlichen Beulen und Schrammen abgesehen, Niemand einen ernstlichen Unfall erlitten. Dem kleinen Lieutenant war allerdings eigenthümlicherweise das Hetmansbild gegen den Kopf geflogen, doch das soll ihm, — nämlich dem Lieutenant —, nicht weiter geschadet haben.

Der Verwundeten Fuss heilte zwar mit der Zeit, blieb aber steif, und diese Lahmheit war für die nunmehrige Frau von Ropuchin allerdings ein Grund mehr, sich von ihrem Gatten immerzu auf den Händen tragen zu lassen, darüber hat sie sich aber nie hinwegtrösten können, dass sie dem heissangebeteten, entzückenden, himmlischen Vergnügen des Tanzes für den Rest ihres Lebens entsagen musste.

Das war, wie man zugeben wird, die Rache des „wächsernen Gemahls".



O. Lingner. Ein süsses Geheimniss.

Aus der Residenz des Khedive.

[Nachdruck verboten.]

Die Männer mit dem Fez spielten im vergangenen Jahre in der Berliner Gewerbeausstellung eine grosse Rolle. Cairo war nach Berlin gekommen und in der Stadt der Schaubuden, Cafés, Theater und Tempel concertirte unter Direction des Majors V. Fr. Faltis die Capelle Sr. Hoheit des Khedive. Eifrig lauschten die Berliner den arabischen Weisen. Eins der beliebtesten Musikstücke war das von Faltis componirte Lied, das umstehend mitgetheilt ist.

Von den Musikern konnte man manches Interessante von dem Leben am Hofe des Khedive erfahren. Der Frauen giebt es an diesem Hofe eine Legion. Allen voran steht des Khedive noch immer schöne Mutter, die eine geborene Prinzessin und eine gebildete Frau ist. Sie spricht gut französisch, englisch, türkisch und arabisch. Die Trauer um den geliebten Gatten hat ihre Gesundheit angegriffen, und das Verhältniss ihres älteren Sohnes, des Khedive, zu ihr — den seine Umgebung fürchtet — ist für sie der Anlass vieler kummervollen Stunden, so dass ihre ganze Haltung Seelenleid ausspricht. Die Gemahlin des Khedive war eine Sklavin. Böse Zungen behaupten, er habe sie aus Sparsamkeitsrücksichten geheirathet, da Freigebigkeit die letzte seiner Tugenden sei. Thatsache ist, dass keinerlei Feier stattgefunden hat. Bekanntlich gebar ihm seine Gemahlin vor ihrer Vermählung ein Töchterchen. Eine Woche nachher wurde in Coubbe le Palais bei Cairo der Ehecontract unterzeichnet. Eine halbe Stunde nachher reiste der Khedive zu seiner Gemahlin, die sich in Montazah bei Alexandrien befand. Das war Alles. Die Araber erzählten sich leise, welche Festlichkeiten früher stattgefunden, als der Grossvater und Vater des Khedive heiratheten. Und jetzt ist Alles so düster! Aber man darf nicht viel reden, denn dem Missvergnügten saust gar bald die Peitsche recht schmerzlich über den Rücken. Einmal war unser Gewährsmann bei einem Empfange gegenwärtig, den die Khediva und Khediva-Mutter abhielten. Beide sassen in einem kleinen Salon auf einem niedrigen Divan. Die Khediva-Mutter übersetzte gewöhnlich ihrer Schwiegertochter das, was gesprochen wurde, denn sie spricht weder die französische noch die englische Sprache. Die junge Khediva ist von königlicher Gestalt, schlank und zart gebaut. Ihr Gesicht gleicht dem einer Griechin, sie ist aber Tscherkessin von Geburt. Auch scheint sie ein heiteres Gemüth zu besitzen, denn sie lachte ganz unbefangen. Und was ihr an Bildung und Gesittung fehlt, ersetzt ihr Liebreiz.

Die Damen besitzen eine Schaar von Dienerinnen, vom zartesten bis zum Greisenalter. Diese haben die Gebieterinnen aufzuheitern, und trotzdem ist ihr Leben nicht beneidenswerth, denn es entbehrt der Abwechselung und der geistigen Anregung. Uns würde dieses Einerlei tödten, sie aber leben es durch die Macht der Gewohnheit und den Zwang des Fanatismus. Wenn sie in ihren reichen Equipagen dahinfahren, sieht man sie neugierig mit begehrlichen Blicken den Engländerinnen folgen, die zu Pferde sitzen, oder zu Wagen ihre stolzen Rosse lenken.

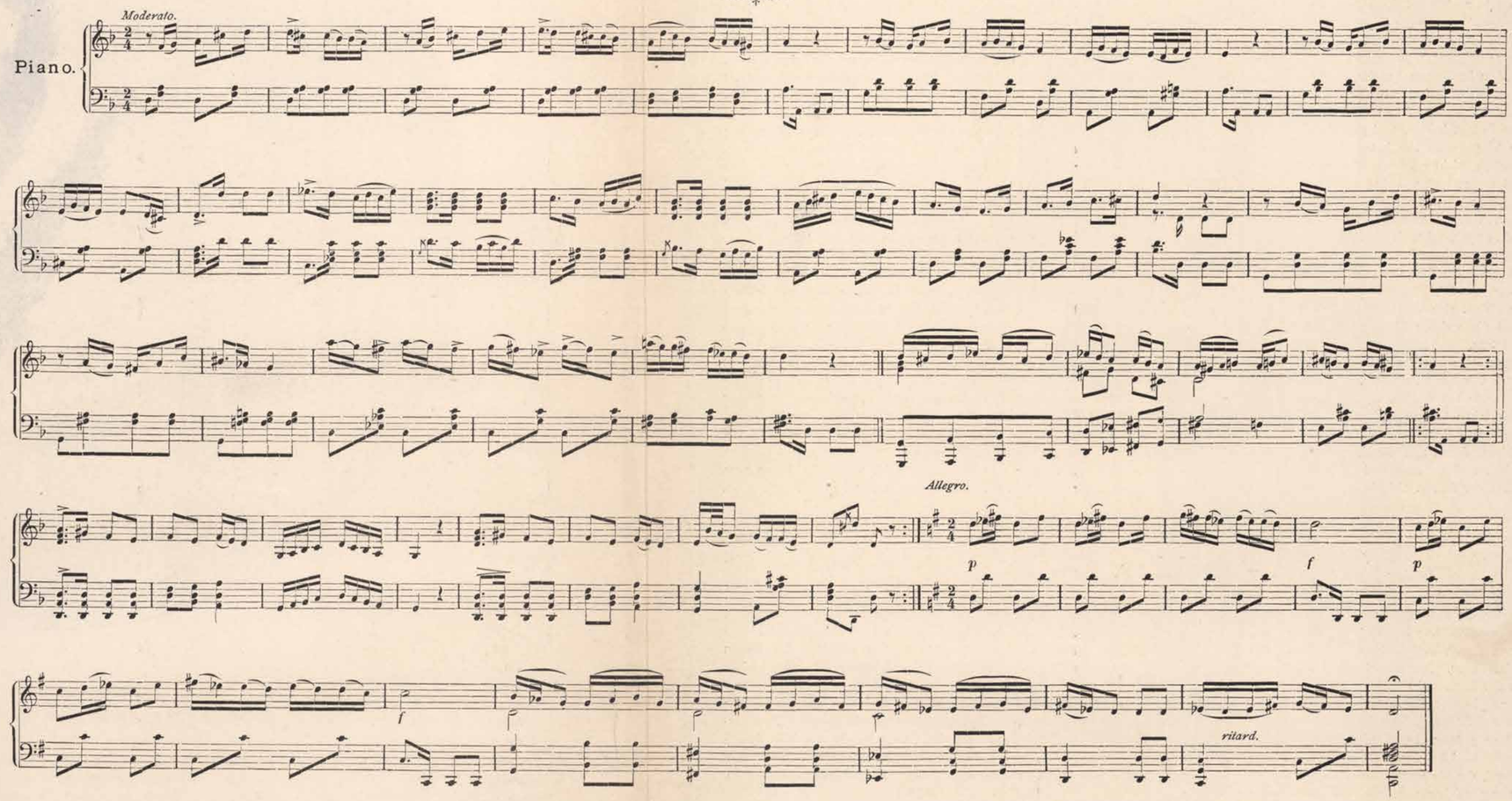
Wohin fahren Sie? Sie besuchen ihre Verwandten, oder die Hochzeiten, die so häufig sind, weil die Muselmannen oft ihre Frauen wechseln. Das sind Feste, zu denen sie sich schmücken, um von ihren Schwestern beneidet zu werden. Dann kehren sie in ihr vom Eunuchen bewachtes Heim zurück. Diese Eunuchen sind ihre Gesellschafter und Vertraute; sie allein machen es möglich, dass die Frauen manchmal untreu werden können, ohne dass es die böse Welt erfährt.

Geistige Fähigkeiten und Fleiss besitzen diese Frauen höchst selten; sie putzen sich und gebären Kinder, die dann beim Volke der Strasse überlassen werden, und bei den Reichen der Dienerschaft. Die Frau hat nur eine Pflicht, dem Gatten zu gefallen und ihn zu bedienen; weiter stellt das Leben keine Anforderungen an die mohamedanischen Frauen. Sie erblühen schnell und welken bald.

Arabisches Lied.

Von **V. Fr. Faltis**, Director der Capelle des Khedive.

[Nachdruck verboten.]



P. Stahl. Randzeichnung. Mit Bildniss von V. Fr. Faltis.

Die Uhr in Feld und Wald.

Von **Dr. E. Bade.**

[Nachdruck verboten.]

Schon frühe des Morgens beginnt im Walde das Leben sich zu regen. Kaum verkündet im Osten ein schwacher Dämmerschein den Beginn des neuen Tages, so wird es in den Zweigen lebendig und der junge Tag wird von dem Buchfinken mit schmetterndem Schlage begrüsst. Noch ist es nicht 2 Uhr. Er will der Erste sein, welcher die strahlende Himmelskönigin empfängt, daher singt er auch so voller Freude sein Lied in den thaufrischen Morgen hinein. Noch hat er nicht lange musicirt, so erwacht auch das Schwarzplättchen, länger als bis 2½ Uhr darf es ja nicht schlafen, und nun singen Beide um die Wette. Von diesem Singen wird auch die Wachtel im nahen Kornfeld munter, sie reibt sich die Augen, blickt verstohlen zur Sonne und denkt, heute hast du aber lange geschlafen. „Bück den Rück!“ ruft sie dem Landmann zu, der schon auf dem Felde ist; denn Morgenstunde hat Gold im Munde. Es ist 3 Uhr.

Der weit schallende Ruf der Wachtel dringt auch zu dem Garten-Rothschwänzchen, es zieht den Kopf aus den Federn hervor, und gleich nach 3 Uhr tönt dann kräftig in dem allgemeinen Singen sein „Tack tack!“ Von diesen Lauten erwacht auch die Amsel, sie hat ja, nicht weit vom Rothschwänzchen entfernt, in einem dichten Busch des Gartens geschlafen, und spätestens um 4 Uhr ist sie vollständig munter und singt ihr jubelndes Lied der leuchtenden Sonne zu.

Diese steigt höher und höher; zwischen dem Laube des Apfelbaumes hindurch trifft sie den Laubsänger, er schreckt empor, schüttelt das Federkleid, dehnt die kleinen Glieder und um 4½ Uhr stimmt auch er in den allgemeinen Sang mit ein. Ebenfalls von der Sonne wach geküsst, öffnet zu dieser Zeit die wilde Rose ihre Blüthe, und eine Stunde später, um 5½ Uhr, wenn die Sumpfmeise aus ihrem tiefen Schlaf erwacht ist, entfalten sich die bis zu dieser Zeit geschlossenen Blüthen der Leinkräuter und die weissen Blüthen des auf Schutthaufen wachsenden schwarzen Nachtschattens.

Ein Langschläfer, der mit den meisten Menschen das späte Aufstehen liebt, ist der Sperling. Sein Schilpen ist vor 5 Uhr nicht zu hören. Nun sind auch die anderen Vögel munter, singen und jubeln um die Wette; nur die Blumen, die ohne das strahlende Sonnenlicht nicht leben können, halten ihre duftenden Blüthen noch geschlossen. Zwischen 6 und 7 Uhr Morgens öffnet die wilde Cichorie ihre blauen, sternförmigen Blüthen, denen sich die Kartoffelblüthe anschliesst. Auch der Löwenzahn erwacht zu dieser Zeit und seine leuchtend gelben Blüthen verbleichen mit dem Licht der Sonne. Die Winden, besonders die Feldwinde, der Storchschnabel u. a. m. werden zwischen 7 bis 8 Uhr Morgens von den Sonnenstrahlen wachgeküsst, und auch der Eberwurz entfaltet seine zusammengelegten Blüthen zu dieser Zeit. Noch später, von 8 bis 9 Uhr, öffnet auf dem nahen Teiche die weisse Seerose ihre leuchtende grosse Blüthe. Sie erhebt sich aus dem Wasser und kehrt sich zur Sonne, dieser in ihrem Laufe folgend. Auch die Ehrenpreisarten erwachen und die Gentianen schliessen sich ihnen an. Von 9½ bis 10 Uhr haben auch die Blüthen der Tulpen sich ausgeruht und öffnen nun behutsam ihre Kelche. Noch aber schläft immer noch das Tausendgüldenkraut, denn dieses erwacht erst zwischen 10 und 11 Uhr, und den ganzen sonnigen Vormittag hindurch schlafen die Blüthen des Fingerkrautes, die sich erst kurz vor 12 Uhr öffnen, und die Acker-Gänsedistel erwacht gar erst von 12 bis 1 Uhr Mittags, wenn die Sonne ihren höchsten Stand eingenommen hat.

Schon ermüdet, schliessen ihre Blüthe wieder von 1 bis 2 Uhr Nachmittags das gemeine Habichtskraut und die Garten-Gänsedistel. Diesen folgen im Zusammenlegen der Blüthe zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags die Cichorie, die Kartoffel und der gemeine Löwenzahn. Der Sommerklee wartet noch bis nach 3 Uhr, dann fühlt auch er das Bedürfniss nach Ruhe, und zwischen 4 und 5 Uhr ahmen sein Beispiel die Ringelblume und der gelbe Crocus nach. Die Gentianen, Ehrenpreisarten und das Leberblümchen schliessen ihre Blüthen zwischen 5 und 6 Uhr Nachmittags. Die Nachtkerze und die Lichtnelke erwachen erst zwischen 6 und 7 Uhr Abends, während zu dieser Zeit sich die dreifarbige Winde wieder schliesst. Weiter öffnen sich zwischen 7 und 8 Uhr Abends die Nachtwinde und der Stechapfel, während nun die weisse Seerose, die dem Lauf der Sonne von Ost nach West gefolgt ist, ihre Blüthe schliesst und in das Wasser zurücktaucht. Auch der gemeine Eberwurz und der scharfe Hahnfuss begeben sich zu dieser Zeit zur Ruhe.

Die wilde Feldrose, die am längsten von allen Blumen wach war, schliesst ihre Blüthe zwischen 8 und 9 Uhr Abends, desgleichen der schwarze Nachtschatten. Die Blüthe des nickenden Leinkrautes öffnet sich aber erst zu dieser Zeit. Zwischen 9 und 10 Uhr aber bricht die Blüthe der Königin der Nacht auf, ihr nach Vanille riechender Duft erfüllt ihre Umgebung bis zwischen 2 und 3 Uhr, dann schliesst sich die Blüthe und verwelkt.

Das ist die Uhr des Sommers in Feld und Wald, wenn die Sonne vom blauen Himmel hernieder lacht und die Natur in der Vollkraft ihres Lebens steht.

Unsere Bilder.

„Eingefangen!“ von V. Jrolli athmet echte Frühlingsstimmung. Land und Leute seiner Heimath mit ihren eigenthümlichen Reizen zu schildern, ist dem italienischen Meister ein dankenswerther Vorwurf. In der vorliegenden Darstellung schildert er die Gegend beim Vesuv. Die unmittelbare Umgebung des qualmenden Colosses weist in Folge der Lava und der Dünste nur spärliche Vegetation auf, aber in einiger Entfernung kommt die schöpferische Kraft der Natur wieder zur vollsten Geltung. Unter tiefblauem Himmel hat der Frühling auf Felsen und Gestein stellenweise einen grünen, buntdurchwirkten Teppich gezaubert, der sich wundervoll ausnimmt. Und in dieser farbenreichen Natur bilden eine Bäuerin und ein kleiner Bengel, der die weggelaufene Henne eingefangen und jubelnd nach Hause trägt, eine ausgezeichnete Staffage. Von der Farbenfreudigkeit der italienischen Kunst legt des Meisters Bild beredtes Zeugniss ab.

* * *

„Der Schweinehirt“ von A. Langhammer ist eine mit köstlichem Humor vorgetragene Episode aus Andersen's gleichnamigem Märchen, das wohl allgemein bekannt sein dürfte. Die von einem armen Prinzen dargebrachten Gaben, eine köstlich duftende Rose und eine herrlich singende Nachtigall, verschmähte die Kaisertochter, weil sie die Natur missachtete. Aber ein von dem Schweinehirten gefertigter musikalischer Topf und andere Spielereien gefielen ihr dermaassen, dass sie ihm für eine Anzahl Küsse die Wunderdinge abkaufte. Der Schweinehirt war aber der Prinz incognito. Nun er wieder als Prinz auftritt, giebt er der Kaisertochter seine Verachtung zu erkennen. „Du verstandest Dich nicht auf die Rose und die Nachtigall“, so sagte er, „aber den Schweinehirten konntest Du für eine Spielerei küssen“. Und dann ging er in sein Königreich und machte der Kaisertochter die Thür vor der Nase zu.

* * *

„Frühlings-Einzug“ von O. Lingner ist eine der vielen poetischen Schöpfungen, die der talentvolle Meister hervorgebracht hat. Adel und Liebreiz umschweben die Gestalt dieser jugendschönen Maid, die den Frühling verkörpert. Südliche Winde begleiten sie über's Meer und wo sie mit ihrem von Möven gezogenen und von Amor geleiteten Fahrzeug landet, beginnt es zu keimen, zu knospen und zu blühen. Wohl der erste Künstler, der den Frühling mit dem Pinsel verherrlichte, war Botticelli, der grosse Meister des Quattrocento. Seitdem hat die Allegorisirung des Frühlings zu den Lieblingsvorwürfen der Kunst gehört. Unter den modernen Meistern ist sie Lingner besonders schön gelungen. Das feine Empfinden des Künstlers zeigt sich auch in dem reizvollen Rundbilde: „Ein süsses Geheimniss“ — eine Schöpfung, die keiner Erklärung bedarf.

* * *

„Ueberrascht“ von E. Metzmacher ist eine Mahnung zur Vorsicht an alle jungen Naturschwärmerinnen, die in des Waldes tiefsten Gründen Lust verspüren, ihre Füsschen im klaren Bach zu baden. Dem Hunde, der hier die anmuthige Nymphe entdeckt hat, wird ohne Zweifel in wenigen Augenblicken der Jägersmann folgen. Auf schöneres Wild wird der Grünrock wohl nie gestossen sein.

* * *

„Gedankenvoll“ von E. von Blaas lässt leicht errathen, wo die Gedanken der schönen Annita weilen. In der Darstellung italienischer und insbesondere venetianischer Volkstypen weiss Blaas, der den Lesern der „Modernen Kunst“ kein Unbekannter ist, stets durch seine Charakteristik und poetische Anmuth zu fesseln. Längst ist der Künstler mit dem Leben der Lagunenstadt eng verwachsen.

* * *

„Gut getroffen“ von C. Zimmermann muss jeden Waidmann sehr vertraut anmuthen. In solchen Jagd- und Waldbildern entwickelt der Künstler eine überraschende Wahrheit der Schilderung. Mitten ins Blatt getroffen, macht der stattliche Hirsch noch einen gewaltigen Satz, um dann verendet zusammenzubrechen, während die Thiere, von tiefem Entsetzen ergriffen, in wilder Flucht davon jagen. Für kurze Zeit ward so gestört die heilige Ruhe des Waldes.

* * *

„Unter Amor's Führung“ von J. Spiridon ist eine malerische Apologie auf den Frühling der Liebe. Die Welt scheint Mann und Weib ein Paradies zu sein, sobald sich ihre Herzen gefunden und in Liebe erschliessen. Dieses selige Empfinden durchzittert des Künstlers Schöpfung und verleiht ihr eine heilige Weihe.

* * *

„Seerosen“ von O. Marcus und „Frühlingsblumen“ von R. Warthmüller sind liebenswürdige Werke, die gleichfalls dem Frühling in sinniger Weise huldigen. Das Leben, Blühen und Duften ist der Zauberbann, dem selbst die verstocktesten Herzen nicht widerstehen, sondern sich willig öffnen müssen.



E. Sturtevant. Ein Sohn der Berge.

Führer Johann Hörhager.

Das Costümfest beim deutschen Kaiserpaar.

Zu dem Bilde von **W. Pape.**

[Nachdruck verboten.]

Interessante Neuigkeiten, liebe Gräfin! Meine Augen sind noch halb geblendet von dem Glanze, den sie geschaut. Lachen Sie nicht über meinen Enthusiasmus — das Costümfest war wundervoll, malerisch, originell im höchsten Grade! Wie mit einem Schlage waren wir nach dem Betreten des Weissen Saales des Kgl. Schlosses in das Jahr 1797, das Geburtsjahr Kaiser Wilhelms I., versetzt. Unsere Ahnen schienen auferstanden und der Brauch von dazumal wieder modern zu sein. Nie werde ich dieses Fest vom 27. Februar 1897 vergessen. Ein Präludium zur Hundertjahrfeier war es, wie es herrlicher nicht gedacht werden kann, und zudem eine wahrhaft glänzende Feier zur Erinnerung an die vor 16 Jahren erfolgte Hochzeit unseres Kaiserpaares."

„Sie Glückliche, dass Sie dem Fest beigewohnt haben! Wie gern wäre ich dort gewesen! Aber es ging ja nicht — Sie wissen, liebe Excellenz, dass sich mein Gatte von dem Sturz vom Pferde noch immer nicht so recht erholt hat. Doch kommen Sie — hier ist ein behaglicher Winkel zum Plaudern. Bitte, erzählen Sie. Ich bin schrecklich neugierig. Gewiss, es muss herrlich gewesen sein. Die Kaiserin soll sich ja prächtig ausgenommen haben. Wie war ihr Costüm beschaffen?"

„Nun, einfach grossartig! Das Costüm war von feinstem Reiz und stand Ihrer Majestät ausgezeichnet. Ueber das Unterkleid von milchweissem Atlas fiel ein Obergewand aus feinstem Linon, einem Gewebe des vorigen Jahrhunderts. Und dieses Obergewand war mit kleinen, smaragd-schimmernden Käferflügeln übersäet, von denen jeder mit einem Goldfaden umrandet war. Vom Rocksaume, der an seinem untersten Ende mit gelben Seidenschleifen und Linonpuffen zierlich garnirt war, zog sich aufwärts, bis zur Höhe eines halben Meters, eine vom Grafen Harrach nach alten Motiven gezeichnete, von Frau von Wedel gestickte Bordüre von Käferflügeln, aus der sich ein in gelber Seide und Gold ungemein gefällig ausgeführtes Blätter- und Rankengewinde entwickelte. Der Ueberwurf von goldgelber Seide, war mit veilchenblauer Seide abgefüttert und lief nach vorn in ein niedriges Mieder aus, das unter der Brust mit einem kostbaren Schmuckstück abschloss. Den tiefen, mit einer dreifachen Reihe von Perlen umsäumten Ausschnitt verhüllte ein Linon-Chemisettchen, das zierlich in kleine Puffen gelegt war. Aus dem ganz glatten Aermel fiel ein zierlicher Unterärmel von weissem Linon. Der für die damalige Zeit vorgeschriebene Shawl war von resedafarbigem Crêpe de chine; er wurde von der hohen Frau, der Sitte des vorigen Jahrhunderts entsprechend, über dem Arm getragen. Der ganz gelockt frisirte Kopf war mit einem perlenumwundenen, leichten kirschrosa Seidenstoff drapirt, der auf der linken Seite eine herunterfallende Schleife bildete und auf der rechten eine hochstehende, weisse Straussenfeder trug. Gleichfarbige seidene, mit Käferflügeln bestickte Schuhe und ein dicht um den Hals getragener antiker Schmuck von Kameen, in Brillanten gefasst, vervollständigten diese kostbare, in ihrer farbigen Wirkung wahrhaft bezaubernde Toilette. Dass in ihr die schöne und imposante Figur Ihrer Majestät ganz besonders fesselnd zur Geltung kam, können Sie sich denken."

„Und das Atelier, Excellenz, aus dem das Kunstwerk hervorgegangen ist?"

„Nun, Sie wissen ja, meine Liebe, — aus dem der Frau Philipp!"

„Wie nahm sich denn Se. Majestät der Kaiser in seinem Costüm aus?"

„Oh, vortrefflich! Se. Majestät trug die Uniform des 1. Bataillons des Leib-Garde-Regiments damaliger Zeit — dunkelblauen Frack mit silberbordirten, rothen Rabatten und Aufschlägen, über Brust und Rücken das grosse Orangeband des schwarzen Adlerordens, über der weissen Schoossweste die silberne Schärpe, weisse Kniehosen und Gamaschen, auf der weissen Zopfperrücke den breiten, hohen Dreispitz mit reichem Federbesatz, in der Hand den Stock mit goldenem Knopf. Die lebhaft leuchtenden und sich gut verbindenden Farben standen ihm vorzüglich zu Gesicht."

„Wer war noch aus dem Kreise der hohen Herrschaften erschienen?"

„Fast alle, die in Berlin anwesend waren. Prinzessin Leopold war in einer weissen, über dem Saum mit farbigen Blumengewinden in Seide bestickter Atlasrobe erschienen, die unter der Brust durch einen breiten, tiefblauen Gürtel zusammengehalten wurde. Ein tiefblaues Atlasband schlang sich durch das üppige, braune Lockenhaar. Ueber den Armen trug die Prinzessin einen Cachemirshawl mit matt-hellblauem Grunde. Wundervoll nahm sich auch die Herzogin Johann Albrecht von Mecklenburg in dem schillernden rosa Atlaskleide aus, das über den Rock aus silbergestickter und silberbefranzter Seidengaze geworfen war, und mit dem lichtblauen Federschmuck in dem hellblonden, reich gelockten Haar. Wunderbar auch Prinzessin Aribert von Anhalt in ihrem weissen Atlaskleide mit rothem Gürtel, roth und weissem Kopfputz, aus dem eine weisse Feder steil emporragte. Liebreizend die jugendliche Prinzessin Feodora in weisser Robe mit Silberstickerei, golddurchwirktem Gürtel und Haarband. Von den übrigen Damen fiel noch die Oberhofmeisterin Gräfin Brockdorf auf, die ihre Toilette genau jener ihres berühmten Vorbildes, der Frau Oberhofmeisterin von Voss, nachgebildet hatte. Weiter Prinzessin Ferdinand Radziwill, die Fürstin Lynar, die Gräfin Arnim-Muskau, die Gräfin Harrach, die Gräfin Perponcher, die Baronin Rosenberg und viele andere — sie alle in den kostbarsten, mit feinstem Geschmack und hoher Kunst durchgebildeten Toiletten. Die jungen Fräulein trugen fast sämmtlich einfache, über dem Saum gestickte oder hellfarbig besetzte Musselin- oder Linon-Roben, hoch unter dem Busen mit farbigen seidenen oder silber- und goldstoffenen Gürteln umschlossen, an deren Schleifen lange Enden bis zum Saum des Kleides hinabwallten; das gelockt frisirte, über die Stirn herein gekrauste Haar mit Bändern von gleichem Stoff und Farbe wie die der Gürtel in der reizvollsten Weise durchwunden."

„Und nun erzählen Sie auch von unseren Herren, liebe Excellenz?"

„Den Damen haben sie nicht nachgestanden. Selbstverständlich trugen sie weisse Perrücken mit Zöpfchen oder Haarbeutel im Nacken. Prinz Heinrich war aus Kiel herübergekommen. Se. Königliche Hoheit trug blauen Waffenrock mit lichtgelben Rabatten, die mit silbernen Litzen und Knöpfen besetzt waren. Prinz Friedrich Leopold hatte die Uniform der ehemaligen fünften schwarzen Husaren angelegt, Prinz Friedrich von Preussen, der Sohn des Prinzen Albrecht, die Uniform der Bardelebener Dragoner, sein Bruder Joachim jene des 18. Infanterie-Regiments, Prinz Albert von Schleswig-Holstein den rothen, blau besetzten und reich mit Silber bestickten Rock der Gardes du Corps, Prinz Max von Baden, als Generalstabsofficier der Cavallerie, den weissen Rock mit rothem Besatz und Goldstickerei, der Erbherzog von Mecklenburg die Uniform des Regiments „Gensdarmes", Prinz Johann Albrecht von Mecklenburg die weisse Attila mit blauem Dolman eines Stabsofficiers des 3. Husaren-Regiments und Prinz Ernst von Sachsen-Altenburg die weiss- und grünfarbige Uniform eines alten kurhessischen Regiments, dessen Geschichte nur von stolzen Siegen zu erzählen weiss.

Und nun denken Sie sich, liebste Gräfin, zu diesen prächtig uniformirten Gestalten der Allerhöchsten Herrschaften die nicht minder schön uniformirten der zahlreichen übrigen Herren: die originelle Tracht der Tartaren-Pulks, die der Kaiser von Russland einst dem König von Preussen geschenkt hatte, die Bosniaken in ihren langen, reich mit Silber verschnürten schwarzen und rothen Kaftans, weissen Beinkleidern und gelben Stiefeln, die goldbestickten hellrothen Galaröcke des Regiments Gensdarmes, die phantastischen Trachten der Ziethenhusaren mit ihren Pantherfellen an Stelle des Dolmans, dem rothen, goldgestickten Attila und den hohen Bärenmützen, die ordnenden Hofchargen in schwarzen, violetten, grünen, pfirsichblüthfarbenen, weissen, rothen, silberbordirten, sammetnen Frackröcken, Spitzenjabots, bunt gestickten weissseidenen Schoosswesten, Kniehosen aus demselben Stoff, Seidenstrümpfen und Schnallenschuhen, den grossen Dreispitz mit weissem Federbesatz und das spanische Rohr in der Hand — ein schimmerndes, farbenfrohes Gewimmel war es, so dass nur mit Mühe die Eigenart der einzelnen Erscheinungen festzuhalten war."

„Die Herren ‚vom Civil' waren gewiss erheblich in der Minderzahl?"

„Ja, sie waren recht dünn gesäet. Aber ihre Trachten stellten sich den Uniformen würdig zur Seite. Besonders fielen durch ihre Costüme die Künstler Graf Harrach, Prof. von Heyden, Prof. Emil Döpler d. J., Prof. Hertel und William Pape auf, die sich ebenso wie Graf Hochberg und Prof. Skarbina um das Gelingen des Festes hoch verdient gemacht haben."



J. Wilson. Interessante Neuigkeiten.

„Die Herren müssen zur Verwirklichung des Gedankens Sr. Majestät eine Fülle von Mühe und Arbeit gehabt haben, liebste Excellenz."

„Ja, Sie haben Recht, liebe Gräfin. Und mit der Angabe der Costüme war es nicht einmal gethan, denn es galt noch das Einstudiren und Probiren der militairischen Exercitien und Tänze, wie sie vor 100 Jahren üblich waren. Gerade in diesen Vorführungen bestand nicht zum Geringsten der Reiz des ganzen Festes. Als die Kaiserin den Weissen Saal betreten und sich vor dem Thronsessel aufgestellt hatte, umgeben von den Prinzen und Prinzessinnen, hörte man von der Bildergallerie den Ton von Trommeln und Querpfeifen und den dröhnenden Tritt der Mannschaften, die der Kaiser selbst hineinführte. Neben den Grenadieren, aus deren Reihe sich die alte Fahne erhob, schritten Officiere mit dem Sponton in der Faust und zwar als erster der Kaiser. Die Compagnie, der sich die Leibgarde der Kaiserin in ihren weissen Kollern anschloss, nahm vor dem Thron Aufstellung. Mit lauter Stimme gab der Kaiser die Commandos: „Gebt Achtung!" „Präsentirt das Gewehr!" Der Kaiser nahm seinen Federhut vor seiner Gemahlin ab, die freundlich grüsste. Unter dem Präsentirmarsche schritt der Kaiser die Front ab, kehrte zur Kaiserin zurück, die an seiner rechten Seite die Front abschritt und dann, wie es William Pape treffend gezeichnet hat, an ihrer Leibgarde, die mit den Säbeln präsentirte, vorbeischritt. Nachdem unter den feurigen Klängen des Hohenfriedberger Marsches die Truppen den Saal verlassen hatten, folgte der erste Umzug, bei welchem der Kaiser seine Gemahlin führte. Dann begann der Ball. Zunächst eine Gavotte, bei welcher auch die jüngeren Prinzessinnen, darunter die jüngste Schwester der Kaiserin, Prinzessin Feodora, mittanzten. Es schlossen sich zunächst ein Walzer in sehr gemessenem Tact — Lieblingstanz der Königin Luise — das Menuett aus „Don Juan", dann ein schottischer Tanz, eine alte Française und die „Gavotte der Kaiserin" an. Nach dem Souper wurde der Tanz fortgesetzt, bis das farbenprächtige Fest kurz nach Mitternacht sein Ende fand."

„Haben Sie herzlichen Dank, liebe Excellenz, für Ihre Schilderung. Jetzt bedauere ich erst recht, dem schönen Fest fern geblieben zu sein."



A. Åkermark. Ein Liebesdienst.

Faiful.

Novelle von **Anton Freiherr von Perfall.**

[Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Rolf barg sein Haupt an die Brust des Kranken. Er war nicht im Stande, ein Wort herauszubringen.

„Herr Doctor, erklären doch Sie dem Herrn Grafen, welche Verantwortung er auf sich ladet," sagte jetzt Helene zu dem Arzte, welcher von Rolf unbemerkt im Hintergrunde stand.

Doch dieser wartete diese Aufforderung nicht ab und erhob sich rasch.

„Ich bin auf Ihre Botschaft gekommen, gnädige Frau. — Ich komme bald wieder Ernst. — Du sollst nicht sprechen. — Steht es wirklich so schlimm?" fragte er leise den Arzt, ehe er das Zimmer verliess.

„Ich hoffe das Beste, Herr Graf, wenn keine besondere Complication eintritt. Noch ist keine Gefahr."

Rolf ging.

Saltern machte Helene ein Zeichen ihm zu folgen. Sie durfte sich nicht weigern. Vor der Thüre trafen sie sich.

„Sie werden meine Sorge begreifen, Herr Graf, es kam so unerwartet."

„Vollkommen, gnädige Frau, aber Sie können sich beruhigen. Ich verstehe mich darauf. Er wird nicht sterben."

„Sterben?" Helene sah ihn gross an.

„Nein, so grausam kann Gott nicht sein."

„Desshalb! Er ist oft sehr grausam, uns scheint es wenigstens so."

Rolf ging die Treppe hinab.

„Wollen Sie nicht bleiben? Ernst bat Sie doch."

„Ich werde wiederkommen, wenn es besser geht. Jetzt gehört Niemand an seine Seite als Sie. Nur um Nachricht bitte ich. Sie kennen meine Theilnahme. —"

Er grüsste förmlich.

Jetzt fuhr er noch schneller, so unnöthig es war. Eigentlich hätte er sich von ihr nicht abweisen lassen sollen, noch dazu so brüsk, das war übertrieben. Man ist immer übertrieben, wenn man nicht unbefangen ist. — So grausam kann Gott nicht sein! Auch so eine Phrase. Wenn er einem Dutzend unversorgter Kinder den Vater nimmt, den Ernährer, was wäre denn das? Aber es fehlte ja nicht so weit, der Arzt sagte es ja selbst.

Als er auf Stolzenfels ankam, schlug es eben 11 Uhr, das war die Zeit, welche er für seinen Besuch in der Villa Tamboo bestimmt. Also gerade recht. — Aber ein Bedenken kam ihm. Um Sascha's Hand werben und zugleich eine Unglücksbotschaft überbringen, das ging doch nicht wohl und doch musste es sein. Geht es mit Ernst schlimm aus, bleibt immer eine traurige Erinnerung an diesen Tag und das soll nicht sein. — Also ein andermal. —

Als er zum Fenster hinausblickte, sah er Sascha bereits am Eise sich tummeln. Wenn er heute ein Zusammentreffen mied, würde sie das Unglück sicher durch Jemand anderen erfahren. Er gestand sich selbst nicht warum, aber es war ihm peinlich, der Ueberbringer der Nachricht zu sein.

Und er blieb im Schlosse und sah ihr zu, wie sie ihn vergeblich erwartete. —

Frühjahr! Ein freudiges Erwachen nach langem Winterschlaf! Das Eis war längst geborsten, in einer einzigen Nacht hatte es der Föhn verzehrt, und die blauen Wogen durchschnitt unermüdlich fast täglich die Faiful, frisch aufgetakelt und feuerroth angestrichen; des Besitzers Lieblingsfarbe.

Darin sassen die Verlobten, Rolf und Sascha, und die Fahrt galt immer Saltern.

Ernst war nach langen Leiden genesen, nur der rechte Arm versagte noch immer seinen Dienst.

Als ihm Rolf vierzehn Tage nach dem Unglückstage seine Verlobung mittheilte, äusserte er eine so tiefe Erschütterung, dass dieser trotz aller Vorkenntniss stutzig wurde, das war mehr als persönliches Interesse, als Genugthuung über einen geglückten Plan.

Helenens völlig verändertes Wesen, ihr herzliches Entgegenkommen, ein gewisses schlecht verborgenes Einverständniss Beider, bestärkte ihn nur in seiner Annahme. Die drohende Gefahr, den Gatten zu verlieren, hatte ihre Liebe zu diesem nur geweckt, in ihrer Herzensangst hat sie ihm alles gestanden, und er hat vergeben. Es war ja am Ende nichts zu gestehen und nichts zu vergeben, gerade so viel, dass man sich von Neuem recht lieben und schätzen konnte.

Er musste zuletzt über sich selbst lachen, und noch mehr über Sascha, wie sie das Alles im Boote damals dramatisch ausgedacht, wie er mit sich gerichtet, gekämpft Tage und Nächte — und das Ende war eine Verlobung und ein besseres Einvernehmen als je, zwischen Saltern und Stolzenfels. Er war ja ganz damit einverstanden, nur sprechen soll Ernst, offen mit ihm sprechen, so blieb die alberne Sache immer zwischen ihnen und die kleinen, ihn wie Nadelstiche treffenden Anzüglichkeiten, die fast mitleidigen Blicke, — armer Kerl — nahmen kein Ende.

Und zuletzt frisst das fort im Innern und bildet kranke Stellen. Er konnte doch nicht davon anfangen. Als er einmal ganz harmlos erzählte, dass er eben im Begriffe war, um Saschas Hand zu werben, als die Unglücksbotschaft eintrat, Saltern sei lebensgefährlich verletzt, und wie er dann seinen Gang sofort aufgegeben, da ging es wie ein kalter Luftzug durch das Zimmer.

Helene, welche eben nähte, stach sich und verliess, den Finger im Munde, eilig das Zimmer.

Sascha sah ihn so sonderbar forschend an und Ernst sagte, sich räuspernd, seine Brille rückend, ein sicheres Anzeichen, dass er aus dem Gleichgewicht gebracht war.

„Du hast den Gang verschoben, willst Du sagen."

Er brauste dann jäh auf.

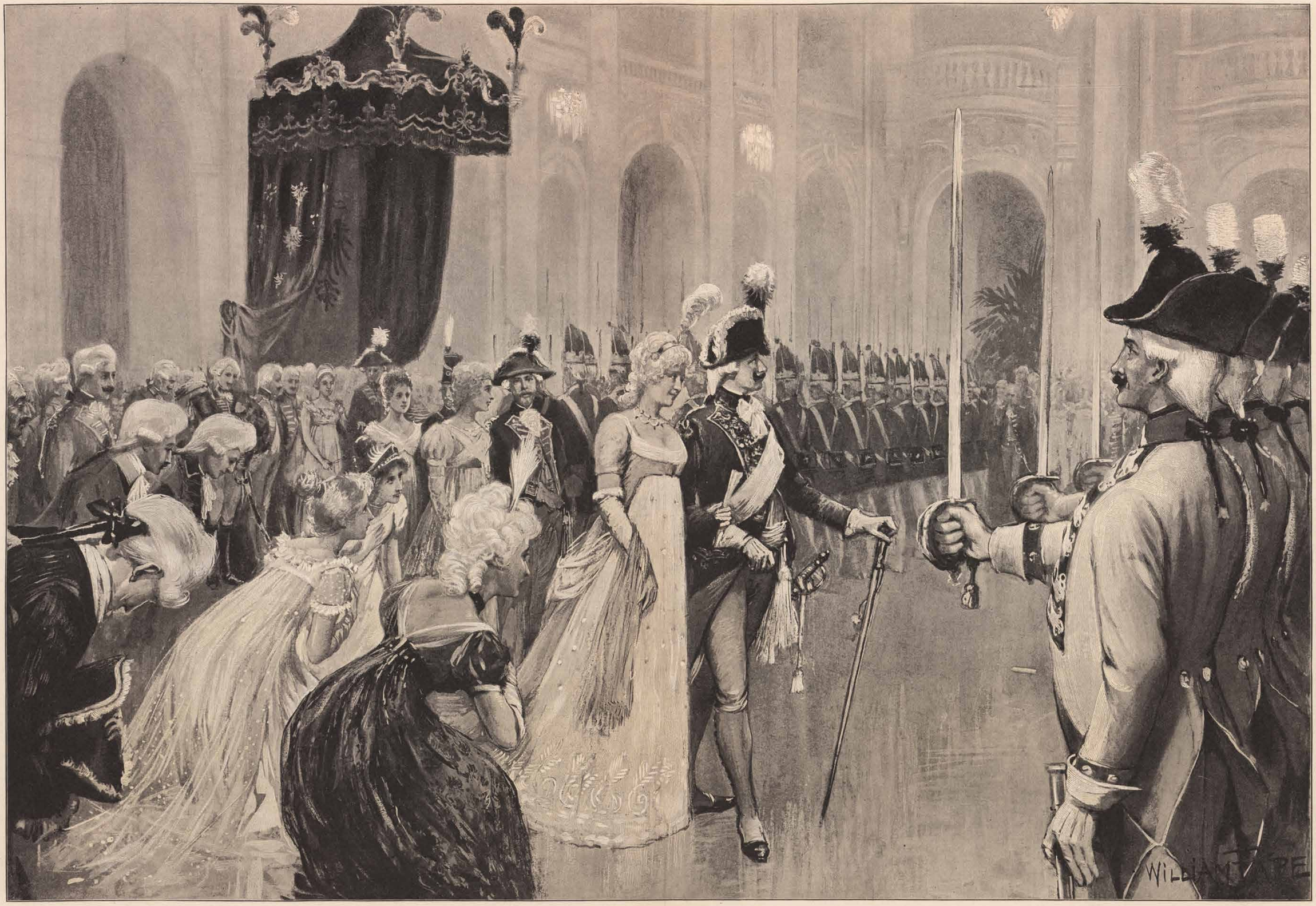
„Natürlich nur verschoben. Das habe ich ja doch bewiesen. Man verlobt sich doch nicht an einem solchen Unglückstage. Dass Du das nicht begreifst?"

Es war ja unbedacht das „Aufgeben". Man könnte sich da allerhand denken. Aber das kommt eben vom sich nicht aussprechen!

Die officielle Verlobung sollte in Stolzenfels im engsten Kreise gefeiert werden. Man wartete nur noch die völlige Genesung Salterns ab.

Endlich war es so weit. Helene liess es sich nicht nehmen, in Stolzenfels die Arrangements zu übernehmen. Sie hatte ausserdem ganz besondere Ueberraschungen vor. Das Fest sollte ja für sie der Abschluss sein einer unruhigen Zeit, ein Fest des Friedens im vollsten Sinne des Wortes, und das wollte sie auch Rolf zu erkennen geben. Zu diesem Zwecke fuhr sie schon Mittags nach Stolzenfels, um die Anordnungen für den Vorabend zu treffen.

Rolf war so liebenswürdig, die Absicht Helenens, die eine eifrige Thätigkeit entwickelte, durchschauend, ihr aus dem Wege zu gehen.



W. Pape. Das Costümfest im Kgl. Schloss zu Berlin am 27. Februar 1897.

Das Kaiserpaar schreitet die Front der Schloss-Garde-Compagnie und der Leibgarde der Kaiserin ab.

Ernst wollte so schon lange mit Sturza eine Segelfahrt unternehmen, die erste seit langer Zeit, er sehnte sich ordentlich darnach.

So wurde beschlossen, dass die Herren erst Abends mit dem Boote eintreffen sollten. Nicht vor Dunkelwerden, trug Helene ihrem Gatten noch dringend auf. Er versprach es ihr hoch und theuer, er ahnte schon die Ueberraschung, die sie vor hatte.

Rolf kam die Fahrt sehr erwünscht. Das war ja die beste Gelegenheit sich endlich einmal klar auszusprechen — und gerade vor dem Verlobungsfeste. Der Zeitpunkt konnte nicht günstiger gewählt sein. Auch das letzte Wölkchen sollte verschwinden von seinem Lebenshorizonte, der so klar und rein noch nie vor ihm gelegen.

Etwas muss doch immer fehlen! Er hatte längst ein neues Boot bestellt, er wollte den Freund damit überraschen und jetzt blieb es aus. So musste er mit der Faiful kommen.

„Nun, jetzt wird Ernst sein kindisches Vorurtheil auch längst aufgegeben haben. Jetzt war sie endgiltig tot, die arme Faiful.“ „Still, mein Liebling, — du findest mich wieder irgendwo, dann musst Du mir folgen. Allah ist gross.“ Diese Worte kamen ihm unwillkührlich wieder in den Sinn auf der Ueberfahrt. Sie war doch gegangen, den Weg alles Sterblichen — und er fand sie nicht mehr. In Sascha? Er musste lachen darüber. Kein Aederchen von Faiful. Gott sei dank! Um den Bootsrand zogen sich Guirlanden von Tannenreis, auf dem Maste, dicht unter dem Wimpel, schwebte ein Blumenkranz. Er wusste selbst nicht recht, hatte er sie für Ernst so geschmückt, oder zur Totenfeier. — Denn es war ihre letzte Fahrt, das hatte er fest bestimmt.

Saltern stutzte, als er das geschmückte Boot sah. „Eine sonderbare Idee, zur Verlobungsfeier die Faiful zu bekränzen, — nicht Sturza!“

„Zum letzten Male,“ tröstete Rolf, sein Unbehagen mühsam verhehlend. „Es hat einmal nicht anders sein sollen, trotz all' meiner Bemühung. Gönne ihr diesen letzten Gruss.“

Da man vor neun Uhr nicht eintreffen durfte, unternahm man eine grössere Fahrt.

Ernst freute sich wie ein Kind, wieder einmal am Steuer zu sitzen. Nur musste er den linken Arm benutzen, da der rechte noch in der Schlinge hing. Das war etwas ermüdend.

Es war heiss, drückend heiss, erquickend strich der Seewind, die Ufer prangten in der Frische des ersten Grün.

Saftige Wiesen, schöne stattlich behalmte Felder, sanft ansteigende Buchengelände, Dörfer dazwischen, eingebettet in Apfel- und Kirschenblüthen; der ganze Reichthum sich spiegelnd in der klaren, leicht sich kräuselnden Fluth, über welche der Duft des Frühlings dahinströmte.

Ernst steuerte der Mitte zu, am liebsten hätte er weit und breit kein Land mehr gesehen, nichts als Wasser.

Eine so wohlige Dankbarkeit füllte sein Herz, und in durstigen Zügen zog er das neue köstliche Leben, das ihn umflatterte. Schweigen war jetzt Genuss und das silberne Klik-Klik, der am Kiel sich brechenden Wasser, eine sanfte, die Seele einlullende Melodie.

Rolf wollte ihn nicht stören, es war ja noch Zeit, und dann wusste er einen heimlichen Platz zu solchem Gespräche. Diese Weite passte ihm nicht dazu, und Ruhe muss sein vor Wind und Wellen, so etwas lässt sich nicht herausschreien. Die Faiful gehorchte dem leisesten Druck und zog schimmernde Bogen. Hie und da kam stossweise der Wind und fegte die Oberfläche des Wassers, dunkle fliehende Strassen darauf zeichnend.

Rolf sah unwillkürlich gegen Westen. Weisses leuchtendes Gewölk schob sich herauf über die waldigen Höhen. Gegen Abend konnte sich das Wetter ändern, und die armen Damen mühten sich umsonst. Die Ufer traten näher zusammen, dichter Schilfwald verbarg die Grenzen des festen Landes, das Klirren der sich reibenden Halme drang immer näher. Saltern wollte wenden, da war ja doch kein Durchkommen. Doch Rolf gab nur mit der Hand die Richtung.

„Jetzt sollst Du eine neue Welt befahren.“ Eine schmale Wasserstrasse öffnete sich, die Faiful drängte sich hinein, die Mastspitze überragte nur um ein weniges die hohen Schilfwände.

Jetzt übernahm Rolf die Leitung mit der Bugsirstange. Immer tiefer drang das Boot, jeder Windung des natürlichen Kanales folgend. Kein Lüftchen wehte hier, um die matten Schilfbüschel tanzten dichte Mückenschwärme. Ein schwüler, üppiger Dunst stieg auf von verfaulten Pflanzenresten.

Glucksend ruderte das Wasserhuhn zwischen den zitternden Stengeln. Entenschwärme strichen schreiend auf. Da und dort schnappte ein Fisch im trägen Wasser. Plötzlich öffnete sich der Kanal und das Boot glitt in einen kleinen, vom Schilf dicht umschlossenen See.

Das Blätterwerk der Wasserrose bedeckte ihn, nur hie und da kleine, tiefbraune Tümpel lassend.

Rolf zog die Bugsirstange ein, schlapp hing das Segel, das Boot bewegte sich nicht mehr im trägen Wasser.

„Das ist so ein Platz zum Geheimniss austauschen,“ meinte Rolf. „Ich glaube, es kennt ihn Niemand, ausser ich. Was ich da schon alles zusammengeträumt mit den Wasserrosen um die Wette. Das wirkt wie Haschisch, dieser schwere Dunst.“

„Willst Du mir nichts erzählen davon?“ fragte Saltern.

Rolf legte sich auf den Boden, das Haupt auf die Arme gestützt.

„Kennst sie ja schon alle. Schwüles faules Zeug, wie da um uns her. — Starkes haut-gout. — Nun jetzt ist es ja auch vorbei damit. Wenn ich eigentlich so daran denke. — Morgen schon ein halber Ehemann. — Sag' mal Ernst, bist Du nicht auch der Meinung, dass man ein Weib über Alles, leidenschaftlich lieben müsse, um mit ihr glücklich zu werden?“

„Ueber Alles, ja! Leidenschaftlich, — in Deinem Sinne, nein! Das ist in meinen Augen eher eine Gefahr für das Glück. Jede Leidenschaft endet mit einer gewissen Enttäuschung; indem sie sich selbst aufreibt, giebt sie ihrem Gegenstand schuld an ihrem Erkalten.“

Das Boot rührte sich nicht von der Stelle. Eine Weile stockte das Gespräch. Dann fuhr Sturza auf, indem er sich nach Saltern hinwandte: „Wenn aber der eine Theil, der Mann oder die Frau, dieses nach Deiner Ansicht unglückliche Temperament, diese Leidenschaft, einmal besitzt. Was dann? Wird er es nicht an der Andern missen?“

„Ist der Unterschied der Temperamente so gross, wird sich schwerlich eine Neigung entwickeln.“

„Oh, das täuscht oft. Es giebt schlummernde Temperamente, die plötzlich erwachen —“

„Erweckt werden können, wenigstens. Das gebe ich zu, und die viel Unglück anrichten, wenn nicht das Pflichtbewusstsein, eine tief begründete Neigung, über diesen Bluttaumel hinweghilft —“

„Bluttaumel nennst Du das? Und doch im Grunde genommen, welche Neigung ist tiefer begründet als die, die förmlich in das Blut übergegangen ist. Blut ist ja die höchste Lebensessenz!“

„Im Thiere, im Menschen kenne ich eine höhere, die Seele, den Geist. Er treibt ja das Blut, soll es beherrschen, das Treibende, Herrschende, steht doch gewiss höher, wie das Getriebene, Beherrschte.“

„Du bist ein grosser Logiker! Und doch sage ich Dir, hat Dich Dein gesundes Blut vom Tode gerettet — nicht Deine gesunde Seele —“

„Wer kann den Antheil des geistigen Elements an einer Heilung ermessen. Die Aerzte sind darin sehr vorsichtig geworden. Grosse Freude, Erhebung, eine grosse seelische Erregung z. B.“

„Du sprichst ja wie aus eigener Erfahrung,“ bemerkt Rolf.

„Spreche ich auch.“

„Jetzt in dieser Krankheit? Und da schweigst Du darüber, als ob es mich gar nichts anginge —“

„Eben weil es Dich angeht, schwieg ich bisher. Aber heute sollst Du es hören, an Deinem Verlobungstage.“

„Wenn ich es aber schon wüsste, wenn ich Dich nur hierher gelockt in diesen verschwiegenen Winkel, um mit Dir darüber zu sprechen.“

„Um so besser, so begegnen wir uns in dem Wunsche nach Wahrheit.“

„Also, wer soll den Anfang machen, Du oder ich?“

„Ich, der Schuldige,“ sagte Saltern.

Da erhob sich Rolf betroffen.

„Ja, ich der Schuldige! Höre mich ruhig an. Es stand schlimmer mit mir, als ihr alle wusstet. — In einer Nacht quälte mich der Athem sehr. Helene war allein im Zimmer. Sie gönnte sich keine Ruhe. „Wenn ich sterben sollte, sagte ich zu ihr — Du weisst ja, Rolf, dass mir meine Familie die Heirath mit einer Bürgerlichen noch nicht vergeben hat, und wenn mein Vetter, der Erbe, auf Saltern einzieht, ist kein Bleiben mehr für Helene. „Wenn ich sterben sollte, so halte Dich an Rolf.“ Da presste sie ihre Hand auf meinen Mund und fiel vor mir auf die Knie. „Nur jetzt den Namen nicht, nur jetzt nicht,“ stöhnte sie in der höchsten Qual.

Da wusste ich Alles. Die Nähe des Todes macht gerecht. Du hättest sie schützen sollen und hast sie der Gefahr preisgegeben; mehr, Du hast sie ihr in den verführerischsten Farben ausgemalt und dann im Dünkel Deines Herzens die Augen geschlossen. Du bist der Schuldige, dröhnte es in mir. — Ich hob ihr Haupt. „Schütte Dein Herz aus, Helene, ich kann Alles hören.“ — Da quoll es heraus. „Nicht so, stosse mich fort! Ich bin eine Elende! Vom ersten Augenblicke, wo ich ihn sah, war ich in seinem Banne. Ich sprach es nie aus, aber er las es wohl in meinen Blicken, hörte es aus jedem meiner Worte. — Und das machte ihm Muth.“

„Du bist begehrenswerth und er voll der Begierde. Da vergass er, was Dein Gatte ihm war,“ sagte ich. —

„Bei dem Allmächtigen schwöre ich Dir, er vergass es nicht,“ erwiderte sie.

„Aber ich — ich“ — schrie sie auf. „Ich wäre gefallen, wenn er vergessen hätte.“

Da ward es still im Zimmer. Zuerst fühlte ich eine arge Schwäche. Jetzt naht er, dachte ich mir, der Tod. Da stieg eine mächtige Blutwelle in mir auf. Nur jetzt nicht sterben, jetzt nicht, schrie es auf in mir. Ich setzte mich auf, ich zog Helene an mich, küsste sie, wie ich sie noch nie geküsst. — Dann schwand mir die Besinnung. Als ich den andern Tag erwachte, meinte der Arzt, die gute Nacht habe Wunder verrichtet. Helene sass auf meinem Bette und lächelte mir ganz überirdisch entgegen. — Wir waren Beide genesen, hatten uns vergeben.“

Saltern war mit seiner Erzählung, die ihn selbst stark bewegt, zu Ende.

Rolf, welcher den Kopf in die Hand gestützt, zugehört, sah verstört auf, als plötzlich eine Stille eintrat. Er wartete noch auf etwas.

„Nun — und von mir ist nicht mehr die Rede. Wenn ich Dir aber sage, Deine Frau war schlimmer daran, als Du in dieser Stunde, wahnsinnig, ja — wahnsinnig, Ernst. — Ich verfolgte sie mit meiner widerlichen Gluth, ohne die geringste Berechtigung an Erwiderung meiner Gefühle zu glauben. Ich war in ihrem Banne, Faiful blickte mir aus ihr entgegen und wenn sie nicht ein Engel wäre, wie diese eine Sünderin, ich stände jetzt vor Dir als der grösste Schurke. — Das ist die Wahrheit.“

„Du bist erregt, Rolf. Dein Blut stand auf wider Dich, aber zum Schurken könntest Du nie werden. Ihr übertreibt Beide in dem Gefühle des Ekels über den bösen Zauber, der euch beherrschte und das ist die Heilung, doch genug! Ich will vergessen und vergeben, heute an Deinem Verlobungstage. Deine Hand, Rolf.“

Sturza zögerte. „Noch nicht. Es muss erst Alles herunter vom Herzen. — Hast Du Dir denn nicht die Frage gestellt: Was wäre mit den Beiden geschehen, wenn er wirklich genaht wäre, der Tod?“

Saltern erschrak vor dem Ausdruck in Rolfs Antlitz, vor dieser zitternden Erwartung. Er musste die Augen schliessen.

„Ich habe sie mir gestellt,“ erwiderte er, „und auch beantwortet. Helene wäre Deine Frau geworden.“

Da blickte er auf. Sturzas Antlitz war blutleer, er strich sich mit der flachen Hand um den braunen, nackten Hals.

„Und das sagst Du so gelassen?“

[Fortsetzung folgt.]

Was ich erlebte. 1846 bis 1896.

Friedrich Haase.

[Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Was ein Doppelgänger für Unheil anrichten kann, sollte mir bald klar werden. Eines Abends, als ich in Prag über den Obstmarkt in den Musentempel wandere, nähert sich mir ein pikantes Kammerkätzchen, das mir listig schmunzelnd und höchst geheimnissvoll ein duftiges Briefchen zusteckt und pfeilschnell verschwindet.

Ich versenke das Billet-doux in meine Brusttasche. — Ernst, wie ich seit meinen jüngsten Jahren es stets mit der Kunst genommen, denke ich nicht mehr daran, spiele meinen Lord Harleigh — und erst am nächsten Vormittage kommt mir das verheissende Briefchen wieder in's Gedächtniss. Es hat keine Adresse, — sonderbar! Ich öffne es mit Neugier und einiger Erregtheit — ich war noch gar jung! — und finde eine verlockende Einladung zu einem Rendezvous Abends im Canal'schen Garten.

Schnell recapitulirt — im Theater ist Oper — ich bin also frei! — und zur bezeichneten Stunde in der dunklen Allee, die eigens für solche Scherze geschaffen zu sein scheint. —

Eine hohe, schlanke Frauengestalt, dicht verschleiert, — wie es so der Brauch — tritt mir entgegen, nimmt ohne Umstände meinen galant offerirten Arm, und ich höre ein melodisch Flüstern: „Wie danke ich Dir, dass Du gekommen!“

Ich denke mit Mephisto: „Gleich Du, das ist brav, da werd' ich reüssiren!“

Und weiter flüstert's:

„Ich habe Dich vorgestern den Harleigh spielen sehen.“

„Gestern Theuerste!“ hauche ich.

„Nein, vorgestern.“

„Doch gestern!“

„Nein, nein, gestern habe ich ihn ja von Haase gesehen!“ ertönt's entrüstet von gewiss sehr verführerischen rothen Lippen — „und jetzt kann ich erst beurtheilen, wie genial Du die Rolle spielst!“

„Ja, für wen halten Sie mich denn, meine Gnädige?“ frage ich gänzlich abgekühlt.

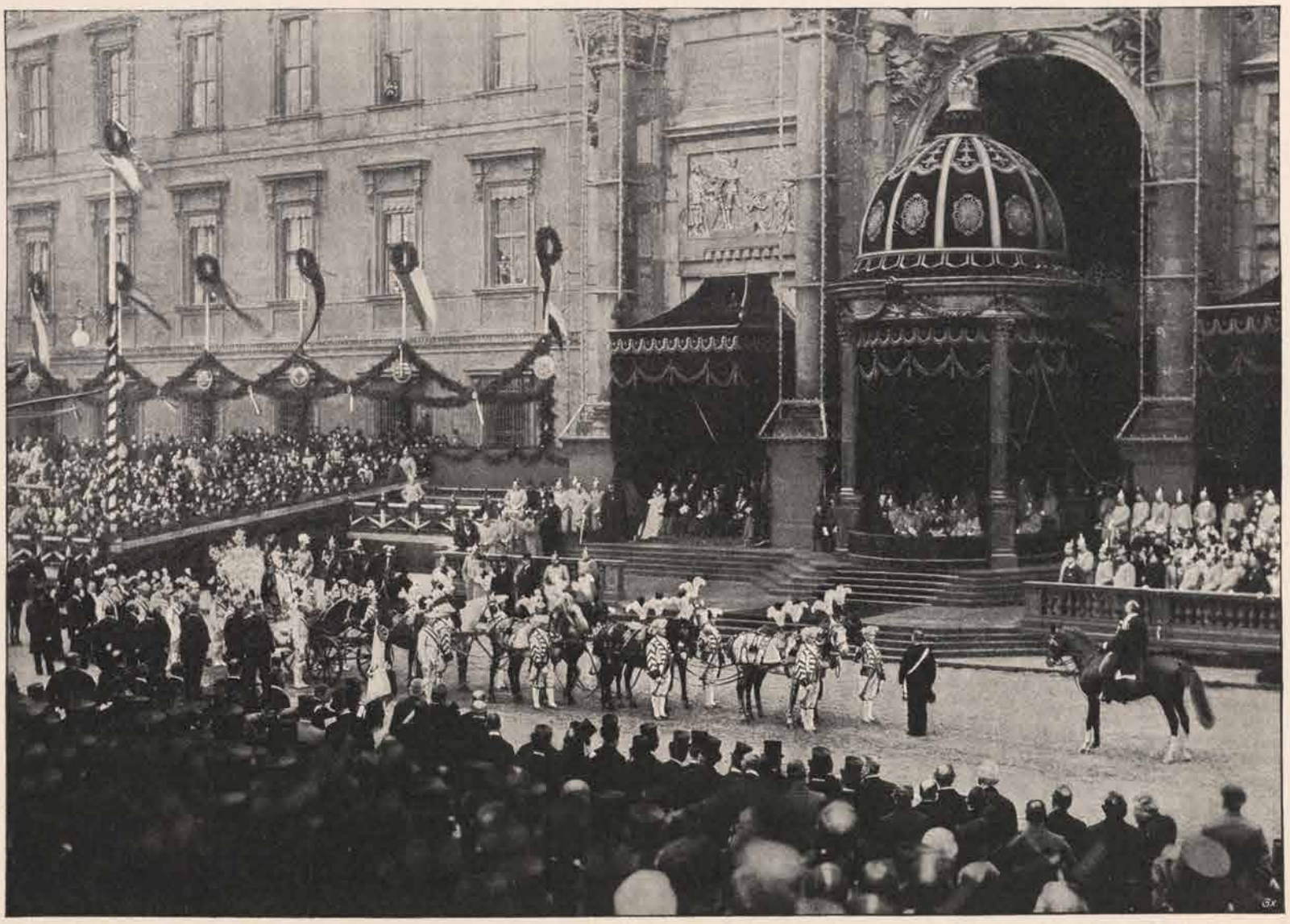
„Für wen?“ stammelt's erschrocken, „für wen?! Du bist — Sie sind doch nicht —“

„Nein, freilich bin ich's nicht!“ — entgegnete ich, mich verneigend und verabschiedend, „mein Name ist Friedrich Haase!“

Ob die Schöne in Ohnmacht gefallen, ob sie geweint, ob sie geflucht, nur die alten Bäume sind Zeuge gewesen und haben's mir nie verrathen! — Ich fand an diesem Abend, dass solche Doppelgängerei recht unbequem werden und zu sehr unliebsamen Scenen führen kann! — Auch ein Herzensroman fand hier schnellen und — ernsten Schluss!



„Nein, freilich bin ich's nicht!“



Die Germaniagruppe aus dem Bürgerfestzuge zur Hundertjahrfeier am 23. März 1897. Nach einer Momentaufnahme von M. Ziesler in Berlin.

In der alten weihrauchduftenden Kirche stand ich im Schatten eines Pfeilers und blickte brennenden Auges auf eine liebliche Mädchenblüthe, die das holde Köpfchen tief gesenkt hatte, als würde es von der Last der Myrthenkrone hinab gedrückt. — La commedia è finita! — — —

* * *

Bei meinem Abgange von Prag schrieb die Bohemia:

„Ein Virtuos der Menschendarstellung und Charakterzeichnung scheidet von unserer Bühne!“ — Da war das Wort „Virtuos“ wieder da. Aber damals noch rein und ohne äusserlichen Beigeschmack. Es war gut gemeint, denn der Autor interpretirte seine Bezeichnung selbst, etwa mit den Worten: „Virtuosus ist in allen Fällen nur der, der in der Ausübung seiner Kunst eine solche Befähigung, Kraft (virtus) und Geschicklichkeit in der Ausübung darthut, dass er nach ihr benannt werden muss, „virtuosus“. —

Jetzt besass ich's schwarz auf weiss, ich war ein „Virtuos“!

Ein namhafter Journalist sagte mir gelegentlich der Uraniafeier im Opernhause zu Berlin Abends beim Bankett: „Der bedeutend veranlagte Schauspieler habe die Pflicht, sich einem mittelmässigen Ensemble unterzuordnen und zwar stets als Werkzeug des Dichters, und seine stärkeren Darstellungsqualitäten herabzustimmen, auf dass er durch die Potenz seines Könnens nicht auffälliger würde, als die Uebrigen!“

Sic! Das heisst also: dem seltenen, absonderlichen Talente, welches sich hervorragend kennzeichnet, den Wirbelknochen ausdrehen, damit es in dem Gehudel der nie alle werdenden Unbedeutendheit verschwinde — und „zum Werkzeuge des Dichters“ werde! —

„Ist das schon Thorheit, — hat es doch Methode!“ Und an der Bescheidenheit des Ausspruches wäre ja wohl auch nichts zu mäkeln! — Wer kommt aber dabei zu kurz und — wer gewinnt dabei?

Karlsruhe unter der Leitung des Historiographen der Deutschen Schauspielkunst, Eduard Devrient, war eine meiner nächsten Stationen 1852 und 1853.

Manch neue Rolle machte ich mir unter dem Regime dieses so geistvollen, aber stark doctrinären Bühnenleiters zu eigen. Unter anderem will ich erwähnen, dass Freytag's „Journalisten“ in Karlsruhe überhaupt zum ersten Mal vor dem anwesenden Dichter aufgeführt wurden, und dass ich somit auch der erste Darsteller des Schmock“ war.

Recht belustigend klingt es, wenn ich erzählen darf, dass ich nach langen Jahren eines Abends im Kgl. Theater zu Wiesbaden neben Gustav Freytag sass, und derselbe, nachdem schon ein paar Acte der „Journalisten“ gespielt waren, durch die maasslosen Extemporés und Improvisationen ermüdet, mich verdriesslich fragte: „Sagen Sie mir doch, Haase, — von wem ist denn eigentlich das Stück da?“ — Eine Aeusserung, der er in seinen „Lebenserinnerungen“ noch schärferen Ausdruck verliehen hat. —

Aber merkwürdig! Mit jeder neuen Rolle, die ich in Karlsruhe spielte, erschuf ich mir einen Conflict, oder doch wenigstens ein Conflictchen, der Generaldirection gegenüber!

Erhielt ich eine neue Aufgabe, so war das erste, dass ich heisshungrig über das Buch des Stückes herfiel, und dasselbe im wahren Sinne des Wortes verschlang; war ich damit zu Ende und fing von vorn mit ihm an, so waren die einzelnen Personen des Stückes — Menschen geworden in meiner Phantasie, Menschen mit Fleisch und Blut, und ich las eigentlich nicht mehr, sondern diese Menschen, diese Gebilde meiner Phantasie lebten mir ein Stück ihres Lebens vor und ich lachte mit ihnen und weinte mit ihnen, und sie zogen farbenprächtig in scharfen Contouren, mit allen ihren Eigenheiten, an mir vorüber, und mitten in diesem phantastischen Reigen sprang ich auf und ahmte ihnen ihre Eigenheiten nach und ruhte nicht eher, bis ich ihnen alle diese Eigenheiten abgelauscht und mich mit ihnen identificirte. „Chevalier Rocheferier“ hatte seinen räuspernden Husten und „Justizrath Fein“ sein feines Lachen und verlogenes Lächeln, „Tartüffe“ seine gleissnerische Frömmelei, und das ganze Völkchen vertrockneter Hofschranzen, all die tausend Bizarrerien, welche darzustellen mir schon frühzeitig so grosses Vergnügen gewährte. Alle, Alle waren Individuen geworden, mit einem individuellen Aussehen, mit individuellen Eigenheiten, in denen der Eine sich stets scharf und bestimmt vom Anderen unterschied. Mein eigenes Selbst diesem physischen und psychischen Unterschiede anzupassen und unterzuordnen, somit meine eigene Individualität gänzlich zu verleugnen, gänzlich ein Anderer, und zwar derjenige zu sein, den mir

der Dichter vorgezeichnet: hierin erkannte ich die Aufgabe und das Endziel der Schauspielkunst und ihm strebte ich mit aller Leidenschaft eines von seiner Lebensaufgabe Begeisterten entgegen. —

Kam nun die Probe heran und ich verkörperte die Gebilde meiner Phantasie, wie sie sich mir in wachem Traum gezeigt, dann hiess es vom Regietisch:

„Herr Haase! — ich bitte etwas weniger realistisch!" Ich war also — Realist — in der Kunst geworden!

Zeigten meine Leistungen ihre Eigenheiten, durch die sie sich von den Anderen unterschieden, dann hiess es auch wohl:

„Herr Haase! Lassen Sie diese Nuancen — Sie müssen nicht virtuos erscheinen wollen!"

Also: nicht virtuos!

Die meinen Kollegen und mir innewohnende Kraft der Darstellung wurde ganz genau bemessen und nur innerhalb der uns gezogenen Grenzlinien geduldet. Dies hiess Ensemble. Alles darüber Hinausstrebende galt als Uebertreibung — Realismus — Nuancenjagd — Virtuosenthum!

Dingelstedt in München berief mich zu einem Gastspiel im Februar 1853. Und ein Engagement war die Folge. Ich ging mit dem Contract in der Tasche nach Karlsruhe zurück, wo ich weitere Schriftstücke von Dingelstedt erhielt. Er verstand es meisterhaft gleich von vornherein, dem Schauspieler die Wirkungsstätte lieb und werth zu machen.

Freudigen Muthes zog ich also nach München. Schon das Gastspiel hatte mir klar gemacht, dass ich in der Gestaltung der mir anvertrauten Aufgaben mich hier ungleich freier bewegen konnte, als ich dies je in Karlsruhe vermocht. Eduard Devrient hielt zurück — Dingelstedt eiferte an, trieb vorwärts. Der erstere beengte nicht selten — der andere erweiterte die Grenzen. Ersterem galt die starre Form, selbst wenn es eine völlig überlebte war, fast alles. Dingelstedt strebte aus diesen Formen heraus und sollten diese selbst darüber in Stücke gehen!

Und sonderbar! In München galt ich auf einmal als „Idealist" — und zwar in des Wortes verwegenster Bedeutung. Aber ich galt auch nicht als „Virtuos" mehr, nicht als „Nuancenkrämer", sondern als guter, strebsamer Schauspieler, den Dingelstedt würdigte, an den unvergesslichen Mustervorstellungen des Jahres 1854 Theil nehmen zu lassen.

Diese Mustervorstellungen müssen als die grösste künstlerische That unter Dingelstedt's Leitung des Königlichen Hoftheaters zu München bezeichnet werden, denn sie waren geradezu epochemachend.

Mir waren durch die Besetzungscommission die Rollen: Marinelli, Hofmarschall Kalb und Machiavel übertragen worden.

Die Vorstellungen erregten bei überfüllten Häusern, trotz glühender Julihitze, ein ungemessenes Furore vor einem völlig internationalen Publikum. Die Journalistik der fremdländischen Presse war voll des Lobes. Da jedoch der einzelne den andern zu überbieten trachtete, trieb hier allerdings das Virtuosenthum die üppigsten Blüthen; und verlieh diesen Vorstellungen allzu viel Licht, dem der wirksame Schatten nicht vergönnt war. Trotz der wahrhaft grandiosen Leistungen der Rettich, den überaus reizvoll gezeichneten Figuren der Haitzinger, der Altmeister Döring, Devrient und Laroche, der jugendkräftigen, bedeutenden Talente von Hendrichs und Liedtke, — übertraf jedoch glänzend, und völlig unvermuthet, das plötzlich auftauchende Gestirn: „Marie Seebach".

Was sollte man da sagen?

Ein solches Gretchen kommt wohl kaum jemals wieder — und kam auch bis heutigen Tags, nach vier Jahrzehnten, in Wahrheit nicht wieder! Diese rührende bürgerliche Mädchennatur mit ihrer entzückenden Ursprünglichkeit und Drolerie, welcher das zermalmende tragische Gewicht sich an die Sohle heftete — das war eine Summe von Genialität, wie das



Das Kgl. Schloss in der Beleuchtung am Abend des 22. März 1897. Nach einer Momentaufnahme von H. Rudolphy in Berlin.

versammelte Auditorium — die in kurzer Zeit darnach das gesammte deutsche Vaterland nie gesehen, nie gehört, nie erlebt hatte. Mit einem gewaltigen Schlage gab es von diesem Tage an, urplötzlich, damals die grösste deutsche Schauspielerin „Marie Seebach." — Louise, Clärchen, Marie Beaumarchais — alle diese Gebilde trugen mehr oder minder den Stempel geheiligter Künstlerschaft und strahlten Jahrzehnte in hellem Lichte am Horizonte unseres Kunsthimmels; — doch „das Gretchen" blieb der Solitair in dem Demantgeschmeide unerreichten Könnens.

In München spielte ich neben dem absolut sogenannten „ersten Charakterfach", dessen werthvollste Aufgaben ich mir bereits in Prag durch mehrfältige Darstellungen ziemlich zu eigen gemacht hatte, auch öfter Rollen in der Conversationssphäre, so z. B. mit Adolf Christen, dem nachmaligen Gatten des Fräulein Clara Ziegler, einem ganz vorzüglichen Darsteller lebenslustiger junger Männer, zum ersten Mal den „Grafen Klingsberg Vater." Christen gefiel ausserordentlich, ich — weniger. Professor Carrière schrieb damals in der Augsburger Allgemeinen Zeitung: „Das sei Alles ganz gut und schön von mir, allein meine eigentliche Domaine sei und bliebe das „seriöse" Charakterfach."

Wenn ich diese Aeusserung heute lese und dieselbe mit der Ansicht der heutigen kritischen Beurtheilung meiner Darbietungen vergleiche, so muss ich doch unwillkürlich mich befragen: „Wo fasse ich Dich, unendliche Natur, Euch Brüste — wo?!"

Auf Wunsch der Königin Marie, die als preussische Prinzessin gern das heimathliche Idiom hörte, wurde der lustige Schwank von Angely „Das Fest der Handwerker" einstudirt. Christen, der auch Berliner war, gab den Tischlergesellen Hähnchen, ich — es wird höflich gebeten, nicht zu schreien — den Mauerpolier Kluck — mit Respect zu melden. — Schön muss es kaum gewesen sein, „positus ick setze den Fall" und „Wilhelm Du bist von's Jerüste jefallen, det freut uns — Du befindest Dir annitzo wieder in die Jenesung — det schmerzt uns." — — Schön muss es wirklich nicht gewesen sein. Allein die Königin war fröhlich. Mauerpoliere" habe ich jedoch später nie wieder gestaltet.

König Ludwig I., damals schon durch die Lola Montez-Affaire depossedirter Regent, war trotzdem fast populärer als sein Sohn, der regirende König Maximilian II.

Unaufhörlich die Strassen und Plätze Münchens durchwandernd in oft unglaublichen Costümen, sprach er mich einst vor der Statue des lang verstorbenen Königs Maximilian I. an. Mit seiner hohen, stark lispelnden Stimme fragte er mich: „Wie heissen Sie?"

„Haase, Majestät."

„O — — Haase — der Schauspieler Haase?! O — auf der Bühne immer alter Herr, — im Leben noch ganz jung — o! — Guten Morgen! —"

Ich war geweiht! Die Sonne königlicher Gnade hatte mich bestrahlt! Ludwig I., der Gründer von Münchens Grösse, hatte mit mir gesprochen — „Guten Morgen" hatte er gesagt. —

Am Abend dieses „guten Morgens" trank ich mit Christen mehr Bier als gewöhnlich, und wir gelobten uns, immer „gut und edel" zu sein. —

[Fortsetzung folgt.]

Unsere Bilder.

„Frühling im Walde" von A. Kaufman, dem bekannten Wiener Meister, berührt wie ein Gedicht, das aus feinem Empfinden geboren ward. Gerade die deutschen Meister wissen das Stimmungsvolle der Landschaft und insbesondere das Wiedererwachen der Natur aus langem Winterschlafe mit poetischer Kraft zu schildern. Jeder, der die Leistungen der deutschen Landschaftsmalerei seit den Tagen Dürer's an sich vorüberziehen lässt und sie mit jenen anderer Völker vergleicht, wird diesen Vorzug der deutschen Kunst sofort herausfühlen.

* * *

„Die Uebertretung von Christi Gebot" von H. Danger ist ein Bild von erschütternder Tragik. Schmerzerfüllt steht der Erlöser inmitten Derjenigen, die gegen sein Gebot gefehlt und ihren wilden Leidenschaften zum Opfer gefallen sind. Gross und edel in der Composition, machtvoll in der Gesammtwirkung, ist Danger's Schöpfung eine tief ergreifende Mahnung an alle Lebendigen, dem Egoismus nach Möglichkeit zu entsagen und dem Guten die Ehre zu geben.

* * *

„Eine Tour Boston" von E. de Montzaigle zaubert eine recht berückende Episode aus dem vergnügungssüchtigen, stets koketten, immer tanzlustigen Paris vor Augen. Mit scharfem Blicke hat der Künstler das Charakteristische dieser leichtlebigen Gesellschaft, die Witz, Geist und Grazie mit einer starken Dosis Cynismus vereint, zur Darstellung gebracht. Getanzt wird mit grösster Leidenschaft. Ein neuer Tanz ist „Boston", ganz so benannt wie das berühmte Gesellschaftsspiel, das unter vier Personen mit der vollständigen französischen Karte gespielt wird. Wie dieses Spiel, so ist auch der gleichnamige Tanz amerikanischer Herkunft. Amerikanische und englische Einflüsse sind ja schon oft auf den wandelbaren und unsteten Geschmack der Pariser von erheblichem Einfluss gewesen. Zwar geben die Pariser diese Thatsache niemals zu.

* * *

„Grosse Messe vor der Wallfahrtscapelle in Guia" von F. de Pradilla, dem berühmten spanischen Meister, zeigt die winzigen Gestalten mit der Schärfe eines Meissonier charakterisirt und zudem eine Breite der Behandlung, eine coloristische Kraft und reizvolle Freilichtstimmung, dass diese Schöpfung für eine der vorzüglichsten des Künstlers gelten muss. Das Bild ist nur so gross wie ein Foliobogen und enthält trotzdem mehr als anderthalbhundert Figuren von höchster Lebenswahrheit. Guia ist ein Wallfahrtsort an der spanischen Küste.

* * *

„Arabische Sängerin" von L. C. Müller gehört zu den besten Bildern, die der Wiener Meister aus dem orientalischen Volksleben geliefert hat. Kraftvoller Vortrag und herrliche Licht- und Farbenwirkung sind seinen Werken eigenthümlich. Die Sängerin, ein echtes Kind des Orients, ist so fein charakterisirt, dass sich die einschläfernde Monotonie ihres Gesanges, der von Taktschlägen auf der eigenthümlich geformten Trommel begleitet wird, leicht herausfühlen lässt.

* * *

„Niedermetzelung des Rufinus und seiner Familie" von Fr. Lafon versetzt nach Byzanz in die Regierungszeit des Kaisers Arkadius. Rufinus war leitender Minister am Hofe Theodosius I. Als dieser starb und der junge Arkadius Kaiser wurde, hoffte Rufinus, dass seine Tochter Gattin des neuen Kaisers werde. Aber Eutropius, ein Eunuch, der Bedeutung erlangt hatte, bewog im April des Jahres 395 den Arkadius, nicht des Rufinus, sondern des Franken Bauto Tochter zu heirathen. Noch in demselben Jahre liess Eutropius im geheimen Einverständniss mit dem weströmischen Minister Stilicho den Rufinus und seine Familie durch den gothischen General Gainas umbringen. Den Lohn für seine Schandthat empfing Eutropius wenige Jahre später: er fiel in Ungnade, wurde dann Ende Januar des Jahres 399 abgesetzt und bald darauf in Chalcedon enthauptet.

* * *

„Führer Johann Hörhager" von E. Sturtevant ist eine prächtige Gestalt aus der Alpenwelt. Wer die Dominicushütte im Zillerthal besucht hat, der kennt auch den Eigenthümer dieser Hütte, den bewährtesten Führer des ganzen Alpengebiets — Johann Hörhager. Die Berge sind seine Heimath. Am 16. August 1853 zu Dornauberg bei Maidhofen im Zarrenethal geboren, hat er seit dem Jahre 1872 sämmtliche Spitzen der Zillerthaler Berge bestiegen, und fast alle als der erste. Zu seinen Grossthaten gehört die Besteigung der ganzen Brentagruppe mit dem 3564 Meter hohen Presanella und dem 3548 Meter hohen Adamello. Noch Niemand ist unter seiner Führung verunglückt. Der Alpensport wird bald wieder die Wandervögel aus aller Herren Länder herbeilocken — Johann Hörhager sei ihnen als Führer empfohlen. „Ein Liebesdienst" von A. Åkermark athmet den Zauber einer echten Idylle. Die junge Maid beugt sich weit über zum Wasserspiegel, um die Seerose zu brechen und ihrem Begleiter, einem Naturforscher, die schöne Blume für das Herbarium zu beschaffen.

* * *

Auf die grossartigen Festlichkeiten der Hundertjahrfeier in Berlin weisen einige Bilder hin, die nach Momentaufnahmen von M. Ziesler und H. Rudolphy in Berlin gefertigt sind. Den strahlenden Mittelpunkt der ganzen Festbeleuchtung am Abend des 22. März bildete das königliche Schloss. Mit der Fülle seiner Lichter in den Fenstern, mit seinen 8000 elektrischen Birnen, welche die Architektur der Portale und das Hauptgesims markirten, mit seiner prächtigen Kuppelbeleuchtung und den 60 Flambeaux auf den Zinnen, gewährte der Bau einen wahrhaft feenhaften Anblick. Den Glanzpunkt der Feier am 23. März bildete der Bürgerfestzug, der in wundervoller Anordnung an dem Kaiserpaar und seinen erlauchten Gästen vorüberzog. Das schönste Gepränge bot der mit acht reich geschmückten Pferden bespannte Triumphwagen der Germania, dessen muschelförmige Rückwand weiss gepolstert war. Neben jedem Pferde schritt ein Stalldiener in Rococotracht zur Seite des Wagens und hinter ihm ein Gefolge von silberglitzernden, schuppenbekleideten Männern mit Visirhelmen auf den Köpfen. Vor dem Kaiserpavillon wurden die Gespanne angehalten und die Germania, dargestellt durch Frau von Strantz, sprach zum Kaiserpaar und zum Denkmal hin die von Director Karl Julius Müller gedichteten Strophen. In ihrem goldschimmernden Brustpanzer und weissen Gewande nahm sich die hehre Gestalt, deren schönes, von aufgelöstem lichtbraunem Haar umwalltes Haupt die Kaiserkrone und den Eichenkranz trug, wahrhaft wunderbar aus. Commissionsrath Renz geleitete den Triumphwagen, den er sammt der Bespannung gestellt hatte, auf einem prächtigen Pferde.



A. Hirschl. Frühling.

Die Kaiser-Festspiele in Wiesbaden.

Von **Alfred Holzbock.**

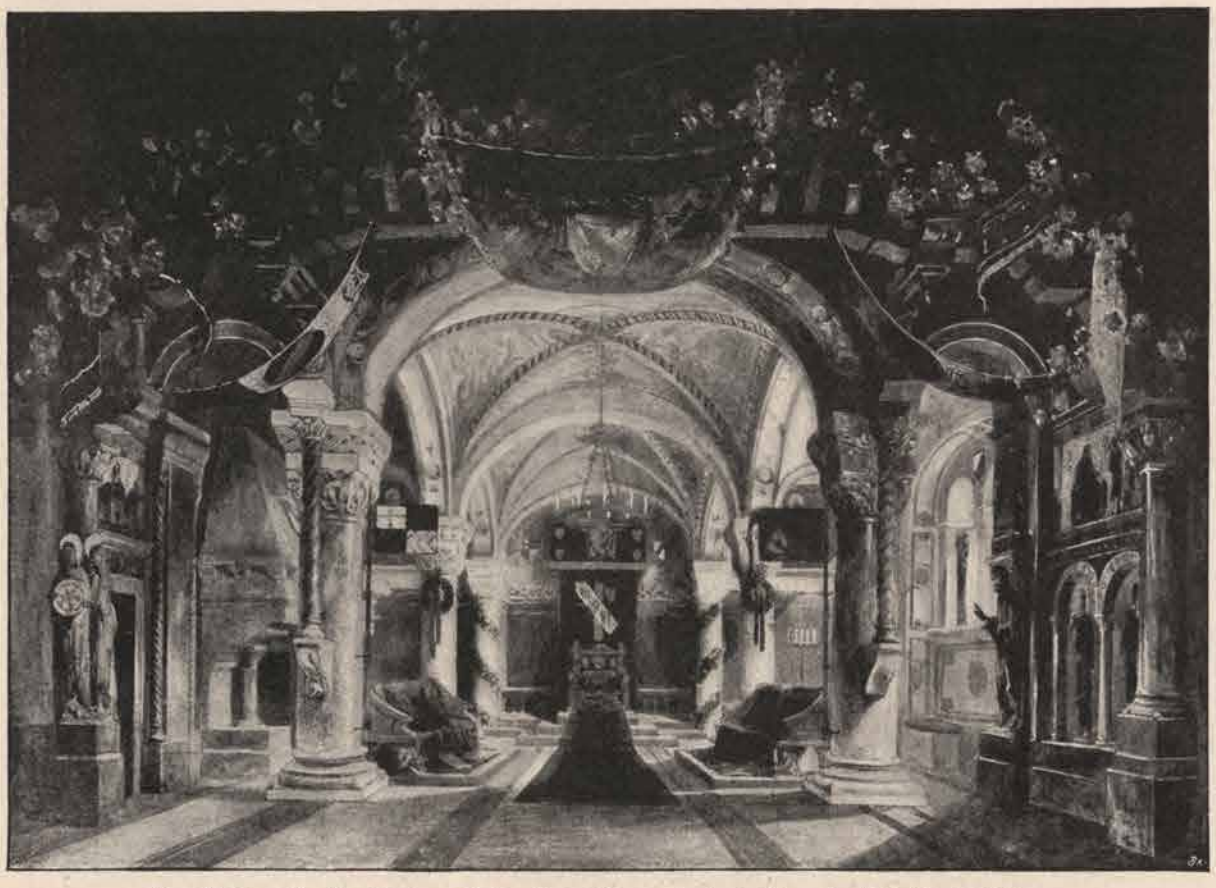
[Nachdruck verboten.]

Aus der alten Thermenstadt ist eine fröhliche Festspielstadt geworden. Kammerherr von Hülsen, der Intendant des neuen, grossen Hoftheaters, hat dieser herrlichen Kunststätte neues künstlerisches Leben und Regen gegeben. Kaiser Wilhelm wurde ein Protector des Hoftheaters, der rührige Herr von Hülsen zeigte sich dieser mächtigen Protection würdig und schuf die Wiesbadener Festspiele, welche bisher stets in Gegenwart Sr. Majestät des Kaisers stattgefunden haben.

Im deutschen Kunstleben scheinen diese Festspiele eine dauernde Institution werden und eine internationale Bedeutung gewinnen zu wollen. Zum dritten Mal kehren sie jetzt wieder und abermals locken sie Besucher aus aller Herren Länder an. Am 16. Mai beginnen diese Spiele, wird Wiesbaden eine Festspielstadt, welche, was die Zusammensetzung der Besucher anbetrifft, ein Bayreuther Gepräge tragen wird. Bayreuth steht als Festspielstadt fest und sicher da, und es gereicht deutscher Kunst zur Ehre, erhöht ihr Ansehen, wenn in Deutschland eine zweite Festspielstadt siegreich und anscheinend auch dauernd besteht und ebenfalls die Theilnahme aller Nationen auf sich zu lenken weiss.

Die Wiesbadener Festspiele werden zwei Cyclen zu je sechs Vorstellungen umfassen. Zur Aufführung sind bestimmt: „Tristan und Isolde“, „Sommernachtstraum“, „Siegfried“, „Aïda“, „Barbier von Sevilla“ und der „Burggraf“. Das letztgenannte Werk, ein grosses historisches Drama von Josef Lauff, darf ein erhöhtes Interesse durch die eigenartige Thatsache beanspruchen, dass Kaiser Wilhelm hierzu vier Decorationsskizzen entworfen hat.

Die Festspiele finden unter Mitwirkung einzelner hervorragender Gäste statt,



Der Wahlsaal in Frankfurt am Main. Decoration nach einer Skizze Sr. Majestät des Kaisers.

die künstlerischen Hauptkosten jedoch bestreitet das treffliche Personal des Wiesbadener Hoftheaters. Zwar führt Hofrath Schuch, der einstige Jurist und jetzige Generalmusikdirector des Dresdener Hoftheaters, die musikalische Oberleitung, aber die Künstler und Künstlerinnen, welche sich unter dem Tactstock dieses feinfühligen, energischen und geistvollen Capellmeisters vereinen, sind fast ausschliesslich Wiesbadener. Und darum sei heute in Wort und Bild das Interesse weiter Kreise auf jene wackere Wiesbadener Künstlerschaar hingelenkt, welche dazu berufen ist, die Stütze der Festspiele zu werden.

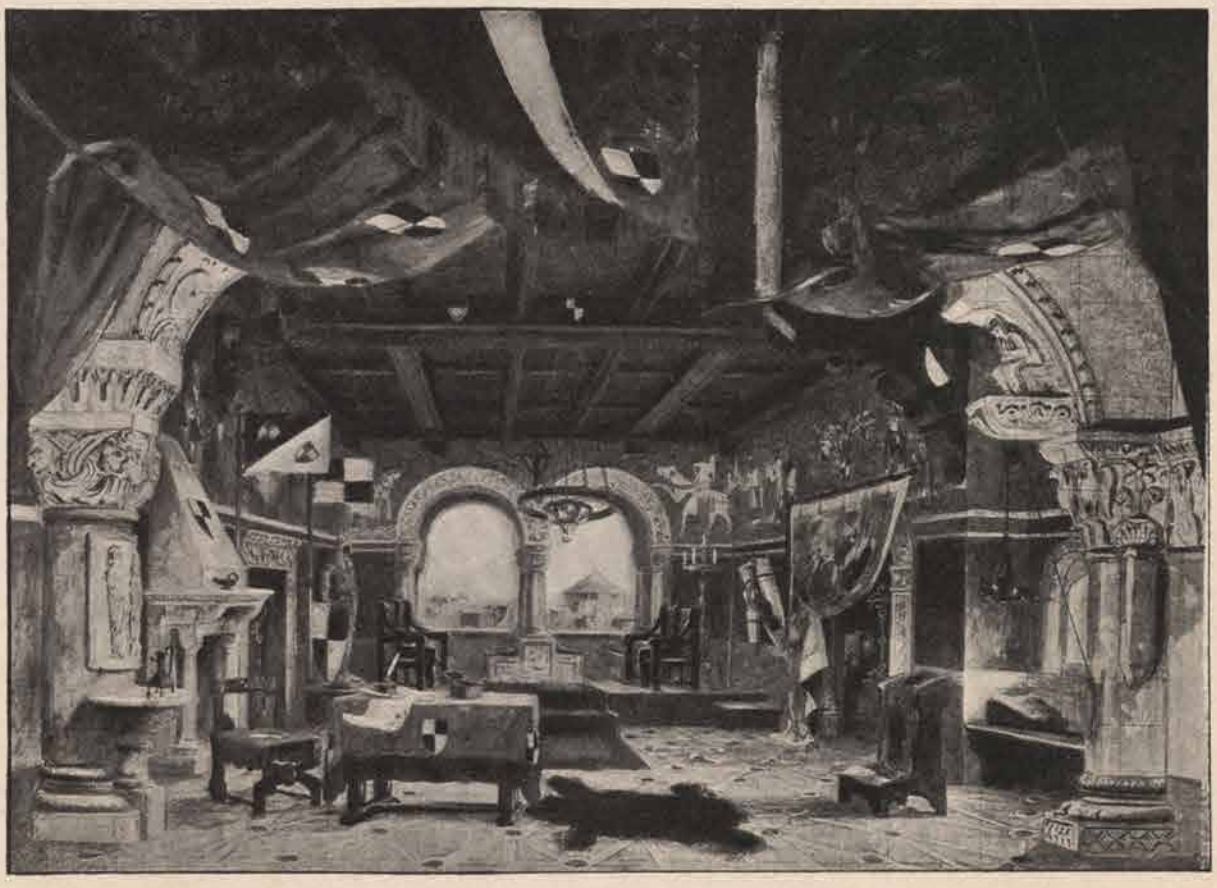
Georg von Hülsen ist der Oberleiter der gesammten Aufführungen. Aus dem früheren schneidigen Officier wurde ein ganzer Theatermann. Von seinem unvergessenen Vater, dem verstorbenen Berliner Generalintendanten von Hülsen, hat er die Liebe und das Verständniss für das Theater geerbt. Mit dieser Liebe und diesem Verständniss ist er gross geworden, aber ohne die ihm innewohnende Begeisterung und zielbewusste Thatkraft hätte er nicht jener erfahrene und ideenreiche Bühnenleiter werden können, als welcher er jetzt anerkannt werden muss. Kammerherr von Hülsen führt praktische Regie, und die wirkungsvolle, aber doch stets fein künstlerische Art und Weise, wie er Gehalt und Stimmung der Dichtung mit einer stilgerechten, vornehmen Inscenirung harmonisch in Einklang zu bringen versteht, spricht für sein aussergewöhnliches Regietalent. In technischen und decorativen Fragen besitzt Herr von Hülsen in Herrn Oberinspector Schick, der einer unserer bedeutendsten Bühnentechniker ist, eine Capacität allerersten Ranges. Der thatkräftige Wiesbadener Hoftheater-Intendant, welcher in verhältnissmässig kurzer Zeit der von ihm geleiteten Bühne einen Weltruf zu verschaffen wusste, wird, unterstützt von seinen trefflichen Regisseuren Dornewass (Oper) und Köchy (Schauspiel), bei den bevorstehenden Festspielen abermals sein durchaus individuelles Regietalent glänzend beweisen können.

Josef Rebicek, der erste Capellmeister des Wiesbadener Hoftheaters, ist am 7. Februar 1844 in Prag geboren. Als er, ausgezeichnet mit dem ersten Preise, die Violinklasse des Prager Conservatoriums verlassen hatte, wurde er von Franz Liszt im Jahre 1861 als Kammermusikus nach Weimar berufen. 1862 kam Rebicek als erster Concertmeister an das böhmische Nationaltheater und drei Jahre später in gleicher Eigenschaft an das deutsche Landestheater in Prag. 1868 wurde er an das Wiesbadener Hoftheater berufen, und hier erst hatte er Gelegenheit, auch sein ausgeprägtes Dirigententalent entfalten zu können. Rebicek machte nun als bedeutender Capellmeister seinen Weg. 1875 wurde er zum Königl. Musikdirector ernannt, 1883 an das Kaiserliche Theater in Warschau und 1884 an die Kgl. Oper in Budapest berufen. Seit 1893 wirkt Rebicek, der vom Herbst d. J. ab das Berliner philharmonische Orchester dirigiren wird, wieder in Wiesbaden, und zwar als erster Hofcapellmeister. Er ist ein gediegener, durchaus musikalischer und vornehmer Dirigent, der bereits bei den früheren Festspielen wohlverdiente Erfolge errungen hat und auch heuer neben Schuch sich an der musikalischen Leitung betheiligen wird, und zwar gemeinsam mit seinem Collegen.

Josef Schlar. Dieser, im Jahre 1861 in Graz geboren, ist ein musikalischer self made man. Ursprünglich sollte er Volksschullehrer werden, aber anstatt pädagogischer trieb er autodidaktisch musikalische, in erster Reihe Clavierstudien; dann wurde er österreichischer Regimentsmusiker und nach Beendigung seiner Militärzeit Berufsmusiker, der sich durch Studien in Leipzig und Berlin nach Möglichkeit zu vervollkommnen suchte. Schlar war s. Z. in Berlin einer der gesuchtesten Clavierbegleiter, und diese Eigenschaft kam ihm als Capellmeister wesentlich zu statten. Nach einem kurzen Engagement in Graz siedelte er als Kgl. Musikdirector an das Hoftheater in Wiesbaden über. Hier bewährte er sich nicht nur als ein ausgezeichneter Correpetitor und Begleiter, welcher in den für Kaiser Wilhelm veranstalteten kleinen musikalischen Soiréen stets mitwirken musste, sondern auch als ein so tüchtiger Dirigent, dass zu Weihnachten 1896 seine Ernennung zum Kgl. Capellmeister erfolgte.

Frau Louise Reuss-Belce ist eine Sängerin von anerkanntem Rufe. Sie ist in Wien geboren und hat auch daselbst ihre ersten Gesangsstudien gemacht. Am 8. Mai 1881 debütirte sie als „Elsa" im Hoftheater zu Karlsruhe, 15 Jahre hindurch war sie eine Stütze und Zierde dieser Bühne. Sie war berufen, in der ersten Aufführung der Berlioz'schen „Trojaner" in Karlsruhe die Cassandra zu creiren, fernerhin bei den Londoner Wagner-Aufführungen im Jahre 1883 die Sieglinde und in Bayreuth in den vor Ludwig II. im Münchener Hoftheater veranstalteten Separat-Aufführungen des „Parsifal" ein Blumenmädchen-Solo zu singen. Frau Reuss-Belce, welche mit dem Pianisten Eduard Reuss vermählt ist, gilt mit Recht als eine unserer bedeutendsten Wagnersängerinnen, das zeigte die charakteristische Art und Weise, wie sie in den Bayreuther Festspielen des Jahres 1896 die Gutrune sang und darstellte. Sie wird in den Wiesbadener Festspielen die Brangäne (Tristan und Isolde) und Amneris in Verdis Aïda verkörpern.

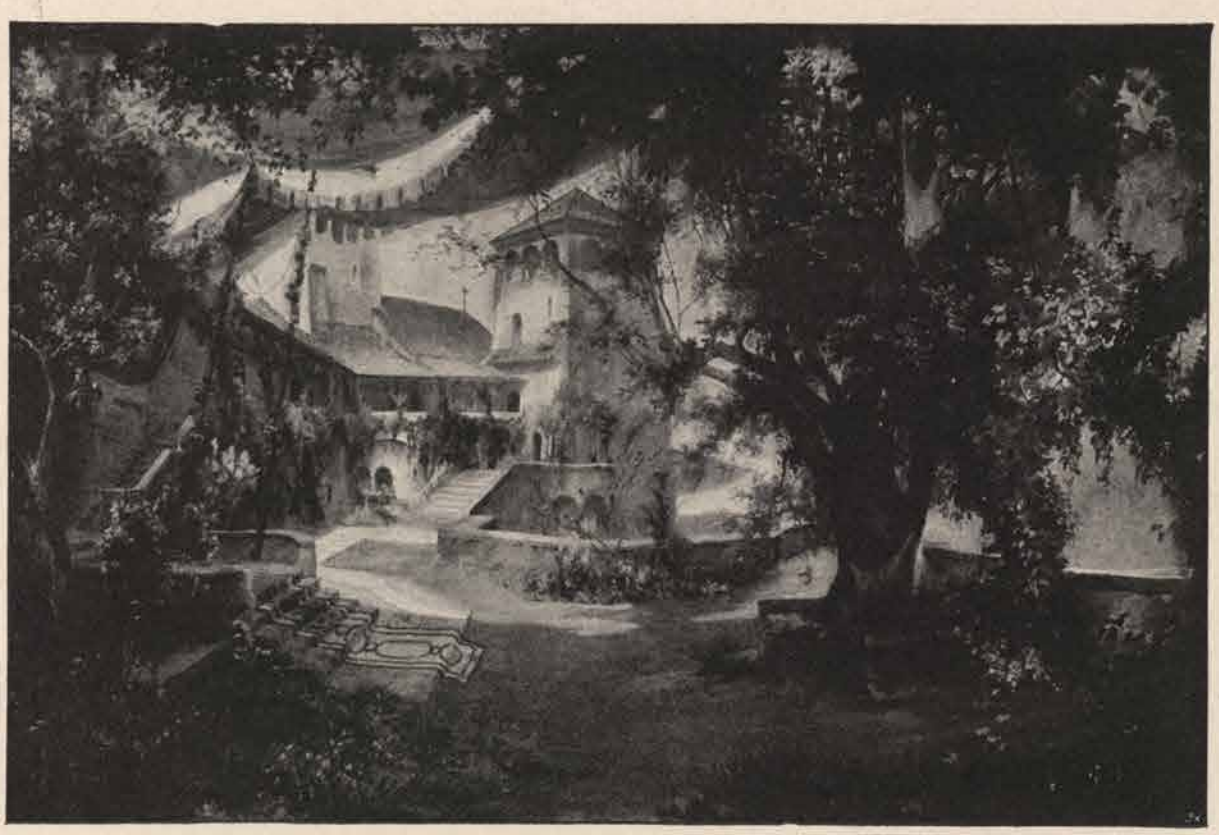
Nelly Brodmann lenkte gelegentlich der festlichen Eröffnungs-Vorstellung des Wiesbadener Hoftheaters, in welcher sie die Elisabeth im „Tannhäuser" sang, das Interesse der musikalischen Welt auf sich. Die Künstlerin macht dem Biographen das Leben leicht, denn es lässt sich von ihr nur sagen, dass sie in Kärnthen als Tochter eines Bergwerksdirectors geboren ist, ihre musikalische Ausbildung bei Professor Ress in Wien genossen hat, alsdann in Concerten sang und seit sechs Jahren ein beliebtes Mitglied des Wiesbadener Hoftheaters ist. Nelly Brodmann besitzt einen schönen, kräftig und warm klingenden Mezzosopran, und hat es verstanden, durch ihren künstlerischen Eifer und ihr ausgeprägtes Gesangstalent eine geachtete Stellung im Wiesbadener Musikleben zu erringen.



Auf der Burg in Nürnberg. Decoration nach einer Skizze Sr. Majestät des Kaisers.

Julius Müller, der berühmte Barytonist der Wiesbadener Oper, wurde am 6. November 1860 in Frankfurt a. M. geboren als Sohn des Lehrers und Kalligraphen Louis Müller. Seine erste musikalische Ausbildung genoss er bei Georg Brandes, dem damaligen Barytonisten der Frankfurter Oper, sowie auf dem Hoch'schen Conservatorium. Müller, der zuerst Violinist werden sollte, liess zur rechten Zeit seine Stimme entdecken und ausbilden, und zwar ebenfalls auf dem Conservatorium seiner Vaterstadt. Seine Bühnenlaufbahn begann er im Jahre 1883 am Breslauer Stadttheater, dann folgten Stettin, Neustrelitz und schliesslich Wiesbaden. Im Mai 1896 gastirte er daselbst als Jäger im „Nachtlager", ein fester zehnjähriger Vertrag war die Folge. Julius Müller, den sich Herr von Hülsen bis zur Spielzeit 1902 gesichert hat, besitzt einen Baryton, der sich in allen Lagen durch Schönheit und Kraft auszeichnet, er versteht es, durch eine wohlthuende Wärme, welche nicht nur seiner Stimme, sondern auch seiner Darstellung innewohnt, zu fesseln. Bei den vorletzten Festspielen erzielte er mit der Gestaltung des „Fliegenden Holländer" eine so tiefe Wirkung, dass ihn der Kaiser in die Hofloge rufen liess und ihm persönlich seine Ernennung zum königlich preussischen Kammersänger mittheilte.

Der Wiesbadener Oper, welche in dem Bassisten Schwegler, in dem Heldentenor Krauss u. s. w. noch vortreffliche Kräfte besitzt, reiht sich würdig das Schauspiel an.



Terrasse auf Burg Falkenstein. Decoration nach einer Skizze Sr. Majestät des Kaisers.



Aus dem „Sommernachtstraum". II. Act. Decoration nach einer Skizze des Intendanten und Kammerherrn von Hülsen.

Louise Willig ist vielleicht die Künstlerin, welche allen Festspielbesuchern am bekanntesten ist. Sie hat in diesen Vorstellungen die Preciosa und Theodora gespielt, und sich namentlich mit der Wiedergabe der byzantinischen Kaiserin als eine Künstlerin voll Geist und Temperament gezeigt. Alles war urwüchsig und echt an dieser Theodora, die Schlangenbändigerin aus der Hefe des Volkes und die Herrscherin auf der Höhe des Thrones, die listige, verschlagene Frau und das liebeglühende, Alles hinopfernde Weib. Das Sardou'sche Spectakeldrama hat nirgends eine stilvollere und prächtigere Ausstattung gefunden, als im Wiesbadener Hoftheater, und diese Bühne besitzt vielleicht die beste deutsche Theodora-Darstellerin in Louise Willig. Die Künstlerin, aus deren dunklen Augen das Feuer blitzt, steht jetzt im 25. Lebensjahre. Ihr erstes Engagement war, nachdem sie ihre Studien bei der Schauspielerin Ernst in Frankfurt a. M. beendet hatte, am Stadttheater in Elberfeld, ihr zweites im Jahre 1894 am Wiesbadener Hoftheater. Louise Willig spielt die erste weibliche Hauptrolle im „Burggrafen", die Beatrice von Falkenstein.

Hedwig Lange, eine junge Künstlerin, welche durch die Eleganz ihrer Erscheinung und ihrer Spielweise fesselt, creirt die Agnes von Falkenstein. Sie besitzt in der Art des Sprechens und Bewegens eine sympathische Natürlichkeit und wird während der bevorstehenden Festspiele Gelegenheit finden, in einer ernsten Rolle eine Probe ihres eifrig verkündeten Talents abzulegen.

Lili Lüttgens wird der Puck im „Sommernachtstraum" sein. Wer diese kleine, zierliche Gestalt, dieses elfische Wesen mit dem Kindergesicht und den schelmischen, sinnenden Augen als Rautendelein in Hauptmann's „Versunkener Glocke" bewundert hat, der darf von ihr eine ideale Verkörperung des Shakespeare'schen Elfengeistes erhoffen. Lilli Lüttgens, die eine geborene Potsdamerin ist, aber als Kind bereits mit ihren Eltern nach Wien übersiedelte, wurde von Rosa Roth ausgebildet. An der Stätte, an der sie jetzt wirkt, hat sie als „Grille" ihre Bühnenlaufbahn begonnen, hat sie Proben eines frischen, jungen, knospenden, hoffnungsvollen Talentes abgelegt und sich zu einer echten und rechten Künstlerin entwickelt, der man Bewunderung zollen muss.

Max Köchy, der jetzige Oberregisseur des Wiesbadener Schauspiels, wurde am 19. Februar 1846 in Braunschweig als Sohn des Intendanturraths Dr. phil. Karl Köchy geboren. Sein Vater, der auch eine Zeit lang das Braunschweiger Hoftheater leitete, stand zu Ludwig Tieck in freundschaftlichen Beziehungen und wird in den kritischen Aufsätzen von Heinrich Heine, Holtei und Laube als feinsinniger, poetisch empfindender Lyriker gepriesen; sein Grossvater, der Geheimrath und Professor Köchy, war Director am Collegium Carolinum und Lehrer des verstorbenen Herzogs Wilhelm von Braunschweig. Max Köchy sollte Theologe werden, er wurde nach Berlin geschickt und machte seine Studien — bei Theodor Döring. Aus dem Pfaffen wurde ein Comödiant. Köchy begann seine Schauspielerlaufbahn am Schweriner Hoftheater und wurde dann von Bodenstedt als Charakterdarsteller und dramaturgischer Hülfsarbeiter an das von dem Dichter des Mirza Schaffy neu organisirte Meininger Hoftheater berufen. In späteren Jahren war Köchy noch ein beliebtes Mitglied des Kasseler Hoftheaters und des Kaiserlich Deutschen Theaters in Petersburg. Vor siebzehn Jahren debütirte er als Mephisto am Wiesbadener Hoftheater. Er hat sich in all' dieser Zeit als ein intelligenter Charakterdarsteller und in den letzten neun Jahren auch als ein umsichtiger, gebildeter Regisseur bewährt, welcher redlichen, verdienstvollen Antheil genommen hat an dem literarischen und scenischen Aufschwung des Schauspiels des neuen Wiesbadener Hoftheaters.

Paul Faber, der Heldenliebhaber, ist in Breslau als Sohn des Königl. Hofpredigers und Pastors prim. der reformirten Hof- und Schlosskirche geboren. Faber hatte schon sein Studium der Naturwissenschaften an der Universität beendet und war bereits als Analytiker in verschiedenen grossen Etablissements thätig gewesen, als er sein Sehnen, zur Bühne zu gehen, endlich zur Ausführung brachte. Er begann als „Volk" bei den Meiningern und machte dann seine Wanderjahre durch, die ihn nach Altenburg, Heidelberg, Liegnitz, Lüneburg, Potsdam, Metz, Reval, Riga, Düsseldorf, Ems und Magdeburg führten. Paul Faber wird den „Burggraf" spielen. Er ist ein Künstler von günstigen äusseren Mitteln, er verfügt mehr über inneres Empfinden als elementare Leidenschaft, er ist ein vortrefflicher Sprecher, welcher durch die Schönheit seines Organs und durch die Gliederung seiner Rede fesselt, ein Darsteller voll Intelligenz und Vornehmheit.



O. Marcus.
Blühender Mohn.

Neue Bühnenschöpfungen werden mit Ausnahme des „Burggrafen" in den Festspielen nicht aufgeführt werden. Josef Lauff, der Verfasser dieses Dramas, ist in der litterarischen Welt kein homo novus Ein Trauerspiel „Inez de Castro" sowie verschiedene Romane und epische Dichtungen (Die Hexe, Der Mönch, Herodias, Störtebecker, Overstolzin etc.) zeigen diesen activen Militär als einen von starkem Empfinden und historischem Geiste beseelten Schriftsteller. Seine Carriere ist die in der Armee übliche. Lauff, der am 16. November 1855 zu Cöln geboren wurde, begann, nachdem er im Alter von 21 Jahren in Münster sein Abiturientenexamen bestanden hatte, seine militärische Laufbahn im Jahre 1877. 1878 wurde er Secondelieutenant, von 1880—82 besuchte er die vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule in Berlin und lag dann acht Jahre in Thorn in Garnison. Lauff, der im Jahre 1890 in seine Vaterstadt als Hauptmann zurückversetzt wurde, ist gegenwärtig à la suite des Bad. Fuss-Artillerie-Regiments Nr. 14. Schon einmal stand dieser schriftstellernde Officier mit einem bedeutsamen Ereigniss des Wiesbadener Hoftheaters in Verbindung. Damals, als diese Kunststätte in Gegenwart des deutschen Kaisers und der hervorragendsten Vertreter der deutschen Bühnenwelt eingeweiht wurde, hatte Lauff das erste Wort. An jenem festlichen Abend entschied sich eigentlich das Schicksal des Schriftstellers Lauff. Sein Festspiel hatte Erfolg, und der warme patriotische Geist, welcher diese allegorische Dichtung durchzog, liess ungefähr ahnen, in welcher Richtung sich die dichterische Laufbahn dieses entschieden hochbegabten preussischen Officiers entwickeln würde. Die Grundlage, auf welcher sich „Der Burggraf" aufbaut, bestätigt diese Vermuthung. Das Drama ist aus der Liebe zum Herrscherhause herausgewachsen, es führt uns zurück zur Vergangenheit, zu den Ahnen jenes thatkräftigen Geschlechtes, welches heute mit der Macht und dem Glanz der deutschen Kaiserkrone fest und stark verknüpft ist.

„Der Burggraf" behandelt ungefähr den gleichen Conflict wie Grillparzer's „König Ottokar's Glück und Ende". Die Handlung dreht sich ebenfalls um die Kaiserwahl Rudolf von Habsburg's, die im Burggrafen Friedrich einen eifrigen Förderer und, wie bei dem österreichischen Dichter, in Ottokar, König von Böhmen, einen heftigen Gegner findet. Im Gegensatz zu Grillparzer, bei welchem in der Schilderung das Böhmenthum stark in den Vordergrund tritt, fesselt im „Burggrafen" das Hervorkehren des deutschen Ritterthums und des Nürnberger Bürgerthums, sowie die durch das Eintreten Friedrich's für die Kaiserwahl von selbst gegebene Annäherung des Hohenzollern und des Habsburgers.

Lauff hat sich ein ewig junges Motiv ausgewählt, in dessen Durchführung sich trockene Historie und warme Vaterlandsliebe vereinen. Inwieweit es Lauff gelungen ist, Vorwurf und Inhalt sowie Charaktere und Milieu der Zeit dichterisch und dramatisch zu gestalten, kann erst durch die Aufführung klar bewiesen werden.

Jedenfal's erhält Lauff's Werk durch die künstlerische Antheilnahme des Kaisers unter allen Umständen ein ganz besonderes Relief. Der Monarch, welcher an den stofflichen und historischen Vorgängen des „Burggraf" Gefallen und Interesse fand, hat für diese Bühnenschöpfung vier Skizzen entworfen. Mit



Vor der Trinkhalle und dem Concertpavillon in Bad Driburg.

Ausnahme einer Landschaft bei Basel, die von dem kaiserlichen Zeichner in frischen, kräftigen Zügen gehalten wurde, behandeln die Skizzen ausschliesslich Interieurs, und zwar solche von den Burgen zu Nürnberg und Falkenstein, sowie den Saalbau in Frankfurt a. M. Eine liebevolle, sorgfältige Ausarbeitung, ein feines Eingehen auf historische und örtliche Details zeichnet diese Interieurs aus, und diese Vorzüge zeigen sich namentlich bei dem Nürnberger und dem Frankfurter Saal. Der Saal auf der Burg zu Nürnberg, in welchem die Velarien und Bogen in stilvollem Arrangement plastisch hervortreten, erhält durch den hinteren, die Aussicht auf Nürnberg eröffnenden Prospect einen besonderen malerischen Reiz. Charakteristisch und klar in seiner Eintheilung und Gliederung ist der Frankfurter Saal gehalten, in welchem die Kaiserwahl stattfindet. In der Mitte des Hintergrundes der Thronsitz des Erzbischofs Werner's von Mainz, des Vorsitzenden der Wahl, rechts und links die Kurfürstenbänke; Alles ist bis auf Einzelheiten sehr getreu herausgearbeitet, selbst das die Thronrückwand zierende Wappen des Mainzer Erzbischofs, die drei rothen Sparren im weissen Felde und das silberne Rad im rothen Felde, tritt in der kaiserlichen Skizze mit absoluter Deutlichkeit hervor.

Nächst der Aufführung des „Burggraf" wird die des „Sommernachtstraum" in literarischer und scenischer Hinsicht Beachtung finden. Der ideenreiche Herr von Hülsen hat Shakespeares Märchendichtung einer Neueinrichtung unterzogen; diese wird feenhafte, mit dem phantastischen Zauber des „Sommernachtstraum" harmonirende Effecte enthalten und mit einer neuen, in der allmählichen Steigerung des Scenischen und Decorativen, in der Entfaltung und Vereinigung des Allegorischen, Märchenhaften und Figurenreichen sich aufbauenden Apotheose einen glanzvoll charakteristischen Abschluss finden.

Auch Rossini's „Barbier von Sevilla" wird eine Ueberraschung künstlerischer Art bringen. Der Erfolg, welchen Possart mit seiner Rococo-Inscenirung von Mozart's „Figaro's Hochzeit" errungen hat, wirkte im höchsten Grade anregend und hat den Wiesbadener Intendanten auf die ungemein glückliche Idee gebracht, Rossini's wie ein ewig frischer, heiterer Quell durch die Zeiten dahinfliessende Oper in spanischem Barock zu präsentiren und so auch dem Aeusserlichen des Werkes möglichst seine nationale Eigenart zu verleihen.

Viele Monate hindurch wurden die Vorkehrungen für die Kaiserlichen Festspiele getroffen: sowohl in Kautsky's berühmtem Wiener Atelier, wie in dem Wiesbadener, wurde unter der energischen Leitung des Oberinspectors Schick, der künstlerischen Geist mit praktischer Erfahrung in sich vereint, rastlos und mit grossem Verständniss gearbeitet.

Die Aufführungen im neuen Wiesbadener Hoftheater haben, seitdem Herr von Hülsen daselbst Intendant ist, einen positiven Charakter erhalten, namentlich, wie bereits vorher angedeutet, in der Opulenz der Ausstattung. Man nimmt diesen äusseren Reichthum gern hin, er drängt sich nie hervor, er ist nicht Zweck, sondern nur Mittel zum Zweck, der Gehalt des Werkes wird nicht geschmälert; das Scenische und Decorative wird mit ihm stets stimmungsvoll verbunden. Wie sehr bei der Gestaltung historischer Stimmung und Treue dem Aeusserlichen Rechnung getragen wird, kennzeichnet die Thatsache, dass Oberinspector Raupp in Wiesbaden, um der Inscenirung des „Burggraf" bis auf den letzten Knopf gerecht zu werden, im alten königlichen Schlosse zu Berlin die sorgfältigsten Costümstudien gemacht hat. Eine illustrirte Festschrift, welche unter der Leitung und Redaction der Königl. Hoftheater-Intendantur in Wiesbaden erscheinen soll, wird ein lehrreicher Beleg sein für die hingebende Liebe und künstlerische Gewissenhaftigkeit, mit der die Festspiele vorbereitet werden.

Aus allen Ländern strömen Gäste den Wiesbadener Kaiser-Festspielen zu. Mögen diese Spiele unserer deutschen Kunst zum Heil und Ruhm gereichen, möge das Ausland abermals erkennen, dass man in deutschen Landen immer noch ideal denkt und die Pflege echter Kunst als das Höchste und Beste betrachtet.

Bad Driburg in Westfalen.

Von **H. Vollmar.**

[Nachdruck verboten.]

„Rings der Wälder tiefes Schweigen!
Aus des Thales Nebelhülle
Hebt die Iburg ihren Scheitel
In die sonnenklare Stille —“

so klang es mit sonorer Stimme durch die sommerliche Morgenluft. Eine vielgestaltige Gesellschaft trat aus dem Tannenwalde, der den Rosenberg oberhalb des alten Stahlbades Driburg dicht bedeckt. Ein junger Mann auf dem Fahrrad bildete die Avantgarde und aus seinem Munde war das Citat aus Weber's ‚Dreizehnlinden‘ gekommen, welches von einer schlanken jungen Blondine sofort mit dem „Lautet ganz anders!“ corrigirt wird; jedoch ihre Gefährtin, deren helle Augen das ganze Landschaftsbild schnell umfassen, ruft entschuldigend: „Jedenfalls Moment-Photographie, in den Grundzügen hat Richard das Gegenüber richtig wiedergegeben!“ „Ja, ja, das ist der alte Hain, aus dessen Wipfeln einst die Irmin-Säule ragte“, schallt es von andern Mädchenlippen, und der Radfahrer fügt hinzu: „Unter Eichen auf dem Rasen steht der Opferstein, der graue“. „Himmel! wie belesen Ihr seid!“ ruft bewundernd unisono ein junges Ehepaar, dessen männlicher Hälfte man den Officier in Civil auf den ersten Schritt ansieht. „Ja, seid nur erst acht Tage hier, dann kennt Ihr Weber, den Sänger dieses Thales, eben so gut wie wir; besser wie er kann niemand Driburg's Vorzeit schildern; sein ‚Dreizehnlinden‘ hat schon 27 Auflagen gehabt, sonderbar dass es Euch unbekannt ist.“ „Vergebung für unsere Ungebildetheit, mit gutem Willen lässt sich das nachholen“, meint die junge Officiersgattin, „bitte, schüttet doch das Füllhorn Eurer Weisheit über uns Ignoranten aus und citirt, was Weber über den Stahlsprudel sagt, denn der Naturchampagner hat ihn doch gewiss begeistert“.



In den Ruinen der Iburg bei Bad Driburg.

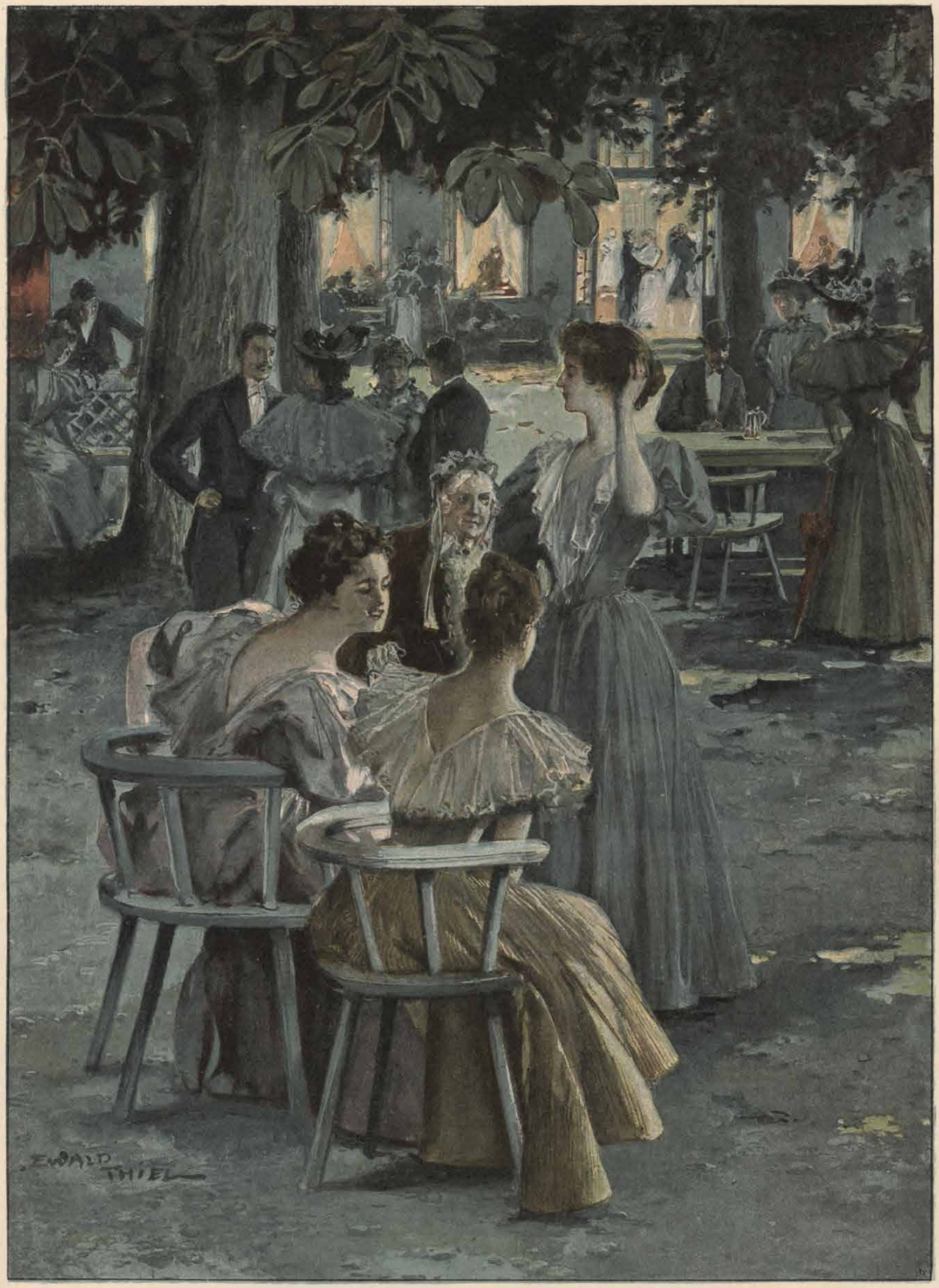
Einige Augenblicke nachdenklichen Schweigens, dann nimmt der Radler das Wort. „Davon steht nichts geschrieben.“ Dieses knappe Bekenntniss wird aber durch die weibliche Jugend dahin variirt: „Es giebt übrigens noch andere Gedichte von Weber, die wir nicht kennen“ und „Dieser westfälische Poet war so rücksichtsvoll, es den Zeitgenossen zu überlassen, seine schöne Heimath in ihrer jetzigen Gestalt dichterisch zu preisen.“



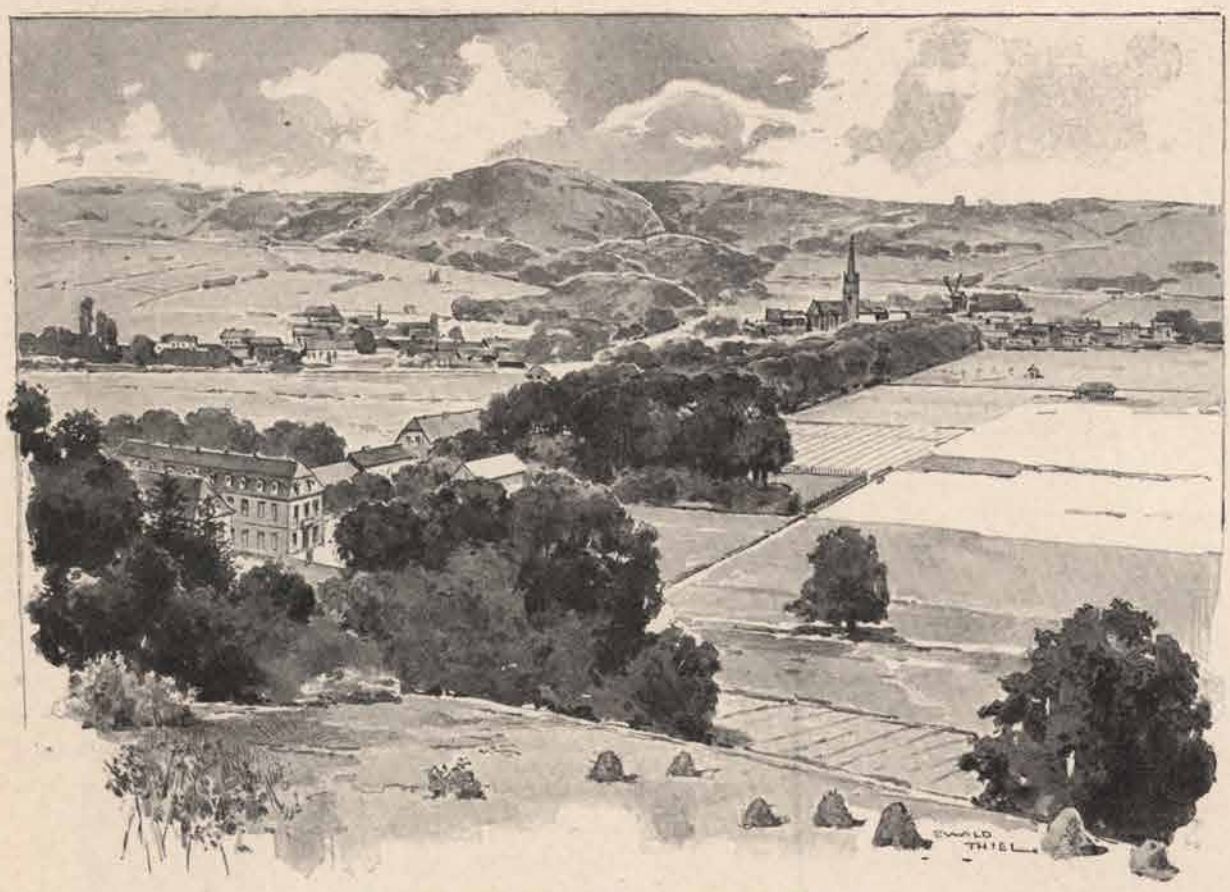
Sierstorpff-Denkmal auf dem Rosenberg in Bad Driburg.

„Nun, über diese Bescheidenheit lässt sich rechten; ein Dichter, der nicht mit festen Füssen in der Gegenwart steht, hat sein Werk nur halb gethan. Denkt an Scheffel, wie unsterblich hat er das heutige Heidelberg mit seinem ‚Alt-Heidelberg Du feine‘ gemacht, warum hat dieser westfälische Künder heidnischer Vorzeit uns nicht ein ‚Alt-Driburg Du quellendurchrauschtes‘ hinterlassen?“ „Ja, es gehört nicht viel Aufschwung dazu, sich an diesem Idyll mit Wald und Sprudel zu begeistern“, giebt die Mutter der jungen Mädchen zu, muss sich aber sofort die Entgegnung ihrer Aeltesten gefallen lassen: „Einer kann doch nicht alles thun, andere Künstler haben das besorgt; denkt nur an Oswald Achenbach's reizende Driburger Bilder, die er während seines Aufenthalts hier schuf!“ „Ja, und welch' grossen Künstler, einen wahren Renaissancemeister hat Driburg selbst erweckt; wir stehen just unter seinem schmucklosen Denkmal.“ Der also sprechende Radler wendet sich mit tiefer Verbeugung zu dem Obelisken am Waldessaum und fährt mit feierlicher Geste fort: „Herr Oberjägermeister Graf Caspar Heinrich zu Sierstorpff, ich nehme mir die Freiheit, Ihnen hier — nun folgen die Namen der neun Gäste, welche von der Höhe des Rosenbergs auf das alte, seit 1593 bekannte Driburg herabsehen — vorzustellen; wir Zehn, die wir von Nord und Süd Alldeutschlands hierhergekommen sind, beehren uns, Ihnen unsere Hochachtung für das auszusprechen, was Sie als Architekt, Landschaftsgärtner, Quellenforscher, Hygieniker, Gastronom und alles in allem als Lebenskünstler und Wohlthäter der Menschheit hier am Anfang unseres Jahrhunderts geleistet haben. Und dass Sie, hochgeehrter Herr Graf, uns das, was Sie bieten, ohne den jetzt beliebten blauen Dunst credenzen, dass Ihre Schöpfung in nächster Nähe angesehen, am eignen leidenden Körper erprobt, in höchstem Grade gewinnt, dafür bezeugen wir Ihnen unsere besondere dankbare Hochachtung. Und“ — „Nein, nun mache ich den Schluss, Richard, Du hast genug geredet“, drängt die jüngste der Schwestern, die kraushaarige Edith, „wir geloben hier an diesem Ihrem Denkstein, diese Ihre Schöpfung in den nächsten Wochen von Grund aus zu studiren und ihr in Gestalt des noch mangelnden poetischen Lobliedes alsdann eine Medaille zu geben, die mindestens der von allen Künstlern erstrebten grossen goldenen an Werth gleicht.“ „Einverstanden!“ „Schluss, Schluss!“ „Das zweite Frühstück ruft.“ Mit diesem endgültigen Verdict wird die lustige Verhandlung geschlossen und die Gesellschaft wandert frohgemuth thalab.

Die liebliche Schönheit dieses Erdenwinkels, dem so wunderbar heilkräftige Quellen der verschiedensten Art entströmen, wirkt nicht beim ersten Umblick überraschend, aber jeder Tag bringt mit dem erhöhten Wohlbefinden neue angenehme Eindrücke. Nachdem Morgen und Vormittag planmässig durch Trinken, Spazierengehen, Baden und Ruhen ausgefüllt sind, erweisen sich die Nachmittage als kaum ausreichend für die Fülle der nahen und fernen Ausflüge, welche zu Fuss, zu Wagen oder Eisenbahn bequem zu vollführen sind. Ob der alte Hochwald „Die Milde“, das Thal „Siebenstern“, der verwilderte „Park von Redern“, die malerischen „Externsteine“, das waldumrauschte „Hermannsdenkmal“ über dem schmucken Detmold oder die architektonisch so überaus interessanten alten Städte Paderborn und Hameln, die genussreichsten Stunden geboten haben, darüber gehen, wie stets, die Urtheile auseinander. Gewiss aber ist, dass jeder Badegast einen der genannten Ausflüge als den ihm über alles gehenden bezeichnet. Und bezüglich des alten Parkes, in welchem



E. Thiel. Reunion im Cursaal und unter den Bäumen in Bad Driburg.



Bad und Stadt Driburg. Blick vom Rosenberge aus.

Driburgs luftige, theils schattige, theils sonnige Logirhäuser wie eingebettet liegen, giebt es unter den zur Cur Gekommenen überhaupt keine Meinungsverschiedenheit; seine schattigen Alleen und Waldwege, seine sonnigen Wiesenpfade werden von Alt und Jung gleich hoch geschätzt und die nur vom Vogelgesang unterbrochene Stille hat bis jetzt noch Jedem wohlgethan. Das Curorchester spielt zwei Mal täglich, aber seine Weisen sind doch schliesslich auch nur in gewissem Umkreis hörbar.

Fünf Wochen vergehen im Fluge und an einem Sommerabend, als das Gold der untergehenden Sonne zwischen den dunklen Tannenstämmen funkelt, finden sich zehn uns bekannte Badegäste wieder zu Füssen des rothen Granit-Obelisken ein. Der erste flüchtige Eindruck überzeugt, dass das Quellenstudium Treffliches gezeitigt hat; erhöhtes Wohlsein spricht aus allen Gesichtern, gesteigerte Lebenslust giebt sich in einer Lustigkeit kund, welche den Vater des Ganzen, einen Justizrath, der am ersten Tage sich völlig als stiller müder Beobachter gab, veranlasst, sofort den Gang der Verhandlungen in der Weise zu regeln, dass Richard zum Protokollführer ernannt wird, der die Urtheile der Familie und Freunde nach ihrer Anciennetät aufschreibt. Um nicht einem Urtheil überwiegenden Werth zu geben, sollen keine Namen sondern nur Ziffern notirt werden. Nach Verlauf einer halben Stunde wird dem verehrten Pater familias folgendes Protokoll feierlichst zur Unterschrift gereicht:

Was wir Zeugen in Bad Driburg gefunden haben:

I. Kein Claviergeräusch. Stille Nächte; schöne Spaziergänge. Mässige Rechnungen. „Eisen ins Blut" ist nicht gleichbedeutend mit „Gold aus dem Beutel".

II. Die Abwesenheit jedes Toilettenzwanges macht Driburg zu einer Oase. Die Kaspar-Heinrichquelle hat Wunder an mir gethan.

III. Sehr gute Hamburger Küche. Stahlbäder famos. Verkehr mit Paderborner Garnison anregend.

IV. Wunderbar gut gehaltene Lawn-Tennis-Plätze. Bleichsucht hier gelassen. 8 Kilo zugenommen.

V. Reizende Partien gemacht. Nette Bedienung in den Logirhäusern, schönes Obst. Bäder entzückend. Vier Freundinnen fürs Leben gewonnen.

VI. Prachtvolle Ausflüge: Externstein, Ruinen der Iburg, Hermannsdenkmal. Bin entzückt von der Romantik. Reizende Husaren bei allen Réunions.

VII. Ganz gesund geworden von den vorzüglichen Schwefel-Moorbädern, fühle mich wie neugeboren, habe neue Kraft gewonnen. Schicke alle meine Freunde her. Wirkung geradezu phänomenal.

VIII. Gutes Lesezimmer und Leihbibliothek. Stahlbrunnen und Bäder einfach ideal. Abendessen in der Veranda und Frühstück draussen unter den Bäumen sehr poetisch und reichlich. Mittag ebenso.

IX. Kein Wagengerassel, nur ein paar Esel als Verkehrsmittel und Wagen, wenn man sie will. Alte Kastanienallee ist das Schönste, besonders bei Mondschein, wenn im Saal getanzt wird, es lässt sich nichts Malerischeres denken.

X. Gute Wege für Radfahrer. Getränke billig und gut; neben Bier und Wein ist Kaspar-Heinrichquelle nicht zu verachten. Stahlbäder sehr stärkend. Prachtvoller Park, viel Gelegenheit zum Skizziren, zahlreiche schöne Plätzchen zum ungestörten Lesen. Brillante Eisenbahn-Verbindung mit den europäischen Grossstädten laut neuestem Reichs-Kursbuch.

Driburg, 12. August 1896.

Gelesen und richtig befunden
Schmidten, Justizrath.

Der kundige Jurist lächelte. „Das haben wir gut gemacht," meinte er. „Unser Protokoll entspricht durchaus der Wahrheit, es trifft den Nagel auf den Kopf, wir können seinen Inhalt mit bestem Gewissen vor aller Welt vertreten."

Alle stimmten mit grossem Enthusiasmus zu und versicherten, dass es eigentlich des Lobes noch nicht genug sei. Jeder bekannte, dass er am liebsten für immer in Driburg bliebe.

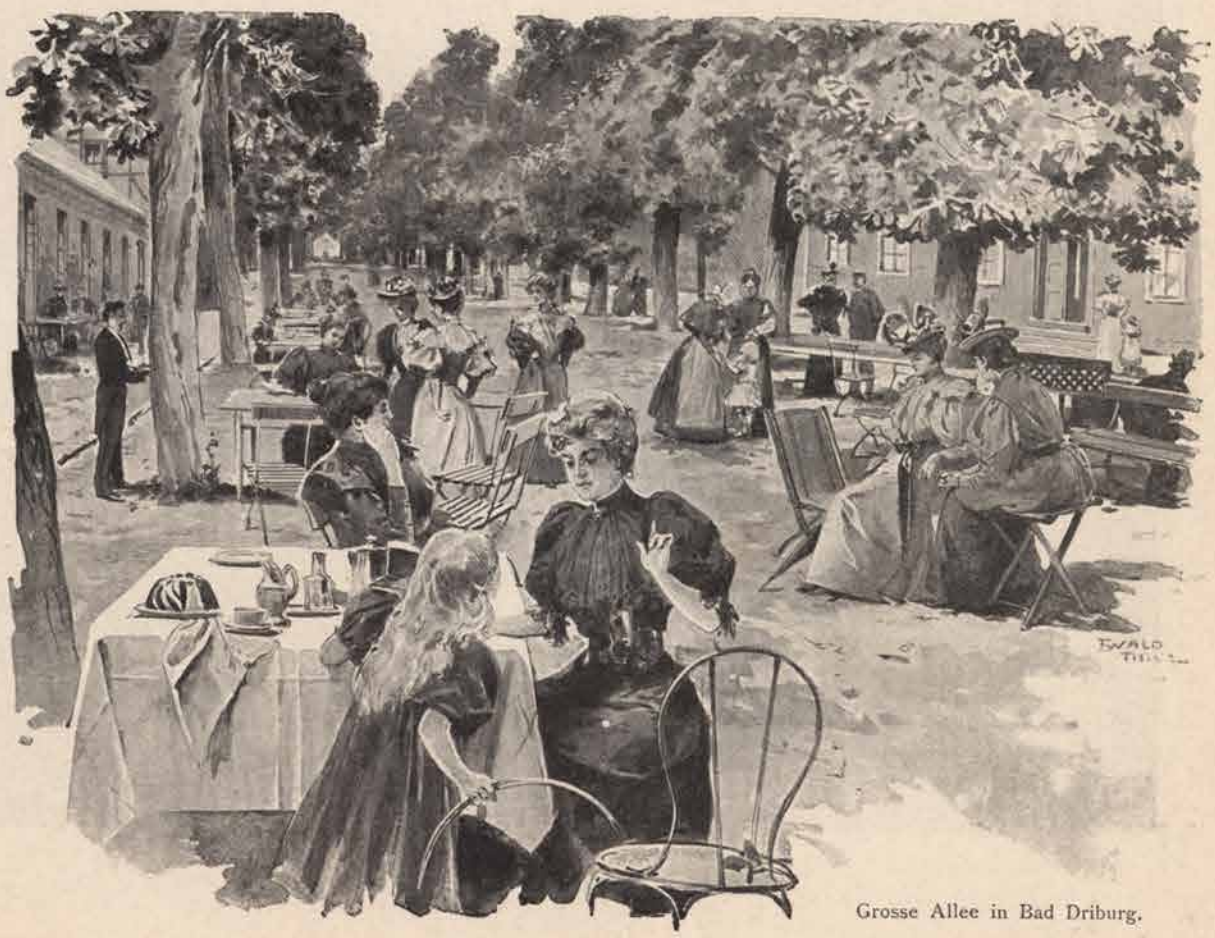
„Was nun beginnen mit unserem trefflichen Protokoll?" Richard war es, der die allgemeinen Lobeserhebungen mit dieser Frage unterbrach.

„Das Blatt schicken wir schon morgen den lieben Verwandten, die voller Zweifel an unserm diesjährigen Reiseplan, der Fahrt nach dem ihnen völlig unbekannten Driburg, ein gründliches Fiasko prophezeiten. Das Protokoll kann den Vortrab bilden und wir selbst mit unserem Aussehen kommen dann als Bekräftigung des Gesagten. Das muss sie vollkommen überzeugen" — so liess sich die Gattin des Justizrath vernehmen.

„Ja aber das Lied, wer hat's fertig?" ruft Edith munter dazwischen —

„Besser als ein Lied, das von uns Alltagsmenschen erdacht, schnell verrauscht, ist ein Dank, mit dem wir in Gestalt dieses Lorbeerkranzes jetzt das Denkmal von Driburg's Schöpfer schmücken und dazu noch das Gelöbniss: Wir wollen Allen daheim von Driburg's wunderbarer Heilkraft, von seiner nervenstärkenden ländlichen Stille, von seiner romantischen Umgebung erzählen. Und im nächsten Jahre kehren wir, so Gott will, wieder."

Allgemeine Zustimmung folgte dem Ausspruch des Familienhauptes.



Grosse Allee in Bad Driburg.



Faiful.

[Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

„Was hätte euch hindern sollen?“ entgegnete Saltern. „Nur eine Schuld, eine wirkliche Schuld. Für die Aufregung des Blutes kann am Ende Niemand. Eine Schuld hätte sich als ewiges Gespenst zwischen euch gedrängt, in meiner Gestalt, da diese nicht vorhanden, wäre es Unnatur gewesen, euch nicht zu verbinden, wie die Dinge einmal lagen.“

„Du bist ja entsetzlich vernünftig. Aber Du hast recht. Alberne Grillen! Du lebst! Helene liebt Dich inniger als je nach diesem kleinen Sturme, und ich — der ruhelose, verliebte Narr, feiere meine Verlobung mit der schönen Sascha. Alles Uebrige sei in die Winde gestreut.“

Die Freunde drückten sich die Hände. —

Ein schwarzer Schatten huschte über die dunklen Wasser, die Blätter der Wasserrose schwankten und im Rohre pfiff der Wind.

„Hui, ich glaube, sie nehmen mich beim Worte, die Winde,“ sagte lachend Rolf. Ein blauer, heisser Dunst zog herauf über das Schilf.

„Es ist höchste Zeit, dass wir den See gewinnen. Wenn es vom Norden kommt, sind wir eingesperrt in dem Sumpf.“

Rolf bugsirte mit aller Kraft das Boot in den Canal zurück. Es brauste und klirrte, weithin über die schmale Wasserstrasse flog Gewitternacht. Als die Faiful den freien See gewonnen, blitzten von allen Seiten weisse Wogenkämme.

Schweres Gewölk zog herauf in Sturmeseile. Das Boot bäumte sich unter dem steifen Gegenwinde. Ernst rieth dem nächsten Ufer zuzusteuern. Doch Sturza wollte davon nichts wissen. Die Damen in Stolzenfels würden in tausend Aengsten sein, und am Verlobungsabende sich verschlagen lassen, das sei eine üble Vorbedeutung.

Saltern gab nach, er wollte nicht ängstlich erscheinen und vollzog pünktlich das Commando Sturzas, welcher lavirend den günstigen Wind zu gewinnen hoffte. Die Faiful flog, so dicht wie möglich beim Winde segelnd, mit den Wolken um die Wette, in denen es drohend aufzuckte.

Zweimal schon hatte man gewendet, eine Zickzacklinie beschreibend, da brach das Unwetter los. Eine Regenfluth ergoss sich prasselnd. Ein ständiges Leuchten ging durch die Atmosphäre, welches nur ein flammender Blitz zeitweise gleichsam löschte, und nimmer schwieg der Donner.

Sturza sah dann immer wieder das wachsbleiche Antlitz des Steuermannes auftauchen aus dem Dunkel.

„Du fürchtest Dich doch nicht?“ fragte er.

„Aber die armen Frauen würden sich fürchten,“ erwiderte Saltern.

„Die armen Frauen!“ Sturza rief es lachend in den Sturm.

Dann trat wieder Schweigen ein.

Der Graf hielt sich jeden Augenblick bereit, das Segel einzuziehen. Die Faiful legte sich stark auf die Seite und Sturmfluthen gingen über Bord, aber er hatte sie schon auf ernstere Proben gestellt.

Das Unwetter war für ihn eine Befreiung nach der entsetzlich schwülen Stunde im Schilfsee, die alle bösen Geister in ihm wieder heraufbeschworen.

Sie war in seinem Banne, er hatte nur die Hand auszustrecken nach dem süssen Preis, und das sagte ihm dieser Thor dort Alles, dieser kalte Verächter der Leidenschaft, der Liebe, um die er Helene betrogen.

Oh, in diesem Augenblicke war er nicht sein Freund. Er warf zornige Blicke auf das vor ihm jeden Augenblick aufleuchtende Antlitz. Und mitten im Tosen des Sturmes und der Wasser kam ihm ein Gedanke, gegen den er sich vergebens stemmte. — Wäre es nicht besser gewesen, wenn er gestorben, — nur vernünftig, streng logisch gedacht, — drei Leben gegen eines! Er riss die Mütze ab, um im Sturm die glühende Stirne zu kühlen. Da fiel er zu Boden, eine Sturzwelle hatte ihn niedergerissen. Ein Zittern ging durch das Boot, welches sich mühsam erhob.

„Steuerbord! Alle Welt, Steuerbord!“ brüllte er, „hörst Du denn nicht? Steuerbord!“

Und als in diesem Augenblicke ein Blitz das Dunkel erhellte, sah er Saltern mit aller Anstrengung sich gegen den Prall des Sturmes stemmen. Er hatte das Steuer mit dem linken Arm gefasst, die Rechte lag in der Binde. Das spärliche Haar flatterte um das schreckensbleiche Antlitz.

„Ich kann nicht mehr mit dem Linken“, ächzte er.

„Steuerbord, oder wir kentern!“ rief Sturza von Neuem, vergebens bemüht, das zum Bersten gefüllte Segel einzuziehen, welches das Boot völlig zur Seite legte. Die Gestalt am Steuer stemmte sich, mit aller Kraft zu einem schwarzen Klumpen geballt. Schon gab das Boot nach, das Segel, nicht mehr vom vollen Wind getroffen, lockerte sich. Sturza war eben im Begriffe es mit weit ausgestrecktem Arme einzufangen, da kollerte der schwarze Klumpen, mit dumpfen Aufschlag gegen die geneigte Bootswand, das Steuer schlug prasselnd zurück, das Boot drehte sich im Kreise —, ein gurgelndes Schlürfen der Wasser war hörbar.

Sturza, welcher sich an dem horizontal sich neigenden Maste hielt, umtosten die Wasser. Ein aufleuchtender Blitz liess ihn auf einen Augenblick das Leichenantlitz Saltern's erkennen. Ein verzweifelter Schrei, dann sank auch ihm der Boden unter den Füssen. Nur ein entschlossener Sprung hinaus rettete ihn vor dem über ihn zusammen schlagenden Segel. Die Faiful war gekentert! — Als er auftauchte aus den erregten Wassern, kehrte sie den Kiel nach oben, dicht vor ihm unterschied er eine Gestalt. Saltern hatte eine der losgelösten Guirlanden der Faiful erfasst.

„Rolf, habe Erbarmen! Mein Arm! Ich kann nicht mehr.“

Da schlug eine Welle über ihn.

Sturza fühlte sich bei voller Kraft und Besinnung; er muss gerettet werden um jeden Preis. Er dachte an Helene, sah sie deutlich vor sich, mitten im Sturm der Elemente, für sie muss er gerettet werden!

Und schon hatte er ihn um den Leib gefasst und versuchte ihn auf den Kiel zu heben, doch vergebens! Es war kein Halt, jede nutzlose Kraftanstrengung war jetzt für Beide sicherer Tod.

Rasch flog sein Blick rings umher. Sie konnten höchstens 1000 Schritte vom Ufer entfernt sein, und das Unwetter liess sichtlich nach. Schon einmal war es ihm geglückt, warum nicht wieder?

Noch einen Augenblick klammerte er sich, tief Athem holend, Saltern vor sich an die Schiffswand pressend, an einen vorstehenden Bolzen an. Da sauste es dicht über seinem Haupte, etwas Weisses! Eine Möwe! Ihr schriller Ruf mahnte ihn an eine andere Fahrt, wo er ihn auch gehört, mit Helene. Damals schlug er nach ihr, jetzt freute sie sich wohl seiner Noth.

Und er muss gerettet werden um jeden Preis — ja, um den höchsten.

„Jetzt gilt es, Ernst, wie damals! Nur Muth! lege Deinen Arm rückwärts um meinen Hals, dann bringe ich Dich heraus."

„Alles, Rolf, nur leben lasse mich! Leben! Ich will leben!" keuchte der Unglückliche, sich fest an ihn klammernd.

„Narr! wenn ich Alles thue, Du sollst ja leben!" rief Sturza zornig. „Aber loslassen musst Du und mir folgen."

Er versuchte gewaltsam, die krampfhaft um die Guirlande geschlossene Faust Salterns zu lösen, doch dieser wehrte sich mit der Kraft der Verzweiflung und schrie um Hülfe.

„Lass mich! — Ich will nicht! — Hülfe — — — Mörder!"

Die Faiful, der letzte Halt, senkte sich immer mehr nach vorne.

Dieser wahnsinnige Ausruf verlieh Sturza Riesenkraft.

„Jetzt musst Du, Feigling!"

Mit einem Ruck riss er die Hand los, legte sie auf seine Schulter, an welche sie sich instinctiv klammerte, wandte der Faiful den Rücken zu und stiess sich kräftig ab. Der Wind war ihm günstig, und zwischen den Wogen erblickte er plötzlich eine Kette feuriger Punkte. Die Ueberraschung Helenens — auf Stolzenfels! Darauf hielt er zu, mit seiner breiten Brust die Wogen theilend. Er fühlte keine Spur von Ermattung, dieser entsetzte Ausruf des Freundes hatte ihn gestählt. Er soll ihn bitter bereuen. Zugleich erfasste ihn ein erhabenes Gefühl einer sich vollziehenden Sühne unter der Last auf seinem Rücken. Er wird so rein wie ein Engel aus der Fluth steigen, mit dem Geretteten, und dann — Hier, schenke ich dir von Neuem deinen Gatten!

Bei diesen Gedanken blickte er gierig nach der feurigen Funkenkette.

Saltern hielt sich tapfer, ohne ihn mehr zu hindern, selbst das Hülferufen liess er auf Bitten Sturza's, das ihm nur die Kraft rauben könne.

„Rolf! Verzeihe mir! — die Angst! — der Tod — Helene! —" flüsterte er einmal.

Der Regen hatte aufgehört, Sterne blitzten aus zerrissenem Gewölk, schon unterschied man die farbigen Lampions. — Da plötzlich krampft sich die Hand Salterns um den Hals des Schwimmers.

„Drücke nicht so, ich brauche Luft!" sagte dieser mühsam.

Da presste sie sich noch fester, und wie Polypenarme schlug es sich um den Leib des Schwimmers, jede Bewegung hindernd.

„Wahnsinniger! Sieh' doch — dort!"

Umsonst! Sturza sank, die Wasser gurgelten über ihm. Da war es wirklich ein Unthier der Tiefe, das ihn angefallen, und er riss sich mit der Riesenkraft des sich gegen die Vernichtung wehrenden, strotzenden Lebens seine verderblichen Fänge vom Leibe.

Es war ein kurzes, grausames Ringen unter dem gurgelnden, finsteren Schleier, ein tolles blindes Greifen und Reissen, dann plötzliche Befreiung, ein Aufsteigen und durstiges Athmen. Vor ihm haschten sich unzählige Flämmchen über die Wasserrücken, der Reflex der feurigen Kette am Ufer. Funkengarben stiegen auf und die Thürme Stolzenfels' erglänzten im weissen Lichte, — die Ueberraschung Helenens — das Verlobungsfest!

Ueber ihm schwang sich kreischend die Möwe.

Er fühlte einen Augenblick seine Glieder sich lösen — da stiess er plötzlich aus voller Brust einen wilden, thierischen Laut aus, wandte sich noch einmal gegen die wogende Fläche und schwamm dann mit mächtigen Stössen dem Ufer zu.

Wenige Minuten und er wankte den Parkweg hinauf, der zum Schlosse führte, in gedankenlosem Taumel, fröstelnd, auf dem Sande eine feuchte Spur zurücklassend. Das Gewitter war vorüber, die Luft ruhig und schwer.

Als er auf den freien Platz vor dem Schlosse trat, prallte er zurück vor dem blendenden Lichte der Façade. Schwarze Gestalten liefen wie Kobolde umher. Von dem Nachthimmel herab, frei schwebend, sandte eine Sonne unzählige spitze, sich kreuzende Strahlen in sein geblendetes Auge herab. „R." und „S.", dicht verschlungen in Flammenschrift, mit einer funkelnden Krone darüber.

Der Anblick brachte ihn zur Besinnung.

Er betrachtete seine zerfetzten, triefenden Kleider. — Wie kam er denn hierher? Was wollte er denn nur? — Um Hülfe rufen! — Mörder! Narr! Wahnsinniger Narr! Er hätte ja mich gemordet! — Da lief er schon keuchend den Weg zurück bis an das Seeufer. Der Mond stand zwischen Wolkenfetzen und trieb sein Spiel mit den tanzenden Wellen.

Was suchte er denn noch! Helene! — Er selbst muss der Bote sein. Entsetzlich! — Und hatte er denn nicht das Möglichste gethan, ihn zu retten? Für sie ihn zu retten? — An was dachte er denn sonst, selbst mit dem Tode ringend, als an ihren Dank, an seine Sühne? Oh, das musste er festhalten, diesem furchtbaren Rufe gegenüber. —

Mörder! Weil er ihm die Hand losriss vom Boote? Das musste er ja, um ihn zu retten, und er hätte ihn gerettet — nur wenige Augenblicke noch. — Er konnte sich doch nicht erwürgen lassen, der Wille zum Leben that das Uebrige, das Grauenhafte. Oh, er kann reinen Herzens vor sie hintreten, und jedes Gefühl des Vorwurfes ist Wahnsinn.

Da stand er wieder vor dem erleuchteten Schlosse. Ein Reiter hielt eben vor dem Portale, von schwarzen Gestalten umdrängt, und eine Schneeweisse eilte die steinerne Treppe herab, wie ein Cherubim — Helene!

„Die Herren sind nicht in Saltern!" rief der Reiter ihr entgegen. „Auch kein Boot ist angekommen!"

Die weisse Gestalt hielt sich am eisernen Geländer fest. Eine Andere trat hinzu und legte den Arm um sie. — „Sascha! Eilen Sie zum Fischer! Zu Allen! Sie sollen Boote aussetzen, zu Hülfe eilen! Schnell! Schnell!"

Der Reiter wollte davonsprengen, da bäumte sich sein Pferd vor der Gestalt, welche dicht vor dasselbe trat — Graf Sturza!

„Halt! Ich bin ja da!" Er stand mitten im grellen Lichte der Sonne, der bunten Lampen, bleich wie der Tod, triefend.

Die weisse Gestalt flog die Treppe herab auf ihn zu.

„Wo ist Ernst?" Weit vorgebeugt, mit beiden Händen die Schläfe pressend, starrte sie ihn an. Lautlose Stille.

Sturza zog die Fetzen seiner Kleider über die Brust und rang nach Athem. Schon schüttelte er seine Vampyrflügel über ihn, der Wahnsinn.

„Fassen Sie sich," brachte er mühsam hervor.

„Todt!?"

Es war ein unartikulirter Aufschrei, den Helene ausstiess. Seine Frage — Gewissheit. Markerschütternd fuhr er jedem durch die Glieder.

Sturza taumelte einen Schritt zurück, wie von einem Schlage getroffen.

„Der Sturm — das Steuer brach — ich that mein Möglichstes. — Er selbst — nur wenige Minuten noch — da verlor er die Fassung, zog mich hinab — nur ein Wunder — später, gnädige Frau — ich kann nicht mehr —"

Er wankte an ihr vorbei, ohne aufzublicken, und sie sah ihm sprachlos nach, wie etwas Unbegreiflichem.

Auf der Treppe stand Sascha gebannt von der Wucht der Ereignisse.

„Keine Frage — habe Mitleid mit mir," bat er, an ihr vorbeiwankend.

„Tiefes Mitleid, Rolf!"

Da sank er neben dem Geländer auf die Stufen. Diener eilten herbei.

„Löscht die Lichter! Rasch! Es macht mich toll!"

Da schwand ihm die Besinnung. Er wurde in das Schloss getragen.

Helene wollte um jeden Preis in den See hinaus, ihren unglücklichen Gatten zu suchen. Sie forderte sogar, mit einer auffallenden Entschiedenheit, man solle den Grafen gewaltsam aus seiner Ohnmacht wecken und ihn zu näherer Angabe der Unglücksstätte nöthigen.

Doch diese Thatkraft war nur der letzte Chok der völlig abgespannten Nerven. Sie brach zusammen und wurde willenlos in das Schloss gebracht.

Die Lichter in Schloss Stolzenfels waren erloschen, nur im östlichen Flügel brannte ein Licht und warf seinen purpurnen Schein weit hinaus in den See, von Welle zu Welle, bis ein dunkler, auf dem Wasser schwankender Gegenstand ihn auffing und nicht mehr wiedergab, die bekränzte Faiful! Es war eine zitternde Strahlenbrücke geschlagen zwischen ihr und dem fiebernden Schläfer im Schlosse. Auf ihr wandelten die klingenden Phantome des Traumes: „Du findest mich wieder — irgendwo — dann musst Du mir folgen! Allah ist gross! — — Mörder!

Capitel V.

Herr von Saltern, dessen Leiche den andern Tag etwa 500 Schritte vom Ufer aufgefunden wurde, lag in stiller Gruft.

Graf Sturza ging bei dem Begräbniss festen Schrittes hinter dem Sarge, neben dem Erben, dem Vetter des Verstorbenen. Der kann sich bedanken bei ihm, meinten die Leute in ihrer trockenen Weise. Aber um Jahre gealtert erschien er.

Recht hat er ja doch gehabt, jeder wehrt sich seines Lebens, so gut er kann, aber schrecklich bleibt es doch — seinen besten Freund! Da kann man schon graue Haare bekommen darüber und Falten auf der Stirne.



Leiter und Darsteller der Kaiser-Festspiele in Wiesbaden.

1. Oberinspector C. A. Schick. 2. Fr. L. Reuss-Belce. 3. Oberregisseur M. Köchy. 4. Intendant und Kammerherr G. v. Hülsen. 5. Hauptmann J. Lauff. 6. Frl. L. Willig. 7. Frl. L. Lüttgens. 8. Frl. N. Brodmann. 9. Hofrath und Generalmusikdirector E. Schuch. 10. 1. Capellmeister J. Rebicek. 11. Capellmeister J. Schlar. 12. Frl. H. Lange. 13. P. Faber. 14. J. Müller.

Graf Sturza bot sich, obwohl selbst nicht fest auf den Füssen, Frau von Saltern zum Vertreter ihrer Erbschaftsangelegenheiten an, wie er bestimmt wisse, im Sinne des theuren Todten, schrieb er.

Die Antwort lautete ablehnend. Mein unglücklicher Gatte war so gewissenhaft in der Ordnung seiner Angelegenheiten, dass ich Ihre mir angebotene Hülfe als völlig überflüssig ablehnen muss.

Ein Condolenzbesuch in der Villa Tamboo — Helene befand sich dort in der sorgsamen Pflege Sascha's — war vergebens.

Er wurde abgewiesen. Der Befehl des Arztes, Niemanden vorzulassen, wurde vorgeschützt. Nicht einmal Sascha bekam er zu sehen.

So hatte er seine Pflicht gethan nach Brauch und Herkommen und konnte ungestört an sich selbst denken.

Damit begannen erst die schlimmen Tage. Hier bleiben? Dieser ständige Blick auf den See hinaus war nutzlose Qual. Warum denn eigentlich? Hatte er sich nur den geringsten Vorwurf zu machen? — Nein! im Gegentheil! 90 unter 100 hätten an so aussichtslose Rettung überhaupt nicht gedacht und hätten den Unglücklichen seinem Schicksale überlassen. Die Faiful wurde den andern Tag noch Kiel aufwärts über dem Wasser angetroffen. — Er hätte Hülfe holen können. Und wenn er dann zu spät gekommen wäre — nimmer hätte sich Saltern mit der Linken so lange gehalten — wären ihm die bittersten Vorwürfe noch weniger erspart geblieben. Aber darum handelte es sich nicht. Diese furchtbaren Secunden da unten, die sind es! Dieser grausame Kampf, den er immer wieder erblicken soll in dem verhassten crystallenen Spiegel da draussen. Auch etwas ganz Natürliches, Unabwendbares, aber doch! doch! — Er hing doch sonst nicht so an dem armseligen Leben. Als Bräutigam vielleicht? Dachte er an Sascha in dem Augenblick? Als ob man da überhaupt an etwas dächte! Unsinn! Der Anblick des See's sollte ihn nicht vertreiben. Aber andere Peinlichkeiten erwarteten ihn. Was soll mit Sascha geschehen? Verlobung, Heirath waren doch jetzt ganz unmögliche Dinge. Sein ganzes Wesen sträubte sich dagegen. Das fühlte er. All' die zarten Triebe, welche sich in ihm so spät noch zu regen begannen, erstickt, ersäuft, ja es kam ihm oft vor, als habe er nur seinen automatisch sich bewegenden Leichnam gerettet aus der Fluth, so entsetzlich kalt war es ihm ums Herz, so leer sein Hirn. Und es konnte ihr doch einfallen, ihn beim Worte zu nehmen. Was war für Sascha am Ende der Tod Saltern's? Ja, was war er am Ende für ihn? — Was hatte er mit seiner Heirath zu thun? Und dann — Helene! Durfte er sie denn verlassen? Und wenn sie starb, dem geliebten Gatten folgte, ohne dass er sie gesprochen, ihre Vergebung — — Vergebung? Gewiss, er war ja doch nun einmal schuld, dass ihr Gatte mitgefahren auf der Faiful. Oder musste er sie verlassen, als die lebendige Erinnerung an ihren herben Verlust? So drehte er sich Tag für Tag in schwindelnden Gedankenkreisen und kam zu keinem Entschlusse. Wenn er noch lange wartete, konnte er überhaupt nicht mehr reisen, so matt und völlig abgespannt fühlte er sich nach allen diesen Aufregungen.

So verging eine Woche, noch eine. Die Villa Tamboo lag wie ausgestorben. Vergebens spähte er nach einem Frauenkleide im Garten. Nur eine Botschaft, die schlimmste, wenn es sein müsste, nur nicht diese entsetzliche Stille, die wie ein Alp auf ihn drückte.

Es war ein geheimes Gericht, das unsichtbar, endlos neben ihm tagte.

Da, eines Morgens, regte es sich endlich zwischen den Bäumen, das Parkthor knarrte in seinen verrosteten Angeln.

Sascha kam langsam auf das Schloss zu. Er sandte wahre Falkenblicke herab von seinem verborgenen Beobachtungsposten.

Sie war in Schwarz. Er ging ja auch nicht anders seit dem Tode Salterns. Das war kein Grund zur Beunruhigung. Wozu kam sie denn, wenn sie nicht zur letzten Entscheidung kam? Oder war Alles schon entschieden? Er für immer gebunden? Ein zorniger Trotz fasste ihn, der alte Hass gegen allen Zwang. Da kam sie an den Rechten!

Doch dieses entschlossene traurige Antlitz sprach nicht von solchen Dingen, nur von einem überwundenen grossen Schmerz.

Sollte Helene heute Nacht ihrem Gatten gefolgt —? Da drang es zum ersten Male glühend heiss gegen sein Haupt und das kalte Herz, das er gestorben wähnte, pochte mit neuer Energie. Nur das nicht! stammelte er, die Finger gegen die Stirne pressend. Da meldete der Diener Frau von Tamboo. Er hatte nicht mehr Zeit, sein wirres Haar zu kämmen, seine vernachlässigte Toilette zu ordnen, die Angst der Seele aus seinem Antlitze zu bannen; schon stand sie auf der Schwelle.

Sie erschrak vor seinem Aussehen, solche Verheerung hatte sie doch nicht vermuthet. Der Gram hatte seine Spuren fürchterlich tief eingezeichnet. Sturza erklärte sich ihr plötzlich so befangenes Wesen anders.

[Fortsetzung folgt.]

Unsere Bilder.

„Rafael und die Fornarina" von Heinrich Lefler in Wien weist in stimmungsvoller Composition auf die innigen Beziehungen zwischen dem grossen Meister und dem schlichten Mädchen aus dem Volke hin. Unter den wenigen Frauenbildnissen, die Rafael gemalt hat, wird das ihrige, das im Palazzo Barberini zu Rom hängt, am meisten genannt. Man bezeichnet die Fornarina als die Geliebte Rafaels und sucht in seinen meisten Madonnenköpfen den Wiederschein ihrer Züge. Als Rafael an's Heirathen dachte, ist aber die Fornarina die Auserwählte nicht gewesen. Rafael gedachte sich, einem Wunsche seines Gönners, des Cardinals Bibiena, folgend, mit dessen jugendlicher Verwandten, Maria da Bibiena, zu vermählen. Schon näherten sich die Verhandlungen einem befriedigenden Abschluss, als ein früher Tod die Braut in der Blüthe des Lebens dahinraffte. Wenige Jahre später, am 6. April 1520, starb auch Rafael.

* * *

„Ein Ueberfall in der Steppe" von T. Ajdukiewicz schildert einen jener dramatischen Vorgänge, wie sie in der pontischen und in der kaspischen Steppe, deren Gebiet zweimal so gross wie Frankreich ist, nicht selten sind. Der Künstler, der meisterlich die Episode geschildert, ist im Jahre 1852 in Krakau geboren. Er bildete sich unter Seitz, Wagner und Jos. Brandt in München, machte dann Studienreisen im Orient und im südlichen Russland und liess sich in Wien nieder, wo er seitdem manches hervorragende Werk geschaffen hat.

* * *

„Im wunderschönen Monat Mai" von F. Miralles ist trotz seiner freudigen Frühlingsstimmung nicht frei von feiner Satire. Es scheint fast so, als ob die jungen Fräulein, die sich im Beisein der Frau Mama und unter dem Schutze Jean's, des behäbigen Dieners, für einen Augenblick im Freien gelagert haben, lieber im Salon den galanten Reden eines schneidigen Lieutenants als hier draussen den Jubelliedern der gefiederten Frühlingssänger lauschen.

* * *

„Faust in der Walpurgisnacht" von R. Hartmann in München spiegelt den mystischen Reiz wieder, welcher im zweiten Theil des Goethe'schen „Faust" waltet. Der genusssüchtige, wissensdurstige Titane ist unersättlich, und in Mephistopheles, dem verkörperten Princip des Bösen, findet er den teuflischen Förderer seines materiellen Verlangens. Die schöne Sinnlichkeit, nicht das wahrhaft Schöne, nimmt sein trunkener Blick in der Walpurgisnacht wahr. Selbst Helena mit der Pracht ihres Leibes lässt er herbeicitiren. Aber was ist das Ende vom Liede? Oede und Leere in seinem Herzen! Was den Menschen erhebt, ist der Geist, der nach Erkenntniss strebt und sich zum Höchsten emporschwingt. Und weil in Faust dieser Geist schliesslich zum Siege gelangt, darum wird er gerettet.

* * *

„Hypatia" von A. Seifert in München stellt die wegen ihrer ausserordentlichen Schönheit, Sittenreinheit und Gelehrsamkeit berühmte Tochter des Mathematikers Theon aus Alexandria dar. Sie widmete sich mathematischen Studien, trieb neuplatonische Philosophie und trat in ihrer Vaterstadt als Lehrerin auf. Leider ist das Ende der hochbegabten Griechin ein sehr trauriges gewesen. Die hohe Werthschätzung, welche ihr der Präfect von Egypten zollte, brachte Hypatia beim Volke in den Verdacht, zu den Maassregeln gegen den herrschsüchtigen Patriarchen Cyrillus gerathen zu haben. Bei der von Cyrillus angeregten Vertreibung der Juden, 415 n. Chr., wurde sie von einem Pöbelhaufen ermordet.

* * *

„Mitten durch's Herz geschossen" von A. Richter bereitet jeden Jägersmann auf die Freuden des Feistmonats August vor, da der Hirsch den besten Braten giebt. Die Wonnetage des Ansitzes beginnen. Mit geschärftem Auge späht der Jäger in die fliehenden Schatten der Nacht. Der Hirsch kommt vertrauend immer näher — jetzt hat der Jäger die richtige Distanz — ein Krach! Die Kugel sitzt — hoch auf schnellt der Hirsch und fällt zusammenbrechend auf das Geweih — das Geschoss ist ihm mitten durch's Herz gegangen.

* * *

„Frühling" von A. Hirschl gehört zur Folge der vier Jahreszeiten des Wiener Meisters, aus der bereits „Herbst" und „Winter" in der „Modernen Kunst" veröffentlicht wurden. — „Blühender Mohn" von O. Marcus in Berlin athmet den Reiz der echten Idylle. Der hoch talentirte Berliner Meister giebt auch in dieser Probe seines Könnens wieder zu aufrichtigem Lobe Anlass.





Wiener Typen.

Blumenmädchen. Nach Photographien von H. Heydenhauss. Stubenmädchen.

Haiful.

Novelle von **Anton Freiherr von Perfall.**

[Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Sturza trat ihr hastig entgegen. „Helene? Sie lebt doch?“ fragte er im Tone höchster Angst, die Antwort auf ihren Lippen suchend. Sascha zögerte einen Augenblick.

Rolf wand sich hilflos unter ihrem durchdringenden Blick. Schon einmal verrieth er sich durch solch unbedachten Ausruf diesem Weibe gegenüber. Oh, wie sie ihm verhasst war, diese kalte Seelenforscherin, die seine geheimsten Gedanken völlig errieth!

„Nun, wäre es ein Wunder,“ sagte er in rauhem Tone, „nach solchem Unglück? das könnte sogar einem Manne an das Leben gehen.“

„Seien Sie ausser Sorge in dieser Beziehung, Herr Graf. Helene war nie in Gefahr,“ erwiderte gelassen Sascha.

Sturza stutzte. Sie sagten als Verlobte längst „Du“ zu einander, und sie betonte scharf „Herr Graf“. Er fühlte sich augenblicklich ebenso unfähig, die Gründe hierfür zu unterscheiden, als selbst eine rasche Wahl für sein Verhalten zu treffen; so vermied er jede directe Ansprache.

„Das freut mich zu hören. Mein Gott, man wird ganz ängstlich — diese entsetzlichen Nerven —“

„Sie müssen wieder Herr werden darüber, Herr Graf. Warum greifen Sie nicht zu Ihrem altbewährten Mittel — Reisen?“

Das war wieder diese unheimliche verschleierte Taktik, gegen die es keine Hilfe gab und die ihn so verdross.

„Wollte ich auch. Meine Koffer sind längst gepackt. Wäre schon weit, weit fort von hier. Aber ich — ich habe doch Verpflichtungen —“

„Es giebt keine höheren Verpflichtungen, als die der Selbsterhaltung. Meinen Sie nicht auch, Herr Graf?“

War das Hohn, oder mehr — Anklage?

„Nein!“ Er schrie es ihr zu. „Das ist nicht wahr, dass ich das meine. Wie kommen Sie darauf? Sehr einfach, nicht wahr? Ich habe es ja in der That bewiesen. Ich habe meinen besten Freund dem Untergange preisgegeben, um mich zu retten, mehr, ich habe ihn mit diesen meinen Händen losgerissen, gewürgt, Alles, nur um mein elendes Leben zu retten.“

Sturza packte Sascha mit eisernem Griffe am Arme. „Warum bleibt man dabei stehen, warum nicht weiter gehen in dem Schauerdrama? Er liebte ja seine Frau, es war ihm gar nicht zu thun um seine Rettung. Noch weiter, wer war denn dabei? Er hat ihn ersäuft wie eine Katze.“

Er lachte gell auf. „Nun, — jetzt rede — wie weit gehst Du mit?“

Frau von Tamboo sah den Wahnsinn lauern, in diesen, wie Dolche auf sie gerichteten Augen, aber sie kannte keine Furcht. Ein Gedanke erfüllte dieses hohe Herz und stählte es zum Aeussersten.

„Das hängt ganz von Ihnen ab,“ sagte sie mit höchster Gelassenheit.

„Von mir?“ Er löste die derben Griffe, Sascha wie ein Räthsel betrachtend, wie wenn er auf dem Grunde ihrer Seele lesen wollte.

„Wie weit Sie mitgehen in dem Unsinn?“

„Ich, und Sie selbst,“ erwiderte sie gelassen.

„Und ich selbst? Wovon soll das abhängen? Wahrhaftig, ich verstehe Sie nicht recht. Sie müssen entschuldigen, aber mein armer Kopf —“

„Von Ihrem Verhalten in der Zukunft —“ Sturza brachte dieser dunkle Spruch, der ihm wie jener einer Pythia klang, ausser Fassung.

„Frau von Tamboo — Sascha — die Sache ist zu wichtig — ich muss Klarheit, völlige Klarheit in dieser Sache haben.“

„Sollen Sie auch haben, dazu bin ich gekommen. Wollen Sie mich ruhig anhören, ohne mich zu unterbrechen?“

Sturza zögerte einen Augenblick. Wie kam er dazu, sich Bedingungen machen zu lassen. War er nicht schon schwer beleidigt dadurch? — Berechtigt dieser Aufdringlichen die Thüre zu weisen?

Ja, wenn er noch die Kraft dazu besessen. Er bot ihr Platz und lehnte sich selbst, mit auf der Brust gekreuzten Armen in die Fensternische, ein spöttisches Lächeln auf den Lippen.

„Fassen Sie sich,“ warnte sie, „ich mache keine Einleitung.“

„Nur los!“ höhnte Sturza.

„Helene ist jetzt Wittwe, 28 Jahre alt, nichts wahrscheinlicher, als dass sie sich wieder verheirathet. Sie liebten sie, wurden von ihr geliebt. Nur Herr von Saltern stand dazwischen. Was ist natürlicher, als dass sie sich binnen Jahresfrist angehören. Was unnatürlicher, als dass Sie das Weib, das Sie lieben, das jetzt vor Gott und der Welt frei ist, einem andern Bewerber überlassen. Welcher Grund könnte da vorliegen? Nur einer — Schuldbewusstsein! — Sie haben sich aber Beide beherrscht, nicht einmal ihre Liebe gestanden. Ich weis das, aus Helenens und aus Ihrem Munde, abgesehen von meiner innersten Ueberzeugung. Nicht die geringste Schuld liegt vor, für die Regungen seines Herzens kann ja Niemand. Also heirathen Sie, Helene. Oder — es drängt sich der Schatten einer Schuld zwischen euch. Ist das nicht ganz logisch gedacht?“

Rolf blickte starr auf den Mund Saschas. Diese Worte hörte er ja schon einmal: „Was hätte euch hindern sollen? Nur eine wirkliche Schuld. Eine Schuld hätte sich wie ein ewiges Gespenst zwischen euch gedrängt, in meiner Gestalt vielleicht —“ so sprach Saltern kurz vor seinem Tode. Und sie haben Beide recht, der Todte und die Lebende, sie öffnen ihm die Augen für ein neues, paradiesisches Land, in das er, Thor, noch gar nicht zu blicken wagte, nicht aus Schuldbewusstsein, gewiss nicht — nur aus — aus —

Aber da sass er ja vor ihm, der lebendige Grund — Sascha!

In diesem Augenblicke schwellte ein unendliches Dankgefühl seine Brust, dass ihm die Augen übergingen.

„Und das sagst Alles Du — Sascha? Meine Braut?“ rief er, auf sie zueilend, mit zitternder Stimme.

Doch diese wehrte ihn ab. „Daran glauben Sie ja selbst nicht mehr, Herr Graf. Also keine Thorheiten, die Zeit ist zu ernst dazu.“

„Und eine Frau wie Sie sollte nur zum Spielball dienen eines gewissenlosen Mannes? Nein, eher —“

„Eher beginnen Sie ein neues Lügenleben, wollen Sie sagen. Nichts mehr davon, wenn Sie mich nicht beleidigen wollen. Sie haben keine Verpflichtungen gegen mich. Ich habe Ihnen in voller Freiheit meine Hand gegeben, ich ziehe sie jetzt in voller Freiheit wieder zurück — basta! Und nun, wie stellen Sie sich zu meinem Plan? Ich bin der festen Ueberzeugung, der Todte selbst würde ihn billigen.“

„Und wenn ich Ihnen sage, er hat ihn gebilligt, mir selbst gegenüber“. rief jetzt Sturza. „Erschrecken Sie nur nicht“, fuhr er in nervoser Hast fort, „nicht sein Gespenst, sondern er selbst, eine halbe Stunde vor seinem Tode. Er wusste Alles, Helene hatte ihm gebeichtet am Krankenbette. Er vergab alles, nichts lag mehr zwischen uns; wir waren die Alten. Da fragte ich ihn, es drängte mich dazu: Wenn Du nun gestorben wärst, was glaubst Du, dass mit uns beiden geschehen wäre? Helene wäre Deine Frau geworden, erwiderte er, und es wäre eine Unnatur gewesen, euch nicht zu verbinden, wie die Dinge einmal liegen, so sagte er.“

„Und eine halbe Stunde darauf geschah das Unglück!“ sagte Sascha. Ihr graues Auge leuchtete jetzt wie eine Stahlklinge.

„Kommt Ihnen das so sonderbar vor? hätte sich das Unwetter, der Sturm um unsere Unterredung kümmern sollen? Ein Zufall! Ein blinder Zufall! Aber das ist es ja eben, dass wir solchen blinden Zufällen eine übertriebene Bedeutung beimessen, einen tiefen Sinn suchen in ihrem unsinnigen Spiel. Warum geschah eine halbe Stunde darauf das Unglück? Weil Saltern den Muth verlor, mich unter das Wasser zog, so dass ich mich wehren musste, um nicht ganz nutzlos mit ihm zu Grunde zu gehen. Das geschieht ja instinctiv, wir sind gar nicht Herr über unsere Muskeln in solchen Augenblicken. Aber so sprechen Sie doch, Sascha. Sehen Sie mich nicht so forschend an! Ich schwöre es Ihnen bei meinem Seelenheil — ich — ich bin unschuldig an seinem Tode.“

Sturza stürzte sich vor ihr auf die Kniee und barg sein Antlitz in seine Hände. Der Anblick war erschütternd und kaum zu ertragen.

Frau von Tamboo sprang auf.

„Jetzt habe ich Sie, wo ich Sie wollte.“

Rolf fuhr entsetzt auf, wie wenn ihm noch Schwereres bevorstände.

„Bei dem Geständnisse Ihres grauenhaften Wahns, der sie vernichten wird, wenn Sie nicht mit allen Mitteln dagegen ankämpfen. Jetzt müssen Sie um Helene werben.“

Rolf rang nach Luft, die Forderung erschien ihm ungeheuerlich, frevelhaft in diesem Munde.

„Und wenn er mich schon erfüllt, wie Sie glauben, dieser Wahn, wird er nicht in das Unendliche wachsen, wenn ich Ihnen folge? Wenn ich die Frucht des Zufalls pflücke? haben Sie das wohl bedacht?“

„Sehr wohl! Nur ein vollendeter Verbrecher wäre im Stande, um die Gattin seines Opfers zu freien, und dass Sie der nicht sind, wissen Sie so gut, als ich es weiss.“

Rolf war enttäuscht. Er glaubte sie durch seinen Einwurf entwaffnet. Er wehrte sich ja mit aller Kraft gegen die verführerische Stimme, die seinen geheimsten Wünschen schmeichelte, aber noch waren seine selbstquälerischen Gegengründe nicht erschöpft.

„Allerdings, da haben Sie recht, aber Sie vergessen Eines. Zwischen dem Verbrechen und der völligen Schuldlosigkeit könnte noch etwas liegen — ein schlimmer Gedanke, ein sündhafter Wunsch, der ganz unbewusst seine tiefe Wirkung ausübt. Könnte, sage ich. — Was dann?“

Er empfand jetzt eine grausame Lust an seiner eigenen Selbstvernichtung und freute sich über die sichtliche Rathlosigkeit Sascha's.

Diese betrachtete ihn voll Mitleid.

„Sie haben recht! Da stehen wir nun mit unserer stolzen Vernunft an der Grenze zwischen Wahn und Gewissen und wagen uns nicht weiter ohne höhere Führung.“

Rolf lachte in seiner stillen Weise.

„Wie Sie sich doch gleich erschrecken lassen! Zuerst stolz jede conventionelle Schranke, alles Geschwätz und Geflacker verachtend, die reine Vernunft, und dann enden Sie mit der höheren Führung. Es ist ja Alles Unsinn, was ich da rede. Ich wollte Sie nur einmal in die Irrgänge eines Grüblers von Fach, wie ich einer bin, verstricken. Gedanken! Wünsche! Wer darüber zu rechten anfinge! Ein Tollhaus würde aus der Welt. — Die Schwierigkeit liegt ganz wo anders, als in diesem müssigen Zeug. Wie stellt sich Helene zu der Frage? Ihrem letzten Briefe nach, in welchem sie auf meine Hülfe verzichtet, wird sie mir einen Korb geben. Sie sieht in mir, selbstverständlich ohne schlimme Nebengedanken, den äusseren Veranlasser des Unglückes, das sie betroffen. Wäre ich nicht, wäre die Faiful nicht, lebte ihr Gatte, den sie trotz Allem liebte und verehrte, heute in vollster Gesundheit. — Oder steht Ihnen andere Wissenschaft zu Gebote? Bedauert sie mich? Begreift sie das Grausame meiner Lage? Oder — Nein, das wäre einfach niedrig — ein Weib kann so etwas gar nicht denken. — Fragte sie denn nach mir?“

„Am Morgen nach der Unglücksnacht.“

„Er muss furchtbar leiden! Ernst war ihm so gut!“ Dann weinte sie bitterlich, dass es mir selbst ganz weh um's Herz wurde.“

Sturza legte die Hand vor die Augen, um seine Lippen zuckte jäher Schmerz. In seinem Innern tobte ein Kampf, dem er zu erliegen drohte.

„Reisen Sie, Graf, ich werde Helene nicht verlassen, und wenn Sie nach einem Jahre zurückkehren, werden Sie Beide klar sein mit sich selbst. Es giebt keinen anderen Weg. Unseren Aufenthalt können Sie jederzeit hier erfahren. Ich werde Sorge tragen dafür — und jetzt —“

Sie erhob sich rasch — „ist meine Mission zu Ende.“

Da ergriff Sturza hastig ihre Hand. „Sascha!“

Eine tiefe Röthe überflog ihr schönes Antlitz.

„Reisen Sie mit — als mein Weib! Ich fühle, darin allein liegt Rettung. Alles Andere ist Krankheit, Fieberwahn.“

„Oder Schicksal, gegen das uns aufzulehnen Frevel wäre. Auch das wird die Zeit entscheiden. Wenn wir uns nach einem Jahre wiedersehen,

sagt ein Blick uns Alles, nach dem wir jetzt vergebens forschen. Und wie es auch kommen mag, bleiben wir Freunde. Auf Wiedersehen, Graf."

Er zog ihre Hand an seine bebenden Lippen.

Sie fühlte etwas Heisses darauf und floh rasch aus dem Zimmer.

Sturza blieb wie betäubt auf seinem Platze stehen und starrte auf die geschlossene Thüre, dann eilte er plötzlich zum Fenster und riss es jäh auf, doch der Ruf: „Sascha!" blieb ihm in der Kehle stecken.

Auf der Altane der Villa Tamboo stand eine Dame in Schwarz. Der tiefblaue See bildete den Hintergrund für die Silhouette — Helene!

Er presste die Stirne an das Fensterkreuz und verzehrte mit den Blicken die geliebte Gestalt.

Plötzlich wandte sie das Haupt, sie hatte seinen Blick gefühlt. Er flüsterte ihren Namen. Ein Klingen und Singen ging durch die Sommerluft.

Er blickte noch lange herab, als die Altane schon längst leer war.



Carl Rickelt. Hoch zu Ross.

Schicksal! Er kannte jetzt schon die Entscheidung! Er sah das Ziel! Tröstliches, wonnetrunkenes Schicksal!

Im Frühjahre des Jahres 1883 erregten unter den Besuchern Capris zwei Damen in Trauer allgemeines Aufsehen.

Die Farbe hob sich zu sehr ab von den freudigen ringsumher, dem duftigen Weiss der Mandelblüthe, mit dem zarten, fleischigen Incarnat, dem saftigen Grün des Rebstockes, den lichttrunkenen Felsen, dem tiefen Blau des Meeres. Man musste sich mit ihnen beschäftigen. Ihre Zurückgezogenheit und Unzugänglichkeit erhöhten noch das Interesse, dem bald reichliche Nahrung nicht fehlte.

Zwei junge Wittwen!

Die Eine, welche, ihrem Aeusseren nach, eher einer Tochter des Landes glich, eine Baronin Saltern, hatte ihren Gatten vor Jahresfrist durch einen Unglücksfall verloren. Ihre Gefährtin, eine hohe, etwas herbe Erscheinung, war die Verlobte eines deutschen Grafen, welche zu dem bewussten Unglücksfalle in irgend einer, von dem Berichterstatter nicht ganz aufgeklärten Beziehung stand.

Da hatte die Phantasie ein weites Feld. Dem ganzen Gebahren der beiden Damen nach vermuthete man vor Allem eine Verwechslung der Personen. Die grosse Blondine, mit den ernsten Zügen, welche wiederholt allein auf den einsamsten Plätzen, in tiefe Träume versunken, beobachtet wurde, erschien vielmehr als die, von einem tragischen Verluste des geliebten Gatten betroffene, als die kleine Baronin, deren üppige Schönheit mit dem Frühlinge um die Wette sprosste und die hässliche schwarze Hülle förmlich zu sprengen schien.

Helene hatte sich rasch erholt. Es war mehr das Entsetzen über die grausame Todesart ihres Gatten, der plötzliche Nervenchoc, welcher sie auf das Krankenlager warf, als der tiefe Schmerz über den Verlust. Sie sah eine höhere Fügung darin, dass sie noch zur rechten Zeit dem Gatten ihre Schwäche für den Grafen geoffenbart, seine völlige Verzeihung erlangt, so war trotz des gewaltsam jähen Risses, der ihn herbeiführte, der Ausgang ihres Lebensabschnittes als Gattin in ihren Augen ein harmonischer und gewährte einen Rückblick ohne Vorwürfe und Gewissensbeängstigungen. Wenn sie bedachte, wie es ganz anders hätte kommen können! Wenn er sie zurückgelassen mit einer Schuld auf dem Gewissen, für die es nimmermehr eine Sühne gäbe, dann erschien es ihr wie ein Frevel, mit dem Schicksal weiter zu rechten.

Ihr neu erwachender Lebenstrieb, vor Allem ihre weichliche Liebe zur Ruhe, förderte nur diese ihr bequeme Betrachtung. Damit kehrten aber ihre Gedanken zu dem unglücklichen Freunde zurück, den sie in der ersten Aufregung, in dem natürlichen Gefühle der erschütterten Gattin, als den Veranlasser der unglückseligen Fahrt, so rücksichtslos behandelte. Ja, sie ging damals sogar weiter in ihrem urtheilslosen Schmerz; sie machte ihm den Vorwurf der Feigheit, zu bedacht auf seine eigene Rettung gewesen zu sein. Und darin that sie ihm doch bitter Unrecht.

Anfangs sah sie darin mit geheimer Genugthuung einen neuen Beweis ihrer völligen Heilung von einer Neigung, die ihr so unendlich viel Leid verursachte, allmählich jedoch verlor dieser Beweis seinen künstlichen Werth; er wog bei weitem den schweren Nachtheil nicht auf, zugleich mit dem Gatten einen treuen Freund vielleicht für immer verloren zu haben.



Mit Genehmigung der Photogr. Gesellschaft in Berlin.

L. Douzette. Mondnacht am Weiher.

Allerdings ging Graf Sturza zu weit in seinem Grolle, indem er denselben auch auf ihre Freundin, auf seine Verlobte auszudehnen schien, wohl in dem Glauben, dass Sascha ihre kränkende Anschauung über den tragischen Fall theilte.

Dieselbe erklärte ihr zwar auf Befragen, Rolf habe eine derartige Erschütterung erlitten, dass sie ihm selbst gerathen, auf einer Reise Erholung zu suchen, aber sie liess sich nicht täuschen. Es war etwas vorgegangen zwischen Beiden, was ihr ein Geheimniss bleiben sollte.

Sie umkreiste die Wahrheit, welche sie ahnte, wie ein Falke, furchtsam und doch lüstern. Förmlich gelöst war das Verhältniss Sascha's zu Rolf unbedingt nicht. Was hätte sie in diesem Falle für einen Grund, es ihr zu verheimlichen, anderseits wozu dieses geheimnissvolle Schweigen? Sie wusste bestimmt, dass kein brieflicher Verkehr bestand zwischen beiden. —

Neue Prüfungszeit? Und diese von Monat zu Monat zunehmende ruhelose Erwartung, welche sich in unzähligen Kleinigkeiten, unabsichtliche, von ihr aber scharf beobachteten Versehen kennzeichnete?

Stand es am Ende schlimmer mit ihm, als sie gestehen wollte? War er ernstlich krank? Die Frist seines Wiederkommens war wohl schon längst bedenklich überschritten.

Sascha brachte offenbar absichtlich das Gespräch nie darauf und sie scheute sich danach zu fragen. Um so mehr beschäftigte sie sich in Gedanken damit.

Der Tod ihres Gatten konnte nicht ohne Einfluss bleiben auf das Verhältniss Sascha's zu Rolf. Die früheren Vorkommnisse, über welche diese in einer ihr selbst unbegreiflichen Weise grossmüthig sich hinweggesetzt, mussten jetzt in eine völlig andere Beleuchtung treten. Die Empfindungen, welche der Gattin des Freundes gegenüber eine unglückselige Verwirrung, waren es nicht mehr der Wittwe gegenüber. Sascha wäre kein Weib, wenn nicht die Eifersucht sich in ihr regen würde. — Und in nichts Anderem lag der Grund ihres Schweigens.

Dieser Mangel an Vertrauen kränkte Helene. Sie würde der Freundin gewiss nicht im Wege stehen. Sie verliess sich dabei weniger auf den Umstand, dass sie bei ehrlicher Selbstprüfung nur mehr ein Gefühl der Freundschaft für den Grafen entdecken konnte — das war immer so, wenn er fern war, nur seine Nähe war gefährlich, — als auf die Verhältnisse selbst, welche sie an eine Verbindung mit ihm zurückschrecken liessen.

Eine Ehe mit ihm wäre ihr als ein erneuter Frevel gegen den todten Gatten erschienen, welcher die ihr so werthvolle Vergebung zu nichte machen müsste. Und dann die grauenhafte, unlösbare Verbindung, welche zwischen dem Tod ihres Gatten und Sturza bestand, — einfach unmöglich!

Das hiesse ja derselben vor der Welt eine Bedeutung geben, von der sie selbst zurückschauderte.

Und trotz allem empfand sie eine verrätherische geheime Freude, dass er nicht kam. — Das war recht hässlich, undankbar gegen Sascha, welche so treu bei ihr aushielt, aber sie konnte dagegen nicht ankämpfen.

Und am Ende lag der Grund dieses treuen Aushaltens ganz wo anders?! In der Vorsicht, — in der Eifersucht selbst. Vielleicht wollte sie ihm nur den Weg versperren zu der nicht Geliebten.

Ihr Misstrauen war einmal geweckt! Sascha liebte Rolf von Anbeginn mit jener stolzen Frauenliebe, welche sich in die innerste Herzkammer zurückzieht, die keinen Sturm der Leidenschaft blindlings hervorbrechen lässt, ehe ihre Zeit gekommen ist, die aber auch jeglichen Opfers fähig ist.

[Fortsetzung folgt.]

Die Sprache der Hand.

Von **Dr. S. S. Epstein.**

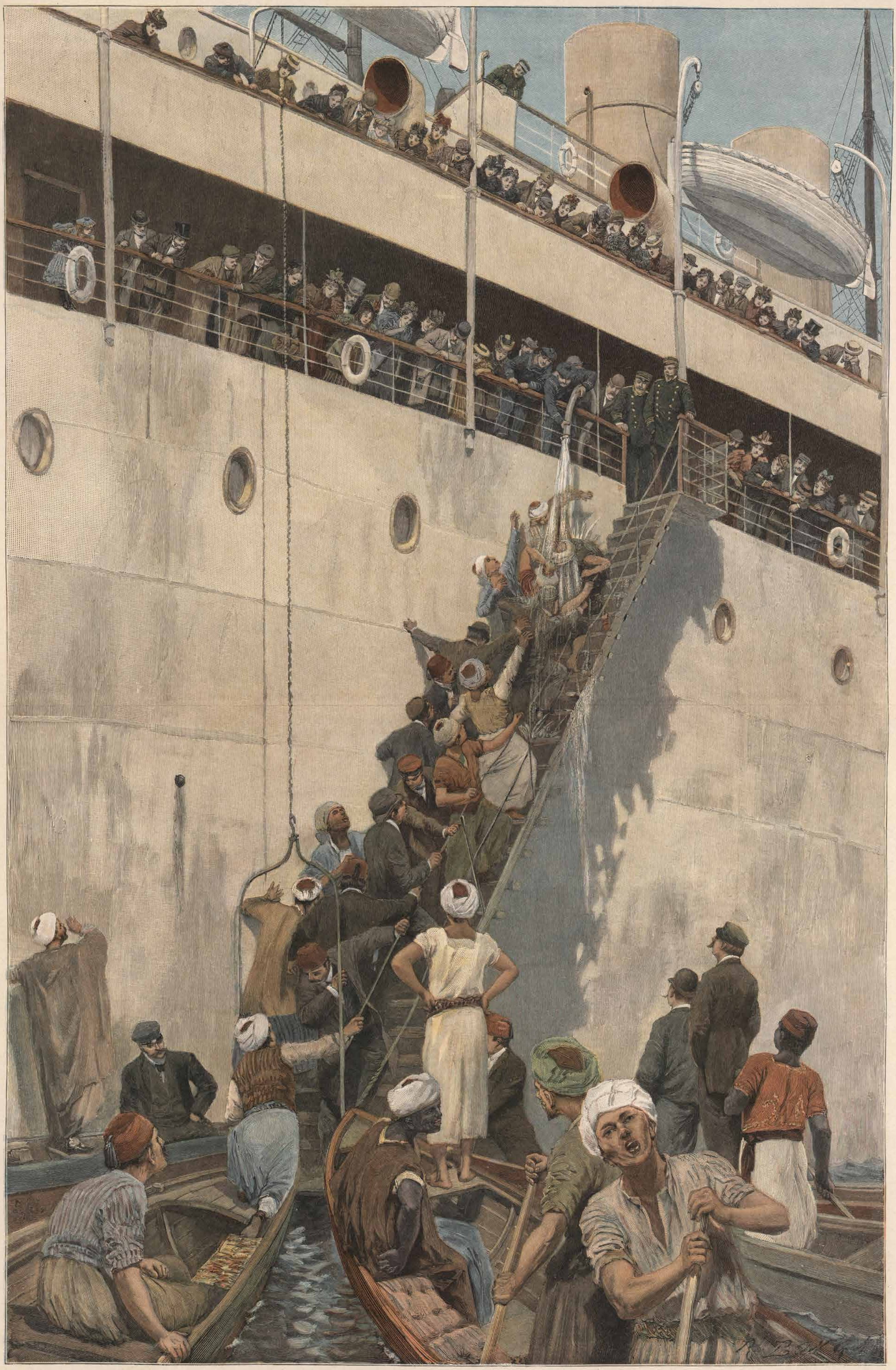
[Nachdruck verboten.]

Wenn es allgemein heisst: „Raphael wäre ein grosser Maler geworden, auch wenn er ohne Hände auf die Welt gekommen wäre," so ist es zweifellos ebenso richtig, dass Cicero ein grosser Redner geblieben wäre, auch wenn er durch einen unglücklichen Zufall seine Stimme verloren hätte. Denn Zeitgenossen berichten, dass er es verstanden habe, seine Worte mit so lebhafter Geberde des Gesichtes, der Hand, ja, des ganzen Körpers zu unterstützen, dass selbst Senatoren, die wegen Entfernung oder Lärm seine Stimme zu hören nicht im Stande waren, dennoch ganz genau wussten, was Cicero sagen wollte. Die Nachkommen der alten Römer, die Italiener und Rumänen, sowie überhaupt die meisten südlichen Völker sind eine Gewähr dafür, dass die Ueberlieferung von der ungemein lebhaften Geberdensprache Cicero's und anderer grosser römischer Redner auf Wahrheit beruht; denn es genügt noch heute, einen Sizilianer oder einen Andalusier sprechen zu sehen, um auf die Vermuthung zu kommen, dass bei ihm die Sprache nur dazu da ist, um Dasjenige zu unterstützen, was Hände und Auge sagen wollten.

In der That ist keine Geberde so ausdrucksvoll; es lässt sich durch nichts stillschweigend soviel sagen wie durch eine Handbewegung. Charakteristisch hierfür ist folgende in Caltanisetta heimische Anekdote: Ein Bandit flüchtet sich vor den Verfolgungen der Carabinieri und bricht dabei beide Arme; als nun der behandelnde Arzt erklärt, die Arme müssten ihm unbedingt amputirt werden, beginnt seine alte Mutter zu jammern und zu heulen: „Armer Beppo! Beide Hände! Dio mio! Womit wird er dann reden?" Nun, diese Anecdote ist, wie die meisten, ein Paradoxon, von den Sizilianern wohl selbst componirt, um ihre etwas allzu heftig gesticulirenden Landsleute zu verspotten; aber es steckt, eben wie in jedem Paradoxon, eine grosse Portion Wahres darin. Ein junger Mime, welcher auf den Brettern, die die Welt bedeuten, seine ersten Lorbeeren zu pflücken versucht, macht auf uns durch seine mangelhafte Diction lange nicht den komischen Eindruck, wie dadurch, dass er „nicht weiss, was mit seinen Händen anzufangen", und die seit kurzer Zeit wieder so in Mode gekommene Pantomime zeigt deutlich, dass Musik, unterstützt durch lebhafte und zweckmässige Geberden, genau dieselben Vorstellungen in uns hervorzurufen im Stande sind, wie das gesprochene Wort. Man braucht nur André Wormsers geistvolle und musikalisch hochbedeutende Pantomime: „Le fils prodigue" in der meisterhaften Darstellung des Berliner Theater zu sehen, um beurtheilen zu können, was durch Handbewegungen Alles mit einer oft überraschenden Deutlichkeit gesagt werden kann.

Ja, es giebt eine Sprache der Hand, und zwar neben der bewussten künstlichen eine unbewusste, welche allen Völkern gemeinsam ist. Woher mag es nun kommen, dass, während die Lautsprache so grosse Verschiedenheiten zeigt, dass schon einzelne Provinzen desselben Reiches einander nicht mehr zu verstehen vermögen, die Sprache der Hand beim Lappen wie beim Feuerländer, beim Hindu wie beim Franzosen bis auf geringe Unterschiede dieselbe ist. Dies hat wohl seinen Grund in der allgemeinen physiologischen Grundlage der Geberde.

Wenn Darwin in seinem Werke „Ueber den Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei Menschen und Thieren" behauptet, alle oder wenigstens die überwiegend meisten Geberden seien ursprünglich bewusst zweckmässig gewesen und dann durch Einübung und Vererbung unbewusst automatisch geworden, so kann man in diesem Punkte dem genialen Engländer nicht ohne Weiteres beistimmen, und dies umsoweniger, als die heutige Biologie die Vererbung erworbener Eigenschaften in dem Maasse, wie es Darwin gerne haben wollte, überhaupt leugnet. An die Stelle der künstlich construirten Zweckmässigkeit der Geberden kann der natürliche, durch Zuchtwahl und Einübung verfeinerte Reflex gesetzt werden. Ein Beispiel aus einem anderen Gebiete der Biologie möge das, was ich meine und wie ich es meine, erläutern. Es ist eine bekannte Thatsache, dass junge Vögel, die noch niemals einen Menschen gesehen haben, vor dem Jäger fliehen. Wie ist nun diese Erscheinung zu erklären? Darwin thut dies auf folgende Weise: Die Vögel, sagt er, welche vor vielen Jahrtausenden den Menschen zum ersten Mal zu Gesicht bekamen, sind vor ihm nicht geflohen und wurden mit leichter Mühe gefangen genommen oder getödtet; dies sahen die anderen Vögel, bekamen Furcht und flohen; Generationen hindurch ging das so fort, bis die zur Welt gekommenen Jungen nun die Furcht vor dem Menschen als etwas Angeborenes mit auf die Welt bekamen und ganz instinktiv, d. h. selbst nicht wissend warum, vor dem Jäger das Weite suchten. Es ist hier nicht der Ort, ausführlich zu erörtern, warum diese Erklärung Darwin's den modernen biologischen Forschungen nicht Stich hält; nur soviel möge bemerkt werden, dass es schwer hält, anzunehmen, dass eine fortschreitende Entwickelung einer Species sich durch eine Vermehrung der Instinkte und Verminderung der bewussten Gehirnthätigkeit kundgeben sollte. Wir werden diese Hypothese um so leichter fallen lassen können, als wir ihrer gar nicht zur Erklärung der oben erwähnten Erscheinung bedürfen. Fassen wir als Aeusserung der Furcht in erster Linie die Flucht auf, so werden wir leicht zur Einsicht gelangen, dass die Flucht eine Reflexbewegung ist; eine Bewegung, die von vornherein mit Gehirnthätigkeit nichts zu thun hat, sondern eine der ersten Grundbedingungen der Existenz eines Organismus bildet, welcher sich einem äusseren Eingriff zu entziehen sucht. Nun komme der Jäger auf eine bisher menschenleere Insel und suche dort soviel Vögel wie möglich zu tödten; diejenigen, welche mit prompteren Reflexorganen ausgestattet sind, werden entkommen, während die schwerfälligeren den Geschossen zum Opfer fallen. Selbstverständlich können sich nur diejenigen Vögel fortpflanzen, welche am Leben



P. Bey. Ankunft eines Passagierdampfers in Alexandrien.

geblieben sind, was zur Folge haben wird, dass die Reflexorgane der nächsten Generation noch prompter functioniren. Aber auch der Jäger lässt nicht nach: die Schlupfwinkel der Vögel werden ihm bekannt, seine Geschosse werden vollkommener, und so werden im Kampf um ihre Existenz nur noch die Vögel übrig bleiben, deren Fluchtreflexe so fein sind, dass sie schon beim geringsten Anzeichen eines Angriffes in Function treten.

Nach diesem Excurs kann ich zur Sprache der Hand zurückkehren. Ich sagte, wir könnten sie vor Allem in natürliche oder unwillkürliche oder in künstliche, willkürliche eintheilen. Erstere werden Gemüthsbewegungen oder Gefühle, die zweiten Vorgänge oder überhaupt concrete Begriffe wiederzugeben suchen.

Die willkürliche Sprache der Hand können wir auch als malende bezeichnen: sie wird dem Psychologen wenig Interesse bieten; entweder wird die Hand gewisse Thätigkeiten nachzuahmen suchen, wie etwa Essen, das Führen des Bechers zum Munde, die Parade eines Säbels, das Klopfen an eine verschlossene Thüre mit dem Knöchel des Zeigefingers; oder aber sie wird in der Luft die Conturen gewisser uns bekannter Gegenstände beschreiben; die Umrisse eines Dreiecks, einen Kreis, die muthmaassliche Höhe einer Person, das scharf markirte Profil einer Physiognomie. Anders verhält es sich mit den unwillkürlichen Hand- und Armbewegungen, welche allein als Sprache aufgefasst zu werden verdienen. Diese bieten dem Psychologen eine Fülle von interessanten Momenten und es wird sich der Mühe verlohnen, ihrer Eintheilung, ihren Modalitäten, ihrem physiologischen Ursprung nachzuspüren.

Beobachten wir Leute mit sehr lebhaftem Geberdespiel oder gar bedeutende darstellende Künstler, so werden wir kaum im Stande sein, dem Spiel ihrer Hände zu folgen. Ich erinnere mich, vor Jahren im Wiener Burgtheater die „Bluthochzeit" mit Josef Lewinsky als Karl IX. gesehen zu haben. Stets unvergesslich wird mir die Scene bleiben, wo der König sich von Katharina von Medici zur Ermordung Coligny's überreden lässt; mit einem unbeweglichen, wie aus Marmor gehauenem Gesicht sitzt der König im Lehnstuhl und hört auf Katharina's wüthende Ausfälle gegen die Hugenotten; aber bevor er seine Zustimmung zu Coligny's Ermordung giebt, da sagen seine Hände, welche nervös auf der Stuhllehne bald trommeln, bald den Stoff zu ergreifen suchen, bald wie suchend nach etwas greifen, mehr, als der beredteste Mund es im Stande wäre. Zorn, Mitleid, Unentschlossenheit, Grausamkeit, Fanatismus, all' das spricht sich in diesen Handbewegungen aus.

Oder man betrachte den älteren Cocquelin als Tartuffe in der bekannten Halstuchscene; wie viel Begierde, verhaltene Sinnlichkeit und Geiz liegt in der Bewegung dieser Finger.

Ja, die Sprache der Hand hat beinahe denselben Reichthum an „Worten", wie die Lautsprache, sie hat aber dieser Eines voraus, nämlich, dass sie sich trotz ihrer Complicirtheit, trotz ihrer Mannigfaltigkeit einzig und allein auf die Affecte gründet, deren unwillkürlicher Ausdruck sie ist. Und hier haben wir auch den Schlüssel, welcher uns die Pforte zum Verständniss der Sprache der Hand öffnen, das Instrument, welches uns lehren wird, ihre Symbole zu deuten.

Der unmittelbare Ausdruck unserer Affecte sind, wie ich schon früher bemerkt habe, die Reflexbewegungen. Mögen nun diese noch so verwickelt und complicirt erscheinen, sie werden immer auf zweierlei zurückzuführen sein, welches einen Trieb zur gemeinsamen Grundlage hat: die Selbsterhaltung. Der Selbsterhaltungstrieb, welcher allen lebenden Organismen, vom höchsten bis zum niedrigsten, angeboren ist, wird sich aber auf zweierlei Art äussern müssen; erstens wird das betreffende Lebewesen Alles abzuwehren trachten, was seiner Existenz schädlich werden könnte, zweitens wird es suchen, sich der Aussenwelt zu bemächtigen, insofern die Vorgänge derselben seiner Erhaltung förderlich sein werden. Demnach wird man auch die Reflexe in Angriff- oder Abwehrreflexe eintheilen können; es ist selbstverständlich, dass wir es auch oft mit Combinationen beider Abarten zu thun haben werden. Es ist nicht schwer, die ganze Mimik auf diese zwei Grundprincipien zurückzuführen. Denken wir uns den Gesichtsausdruck eines Menschen beim plötzlichen Anblick eines geliebten Wesens. Das Auge ist weit geöffnet, damit wir ja das ganze Object mit unserem Blick umfassen können, die Körperhaltung leicht vorgebeugt, der eine Fuss etwas vor, jeden Augenblick bereit, einen Schritt zu thun, die Hände vorgestreckt, die Blutgefässe erweitert, der Athem tief und frei, kurz, das ganze Wesen daraufhin gerichtet, um sich mit Augen, Ohren, Händen, Füssen etc. des geliebten Gegenstandes zu bemächtigen; wir sehen also, dass wir es hier mit einer Reihe von Angriff-Reflexen zu thun haben. Anders wird die Haltung des Gesammtkörpers sein, wenn wir etwas uns Unangenehmes oder gar Ekelhaftes zu Gesicht bekommen. Der Körper wird nach rückwärts gebeugt, die Augenlider sind halb geschlossen, die ganze Muskulatur zieht sich zusammen, die Mundwinkel hängen nach abwärts, als ob wir uns vor dem unangenehmen Eindruck schützen wollten; wir haben es in diesem Falle mit einem Abwehrreflex zu thun. Das instinctive Genie hat all' das viel früher geahnt und bildnerisch verwerthet, als es dem Gelehrten gegönnt war, auf den Grund der Sache zu gehen, der bildende Künstler wusste, dass jeder Muskel, jede Fiber des menschlichen Körpers ihre eigene Sprache haben, die viel beredter ist, als manche lange Tirade, und das minutenlange Heulen des verlassenen Philoctet wird uns lange nicht so mächtig berühren, wie die schmerzerfüllte Sprache von Laokoon's Körper. Auch die Sprache der Hand fügt sich allen diesen allgemeinen Regeln des Angriffs und der Abwehr. Da der Mensch jedoch kein Glied so sehr in seiner Gewalt hat, wie gerade die Hand, da er mit keinem so viel Bewegungen, Kunstfertigkeiten ausführen kann, so wird auch diese Sprache viel mannigfaltiger und verständlicher sein, als die Sprache irgend eines anderen Gliedes. Gewiss wird jede Nation, jedes Alter, jedes Geschlecht eine verschiedene Handsprache führen. Aber diese Verschiedenheit wird nur eine quantitative und nicht eine qualitative sein; die Naturvölker werden viel ausgeprägter mit der Hand agiren, als die civilisirten, und unter diesen werden wiederum die oberen Zehntausend weniger Lebhaftigkeit zeigen, als die unteren Volksklassen. Dies hängt wohl mit der beobachteten Erscheinung zusammen, dass gewisse Gehirnregionen, welche die Bestimmung haben, die Reflexe zu dämpfen oder zu hemmen, „Hemmungscentren", mit zunehmender Cultur in ihrer Thätigkeit erstarken und am schwächsten bei Thieren ausgebildet sind; diese werden daher die Geberde im Allgemeinen und die Handsprache im Besonderen als Begleiterscheinung jedes seelischen Affectes zeigen. Aber trotz dieser Verschiedenheiten ist die Art des Ausdruckes der Affecte dieselbe; es giebt auf der ganzen Welt keine Nation, welche Stolz durch Beugen und Demuth durch Hochaufrichten des Kopfes zu erkennen geben würde. Die Sprache der Hand ist nun eine so reiche, dass Cicero in seinem Werke; „De oratore" mit Recht sagt, dass während die übrigen Glieder nur dem Redenden helfen, die Hand ihre eigene Sprache spricht. Es ist auch wahr! Wessen ist sie nicht im Stande! Sie kann geloben, versprechen, rufen, entlassen, drohen, bitten, loben, tadeln, fürchten, fragen. Furcht, Freude, Traurigkeit, Zorn, Zweifel können wir mit ihrer Hilfe ausdrücken.

Die Beschaffenheit und der Grad der Ausstreckung der Finger und auch ihre gegenseitige Stellung hängt sehr vom Naturell des Sprechenden ab. Ist der Redner ruhig und phlegmatisch veranlagt, so sind die Finger schlaff und nehmen die verschiedenen Lagen nur für kurze Momente ein, um dann wieder in ihre frühere Lage zurückzusinken. Ist jedoch der Sprechende erregt, dann werden die Finger bald gestreckt, bald wieder zusammengezogen. Jeder Absatz der Rede wird zumeist von einem Niedersetzen der Hand begleitet, zornige oder herrschsüchtige Affecte geben sich durch kurze, rasche Handbewegungen kund, während Freude und Bewunderung langsame, ausgedehnte Gesten mit sich führen. Auch diese Bewegungen lassen sich auf die von mir als Grundpfeiler aufgestellten Angriffs- und Abwehrreflexe zurückführen. Was soll es beispielsweise bedeuten, wenn die Arme bei der Bewunderung weit ausgebreitet werden? Zweifellos nichts Anderes, als das intensive Verlangen, sich des bewunderten, also begehrten Gegenstandes zu bemächtigen. Der vorwärts geworfene Arm beim Geben eines Befehles soll dem Befohlenen sowohl die Richtung des auszuführenden Befehles zeigen, als auch ihn zur rascheren Ausführung desselben anfeiern. Das Vorstrecken beider Arme und zwar so, dass sie im Ellbogen leicht gebogen erscheinen und die Handteller nach vorne gerichtet sind, deutet auf Kummer, Schmerz, kurz auf etwas Unangenehmes, dessen wir uns gerne erwehren möchten; wir haben es hier klar und deutlich mit einer Abwehrbewegung zu thun. „Die Hände kraftlos sinken lassen", „die Hände in Schooss legen" das sind Ausdrücke, welche ein plötzliches Nachlassen der Energie bezeichnen sollen; wir haben es hier also mit der Nachwirkung eines starken Angriff-Reflexes zu thun, welcher jedoch noch nicht in einen Abwehr-Reflex überzugehen die Zeit hatte. Auch das „Drohen mit dem Finger" ist nichts Anderes, wie ein symbolisch angekündigter Angriff, während eine Bewegung mit dem ganzen Arm nach rechts einen Abwehr-Reflex bedeutet, welcher dahin interpretirt werden muss, dass die gemeinte Person oder Gegenstand aus dem Gesichtskreis des Befehlenden entfernt werden soll. Auch Seelenzustände werden sich durch Bewegungen der Hände manifestiren und verrathen; sehen wir jemanden spazieren gehen, dessen ganze Attitude mit rückwärts verschlungenen Armen auf Unthätigkeit hinweist, so werden wir sofort belehrt, dass lebhafte Gedanken sein Gehirn beschäftigen, wenn wir sehen, dass seine Finger sich leise, aber fortwährend bewegen. Stolz wird sich durch eine hoch getragene, in die Brust gesteckte Hand zeigen, kurz durch eine Lage, welche es bequem erscheinen lässt, jeden Augenblick zum Befehl auszugreifen, während Sorglosigkeit sich dadurch manifestirt, dass die Hände in eine Stellung gebracht werden, in welcher sie zum Gebrauch am alleruntauglichsten sind, d. h. sie werden in die Hosentaschen gesteckt. Tiefes Nachdenken wird meist zur Folge haben, dass die Arme über der Brust gekreuzt werden, während Rachegedanken unwillkürlich die Faust ballen lassen — eine der ausgesprochensten Formen des Angriff-Reflexes. Dass wir bei Liebeserklärungen die rechte Hand auf die linke Brust legen, hängt wohl damit zusammen, dass durch diese Bewegung symbolisch angedeutet werden soll, wie stark das Herz im Busen beim Anblick des geliebten Gegenstandes pocht; hingegen ist das Erheben und sofortige Senken des Armes bei Ehrerbietungsbezeugungen nichts Anderes, als ein markirter Angriff-Reflex mit sofortigem nachfolgendem Aufgeben desselben, d. h. man will damit zeigen, dass wenn man auch Macht zur Vertheidigung besitzt, man sich ihrer jedoch freiwillig begiebt. Wir sehen, wie mannigfaltig die Sprache der Hand ist, wie viel man damit ausdrücken kann. Aber neben dem ästhetischen Vergnügen, welches wir beim Anblick einer schönen und ausdrucksvollen Geberde empfinden, giebt es noch Etwas, was der Sprache der Hand eine individuelle und eine culturhistorische Bedeutung verleiht. Denn wenn man es thatsächlich leicht dazu bringen kann, die Lautsprache dazu zu benutzen, um die Gedanken zu verbergen, so wird es sehr schwer fallen, die Sprache der Hand zu verstellen. Denn diese ist es, welche auf natürlichen, physiologischen Grundlagen beruhend, keine Täuschung zulässt und darum ist sie auch bei allen Völkern, unter allen Himmelsstrichen, in allen Zeitaltern dieselbe und wird es wohl auch bleiben, so lange es Menschen giebt.



Geh. Medicinalrath Prof. Dr. R. Koch.

Nach dem Leben gezeichnet von A. Schwarz.

Ninon oder Ninette?

Von **Olga Görlitz.**

[Nachdruck verboten.]



Ninon war eine reizende junge Wittwe, sie hatte die graziöseste Figur von der Welt und ein Paar Augen schwarz wie die Nacht! Sie kleidete sich mit einem „chic", der wahrhaft entzückend war, und wenn ihr kleiner rother Mund lächelte, was er fast immer that, sah sie geradezu bezaubernd aus!

„Eine süsse Frau!" sagten die Leute, wenn Ninon des Sonntags durch die schattigen Alleen des Parks in Brüssel mit höchster Eleganz an ihnen vorübertänzelte.

Ninette war seit drei Jahren geschieden! Arme Ninette!

Aber sie grämte sich nicht sehr deshalb. „Wir passten eben nicht zusammen, der gute George und ich!" sagte sie achselzuckend.

Ninette war nach ihrer Scheidung von Paris nach Brüssel gezogen.

„Es lebt sich zu nett in Brüssel!" dachte sie, wenn sie ihr blondes Lockenköpfchen aus dem Parterrefenster steckte und mit ihren sanften, braunen Augen, welche einen so rührend kindlichen Ausdruck hatten, die Strasse hinunterschaute; böse Zungen behaupteten zwar, dass diese schönen Augen nicht immer so sanft blickten, doch was will die böse Welt nicht alles behaupten! —

Aber was thaten nun eigentlich Ninon und Ninette in Brüssel?

Ninon war die Besitzerin eines Confectionsgeschäftes, und sie leitete dasselbe mit solcher Geschicklichkeit und Accuratesse, dass ihr „Magasin de modes", welches neben dem „Grand Hôtel" lag, sich des lebhaftesten Besuches erfreute!

Und Ninette? Ninette betrieb mit seltener Grazie und Raffinement ein Confitürengeschäft, gerade dem „Grand Hôtel" gegenüber!

Ihre „Pralinés" waren weit und breit berühmt und wer in Brüssel gewesen und hatte sie nicht gekostet, der würde entschieden eben so viel versäumt haben als wenn er das Rathhaus von Brüssel nicht gesehen hätte!

Oft standen die Equipagen der Marquise V., der Comtesse R. oder der Herzogin von Y. vor dem Laden der Madame Ninette, sie suchten dann selbst mit den aristokratischen Händchen ihre Pralinés und Bonbons aus und dabei liess es sich so angenehm mit Ninette ein Viertelstündchen plaudern, und sie plauderten alle so gern mit der reizenden Ladenbesitzerin!

Die vornehmen Damen amüsirten sich köstlich bei Ninette und — kamen immer wieder, um ihre Confitüren dort zu kaufen.

Aber auch vor Ninon's „Magasin de modes" standen die Equipagen der elegantesten Damen häufig, welche dort eines der entzückenden Costüme zu kaufen kamen und — in welchem Verhältnisse standen eigentlich Ninon und Ninette zu einander?

Ninon und Ninette waren Freundinnen, die innigsten Freundinnen, die man sich nur denken kann! Sie hatten sich gelegentlich einer Kirmes in einem der rothangestrichenen, mit Blumengewinden und goldenen Schmetterlingen bemalten Wägelchen kennen gelernt, aus welchen, abwechselnd mit bunten, hölzernen Pferden, eins jener mit grosser Geschwindigkeit kreisenden Caroussels bestand, welche zur Volksbelustigung auf keiner Kirmes in Brüssel fehlen dürfen.

Von diesem Tage an waren Ninon und Ninette unzertrennlich.

Der Sommer war gekommen mit all' seiner Gluth. In dem Boudoir Ninon's sassen hinter den Jalousien die beiden Freundinnen in leichten Spitzenmorgenröcken auf hellblauer Chaiselongue und seufzten über die Hitze!

„Weisst Du", sagte Ninette und schlürfte durch ein Röhrchen eine erfrischende Eislimonade, „es ist nicht mehr auszuhalten! Wir wollen auf ein paar Wochen nach Ostende reisen und uns einmal gründlich erholen, was meinst Du dazu?"

„Herrlich, köstlich! Ein wundervoller Gedanke!" rief Ninon lebhaft, die Freundin stürmisch umarmend, es wird reizend werden! Vielleicht lernen wir dort sogar einen Fürsten kennen! Und vielleicht," Ninon lachte ausgelassen, „feiern wir dann nach unserer Rückkehr unsere Doppelhochzeit, ich heirathe einen Fürsten, Du einen Grafen, oder umgekehrt, das ist egal!"

„O ganz Brüssel würde uns beneiden!"

„Nun jedenfalls werden wir sehr vornehm in Ostende auftreten!"

Am nächsten Tage sassen die beiden Freundinnen in einem Eisenbahncoupé erster Classe und flogen seelenvergnügt Ostende entgegen; ihre gemeinschaftliche Kammerjungfer folgte in einem Coupé zweiter Classe, umgeben von unzähligen Hutcartons, Schirmen, Taschen und Täschchen, während in einem der Gepäckwagen zwölf stattliche Reisekoffer Ninon's und Ninette's Aufnahme gefunden hatten, deren Inhalt bestimmt war, den „chic" der Beiden glänzend erstrahlen zu lassen und ganz Ostende in Bewunderung und Aufregung zu versetzen.

Auf der Terrasse eines der elegantesten Hôtels von Ostende sassen Ninon und Ninette und athmeten mit köstlichem Behagen die frische Seeluft ein.

Vor ihnen auf der „Digue de mer" lustwandelten plaudernd und lachend die Badegäste von Ostende.

„Ninon, es ist himmlisch hier!"

„Ninette, es ist berauschend!"

Die Freundinnen drückten sich die zierlich behandschuhten Händchen.

„Aber ich denke, wir wollen jetzt frühstücken, unter uns gesagt, ich habe einen colossalen Hunger!" rief lustig Madame Ninette und ergriff die Speisekarte.

„Garçon!" rief sie und spitzte ihr Mündchen dabei so klein wie möglich.

„Garçon, zwei Poulets und eine Cliquot veuve!"

„Um Gotteswillen, Ninette!" sagte Ninon leise, doch nicht schon des Vormittags Champagner!"

„Wir wollen imponiren!" gab die andere eben so leise zurück.

Während die Freundinnen auf das bestellte Frühstück warteten, liessen sie ihre Blicke vergnügt umherschweifen und tauschten mit unterdrücktem Gekicher ihre Bemerkungen über das auf und ab wandelnde Badepublikum aus.

„Ninon!" rief Ninette plötzlich leise, ihre Hand auf den Arm der Freundin legend.

„Was hast Du?" fragte jene.

„Sieh doch nur diese ritterliche Gestalt, diese schneidige Haltung!"

Ninon schaute auf. Ein reizendes Lächeln erschien auf ihren Lippen.

„Ah — er sieht sehr „chic" aus!"

Diese entzückten Ausrufe der Damen galten einem jungen Manne, welcher soeben an einem der Tische neben Ninon und Ninette Platz genommen hatte.

„Ninette, er ist ein Graf!"

„Ninon, wenn er ein Fürst wäre!"

„Wie elegant er die Cigarette hält!"

„Und wie wunderbar er das Monocle im Auge trägt!"

Ninon's Lächeln wurde immer lieblicher, und ihr Köpfchen drehte sich immer mehr dem jungen Manne zu.

„Brich Dir Dein Hälschen nicht entzwei!" flüsterte Ninette schalkhaft und fächelte sich anmuthig mit ihrem Fächer frische Luft zu.

Der bewunderte junge Mann hatte jetzt die beiden Freundinnen bemerkt.

„Ah — nicht übel!" dachte er und drehte die langen Spitzen seines tadellos gepflegten Schnurrbartes mit der aristokratisch geformten Hand.

Ninon nestelte an ihrem Armband!

Wie fatal! Es hatte sich so fest in die Spitzen ihres Aermels eingehakt, dass sie Mühe hatte, es zu lösen. Da — ein Riss — ein Ruck! Das Schloss sprang auf — und das Armband fiel zu Boden.

„O weh!" sagte Ninon leise, und das klang so süss, dass der junge Mann aufsprang und das Armband aufhob. „Sie gestatten, meine Gnädige!" Mit tiefer Verneigung reichte er ihr das Kleinod hin.

„Oh, ich danke Ihnen, mein Herr!" sagte Ninon sanft, während ihre schwarzen Augen vor Vergnügen strahlten.

„Wie kokett sie ist," dachte Ninette und biss sich auf die Lippen.

Als der Garçon mit den beiden Poulets und der „Cliquot veuve" erschien, war die Unterhaltung zwischen dem aristokratischen Fremden und den beiden reizenden Dämchen im vollsten Gange. Man plauderte wirklich zum Entzücken.

Der Fremde hatte, nachdem er sich vorgestellt, auf das Höflichste um Erlaubniss gefragt, ob er an dem Tische von Ninon und Ninette Platz nehmen dürfe, und diese Erlaubniss war ihm ebenso höflich gegeben worden.

Er war wirklich ein Graf! Und er hatte auch so echt gräfliche Allüren!

Ninon und Ninette schwammen in seligstem Entzücken!

Ninette entfaltete jetzt das ganze, graziöse Arsenal ihrer Plauderkünste, scherzte und sprach so allerliebst, wie daheim zwischen ihren Confitüren!

Der Graf war entzückt! Er wandte keinen Blick von dem Gesichtchen Ninette's, deren unschuldige Kinderaugen ihn wahrhaft bezaubernd anblickten.

„Wie raffinirt sie sein kann!" dachte Ninon verstimmt und zerlegte eifrig ihr poulet; sie sann ein wenig nach, dann lachte sie silberhell auf, lachte so herzlich, so harmlos, natürlich über einen der drolligen Scherze, welchen Ninette soeben erzählt hatte, dass man am liebsten mitgelacht hätte!

Der Graf wandte sich nach Ninon um.

„Wahrhaftig, Madame Ninon ist doch noch hübscher wie Madame Ninette," dachte er, „ich weiss wirklich nicht, wer von Beiden die Hübschere — nun, jedenfalls sind Beide reizend!" überlegte er weiter.

Man trennte sich jetzt, um mit höchster Kunst und feinster Berechnung Toilette zur table d'hôte zu machen.

„Also heute Nachmittag am Strande!" nickte Ninette.

„Auf Wiedersehen, Herr Graf!" rief Ninon.

Der Graf verbeugte sich und gratulirte sich im Stillen zu der angenehmen Badebekanntschaft, während die Freundinnen Arm in Arm und seelenvergnügt ihrer Wohnung zutänzelten, um sich mit noch grösserem „chic" umzukleiden.

„Ninon, es wäre himmlisch, wenn er sich für Dich interessirte!"

„Ninette, ich wäre glücklich, wenn er Dich nähme!"

„Aber Ninon, Du weisst doch, wie ich Dich liebe, ich gönne ihn Dir von Herzen!"

Ninon war gerührt. „Es muss ein berauschendes Gefühl sein, eine Gräfin zu werden und — Du kannst Dich darauf verlassen, — ich werde etwas für Dich thun"!

Ninette machte ein pikirtes Gesicht und verzog das Mündchen.

„Hm," dachte sie, „ich würde zur Gräfin auch nicht schlecht passen!"

Ninon stand längst vor dem Spiegel und trällerte eine Arie. „Welchen Hut soll ich heute Nachmittag tragen?" fragte sie die Freundin.

„Das ist mir ganz gleichgiltig!" antwortete Ninette ärgerlich.

„Na höre mal, das ist aber stark!" fuhr Ninon auf, „ha, ha, ich glaube, Du bist eifersüchtig!" Sie lachte übermüthig.

„Ich eifersüchtig, weshalb?" rief Ninette heftig, und dabei funkelten ihre sonst so rührend kindlich blickenden Augen wie die einer kleinen, wilden Katze. Ninette stand auf und nahm Baldriantropfen ein, um sich zu beruhigen.

„Eingebildete Person!" murmelte sie zwischen den Zähnen, „warum sollte ich nicht eben so gut eine Gräfin werden!" —

Am Nachmittage strahlte die Sonne glänzender denn je auf Ostende herab, und plaudernd und lachend wandelten die beiden Freundinnen an der Seite des Grafen am Strande auf und nieder. Vergessen war der Streit! Ninon und Ninette sahen in ihren duftigen Sommertoiletten zum Entzücken aus, und der Graf schien ganz bezaubert.

„Madame Ninon, darf ich mir erlauben, Ihnen diese Nelken zu überreichen?" fragte er galant mit einem tiefen Blick seiner blauen Augen.

Ninon strahlte vor Freude und sah triumphirend zu Ninette herüber.

„Madame Ninette, gestatten Sie mir, Ihnen diese Rosen zu Füssen zu legen!" bat der Graf, und die blauen Augen blickten noch feuriger, als vorher zu Ninon. Jetzt war es Ninette, welche einen triumphirenden Blick zu Ninon sandte!

Die beiden Freundinnen waren in bester Stimmung, jede hoffte, der Graf amüsirte sich, und alle drei tändelten zum Entzücken! Als der Mond bereits sein sanftes Licht über Ostende ergoss, kehrten Ninon und Ninette endlich heim, nachdem noch für den nächsten Tag eine Segelpartie verabredet worden war.

Es war das erste Mal, dass Ninon und Ninette vergassen, sich gegenseitig „gute Nacht" zu sagen. „O wenn ‚ich' die Gräfin würde!" flüsterte Ninon im Einschlafen, „aber wenn nun vielleicht Ninette?" Ach dieser Gedanke war peinigend! „Wenn ‚ich' die Gräfin werden sollte —" reflectirte Ninette, sich ihr Nachthäubchen unter dem rosigen Kinn zubindend, „aber wenn nun am Ende Ninon!" O weh, jetzt war das Band an dem zarten Nachthäubchen abgerissen!

In dieser Nacht schliefen Ninon und Ninette recht unruhig, und am nächsten Morgen hatten Beide keinen Appetit zur Chocolade.

Mehrere schöne Tage vergingen, der reizenden Segelpartie folgten noch manche andere, nicht minder reizend als die erste!

Ninon und Ninette verlebten jetzt fast den ganzen Tag in Gesellschaft ihres liebenswürdigen Freundes und schwammen in Wonne!

Nur eine kleine dunkle Wolke schwebte an dem Glückshimmel Ninon's und Ninette's! Keine konnte nämlich ergründen, welcher der Graf den Vorzug gab; schenkte er z. B. Madame Ninon einen Rosenstrauss, so erhielt Madame Ninette Nelken, und überreichte er Madame Ninon einen Nelkenstrauss, so gab er Madame Ninette Rosen! Beide Sträusse waren gleich gross, mit gleicher Eleganz arrangirt und zwei gleichfarbige Atlasbänder hielten die Blumen umschlossen. Arme Ninon — und arme Ninette! Was sollte daraus noch werden!

Es ist schrecklich zu erzählen, — Ninon und Ninette begannen sich recht gründlich zu hassen!

Beständig verfolgte Ninon der Gedanke: „Wird es Ninette?" Und Tag und Nacht peinigte es Ninette's Köpfchen: „Ob er Ninon meint?"

Die Damen lebten sich in eine recht unangenehme Nervenaufregung hinein.

So vergingen wieder eine Reihe schöner Tage. Ninon und Ninette hatten soeben eine Réunion in Begleitung des Grafen besucht.

Der Graf hatte mit Ninon die Française getanzt, mit Ninette den Lancier.

Es war spät geworden, aber der Graf suchte mit den beiden Damen noch die „Digue" auf. Die Wellen rauschten, und hin und wieder erschien das Meerleuchten geheimnissvoll aufflammend. Ninon hing am rechten Arme des Grafen, Ninette stützte sich schmachtend auf seinen linken Arm.

„Ach!" seufzte Ninon und „Oh!" stöhnte Ninette leise, auch der Graf schien elegisch gestimmt. Zwölf Glockenschläge tönten durch die Sommernacht, nun war es doch Zeit, sich zu trennen.

„Gute Nacht! Auf morgen!" —

„Nein, das kann nicht so fortgehen!" rief Ninon, bebend vor Erregung, als sie mit Ninette ihr gemeinschaftliches Schlafzimmer betrat.

„Ja wohl", schrie Ninette wüthend, „Du hast ganz recht! Eine von uns Beiden muss weichen — der Graf kann uns Beide doch nicht zugleich heirathen!"



J. Falat. Durch den Fluss. Aus dem Panorama „Beresina".

„Soooo —“ sagte Ninon höhnisch, „nun dann reise Du nur ab, denn Du passt durchaus nicht zur Gräfin!“

„Wie kannst Du es wagen, mich so zu beleidigen, Du falsche Katze!“ rief die Andere in vollster Wuth.

„Au! Du hast mich gekratzt, Du Hexe!“ schrie Ninon empört.

„Au! Und Du hast mich gebissen!“ schluchzte Ninette.

Dabei heulte ihr gemeinschaftlicher Seidenspitz vor Angst, denn er konnte sich die kriegerische Stimmung seiner Herrinnen garnicht erklären.

Ninon war jetzt damit beschäftigt, sich ein englisches Pflaster auf ihre Kratzwunde zu legen, während Ninette an der Waschtoilette stand und ihren gebissenen Finger kühlte.

Beide schauten grimmig vor sich hin. Dann klingelte Ninette stürmisch. Die Kammerjungfer erschien. „Lass' mein Bett sogleich in den Salon stellen!“

In dieser Nacht schloss Ninon kein Auge, und Ninette fieberte heftig.

Am nächsten Morgen sah Ninon sehr blass aus, und Ninette hatte dunkle, blaue Ringe unter den Augen. In aller Frühe liess letztere ihre Koffer nach einem anderen Hôtel bringen, und melancholisch schritt sie ihrer neuen Wohnung zu.

„Ah, Madame Ninette“, sagte der Graf Nachmittags im Curconcert, „Sie kommen aus einem anderen Hôtel, was hat das zu bedeuten?“

Ninette lächelte gezwungen: „Ich bin so sehr nervös, die Seeluft hat mich so fürchterlich angegriffen, es ist viel gesünder für mich, allein zu wohnen!“

„Jawohl, es ist gesünder!“ murmelte Ninon grimmig.

„Garçon, 3 Portionen Vanilleneis!“ bestellte der Graf; dann wandte er sich mit tiefem Ernst und im Tone grössten Bedauerns an die Damen:

„Uebrigens, meine Gnädigen, muss mich noch heute von Ihnen verabschieden, bin untröstlich, auf Ehre! Sehr nette Zeit in Ostende gewesen! Aha, da kommt das Eis! Bitte Madame Ninon! Bitte Madame Ninette! Also was ich sagen wollte, meine Damen — Sie können mir gratuliren — ich reise nämlich noch heute Abend nach Berlin zu meiner Verlobung! Bin nämlich von Kindheit auf mit meiner kleinen Cousine, Comtesse Adele, versprochen, meine Mama wünscht die Sache sehr und ich auch!“ Der Graf hatte bei seinen letzten Worten nach der Uhr gesehen: „Himmel, in einer halben Stunde geht der Zug, ich muss eilen! Meinen verbindlichsten Dank für Ihre so ungemein liebenswürdige Gesellschaft!“

Mit tadelloser Galanterie drückte er einen Kuss auf Ninon's Händchen und dann auf Ninette's. — „Leben Sie wohl, meine Damen, ich werde stets an Ostende denken!“ — Eine elegante Verbeugung, ein Schwenken des Hutes — der Herr Graf war verschwunden — verschwunden auf Nimmerwiedersehn. Und wie aus einem Munde klang es mit höchster Enttäuschung: „Ninon!“ „Ninette!“ „Was sagst Du dazu? Ist es nicht erbärmlich? Nein, so was!“

„Es ist empörend — himmelschreiend!“

Ninon stand auf: „Komm, wir wollen nach Hause gehen!“ sagte sie tonlos.

„Wie Du willst!“ hauchte Ninette matt.

Beide schritten Ninon's Wohnung zu.

Wie abwesend setzten sie sich nieder, sprachlos über das Unerhörte!

Dann sprang Ninon auf: „O dieser Bösewicht!“

„O dieser Barbar!“ schrie Ninette empört, „und wir hätten beide so schön zur Gräfin gepasst!“ schluchzte sie.

Ninon breitete die Arme aus: „Ninette, kannst Du mir verzeihen?“

„Ninon, wir wollen uns vertragen!“

Die Freundinnen lagen sich in den Armen.

„Pah, er hat es garnicht verdient, dass wir uns um ihn grämen!“ sagte Ninon, ihr Köpfchen stolz in den Nacken werfend.

„O dieser Unmensch, dieses Scheusal, dieser elende Wicht, und seinetwegen haben wir uns gekratzt!“ setzte sie hinzu.

„Und gebissen!“ rief Ninette.

„Zeige doch, ist Dein Finger schon geheilt?“ fragte Ninon liebevoll.

„O danke, es geht besser! Aber komm, ich lege Dir ein frisches Pflaster auf Deine Wange!“ sagte Ninette zärtlich, die Freundin umarmend.

Am nächsten Morgen sassen Ninon und Ninette schmerzerfüllt in der Eisenbahn und fuhren wieder ihrem geliebten Brüssel entgegen.

Der Erlebnisse in Ostende wurde nie mehr Erwähnung gethan!

Ninon leitete ihr „Magasin de modes“ mit noch grösserem „chic“ wie vorher, und Ninette war glücklich, zwischen ihren Pralinés und candirten Melonen in gewohnter Weise schalten und walten zu können.

Ninon und Ninette liebten sich wieder auf das zärtlichste, und ihre Freundschaft wurde immer inniger, aber — einen Grafen haben sie sich niemals wieder gewünscht.

Unsere Bilder.

„Der Uebergang der französischen Armee über die Beresina“ von J. Falat bildet einen Theil des grossartigen Rundgemäldes „Beresina“ in Berlin, das der Künstler mit A. von Kossak im vergangenen Jahre bestens beendet hat. In dichtem Knäuel drängen die flüchtenden Franzosen den beiden primitiven Holzbrücken zu, die in einem Abstande von 215 Metern den Weg über die Beresina bahnen. Die Brücke zur Rechten ist für die Artillerie und den Trainpark bestimmt, während auf der linken Brücke Fussgänger und Reiter auf das rettende Ufer hinüberzukommen suchen. Jeder sucht in wilder Hast der Erste zu sein; Unzählige werden von den schmalen, geländerlosen Brücken hinuntergedrängt, und noch mehr finden durch das wiederholte Brechen der Brückenböcke den Tod in den eisigen Fluthen der Beresina. Das kleine Bild schildert, wie Badenser Husaren kühnen Muthes durch die eisigen Fluthen des Flusses schwimmen, um das jenseitige Ufer zu erreichen. Julius Falat, jetzt Director der Kunstakademie in Krakau, hat ebenso, wie sein College von Kossak, mit diesem Werk eins der bedeutendsten Rundbilder der modernen Zeit geschaffen.

* * *

„Schiffbrüchig“ von C. Canto ist ein gemaltes Drama. Fröhlich war der Fischer hinausgezogen und nun bringen sie ihn todt nach Hause — das Glück einer Familie ist zerstört. Dem tragischen Vorwurf entspricht das Colorit vorzüglich.

* * *

„Heimkehr aus der Verbannung“ von E. Repin trägt echt russisches Gepräge. Jahre lang war Wassily Wassilowitsch von Weib und Kind getrennt gewesen und nun ist er auf Grund einer Begnadigung heimgekehrt. Der lebenslustige Mann von früher ist nicht wieder zu erkennen. Aber die treue Hausfrau sieht sofort, dass es ihr Gatte ist, und mit einem Aufschrei fliegt sie ihm entgegen. Repin, jetzt wohl der bedeutendste Maler Russlands, hat sich die nationale Eigenart trotz Hinneigung der russischen Kunst zur französischen bestens bewahrt.

* * *

„Eine Harems-Schönheit“ von G. Costa ist ein farbenschöner Hymnus auf die Reize orientalischer Frauen. Der Künstler, geboren am 12. Mai 1833 in Livorno und später Schüler der Akademie in Florenz, wo er sich auch dauernd niedergelassen hat, gehört zu den beliebtesten und besten Genremalern Italiens.

* * *

„Die Feinde kommen!“ von R. Eichstaedt lässt an freundlichem Humor nichts zu wünschen übrig. Die Scene spielt in den Befreiungskriegen. Diese prächtigen, kernigen preussischen Soldatengestalten, von denen der eine der erschreckten französischen Quartierwirthin den Einquartirungsschein lachend auf der Spitze des Bajonnets präsentirt, werden der Feindin bald zur Genüge klar machen, dass sie recht passable Leute sind. Der Maler des trefflichen Bildes ist den Lesern der „Modernen Kunst“ ein alter Bekannter. Erinnert sei nur an sein schönes, bereits in Heft 1 mitgetheiltes Bild „Victoria!“ und an die auch als grosse Kunstblätter vom Verlage der „Modernen Kunst“ zu beziehenden vorzüglichen Schöpfungen: „1807. Königin Luise und Napoleon I. in Tilsit“ und „1815. Blücher empfängt bei Genappes die erbeuteten Orden, Hut und Degen Napoleons I.“

* * *

„Auf dem Friedhof“ von A. Kamiénski ist ein ergreifendes Stimmungsbild, das keiner näheren Erklärung bedarf. Der polnische Künstler weiss solchen schwermüthigen Motiven den tiefsten und nachhaltigsten Ausdruck zu verleihen.

* * *

„Wiener Typen“ von echter Färbung sind es, die das Photographische Institut von H. Heydenhauss in Wien vorführt. Es sind Schwestern. Die ältere steht als fesches Blumenmadl auf dem Ring und ruft den Vorübergehenden ihr „Kaufen's Veigerl, gnä' Herr!“ zu. Die jüngere, die Gisa, hat eine Stellung als Zofe in einem vornehmen Hause inne. Von früh bis spät ist sie um die gnädige Frau Baronin beschäftigt, und wenn diese alleweil gar so schön ausschaut, so ist das nicht zum geringsten Theil Gisela's Verdienst. Die Frau Baronin weiss das vollauf zu würdigen und die Gisela steht denn auch bei ihr in höchster Gunst. „Hoch zu Ross“ von K. Rickelt in München ist für den hohen Reiz, den der Meister seinen Illustrationen zu geben weiss, bezeichnend. Die „Mondscheinlandschaft“ von L. Douzette zeigt zur Genüge, wie vortrefflich der Meister die Poesie des Mondlichtes, das den stillen Weiher und Landsee, den Canal und die Schneefläche wie mit Silber übergiesst, zu schildern weiss. „Ankunft in Alexandrien“ von P. Hey in München veranschaulicht humorvoll den Sturm der erwerbssüchtigen Eingeborenen auf einen Passagier-Dampfer. Da sie die Fallreepstreppe versperren, hilft sich der Capitain mit dem erprobten Mittel, dass er ihnen mittelst des Spritzenschlauches ein kaltes Bad verabfolgen lässt.

* * *

Geh. Medizinalrath Prof. Dr. R. Koch in Berlin steht wieder im Mittelpunkte des allgemeinen Interesses. Sein von Alfred Schwarz in Berlin meisterlich nach dem Leben gezeichnetes Bild giebt von der Persönlichkeit des gefeierten Mannes, der jetzt im 54. Lebensjahre steht, eine treffende Darstellung. Der Künstler hat mit verhältnissmässig wenigen Strichen den Erfinder des Tuberkulins ganz vorzüglich getroffen. Es ist so, als ob das Bild lebe. Zur besonderen Beachtung sei hervorgehoben, dass das Portrait auch als besonderes grosses Kunstblatt in Gravüre-Reproduction (Bildgrösse 45 : 32 cm) zum Preise von 10 Mark im Verlage der „Modernen Kunst“ erschienen ist und durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes oder direct vom Verleger, Rich. Bong, Kunstverlag, Berlin W. 57, bezogen werden kann. Für das Wartezimmer jedes Arztes, für die medizinischen und fachwissenschaftlichen Hörsäle und endlich für das Heim aller Derer, die die Segnungen der Koch'schen Entdeckung an sich oder an ihren Angehörigen empfunden haben, wird das treffliche, zur Verwendung als Wandschmuck sehr geeignete Portrait eine hervorragende Zierde bilden.



H. Koch. Die Liebe, nur die Lieb' ist Leben.

Eine Wanderung durch die Insel Rügen.

Von **Adalbert von Hanstein.**

[Nachdruck verboten.]

Eine Wanderung! Das ist nun freilich nicht Jedermanns Sache und zur Beruhigung etwas bequem veranlagter Leser, denen vielleicht schon in Gedanken beim Erblicken solcher Ueberschrift die Füsse schmerzen, will ich vorausschicken, dass man die deutscheste der deutschen Inseln heut zu Tage bequem in wohlausgestatteten Salondampfern bei Bier und Butterbrod umschiffen, dass man ihr Inneres im sausenden Bahnzug durchkreuzen kann. Freilich ihre heiligsten Schönheiten erschliessen sie doch nur Dem, der mindestens für ein paar Stunden den Fahrschein mit dem Wanderstab vertauscht. Vielleicht hätte ich nicht eine so tiefe und warme Anhänglichkeit an dieses eigenartige Eiland mir bewahrt, hätte ich nicht seiner Zeit, längst ehe noch eine Lokomotive ihren Rauch an den heiligen Hünengräbern vorübersenden durfte, durch Feld und Wald mir als ein jungfröhlicher Wanderbursch die Pfade gesucht.

Diese Pfade sind nun allerdings nicht überall reizvoll. Ich machte es damals, wie es heute die Eisenbahn macht, und wählte das altehrwürdige Stralsund zum Ausgangspunkt meiner Forschungsreise. Die von malerischen, grossen Teichen umlagerte Stadt, die mit ihren alten Thürmen so königlich stolz an der pommerschen Küste thront und steile Gassen zum Meere herniedersendet, öffnet von ihrem kleinen Hafen aus den Blick auf Rügen. Da, jenseits des kleinen Meerarms, Prelasund genannt, hebt es seine niedrige Küste flach über die Wellen. Eine Dampffähre, „Rügen" mit Namen, trägt Menschen und Bahnwagen gleichzeitig hinüber. Wer mit dem Zuge nach Stralsund kam, und mit dem Zuge durch die Insel weiterfahren will, der sitzt auf diesem mit Schienen versehenen „Traject" neben den Bahnwagen, die sein Gepäck bergen. Auf leichten Anhöhen gelegen, grüsst drüben das Dörfchen Altefähr mit Wimpeln und Fähnchen und ladet bescheidene Badegäste zu sich ein. Wer es aber liebt, im Theater mehr zu sehen als blos den Vorhang, der verfügt sich schleunigst wieder in sein Coupée und lässt sich vom geduldigen Dampfross weiterschleppen. Oder sollte vielmehr hier die Geduld auf Seiten des Fahrgast's sein? Denn schnell geht's nicht, das kannst Du, verehrter Freund, schon an den von der Pferdebahn her allzu gewöhnten Lauten ahnen, die mit eintönig schrillem Gebimmel das Schnaufen und Stampfen der Maschine übertönen, — „Klingelbahn"! Kennst Du das fürchterliche Wort? Solch eine einspurige Bahn, die beständig Angst hat, sie könnte Jemanden etwas zu Leide thun, die immer dann, wenn man glaubt nun soll's erst losgehen, mit übertriebener Höflichkeit vor irgend einem kleinen Oertchen oder Gehöft gleichsam erstaunend stehen bleibt? Und dennoch würde ich Niemanden rathen, diesen Weg gerade zu Fuss zu machen — es sei denn der angenehmen Bewegung, dem Vegetarismus oder der Naturheilkunde zu lieb. Denn Stunden lang würde er durch eine fruchtbare aber eintönige Gegend wandern. Der Meersaum links verschwindet bald den Blicken und weit und breit dehnt sich das üppigtragende Ackerland, den Horizont begrenzend, aus. Langsam ansteigend, wie eine fortgesetzte Reihe erstarrter, grosser Meereswogen, hebt sich das Innere der Insel empor und krönt sich in der Mitte und auf der Höhe mit dem malerischen Städtchen „Bergen," dessen spitzer schlanker Kirchthurm stundenweit durch das Land hin sichtbar ist. Durch niedliche Anlagen führt von dort ein Weg auf den sogenannten „Rugard", auf dem sich der Arndtthurm erhebt, der in seinem Erdgeschoss dem mächtigen Kopfe des grossen Ernst Moritz zum Tempel dient, und oben von den Zinnen herab eine herrliche Umschau über die ganze Insel gewährt. Da sieht man sie vor sich ausgebreitet liegen wie eine Landkarte. Westlich blitzt das Meer zwischen Rügen und der langgestreckten Insel Hiddensoe, ostwärts markiren sich die mächtigen Wälder auf der Halbinsel Jasmund und auf dem eigentlichen Rügenschen Festland, wo sie die sogenannte Granitz in eine prächtige Wildniss verwandeln, aus der auf geschwungenen Hügelcontouren das Jagdschloss des Fürsten zu Putbus seinen hohen kantigen Thurm



F. Stahl.
Sicheres Geleit.

erhebt. Südlich davon ahnt man Putbus und seinen Badeort Lauterbach. Man ahnt, sage ich, denn Alles liegt von hier aus in weiter Ferne, der Wald in verschwommenen Farben, das Meer im dämmernden Grau. — Von Bergen aus eilt der Bahnzug nun schneller hinunter nach den waldigen Küsten. Eine ganz schmale Landenge führt hier zwischen zwei Meerestheilen hinüber nach der Halbinsel Jasmund. Gerade so breit, als es der Schienenweg fordert, ist das Stückchen Land, über das der Bahnzug hinweg eilt, und sowohl nach links, wie nach rechts schaut der Blick in ein wogendes Meer. Dennoch macht sich ein starker Gegensatz zwischen beiden Wassern bemerkbar. Links jagen über den westlichen oder grossen Jasmunder Bodden beständig kurze, aber heftige Wellen ihre weissen Schaumkämme, seine directe Verbindung mit der Ostsee verrathend. Rechts bietet der, in der Ferne von waldigen Höhen umrahmte, kleinere Bodden, den jetzt ein kleiner Canal mit seinem grossen Nachbar verbindet, das Bild eines friedlichen Binnensees. Zwischen beiden Wasserflächen auf dem schmalen Landstreifen dahinfahrend, kann man sich einbilden, man führe quer durch das Meer. Noch wenige Stationen und die Küste der Halbinsel Jasmund ist erreicht.

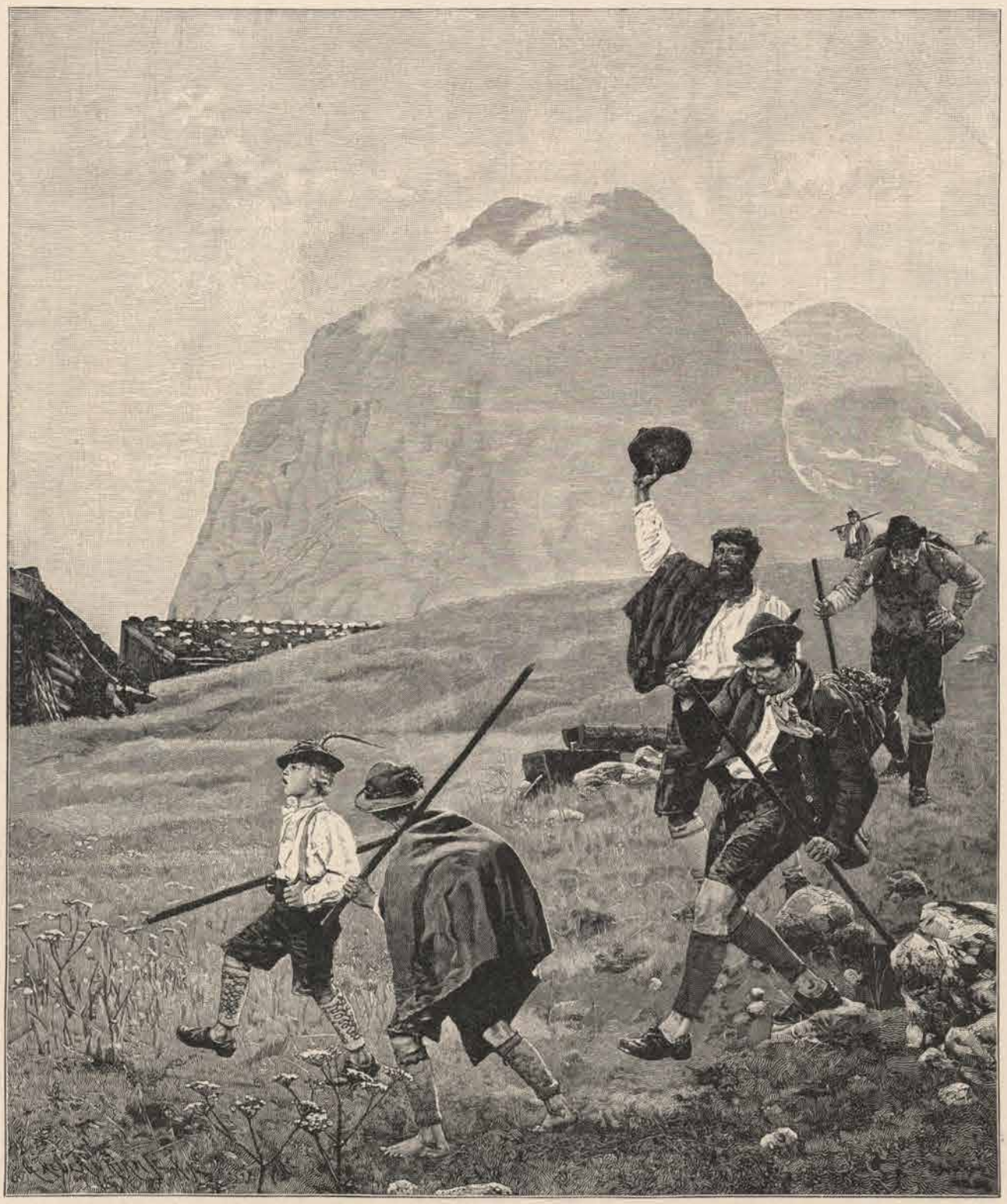
Beim ersten Schritt aus dem Bahnhof von Sassnitz blickt man über die herrlichen Uferabhänge hinab in das tiefblaue Meer. Auf steilen, hie und da in Treppen auslaufenden Strassen klimmt man hinunter zu der steinigen Küste. Vom Meer aus gewährt Sassnitz einen grossartigen Anblick. Bergartige Hügel umragen es und amphitheatralisch, wie ein verkleinertes Genua, baut es seine Landhäuser und Hotels an den Höhen hinauf. Tiefsattes Grün umschlingt überall den kleinen Ort, färbt die Gipfel und spiegelt sich in dem blauen Wasser. Der Hafen verschönert sich von Jahr zu Jahr. Mit unendlichen Kosten ist im Auftrage der Regierung eine breite steinerne Mole weit hinausgebaut worden, hinter der, neben den leichten, tänzelnden Localdampfern und den luftig gebauten Salonschiffen der Ostsee, die unheimlich schwarzen Riesen der Kriegsmarine Anker werfen. Die düsteren Kolosse, haushoch über dem Meeresspiegel emporragend, umringt von den langen, bordlosen Torpedobooten, senden ihre kleinen Schaluppen hin und her oder lassen ihre schwanenweissen Ruderboote von blaumützigen Matrosen zum Lande rudern. Oft genug manövriren sie draussen auf dem Meere. Pfeilschnell schiessen die langen, schwarzen Torpedosärge durch das blaue Wasser, sich kaum über seinen Spiegel erhebend, und lassen mit einem brüllenden Geräusch, dem Geheul riesiger Hunde vergleichbar, ihre Geschosse in das Meer schiessen. Wer von den die Bucht umwachenden Bergen in Spätsommer- oder Frühherbsttagen die weite Wasserfläche überschaut, an deren fernem anderen Ende die Häuser von Binz erglänzen, der findet auf der besonnten See ein immerwährendes Spiel, das niemals ermüdet. Freilich einen eigentlichen Strand kennt Sassnitz nicht. Zwischen Berg und Küste eingezwängt lässt es seine Strassen eng, steil und winklig erscheinen. Nur mit eisernem Fleiss und starkem Kostenaufwand liess sich ein Strandweg herstellen und der Grund des Meeres ist so dicht besät mit hohen, eckigen Steinen, dass man sie aus dem zum Baden abgegrenzten Bezirk mühsam herausschaffen musste. Dafür ist allerdings das Bad selber erfrischender als sonst meist an der Ostseeküste, denn ein Sprung von der Badebrücke herab lässt gleich den ganzen Körper bis an den Kopf im Wasser versinken. Und wer nun gestärkt durch ein solches Frühbad endlich zum Wanderstabe greift, um die Küste entlang zu schreiten, der wird sich nach wenigen Stunden des Marsches davon überzeugen, dass gerade dieses eigenartige Zusammenwirken von Wasser, Fels und Wald der Landschaft einen Reiz verleiht, den man an allen deutschen Meeresküsten zum zweiten Male vergeblich suchen würde.

Hinauf an den grünen Berggeländen führt der sogenannte Uferweg nach „Stubbenkammer". Nach wenigen Schritten stehen wir in einem Buchenwald von unendlicher Erhabenheit. Kerzengerade schiessen die mächtigen Stämme aus der Erde — jeder einzelne eine Sehenswürdigkeit. In weiten Zwischenräumen, wie in einem wohlgepflegten Park, entwachsen sie dem saftgrünen Rasen und vereinigen hoch oben ihre uralten Kronen zu einem fast lückenlosen Laubdach, tiefer Schatten, von zitternden Sonnenblitzen unterbrochen, verfinstert sich in der Ferne zu mächtigem Dunkel. Urplötzlich öffnet sich rechts ein Blick auf das Meer. Steilgerade schauen wir hinab auf die wogende Fläche, die sich fern in uferloser Unendlichkeit verliert. Gleich darauf stehen wir wieder mitten im Dunkel der schweigenden Forst. Dann wieder ein Ausblick, der uns von noch höherem Standpunkte aus eine noch weitere Umschau gestattet auf das blaue Meer und die weissen Möven, die seine schäumenden Kämme umflattern. Ruhebänke laden zum Sitzen ein, aber mit noch dringenderer Mahnung lockt uns das Rauschen des Buchwaldes, in seiner köstlichen Kühle weiter zu wandern. Jählings durchfurcht eine Schlucht unseren Pfad. Kühn, wie im Hochgebirge, beugen sich die zerklüfteten Felsen herab. Stufen und Stege helfen das jenseitige Ufer gewinnen, das schroff zu neuen Höhen emporsteigt und immer von Neuem blitzt durch das Grün des Gezweiges tief unten die köstliche Farbe der wogenden Fluth. Nach stundenlanger Wanderung haben wir die Waldhalle erreicht, Tische und Stühle, überall umherverstreut im Waldbezirk des Wirthshauses, nehmen sich sonderbar aus unter den hohen Baumkronen, die verächtlich darüber hinrauschen. Wieder wendet sich unser Weg der Küste zu. Ihre Gestaltung wächst von Schritt zu Schritt in kühnere Formen hinein. Immer wilder werden die Schluchten, weiss beginnen sich die Felsen zu färben und dann plötzlich wieder nimmt uns ein lachendes Waldthal auf mit üppig grünenden Matten, heiter beglänzt von blitzenden Sonnenstrahlen. Dann wieder tauchen wir mit unserem Pfad in die lichtlose Nacht eines feuchtkühlen Niederwaldes, dessen Zweige uns über den Köpfen zusammenschlagen. Nochmals jäh einschneidende Schluchten, immer anstrengender wird das Erklimmen der jenseitigen Höhe. Da plötzlich schauen wir von einem kleinen Plateau herab auf ein farbenglühendes Bild. Wie flüssiger Stahl wälzt sich tief und gerade unter uns die schäumende See gegen drei schneeweiss aufsteigende Felsschroffen, die sich coulissenartig hintereinander verschieben und über die, wie die Locken in die Stirn eines Riesen, die grünen Waldungen hinunter zu taumeln scheinen. Gewaltsam reissen wir uns los von dem Anblick dieses Gemäldes, denn wir haben noch weit zu wandern, über Klippen und durch Felsenrisse, an schwindelnden Abgründen vorüber und über waldige Kuppen, bis wir die letzten und steilsten Klippenhöhen erreicht haben. Der in seinen Tauen knatternde Sturmkorb mahnt uns, dass wir uns ihnen nähern und nun erneuert sich das Bild der weissen, blauen und grünen Farbencontraste, auf den Punkten, die mit loyalen Benennungen als Kaiser Wilhelm- und Victoria-Sicht bezeichnet werden, bis wir endlich auf dem Königstuhl stehen.

Von einer Kuppe, frei und klippenartig hinausragend, blickt man hernieder an einer weissen Kreidewand, die wie ein aus einem Stück gehauener Block fast senkrecht hinunterstürzt. Vor uns breitet sich das Meer als ein einziger, freier, scharf umgrenzter Halbkreis, der, nach einer bekannten optischen Täuschung, den Eindruck eines aufrechtstehenden blauen Bogens macht. Lässt man den Blick unten über die Küste hinstreifen, so gleitet er überall an den schneeweissen Kreideflächen hin, die ausnahmslos von dem saftigsten Waldgrün umwogt sind. Richtet man das Auge auf die azurne Fläche zu den Füssen, so bleibt es bald hier auf einem in der Sonne blitzenden Segel, bald dort auf einem wimpelnden Fischerzeichen haften. Die Schiffe, die uns im Hafen von Sassnitz so gross erschienen, schaukeln sich hier wie winzige Nachen. Wohl weniger die Höhe des Felsens, die ja nicht allzu bedeutend ist, als vielmehr die unendliche Ausdehnung des Meeres-Horizonts ruft diesen Eindruck hervor. Sucht man das ganze gewaltige Bild auf einmal mit den Blicken zu umspannen, so kann man es verstehen, dass der Volksgeist diesen mächtigen Felsklotz, dessen Kuppe gleichsam frei in der Unendlichkeit zu schweben scheint, mit dem Thronsessel eines allmächtigen Königs verglich.

Den stimmungsvollsten Gegensatz gegen dieses Bild der Freiheit und Grenzlosigkeit kann man sich verschaffen, wenn man ein Stückchen landeinwärts herniederwandert in den Wald. Die Höhen, die gegen die Küste hin so schroff abstürzen, senken sich auf der anderen Seite langsam hernieder, und, umwacht von alten Baumkronen, schlummert dort tief im Schatten des Hains ein Stückchen deutscher Märchenpoesie. Das hübsche Naturspiel, das ein im dunklen Walde liegender See einen schwarzen Wasserspiegel zu zeigen scheint, wiederholt sich auf Rügen wie in manchen deutschen Waldgebieten öfter. Was aber dem „Herthasee" seinen ganz besonderen Reiz verleiht, das ist seine stimmungsvolle Umgebung. Wenn irgendwo ein Rest germanischer Sage sich in die moderne Wirklichkeit hinübergerettet hat, so ist es hier der Fall. Man mag in tausend Museen Opfersteine und Opfermesser aufgeschichtet gesehen haben, man mag die Gewandung heidnisch-deutscher Priester aus Abbildungen, man mag ihr Gebahren und ihre Ceremonieen aus Geschichtswerken und Romanen kennen — hier erst gewinnen die alten Erinnerungen Leben und Gestalt, und hier braucht man all' solche Commentare nicht. Die hoch über dem schwarzen Wasser zusammenrauschenden Baumwipfel gemahnen unmittelbar an den Naturcultus des germanischen Glaubens. Das leise Flüstern der Blätter an dem Rande des schweigenden Wassers giebt der Landschaft unwillkürlich den Anschein des geheimnissvoll Heiligen. Der alte, grosse Stein, auf dem man noch die Rinne des abfliessenden Blutes erkennen will, möchte getrost ein traditionsloser Block sein, den in späteren Zeiten irgend ein Zufall dahin verschlagen hätte — hier würde man ihn doch für einen Opferstein halten, und ich will das Märlein gerne glauben, das ein weissbärtiger Herr während meines letzten Aufenthalts in Sassnitz bei der Table d'hôte zum Besten gab. Vor dreissig Jahren, als Rügen noch ein ganz romantisches Eiland war, das noch nichts von Badegästen, von Hotels und französischen Speisenkarten wusste, führte ihn einst beim Mondschein am späten Abend eine Wanderung an den Herthasee. Als er zwischen den letzten Bäumen hervortrat, schon das Gemüth erfüllt von Erinnerungen an Odin und die Göttin Nerthus, in jener Stimmung des freiwilligen und daher angenehmen Gruselns, glaubte er plötzlich seinen Augen nicht mehr trauen zu sollen. Hatte seine Phantasie plötzlich die Macht gewonnen, ihren Gestalten persönliches Leben zu verleihen? Oder lebte wirklich in diesen weltabgeschiedenen Wäldern noch im neunzehnten Jahrhundert ein Rest des alten Heidenglaubens in seinen schauerlich düstersten Formen! Es half nichts, sich die Augen zu reiben — nein — da lag wahrhaftig auf dem Opferstein ein zuckendes Knäblein nackt und blos, andächtig-trauervoll die Augen nach dem Spiegel des Sees gerichtet. Und hinter ihm stand der germanische Priester, in seine weissen Gewänder gehüllt, bedient von einem gleichfalls priesterlich gekleideten Knaben. Beide summten sie unheimliche Opfergesänge, während der jüngere Knabe auf dem Opferstein durch stilles Gebet sich auf sein heiliges Ende vorzubereiten schien. — Der unfreiwillige Störer dieser Märchenscene hielt den Athem an und blickte sprachlos und mit starren Augen auf den bärtigen Priester. Als aber jetzt der muskulöse, nackte Arm des grausamen Mannes jählings in die Höhe fuhr und in seiner Hand ein Messer aus Feuerstein blinkte, während der Knabe auf dem Stein einen leisen Schrei ausstiess — da sprang unser Gewährsmann mit einem jähen Satz durch die knackenden Büsche, fasste mit beiden

Händen den stahlharten Arm des hartherzigen Priesters und schrie in höchst unzeitgemässem und sehr modernem Hochdeutsch: „Herr, was machen Sie da? Sind Sie verrückt?“ — Die Wirkung dieser Entzauberungsformel war die denkbar vollständigste. Mit einem Satze war der Knabe vom Stein gesprungen und griff nach Hemd und Höschen. Der andere Knabe riss mechanisch sein heiliges Kleid von den Gliedern und über die plötzlich sehr gutmüthig blickenden Augen des alten Priesters glitt ein Lächeln, von dem man nicht recht wusste, ob es mehr von Scham oder mehr von Verlegenheit zeugen sollte. Er streckte die entwaffnete Rechte dem Anderen entgegen und sagte treuherzig: „Haben Sie keine Angst. Dem Kinde da thue ich gewiss nichts zu Leide; denn das sind ja hier meine eigenen Jungens. Ich bin ein ganz harmloser Professor aus Greifswald und wollte nur meinen Knaben einmal ganz genau zeigen, wie es bei den alten Germanen gewesen ist!“



R. Scholz. Heimkehr von den Bergen.

Wer, ähnlich diesem Professor, gern in solchen alten Erinnerungen schwelgt, der sollte einmal einen Dampfer abpassen, der von Stubbenkammer aus noch weiter nordwärts fährt, an dem hochgelegenen Badeort Lohme vorüber und über die westlich von der, „Schaabe“ genannten, Landenge begrenzten Bucht hinweg bis zur äussersten Spitze von Arcona fährt. Dort giebt es noch Erinnerungen an den alten Gott Swantewit, der nicht weniger als zwanzig Schwanenhälse besass und um seiner besonderen Macht und Schönheit willen einst von den Ungarn gekauft und in ihre Heimat entführt wurde. Wem der Sinn für solche altehrwürdigen Ueberbleibsel früherer Zeit fehlt, der mag sich mit der Betrachtung des kunstvollen Leuchthurms schadlos halten und die wundervolle Technik moderner Seebeleuchtung an diesem geistvoll ausgeklügelten Flammenmosaik studiren. Auch soll er ja nicht versäumen von der Gallerie des Thurmes aus, der kurz und stramm auf kleiner Erhöhung sich erhebt, einen Blick auf Meer und Land hinauszuwerfen. Hat er gar das Glück einen Sonnen-Auf- oder Untergang von dort aus bei klarem Wetter beobachten zu können, so erlebt er eines der farbenfreudigsten Schauspiele, die das Meer bietet.

Aber bei den Schönheiten, welche die Natur selbst hervorzaubert, bleibt der Mensch bekanntlich nicht mehr stehen. Seitdem er sich seine eigene Sonne geschaffen, lässt er sie selber beliebig das Meer beleuchten zu Stunden, wo sonst die Nacht auf den Wellen brütet. Jeden Dienstag und Freitag geht Abends um sieben Uhr der eben von Stubbenkammer heimgekehrte Dampfer Rügen noch einmal in derselben Richtung auf die Reise, aber diesmal bewaffnet mit dem elektrischen Reflector. Ich werde nicht sobald die sonderbaren Stimmungseindrücke vergessen, die ich jüngst auf solch nächtlicher Fahrt erlebte. Im Schiffsschnabel, dicht am Burgspriet sitzend, konnte ich vor mir die weite Fläche des vollkommen ruhigen Meeres übersehen. Hinter uns verschwand soeben die Mole des Sassnitzer Hafens. Vor uns lag, glatt wie Sammet, die See, und über ihr dämmerte der sternlose Abendhimmel. Geräuschlos fast glitt unser Kiel durch die wellenlose Fluth und unwillkürlich der Stimmung Rechnung tragend, schwiegen die Menschenmassen auf dem dicht besetzten Dampfer. Feierlich glitt im Westen das hohe Ufer an uns vorüber. In der Entfernung bauten sie sich wieder vor uns auf, die höher und höher sich thürmenden Kreidefelsen, jetzt im dämmernden Grau verschwimmend hinter dem schlummernden Wald. Das Schifferzeichen auf dem Jasmundstein mitten in der See war auf die Entfernung nicht mehr zu erkennen und daher blitzte auch schon drüben aus den Uferbüschen warnungsvoll das Blicklicht, das, secundenweis wechselnd, sich roth und gelb färbt. Schon halten wir gegenüber dem hohen Felsen des Königstuhl und setzen ein paar Fahrgäste auf schwimmenden Kähnen ab. Hochauf leuchtend flackert oben auf dem Fels von Stubbenkammer ein einsames Feuer. Es ist kein Schifferzeichen, das sein Licht in sorgfältiger Ordnung regelt, nein wild und leidenschaftlich lecken seine Feuerzungen hinauf an den Baumschatten. Jetzt, gerade in dem Augenblick, da unser Dampfer sich in Bewegung setzt, scheint es in sich selbst zusammenzustürzen und auseinanderzuströmen. In zwei purpurrothen Bächen fliesst es glühend an der grauen Felsfläche herab, nur einige kurze Augenblicke, um dann langsam zu verlöschen. Es ist das Pechfeuer, das die Gäste von Stubbenkammer Abends abbrennen lassen, das aber, vom Dampfer aus gesehen, den malerischsten Anblick gewährt.

Langsam geht unsere Fahrt weiter durch das nun schon nachtdunkle Meer. Schattenhafte Häuser auf den Bergen in der Ferne lassen uns errathen, dass wir uns dem Badeorte Lohme nähern. Urplötzlich schiesst ein trichterförmiges Strahlenbündel von unserm Schiff aus in die See hinaus. Als ein silberner Lichtschein huscht es über die stille Fluth und lässt in geisterhaft bleicher Helle drüben die Gebäude aus dem Dunkel hervorstrahlen. Wir empfangen wieder Boote von drüben. — Unser Dampfer wendet sich und zeigt auf der Heimfahrt, wie in lauter photographischen Momentbildern, das Küstenpanorama. Wie glitzernde Eiswände werfen die nackten Kreidefelsen, die selbst als Reflectoren dienen, das elektrische Licht zurück; wie von tausend leuchtenden Perlen glitzert das Meer; wie ein Funkenregen sprüht der aufgewirbelte Wasserschaum um den Kiel; Insecten, die vom Ufer her in unsern Lichtschein flattern, leuchten wie glühende Käfer und unter allgemeinem Gelächter verfolgt der eigensinnige Lichtschein plötzlich eine Möwe, die mit silberblitzendem Flügelgeflatter vergeblich dem Bannkreis der schneller nacheilenden Strahlen zu entfliehen sucht. Endlich hebt sich die Mole von Sassnitz, lichtumfluthet, aus dem Meer. Feuer umgiesst den schwarzen Koloss des Kriegsschulschiffs „Blücher“ und in hundert Lichtern flammt der Kopenhagendampfer „Melchior“ und da drüben lacht von all den lichtblitzenden Waldhügeln herab im stillen Silberglanz das majestätische Sassnitz.



Photographie-Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

P. S. Kroeyer. Comitésitzung französischer Künstler.



Novelle von **Anton Freiherr von Perfall.**

[Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Die Leidenschaft des Grafen für Helene war in ihren Augen nur eine Variation der zur arabischen Tänzerin Faiful, unzähliger Anderer, welche dieses schlecht geschulte, stürmisch pochende, von der wahren Liebe noch nie berührte Männerherz erfüllten. Dieses erschien ihr in dieser Beziehung wie eine noch unbetretene Küste, wie Neuland. Es lag ein eigenthümlicher Reiz für sie darin, dasselbe zu gewinnen und sie zweifelte keinen Augenblick an seiner Culturfähigkeit.

Dieser Triumph, diesem scheinbar Uebersatten, diesem Verächter des Weibes zu lehren, dass er das Weib gar nicht kenne. — Es war ein anmaassender Gedanke. Aber sie hatte Anzeichen, dass sie ihn hegen dürfe.

Da trat der Tod Salterns dazwischen, Rolf unselig damit verknüpft, von Gewissensbissen und inneren Vorwürfen erfüllt.

Alles sträubte sich in ihr, an eine thatsächliche Begründung derselben zu glauben, aber die Umstände waren so unglückselig gelagert, dass sie in seinem Innern aufsteigen und bei seiner ausgeprägten Neigung zur Seelenanalyse sich bedenklich festhaken musste.

Und vor Allem — Helene war frei für seine leidenschaftlichen Wünsche. Das änderte vollkommen die Sachlage. Jetzt musste sie ihm freie Bahn lassen, mehr — wenn eintrat, was sie befürchtete, seine völlige Beherrschung durch eine fixe Idee, welche zum Wahnsinn führen musste, — ihm den Weg zu ebnen, der ihrer Ueberzeugung nach einzig zur Heilung führte — zu Helene.

Für die Erziehung zur Liebe, für die langsame Läuterung war es zu spät. Das was er jetzt für sie empfand, war zu wenig, um hinwegzuhelfen über diese drohend emportauchenden Klippen.

Sie hätte längst offen von ihrem Verzicht mit Helene gesprochen, von Sturza's mit wahnsinnigen Scrupeln kämpfender neu erwachter Liebe zu ihr, wenn sie nicht in einem Punkte, — beschämt musste sie sich es gestehen — ein schwaches Weib gewesen wäre. — Sie hoffte noch! — Seine letzten Worte wollten nicht verklingen: „Es giebt keine Rettung sonst für mich, alles andere ist Fieber!“ — Vielleicht hatte diese Anschauung doch Wurzel geschlagen, vielleicht kehrte er geheilt zurück.

Für diesen Fall hatte sie keine Verpflichtung, ja nicht einmal eine Berechtigung vorzugreifen.

Helene bedurfte keiner Vorbereitung, wie sie Anfangs glaubte. Sie hatte sich selbst alles vortrefflich zurecht gelegt und war nicht im Stande, seiner Werbung zu widerstehen.

Das Jahr war bereits überschritten. Sie hatte Sorge getragen, dass ihr Aufenthalt in Stolzenfels bekannt war. Keine Nachricht kam, kein Rolf.

Ihre Beängstigung wuchs. Wenn der Wahn über ihn Herr geworden, er irgendwo ein dunkles Ende genommen hätte! — Helene entging nicht ihre täglich wachsende Unruhe. Irgend eine Entscheidung nahte. Sie versäumte keinen Tag die Ankunft des Schiffes von Neapel. Die Versuche Sascha's, sie davon abzuhalten, bestärkten nur ihren Verdacht.

Doch der Erwartete kam nicht.

Nur noch 8 Tage, dann war die Abreise beschlossen.

Die Damen bewohnten eine kleine Villa auf dem jeden Besucher der Felseninsel wohlbekannten Wege zu Punta Tragara. Einer jener unvergesslichen Abende von Capri hatte sich auf Meer und Fels gesenkt. Die üppige Farbenorgie war im Ausklingen. Sanfte blaue Schatten, dem Meere entsteigend, löschten eben die in rosige Gluth getauchte Spitze des „Monacone“, jener phantastischen, der Fluth entsteigenden Felsenklippe.

Die beiden Freundinnen sassen auf der Steinbalustrade, welche den schmalen Fusspfad vor der Tiefe schützt, und blickten hinaus auf das Meer, welches das schaumumkränzte Eiland, wie ein köstliches Fahrzeug auf seinem blauen Rücken zu tragen schien.

Sascha legte den Arm um den Hals Helenens und zog sie enger an sich. Die feierliche Ruhe ringsum, nur unterbrochen von dem melodischen Aufschlag der Wellen unter ihr, die Erhabenheit des Anblickes liess sie eine beschämende Einkehr halten in ihr Inneres.

Wie klein und erbärmlich sah es da aus! Was kämpften da alles für Interessen, was gährten da alles für Listen und Ränke. Wie machte sich da der Neid breit, berechnender Egoismus, unter dem lügenhaften Mäntelchen der Freundschaft, der Pflicht.

Sie liebte, und war eifersüchtig auf das Wesen, das sie Freundin nannte, das es eben an seine Brust drückte, das war die Wahrheit, alles Andere Lüge. Dabei fühlte sie sich so unendlich erhaben über dasselbe, das sich viel weniger verstellen konnte, das allein ein Anrecht hatte an diesen ersehnten Mann — einfach, weil es allein von ihm geliebt wurde, geliebt wurde mit einer Gluth, die es selbst nicht ahnte.

Ein mächtiges Drängen ergriff sie, Helene alles zu gestehen. Eine ganz neue, sonderbare Art von Liebe für das Wesen, das er so unaussprechlich liebte, bis an den Rand des Verbrechens.

Auf Helene schien die Stimmung in der Natur ganz entgegengesetzt zu wirken; eine ihr sonst fremde Unruhe hatte Sie ergriffen. Bald löste sie den Arm der Freundin von einer entsetzlichen Schwüle belästigt, die ihr den Athem raubte, bald ergriff sie ihn selbst und schmiegte sich innig an ihre Brust.

„Sascha! Mir ist so bange! So bange! Sprich irgend etwas, was Du willst, nur sprich!“

Jetzt war der rechte Augenblick.

Sascha wusste wo ihre Gedanken weilten. Der alte Zauber wirkte.

„Helene, ich will Dir nur gestehen, — ich erwarte ihn — jeden Tag —“ flüsterte sie.

Helene beugte sich zurück, ihre beiden Hände auf die Schultern Saschas legend.

„Und das sagst Du mir erst heute? So neidisch bist Du auf Dein Glück?“

„Auf mein Glück!“

Der Ton, in welchem Sascha diese Worte sprach, erschreckte die junge Frau.

„Wie Du das sprichst! Wie ein Opfer! Einmal glaubte ich selbst so etwas — aber jetzt — jetzt — wenn es kein Glück für Dich ist — warum —? Sascha, sieh' mich nicht so an. — Du verheimlichst mir etwas. — Er ist schon da? Du hast ihn gesehen! — Ich aber will ihn nicht sehen, darf ihn nicht sehen —“

Sie sprang von der Balustrade. Sascha hielt sie gewaltsam zurück.

„Sei kein Kind, er ist ja nicht hier.“

„Oh. Du täuschest mich nicht — ehe Du davon sprachst, fühlte ich schon seine Nähe. — Das war immer so. Er ist hier — im Hause. Sascha! —“

Sie schlang angsterfüllt den Arm um die Freundin.

„Sieh' Dich um! Er kommt auf uns zu! Er ist da! —“

Ihr ganzer Körper bebte. Auch Sascha packte die Macht der Ahnung.

Sie wandte sich und blieb wie erstarrt, Helene fest an sich pressend.



S. Barbudo. Abendfrieden.

Eine dunkle Gestalt kam den Fusspfad entlang. Jetzt trat sie vor die weisse Steinbrüstung und nahm erst bestimmte Formen an — ein Mann! Er hatte die Frauen soeben bemerkt und blieb nun stehen.

„Rolf!“

Sascha hatte den Namen gerufen. Ein dürftiger Strahl der Mondsichel, welcher sich durch das Laub stahl, genügte ihr, ihn zu erkennen.

Da kam er eilig näher, nach der formlosen schwarzen Gruppe spähend, die ihm wohl unerklärlich war, von der der Ruf kam.

Helene wollte sich von Sascha losmachen, in das Haus fliehen.

Da rief er ihren Namen und in demselben Augenblicke sah sie ein bleiches Antlitz dicht vor dem ihren, und eine Hand presste die ihre.

„Ich bin es, wirklich ich, Rolf Sturza, Sie haben sich nicht geirrt.“

„Sascha rief, nicht ich“, erwiderte Helene.

Sturza liess rasch ihre Hand los.

Frau von Tamboo stand vor ihm. Ihre Blicke kreuzten sich. Er dachte ihrer Worte: Wenn wir nach einem Jahre uns wiedersehen, sagt ein Blick uns Alles! — Es war so, er sagte Alles.

„Verzeihen Sie — in dieser Dunkelheit. — Ich wollte Sie heute nicht mehr stören — der Zufall führt mich hierher — meine Ueberraschung — Sie werden begreifen. — Auf Morgen! Morgen darf ich doch —?“

„Sie dürfen heute noch. Man ist hier zu Lande gewöhnt an so späte Besuche. Ich will nur Licht besorgen und ein Tuch für Dich, Helene.“

Schon war sie auf dem Wege in das Haus, den Ruf Helenens nicht achtend. Sturza war allein mit Helene.

Sie fühlte wieder diese entsetzliche Schwäche in allen Gliedern, die sie stets in seiner Nähe befiel, die ihr ein Nacheilen unmöglich machte.

„Besser so — in dunkler Nacht. — Fassen Sie sich! Hören Sie mich! Ein volles Jahr dürste ich nach diesem Augenblick.“

Helene stützte sich, mit dem Rücken gegen die Balustrade gekehrt, mit beiden Armen darauf und blickte wie gebannt in dieses zerstörte, gramdurchfurchte Antlitz vor ihr.

„Ich habe Alles versucht“, fuhr er fort, den Hut lüftend, mit den Fingern in dem ergrauten Haare wühlend. „Oh ich war nicht müssig! Ich habe mir Alles gesagt, bewiesen — die Unmöglichkeit des einzig Natürlichen, Nothwendigen. — Du musst ihr verhasst sein — mehr, verächtlich — noch mehr. — Nein, nicht mehr, ich beschwöre Sie, Helene, mehr nicht! Es ist eine teuflische Lüge, ich habe selbst mit ihr gekämpft. — Aber ich habe es niedergerungen, das Ungeheuer — sonst wäre ich nicht hier, bei Gott nicht. Das wäre ja mehr als der Verworfenste — — oder doch — auch Du? — Du? Ich sagte ja einmal so etwas, ich erinnere mich — von einem Verbrechen aus Liebe, aber sagen und ausführen. — — Sprich, Helene, nur ein Wort! Denke, ein Irrer steht vor Dir und erwartet das Wunder, einen Lichtstrahl in sein armes Hirn.“

Auf Helene stürzte sich mit einem Male die Riesenlast dieser nicht misszuverstehenden Anklage, aber zugleich auch empfand sie den instinctiven Drang sie abzuschütteln, um nicht mit begraben zu werden unter ihr.

„Ich will Sie nicht verstehen, kann Sie nicht verstehen. Ich bedauerte Sie und bedauere Sie jetzt mehr als je.“

„Thaten Sie das? Thaten Sie das — wirklich? Dann mussten Sie auch sicherlich wissen, dass ich wiederkehre, dass ich so wiederkehre.“

„Als der Verlobte Frau von Tamboo's,“ erwiderte Helene, einen Blick auf das Haus werfend, an dessen Fenstern immer noch kein Licht erschien.

Sturza stutzte. „Das wissen Sie nicht? Aber Sie müssen es wissen, dass ich es nicht mehr sein kann. Oh, Sie wissen mehr — Sie wissen, dass es eine schlechte, erbärmliche Rolle war, die ich spielte, die mir aufgedrängt wurde. — Was lange Worte. — Die Zeit drängt. — Ich liebe Sie mehr als je, seitdem diese Liebe kein Verbrechen mehr ist. Ja, ich verlange sie — ich fordere sie.“

Er legte stürmisch den Arm um ihren ihm ausweichenden, über die Brüstung gebeugten Leib.

„Sie zwingen mich, um Hülfe zu rufen, Wahnsinniger!“

„Das war ich — jetzt bin ich es nicht mehr. Was wehrst Du Dich, den Bann zu lösen, wenn ich es vergebens versuche, ein Mann! Ist es nicht das Glück, das Leben?“

Helene lag wehrlos wie in Räuberarmen, ihr Widerstand war gebrochen. Sein ganzes Wesen drang auf sie ein mit alter verhängnissvoller Macht. Sie vernahm nur das Wort „Bann“, und es klang ihr wie aus weiter Ferne.

„Welch' ein Bann?“ fragte sie.

„Das fragst Du? Und wusstest es einst so gut? Er selbst sprach davon, der Todte. Oh, schrecke Dich nicht, er zürnte nicht. Er verzieh uns ja, er ist auch jetzt bei uns und segnet unseren Bund. Ich weiss es! Er ist es mir schuldig für alle Qual, die ich gelitten habe. Mein! Mein!“

Seine heissen Küsse erstickten ihr Stammeln. Versengt von seiner Gluth, besiegt von seiner lodernden Liebeskraft lag sie in seinen Armen

Sie hörte keinen Sinn mehr aus seinen Flüsterworten. Sie verschwammen mit dem Tosen der Brandung, mit dem Gefunkel der Sterne über ihr, mit den wonnigen Düften der Nacht zu einem betäubenden, alle Glieder lösenden, ihr ganzes Wesen durchzitternden Accord — Sein! Sein!

Hinter festen Thüren vergrub Sascha den Schmerz in die thränenfeuchten Kissen. — Es war härter zu überwinden, als sie gedacht.

Als man wenige Tage darauf Frau von Saltern am Arme eines hochinteressanten Mannes und ihre blasse Gefährtin, welche der Aufenthalt auf der schönen Insel sichtlich von ihrem schweren Leid nicht erlöst, das Schiff nach Neapel besteigen sah, fand man die längst besprochene Verwechslung, betreffs Braut- und Wittwenschaft, nur bestätigt.

Capitel VI.

Die Heirath Graf Sturza's und der Wittwe des unglücklichen Saltern fand allgemein die günstigste Beurtheilung.

Durch sein Verschulden war die junge Frau Wittwe geworden, den besten Verhältnissen entrissen, so hielt er sich verpflichtet sie mit seiner Hand und mit seinen Millionen zu entschädigen. Das war gross gehandelt als Freund des Verstorbenen. Dass er darüber auf seine bereits getroffene freie Wahl auf die Amerikanerin verzichtet, erhöhte nur in den Augen Aller die Vornehmheit seiner Handlungsweise.

Für die frommen Seebewohner kam noch die Genugthuung hinzu, den guten Grafen von der fremden Heidin für alle Male erlöst zu sehen, deren freier Lebenswandel schon lange ein öffentliches Aergerniss war. Die Villa Tamboo stand mit dicht verschlossenen Läden, verlassen.

Sturza musste Wochen hindurch, die überschwänglichen Lobsprüche und Anerkennungen schriftlich und mündlich über sich ergehen lassen. Er war nicht unerkenntlich dafür. Er war der Wohlthäter der ganzen Gegend, der unermüdliche Förderer aller öffentlichen Interessen. Eine Fülle von Segen ergoss sich aus den Thoren des neu erstandenen Stolzenfels, welches von dem thatenlustigen, völlig umgewandelten Grafen zu einem der prächtigsten Herrensitze des Landes umgebaut wurde.

Der edlen That folgte das Glück auf dem Fusse. Der Segen des Himmels ruhte auf dem gräflichen Hause. Eine Musterehe entwickelte sich, weit und breit gab es kein so unzertrennliches, zärtliches Pärchen, drinnen in dem schönen Schlosse nahmen die Flitterwochen kein Ende.

Für Helene war die Erfüllung angebrochen all der üppigen Träumereien, deren sie sich in ihrem heimlichen Neste auf Saltern so oft hingegeben, um dann zur nüchternen Wirklichkeit zu erwachen. Jetzt gab es kein Erwachen mehr. Anfangs empfand sie eine geheime Scheu vor dem Götzendienste, den er mit ihrer neu erblühten üppigen Schönheit trieb. Es lag trotz aller Hingabe etwas Entwürdigendes in dieser völligen Besitzergreifung ihrer Person. Wenn sie an Ernst zurückdachte, an seine streng sittlichen Anschauungen, seine Ehrfurcht vor dem Weibe, musste sie tief erröthen wie eine Sünderin. Bald aber unterlag sie dem schwülen Zauber eines Cultus, der sie zur Göttin erhob.

Rolf hatte seine Ahnung nicht getäuscht. Ein ihm verwandtes Element schlummerte in diesem Weibe, das nur des Weckers wartete. Seine Sehnsucht war befriedigt. Helene war das Weib, das er ruhelos suchte auf der ganzen Erde. Das er vorahnend geliebt in Faiful, der Tänzerin.

Mit wollüstigem Behagen sah er Helene von Tag zu Tag mehr in seinen vollen Besitz übergehen, jeden Nerv, jeden Gedanken; die Erinnerung an den Todten immer mehr verblassen.

Das war jetzt sein gutes Recht als Gatte, als Lebender. Es vollzog sich nur das alte ewige Gesetz, das Stärkere verdrängt das Schwächere.

Er war lange genug der Narr seines Gewissens, ja, wenn Sascha nicht gewesen wäre, seine treue Freundin, er wäre sein Opfer geworden.

Sascha! das war der einzige wunde Punkt. Er wusste es nur zu gut, warum sie nicht geblieben, trotz seiner und Helenens inständigen Bitten.

Ihr Andenken war ihm heilig, aber unbequem. Es war eine ständige Mahnung an Dinge, die vergessen werden mussten. Rolf hastete nach Zerstreuung. Der Umbau des Schlosses, die neue Einrichtung, die wirthschaftliche Verbesserung, der Sport, alles diente nur diesem Zwecke. Und Helene that getreulich mit. Nur an das grösste Vergnügen früherer Zeiten, schien er gar nicht mehr zu denken, — an das Segeln! Das Bootshaus blieb unbetreten. Nur ein einziges Mal kam man bei einem Spaziergange im Parke, zufällig demselben nahe. Die Thür stand offen, Helene erkannte die rothe Faiful. Unwillkürlich trat sie näher und blickte hinein.

„Warum segeln wir denn nicht einmal?“ fragte sie. Doch in demselben Augenblicke schon reute sie die Frage und sie blickte scheu auf Rolf.

Dieser machte ein finsteres Gesicht und stampfte mit dem Fusse auf den Kies. „Komm' doch! Komm' doch!“ befahl er barsch, ergriff dann rauh ihren Arm und kehrte wortlos und verdrossen in das Schloss zurück. Seitdem war nicht mehr die Rede davon zwischen Beiden und man verirrte sich nicht mehr hierher. Aber Beide bedrückte seit dieser Stunde die Absichtlichkeit des Schweigens.

Das Bootshaus spielte immer mehr die Rolle des verbotenen Fruchtbaumes in ihrem Liebesparadiese. Alle neu ersonnenen Vergnügungen, Zerstreuungen und Sorgen konnten ihren Blick nicht davon ablenken. Die an sich so unbedeutende Sache gewann immer mehr Bedeutung.

Rolf stellte sich wiederholt selbst zur Rede über seine Schwachheit.

Was war natürlicher, als dass er nach so trauriger Erfahrung jede Lust verloren, ängstlich geworden. Das ginge Jedem so. Also Furcht! Er und Furcht! Das hatte er sich auch nie träumen lassen.

Nicht für sich, aber für Helene —

Und Sie verlangte ja selbst nicht darnach, wohl aus gleichem Grunde, oder wagte sie es nur nicht ihn daran zu erinnern? Das sollte er eigentlich einmal erproben. Solchen Unsinn muss man im Keime ersticken.

Eines Abends schlich er sich allein hinab und öffnete die Thüre zum Bootshause. Die rothe Faiful lag auf der Seite, wie ein verendeter Riesenkrebs. Das Steuer war immer noch nicht reparirt, von dem Mast hingen die vergilbten Bänder herab, welche den Kranz damals gehalten.

Rolf wollte sich selbst prüfen, welchen Eindruck er empfing. Er hatte das Schiff seit dem Unglückstage nicht mehr gesehen. Es ging alles gut, wie ja vorauszusehen war, was konnte denn der alte Kasten dafür? und am Ende brauchte man ja gar nicht mit der Faiful zu fahren, wenn es Helene peinlich sein sollte. Für alle Fälle aber sollte sie bereit gestellt werden. Immer wieder verzögerte er den Vorschlag, Helenen gegenüber. Ein Misslingen, das fühlte er, musste die schlimmsten Folgen haben. Eines Morgens trat er mit erkünstelter Unbefangenheit vor sie.

„Helene, heute wird wieder einmal gesegelt.“ Da fiel sie ihm jubelnd um den Hals. „Wirklich, Rolf, ist das Dein Ernst? Ich wollte Dich schon lange darum bitten. Wenn ich nur noch steuern kann.“

Er hätte sich ja freuen sollen, über diese ganz unerwartete Aufnahme seines Vorschlages und doch vermochte er es nicht.

Er blickte mit heimlichem Grauen in diese vor Freude leuchtenden Augen, auf diese weisse Stirn, hinter der keine Erinnerung mehr lebte.

Ach, diese Frauen! Wie sind sie uns doch überlegen an Stärke der Seele, an klarer Vernunft. Er musste sich alle Mühe geben, nicht aus der Rolle zu fallen. Die Faiful lag bereit. Jetzt hoffte er fast, dass Helene sich sträuben würde sie zu besteigen.

Doch sie dachte nicht daran. Sie hatte das kleidsame Matrosencostüm angezogen indem sie ihm einst so bezauberte, und eilte sofort mit sichtlicher Freude auf ihren alten Platz am Steuerruder. Die Wirkung auf ihn war eine völlig entgegengesetztere, als er erwartet hatte.

Das war nicht Stärke der Seele, sondern in Wahrheit gedankenloser Leichtsinn. In diesem Augenblicke regte sich in ihm unwiderstehlich die alte Verachtung gegen das Weib.

Was ihn so hoch erhoben über alle seine qualvollen Bedenken, das unbedingte Vertrauen, die unbedingte Arglosigkeit Helenens, mit der sie ihm ihre Hand schenkte, erschien ihm in diesem Augenblicke von ziemlich fraglichen Werthe. Es kam ihm die Versuchung eine weitere Probe anzustellen.

„Nun, so gieb doch Deine Befehle“, mahnte Helene, das Steuer führend. „Nur gerade aus! Ich zeige Dir einen neuen Platz, der Dich interessiren wird.“

Es war herrliches Wetter und doch blickte Rolf immer forschend auf das weisse Gewölk, das sich da und dort sammelte. Helene plauderte über die harmlosesten Dinge. Er betrachtete sie schweigend, er gedachte einer anderen Fahrt mit ihr, und des Gespräches, während derselben. Wie sie damals entrüstet war über seine sündhaften freien Worte, zurückgeschreckt von der unreinen Gluth, die von ihm ausging, seine heisse Liebe zu Faiful verächtlich machte, diese Tigerliebe! [Schluss folgt.]



E. Hellmer. Die Macht zu Lande. Marmorgruppe am neuen Flügel der Wiener Hofburg

Unsere Bilder.

„Die Macht zu Lande", Marmorgruppe von Professor Edmund Hellmer, gehört zu dem prächtigen Skulpturenschmuck, welchen die nach Entwürfen Fischer von Erlachs, des genialen Meisters der Barockzeit, vor wenigen Jahren erbaute Prachtfront der Wiener Kaiserburg am Michaelerplatz neuerdings erhalten hat. Sinnvoll ist die „Macht zu Lande" durch eine in königlicher Majestät vor dem Throne stolz dastehende Männergestalt allegorisirt, die sich mit der Linken auf das mächtige Schwert, die ultima ratio der Könige, stützt und die Rechte gebietend emporhebt, um den andringenden Dämonen und Ungeheuern, den Mächten des Umsturzes, zu wehren. Gesteigert wird die wundervolle Wirkung der Gruppe durch die Ausführung der Figuren in Laaser Marmor und die originelle Gestaltung des Unterbaues aus rohen Conglomeratblöcken, zwischen deren Spalten Wasser hervordringt, um in Cascaden rauschend herabzustürzen.

„Siesta im Haremshofe" von M. Bredt liefert von dem Stillleben orientalischer Frauen eine fesselnde Vorstellung. Der zum Theil von Arcaden im arabischen Stil umgebene Hof des Hauses bietet gegen die brennende Gluth der Sonne den besten Schutz, denn er ist kühl und schattig. Hier ist der beliebteste Versammlungsort für die Frauen des Harems; hier, wo der Springbrunnen seinen silbernen Strahl emporsendet, auf dass er in silbernem Tropfengesprüh zum Bassin herabstürzt, lagert man sich, plaudert, lauscht den Klängen der mandolinenartigen Saiteninstrumente, die irgend eine kundige Sklavin spielt, spinnt den feinen Flachs und trinkt Sorbeth und andere kühlende Getränke. Die stille Stimmung in solchem Hofe ist vom Künstler vorzüglich getroffen. Max Bredt, geboren am 7. Juni 1860 in Leipzig und Schüler von B. Neher und Haberlein in Stuttgart und von Lindenschmit in München, gehört zu unseren besten Orientmalern.

„In stillem Gebet" von David Neal ist ein stimmungsvolles Bild aus dem Klosterleben. Mit grosser Feinheit sind der fromme, hingebungsvolle Glaube und die entsagende Demuth in Haltung, Geberde und Ausdruck der Nonnen charakterisirt. Ein tüchtiger Colorist, der mit breiten Pinselstrichen auch das Intimste zu geben weiss, ist Neal ein wackerer Vertreter der Hellmalerei im besten Sinne des Wortes.

* * *

„Bei Sturm einfahrender Dampfer" von Andreas Achenbach ist für des grossen Düsseldorfers markige Kraft, mit der er das empörte Meer darzustellen vermag, bezeichnend. Am kommenden 29. September wird Achenbach 82 Jahre alt, aber noch immer führt seine Hand unentwegt den Pinsel. Möge es ihm vergönnt sein, gleich Tizian noch im neunzigsten Lebensjahre der edlen Kunst zu dienen.

* * *

„Aesop trägt seine Fabeln vor" von R. Fontana gehört zu den besten Schöpfungen, die der als Colorist hochgeschätzte italienische Meister bisher gemalt hat. Das Bild wurde in Mailand prämiirt. Nach Plutarch lebte Aesop im 6. Jahrhundert v. Chr. Angeblich ist er ein Krüppel gewesen und als solcher ist er auch in der berühmten Marmorfigur der Villa Albani zu Rom dargestellt.

* * *

„Aus dem Aufstande in der Vendée 1793" von E. Carpentier schildert in sehr dramatischer Weise eine der vielen fesselnden Episoden, an denen die dortigen Bürgerkriege während der französischen Revolution so reich waren. Die Vendéer waren Royalisten geblieben und erhoben sich gegen den Convent. Alt und Jung strömte zu den Fahnen, um mit Heldenmuth gegen die Revolutionsarmee zu kämpfen. Aber am 12. December 1793 wurden sie bei Le Mans geschlagen und gegen 10000 gefangene Vendéer mussten sterben.

* * *

„Hektors erstes Abenteuer" von Fannie Moody athmet sprühenden Humor. Klein Hektor ist noch jung an Tagen, aber die Unternehmungslust der Ahnen, die alle sehr tapfere und muthige Hunde waren, regt sich schon in ihm. Er muss hinaus, muss die Welt sehen und geräth dabei leider in den Schweinetrog, wo er nun das höchste Interesse der grunzenden Borstenthiere erregt.

* * *

„Comitésitzung französischer Künstler" von P. S. Kroeyer fesselt durch seine vorzügliche Composition und scharfe Charakteristik. Vorn links am Tisch sitzt der Historienmaler L. Bonnat, leicht aufschauend zu dem Landschafter J. Cazin, dessen schöner Kopf im Profil meisterlich wiedergegeben ist. Neben ihm steht als Aeusserster im Bilde der Maler P. A. Besnard. Die folgenden drei Personen, welche stehen, sind die Maler Roll und Gervex und der Originalradirer Bracquemond. Neben Bonnat sitzt an der linken Seite des Tisches Delaplanche. Der Aeusserste am Ende der Tafel ist Georges Petit; lächelnd schaut er zu Bracquemond empor. Auf ihn folgen, an der rechten Seite der Tafel sitzend, der Architekt Ballu, A. Dayot, der Medailleur Roty, die Bildhauer Gautherin und Chapu, A. Mercié, P. Dubois, L. Pasteur, der geniale, hier im Profil sichtbare Maler Puvis de Chavannes und als letzter, ganz im Vordergrunde, J. A. J. Falguière, zur Zeit der hervorragendste Vertreter der modernen französischen Plastik. Hinter den beiden Letztgenannten haben sich noch L. Gérome, E. L. Barrias und der Maler und Radirer Ch. Chaplin niedergelassen. Von den rechts des Tisches stehenden Personen ist der mit der Cigarette im Munde und im Hintergrunde befindliche Herr der Portraitist Carolus Duran. Ihm zunächst steht Charles Garnier, der Erbauer der Grossen Oper in Paris. Unter den folgenden Personen fällt besonders Antonin Proust auf; sein scharf geschnittenes Profil mit dem hohen Schädel lässt auf den feinsinnigen Aesthetiker schliessen. Die Studien zu dem trefflichen, ungemein interessanten Bilde hat Prof. Kroeyer 1888 bei der Anwesenheit der französischen Künstler in Kopenhagen gemacht.

* * *

„Abendfriede" von S. Barbudo ist so stimmungsvoll, dass sich mit einigem Recht von einem gemalten Gedicht reden lässt. Des Künstlers farbenschöne Schöpfung ist im Aquarellfacsimiledruck meisterlich reproducirt. Barbudo ist ein spanisch-italienischer Maler der Gegenwart, der schon lange in Rom lebt.

Was ich erlebte. 1846 bis 1896.*)

Friedrich Haase.

[Schluss.] [Nachdruck verboten.]

Und nun möchte ich einen mir unvergesslichen Mann ins Auge fassen: „Theodor Döring"! — Sein Genie erhob ihn in einem Augenblick zu seiner Vollendung. Tausend Züge aus seinem Leben wären zu berichten, — aber nur bei der „Zunft" wäre das richtige Verständniss dafür zu finden.

Fast unzertrennlich sind die Namen Frieb-Blumauer und Döring!

Man konnte nichts Komischeres sehen, als wenn Döring mit der Frieb das berühmte Piquet-Parthiechen spielte, sich Beide gegenüber sassen, Jeder den Schalk im Nacken, herausfordernd und parirend mit der Waffe des Humors, und — Minona stets verlor! — Hinter ihr stehend bemerkte ich, dass Döring ganz unverfroren die Kaufkarten einer heimlichen Ocular-Inspection unterzog, ich flüsterte: „Minönchen, er mogelt!" — „Lassen Sie ihn nur, das erhält ihn bei guter Laune!" klang's zurück. — Ja, sie verstand es, ihn bei guter Laune zu erhalten, auf der Bühne, wie im Leben! —

In die Jahre 1881 und 1882 (vom October bis Mai) fällt mein zweiter Gastspielausflug nach Amerika, der mich über alle grösseren Bühnen Nordamerikas führte. In San Franzisco durfte ich unter der Direction von Ottilie Genée, dieser in ganz Nordamerika rühmlichst bekannten Manageress, meine Tournée ehrenvoll beschliessen. Fünfzehn Jahre tadelloser Directions-Führung in ein und derselben Stadt liefern wohl den besten Beweis für die Umsicht, die Energie und die „smartness" Ottilie Genée's, die sich in San Franzisco auch gesellschaftlich grosser Beliebtheit erfreute.

Glückselig bin ich noch heute, dass mir im April des Jahres 1883 — es war Hohenzollernwetter! — der Wunsch gewährt wurde, den grossen Kaiser Wilhelm I. sehen, sprechen und hören zu dürfen!

Wieder war ich Gast des Hoftheaters zu Wiesbaden. Dort wurde ich zur Audienz befohlen. Der Kaiser trug den geöffneten Interimsrock mit weisser Weste. Einen Augenblick sah mich der Monarch prüfend an und sprach dann:

„Also sehe ich Sie auch einmal ausserhalb der Bühne, wo Sie mir schon gar viel Freude bereitet haben. Ich kenne Sie schon seit langen Jahren als Schauspieler. Wissen Sie, wo ich Sie zum ersten Male sah? In dem alten Friedrich Wilhelmstädtischen Theater, Teichmann oder Deichmann hiess der Director. Dort sah ich Sie als Oliver Cromwell — ich war noch Prinzregent — ich weiss es ganz genau — Sie gefielen mir ausserordentlich — Sie waren so echt — Alles so abgetragen an dem ganzen Mann — Leder und Stahl — und die Gesichtszüge so monumental, und die Stimme weit und gebrochen. Ich blieb bis zum Schluss und habe Ihnen tapfer applaudirt. Dann sah ich Sie später einmal bei Wallner — da spielten Sie eine Rolle, über die ich heute noch in der Erinnerung lache — den Herrn Grafen Klingsberg, hahaha, dieser Herr Graf, — ja, ja, ein toller Mädchenjäger, aber harmlos. Man konnte dem Patron eigentlich nicht böse sein, wie sie ihn spielten, denn — hahaha, — die Situationen sind doch eigentlich manchmal recht — recht eigenthümlich, in welche der Herr von Kotzebue ihn führt!"

„Ich bin sehr glücklich, Majestät, über Allerhöchstdero huldvolle Erinnerung und werde das Gedächtniss dieser denkwürdigsten Stunde meines Lebens allzeit lebendig im Herzen tragen."

„Na na", lächelte der Kaiser, „Sie werden wohl noch andere denkwürdige Stunden in Ihrem Herzen zu verzeichnen haben."

„Aber keine, die mich in so hohem Grade ehrt und entzückt, Majestät, und dies um so mehr, da der Sohn die stolze Freude hat, in diesem Augenblicke vor dem erhabenen Bruder des Königs von Preussen zu stehen, welchem der Vater Jahrzehnte lang treu dienen durfte."

„Haase — Haase — ja, Du mein Gott, so sind Sie der Sohn von dem guten, alten Haase, der meinem Bruder, dem hochseligen König Friedrich Wilhelm IV., so lange diente und bei dem man sich immer erst erkundigen musste, was für Wetter war, wenn man zum König kam? I, das ist ja merkwürdig! Ja, dann habe ich Sie schon als Kind gekannt. Ja, ja, als Kind. Hatten Sie nicht langes, blondes Haar, und waren Sie nicht häufig bei Ihrem Vater auf der obersten Terrasse von Sanssouci? Und fasste ich nicht öfter den Knaben beim Kopf?"

„Majestät, ich zweifle keinen Augenblick."

„Nun sehen Sie", lachte der Kaiser, „dann sind wir also alte Bekannte."

Mich tief verneigend, erlaubte ich mir unterthänigst zu erwidern, dass wir Schauspieler wohl mit Recht annehmen, ein bevorzugtes Gedächtniss zu besitzen, dass ich mich hier jedoch einem gradezu phänomenalen Erinnerungsvermögen gegenüber befände.

„Haben Sie nicht von dem Gedächtniss der Hohenzollern gehört?" replicirte der durchlauchtigste Herr, mich ernst ansehend: „Was wir einmal im Leben gesehen oder gehört, vergessen wir nie. Aber nun will ich Ihnen doch sagen, wie auffallend conservirt ich Sie finde, denn Sie

*) Auf zahlreiche Anfragen theilen wir unseren Lesern mit, dass die Memoiren Friedrich Haase's demnächst in der schön ausgestatteten Buchausgabe unverkürzt erscheinen. D. R.



F. Stahl. Friedrich Haase am Schreibtisch.

beklagen sich doch wohl nicht über allzu grosse Jugend? Sagen Sie, wie machen das eigentlich die Herren von der Bühne? Bei Emil Devrient, den ich einmal in Schwerin kennen lernte, fiel mir das schon auf und heute bei Ihnen von Neuem."

„Ich glaube, Majestät, dass die Ursache in der fortwährenden Friction liegt, und dass —"

„Ja, ja, die Friction —", unterbrach mich der Kaiser, laut lachend, „die Friction — das muss es sein — bei mir frictionirt eben nichts mehr!

Und nun will ich Ihnen zum Abschied auch noch ein paar Worte über eine von Ihnen vielleicht gehegte Hoffnung mit auf den Weg geben. Man hat mir erzählt, Sie begehen bald ein Jubiläum*). Ich fände es begreiflich, dass Sie als Preusse und als Sohn eines langjährigen, treuen Dieners meines hochseligen Bruders bei dieser Gelegenheit vielleicht einen Orden von mir erhofften. Den erhalten Sie aber nicht, obgleich ich Sie, nachdem ich Sie jetzt kenne und als Künstler schätze, wohl decoriren dürfte. Aber so lange ich lebe, wird der Bühnenkünstler als solcher von mir nie einen Orden erhalten. Und warum? Weil er öffentlich insultirt werden kann, aber nie eine Genugthuung zu erlangen vermag! Ich weiss, dass alle deutschen Fürsten anderer Ansicht sind, wovon ja viele Ordensverleihungen und Sie selbst mir den Beweis liefern. Allein ich bin nun einmal meiner Meinung. Ich würde Ihnen das nicht sagen, wenn Sie mir nicht aufrichtiges Vergnügen bereitet hätten und ich Sie zum Lohn dafür doch nicht betrüben möchte! Heute Abend aber bin ich wieder im Theater und ziehe mir ein paar neue Handschuhe an: — ja, ja — Sie glauben nicht" — und dabei lachte die Majestät wieder hell auf, wodurch seine persönliche Liebenswürdigkeit unbeschreiblich wirkte — „Sie glauben nicht, was diese beiden Hände für die Kunst zu thun im Stande sind!"

Damit reichte er mir lächelnd die Hand und verliess das Zimmer.

Ich eilte vom Schloss in die unterbrochene Probe, noch völlig gefangen gehalten durch den persönlichen Zauber, den der Kaiser auf mich geübt. — Am Morgen des folgenden Tages wurde mir im Auftrage Sr. Majestät ein prachtvoller Ring mit einem Solitair überbracht, ein leuchtendes Erinnerungszeichen an die Audienz bei Kaiser Wilhelm I., dem Unvergesslichen!

* * *

Und nun mein letztes Gastspiel in Berlin. Lag es auch schon unter den trüben Schatten des nahen Abschieds „für immer" — eine unsagbare Freude gewährte es mir doch, dass ich am Ende meiner Thätigkeit noch des Glückes theilhaftig ward, vor meinem so innig verehrten und geliebten Kaiser und seiner durchlauchtigsten Gemahlin nicht nur mein künstlerisches Können zu bethätigen, sondern auch die hohe Auszeichnung erfuhr, durch wiederholte Ansprachen in der kaiserlichen Loge beglückt zu werden. Die zauberhafte Gewalt, die unserem jungen Monarchen eigenthümlich, muss ihm Jeden unterthan machen, dem die Ehre widerfährt, vor ihn hintreten zu dürfen! Der scharfe Blick, „ein Auge wie Mars, geboren zum Drohen und zum Gebieten", das rasche, energische Wort, der Sonnenschein des Lächelns — das Alles bildet eine Fülle von Vorzügen, die auf einen gefestigten Charakter deuten und des grossen Briten Wort: „Nehmt Alles nur in Allem, er ist ein Mann" zur Wahrheit werden lässt.

Mit bestrickender Liebenswürdigkeit hatte der Monarch die Gnade, nach der Vorstellung des „Königslieutenants" mich persönlich zu einer Soirée im „Neuen Palais" nach Potsdam anderen Tages einzuladen, wo eine englische Schauspielerin, Miss Siddons, Scenen aus Shakespeare vortragen würde. Es war nur eine kleine Gesellschaft von etwa 20 Personen. Miss Siddons las vorzüglich aus Heinrich VIII. und Macbeth, desgleichen ganz ausserordentlich Lustspiel-Scenen von Sheridan Knoweles, welche höchlich ergötzten und den Kaiser veranlassten, mit mir über deutsche und englische Bühnenkunst zu sprechen, — ein Gespräch, welches einen überraschenden Einblick gestattete in das grosse, vielseitige und abgeklärte Wissen des Monarchen in dieser ihm doch ganz abseits liegenden Sphäre.

Nach der Aufführung der „Royalisten" — mein vorletzter Gastspielabend — welchen beide Majestäten durch ihre Anwesenheit auszeichneten, wurde ich abermals in die kaiserliche Loge befohlen, wo ich gar viel Erfreuliches, Hochehrendes, Huldvolles zu hören bekam, und der Kaiser mir schliesslich gnädigst sein Bild mit seiner Unterschrift in prächtigem Rahmen überreichte — ein kostbares Erinnerungspfand an den 13. Januar 1896, das mir ewig theuer bleibt.

* * *

Hell schien die Sonne am Morgen des 14. Januars, als wollte die Allerwärmerin mir ein freundlich Grüssen in die bang bewegte Brust senden! Weiss Gott, mir that's Noth! — denn centnerschwer lag's auf mir. „Leben heisst kämpfen!" sagte Voltaire, und nun sollte ich die Waffen strecken und mich auf die Bärenhaut legen, — und wenn man nicht müde vom Kampfe ist, trägt man nach dem Ruhebett kein Verlangen! Doch all die trüben Grübeleien wurden verscheucht durch die Beweise der Freundschaft, Anhänglichkeit und Werthschätzung, die ich im Laufe des Tages erfuhr. Meine Wohnräume glichen einem Kaufbazar und waren durchfluthet von Blumenduft!

Der Abend kam heran und mit ihm das letzte Glockenzeichen, der Vorhang rauschte empor, mein Blick umfasste noch einmal diese bunte Scheinwelt, die mir so unendlich theuer war.

Wie mir selbst entrückt, hörte ich die jubelnden Zurufe eines mir allzeit freundlich gesonnenen Publikums, hörte ich mich selbst meinen Dank aussprechen — der völlig anders klang, als ich mir's vorher überlegt hatte — sah mich umringt von Lorbeer mit prächtigem Bänderschmuck, vernahm mich feiernde Reden von Freund Grube, mich ehrende Worte vom Grafen von Hochberg, Festgesänge, empfing Händedrücke, Umarmungen — Küsse — und kam erst zu mir, als ich mit meiner Frau im Wagen sass, der von einer hochrufenden Menge umdrängt war, und die frische Winterluft mir die Stirne kühlte! —

Im nachbarlichen Freundeshause, an lorbeer- und rosengeschmückter Tafel, im Kreise geliebter Menschen — fand ich mich dann wieder! —

Der folgende Tag brachte mir eine nachträgliche Jubiläumsfeier, wie sie wohl — ich darf es sagen — selten einem Schauspieler zu Theil geworden.



Haase beim Kartenspiel Dörings und der Frieb-Blumauer.

*) Fand 1886 statt. Mein 40jähriges.

Das Bankett, welches ein illustres Festcomité mir zu Ehren arrangirt hatte, ist ausführlich in allen Blättern beschrieben worden. Der reichgeschmückte grosse Saal des „Kaiserhofes“ war der Sammelplatz einer mehr als stattlichen Anzahl bedeutender und lebensfroher Männer, sowie schöner Frauen. Behagliche Heiterkeit durchzog vom Beginn der Festlichkeit an den Raum und stieg zu heller Lustigkeit empor, je weiter der Stundenzeiger fortschritt. —

Mein Platz an der Festtafel war zwischen den Herren Grafen von Hochberg und von Kanitz.

Nach dem „Hoch“ des Grafen von Hochberg auf unseren Kaiser folgten Ansprachen von grosser Herzenswärme, voll behaglichen Humors, gehalten vom Geheimrath Ernst Wichert, Dr. Vollrath, Geheimrath von Gottschall — mein alter Gönner aus Leipzig, der mir die Freude bereitet hatte, zu diesem Fest nach Berlin zu kommen, — Hermann Nissen, als Präsident der Bühnengenossenschaft, die mir die Auszeichnung erwies, mich zu ihrem „Ehren-Mitgliede“ zu ernennen, — Max Grube, Dr. Oscar Blumenthal, — der bei Ueberreichung einer künstlerischen Adresse der lustigen Hoffnung Ausdruck gab, dass mein „erstes Wiederauftreten“ am — „Lessing-Theater“ stattfinden möge, — Intendant Prasch, der mit begeisterten Worten mir im Namen des „Berliner Theaters“ einen prächtigen silbernen Lorbeerkranz übergab, — — dazu Musikvorträge von: Georg Liebling, Heinrich Grünfeld, — Declamation von Max Hofpaur und — ein reizend Rococo-Intermezzo der kleinen Ballet-Elevinnen der Kgl. Oper, das schon in dem graziösen Einacter „Mr. Balanceux“ von Benno Jacobson gelegentlich meines Abschiedsgastspiels sich herzlichen Beifalls erfreute. Die zwölf kleinen Damen überreichten mir einen prunkvollen silbernen Tafelaufsatz, ein Geschenk von treuen Freunden, den allerliebste, von Max Grube verfasste Verse begleiteten, die von dem „Feechen“ des Kgl. Schauspielhauses, der kleinen Cerigioli, mit rührendstem Ausdruck vorgetragen wurden.

Durfte ich da nicht mit Recht meinen heissen Dank mit den Worten beginnen: „Ich komme mir vor wie in einem Feenlande, als schliefe ich tief und wünschte kein Erwachen!“ — und ihn ausklingen lassen auf die drei herrlichen Elemente in unserem Dasein: „Die Kunst, die Freundschaft und die Herzensgüte, die so liebevoll und hold zu mir gesprochen?“ — —

Mit der urdrolligen Rede Benno Jacobson's, der seinen bekannten Schusterjungen „Fritz Ahle“ zu Worte kommen liess, damit wahre Lachsalven entfesselnd, und dem schnurrigen Bänkelliede Krolop's, der leider nun zu den Todten zählt, hatte der Frohsinn und die Lachlust den Gipfel erreicht, auf dem sie sich bis zum Morgengrauen ungeschwächt erhielt. Walzte ich alter Herr schliesslich doch noch frisch und fröhlich mit der anmuthigen Jenny Gross um 6 Uhr durch den Saal!!

* * *

Verrauscht sind die Feste, verklungen die Weisen, die duftigen Kränze welk und verdorrt. Was ich erlebte, getreulich habe ich es erzählt, wie ich's vermochte. Ich bin zu Ende! Was werde ich noch erleben? Mein Schifflein, das so lange Jahre auf den Wogen des Daseins trieb, — es liegt jetzt geborgen im sichern Hafen, fest verankert, nur ganz sanft, kaum bemerkbar hin und her bewegt.

Von der herrlichen Bühnenwelt nahm ich für immer Abschied — „der Rechen ist gefallen hinter mir!“ — Und nun schicke ich mich an, dem freundlichen Leser „Lebewohl“ zu sagen, der mir bis hierher gefolgt ist, muss mich losreissen von diesen Blättern, denen ich so Vieles anvertraut habe! . . . Draussen auf meinem Balcon tummeln sich dreist ein Paar struppige Spatzen, als wären sie bei sich zu Hause. Wie dumm-drollig sie mich mit ihren Aeuglein ansehen! Was wollt ihr hier, ihr gefiederten Vagabunden? Wollt ihr es von den Dächern pfeifen, dass der Haase sich zur Ruhe gesetzt hat, dass er spazieren geht und stundenlang sich über seine Costümblätter, seine alten Kupferstiche beugt? Aus hunderten, herzlich bewahrten Zeichen treuen Gedenkens, aus halb vergilbten Briefen und Blättern steigt er auf, der traute Duft der Vergangenheit. — —

Der Herbstwind fegt über den Balcon hinweg und treibt drüben, im Thiergarten, die welken, raschelnden Blätter zu Hauf. Wie ernst blicken sie, diese dünnen Zweige, diese halb entlaubten, stolzen Aeste! Und sie nahen mir wieder alle die Gestalten, die ich von ganzer Seele schuf, denen ich mein Herzblut gegeben. Mephisto schleppt hähmisch lächelnd seinen Klumpfuss, Tartuffe hebt unter der Allongen-Perrücke frömmelnd die Augen, Carlos quält mit seiner kalten, grausamen Logik den wankelmüthigen Clavigo, Jago sinnt seinen teuflischsten Plänen nach, Cromwell zieht die düstern Fanatiker-Brauen zusammen, Dorfrichter Adam schielt mit angstvoller Miene nach Frau Marthen, Chevalier Rocheferrier stäubt sich hüstelnd die braunen Prisenreste von seinem Rock, Graf Thorane spricht mit tiefer Wehmuth und zitternder Stimme sein: „Adieu — Adieu pour toujours!“ — —

Auch mir ist weh um das Herz und ich fühle, wie mein Auge feucht wird. — Da tritt zu mir ein liebliches Wesen und schlingt sanft den Arm um mich — die gütigste aller Feen, die Trösterin „Erinnerung“! Durch sie leben wir ein zweites Leben, spinnen uns ein in das goldene Netz der Träume. Und aus melancholisch raschelndem Herbst wird heiter-lachender, goldiger, unvergänglicher Frühling! –



F. Stahl. Ehrenschleifen für Friedrich Haase.



Seebad Ostende. Beim Nahen der Fluth.
Originalzeichnung von C. H. Kuechler.



In der Wandelhalle des Club Privé du Cursaal zu Ostende.

Intimes aus Ostende.

Von **Georg Buss.**

[Nachdruck verboten.]

Gen Ostende! Aus aller Herren Länder ziehen sie in den Sommermonaten hin, denn Ostende ist ein Weltbad. Selbst die Japaner und Chinesen fehlen nicht in diesem Völkergewimmel, dessen Sprachengewirr mit jenem aus Anlass des babylonischen Thurmbaues verzweifelte Aehnlichkeit besitzt. Diese Fülle von Typen und dieser Glanz wechselvoller Toiletten! Diese Grazie und berückende Anmuth und hinwiederum diese brutale Plumpheit und plebejische Nüchternheit in den Erscheinungen aller der Tausende, die da auf der Digue angesichts des Meeres auf- und abwandeln oder am Strande und auf der Terrasse vor dem grossartigen Kurhause sitzen, lachend, plaudernd, schimpfend, kokettirend, wie es Laune und Augenblick ihnen gerade eingeben.

Frische, feuchte, köstliche Salzluft — die Lungen saugen sie mit unendlichem Behagen ein. Weit dehnt sich die Brust, wenn vom bewegten Meere, das unermüdlich seine Wogenkämme klatschend auf den Strand wirft, eine frische Brise über die Digue, die Hotels und die festlich heiteren Villen dahinstreicht. Das bringt Kraft und Gesundheit, erfrischt die Lebensgeister und stählt den Muth. Und wie grossartig, wenn diese Nordsee zornig wird, im Sturme droht und tost und in empörter Raserei andonnert gegen den Damm, den Menschenhände ihr gesetzt haben. Für schwache Nerven mag das kein Schauspiel sein, wohl aber erbauen sich an ihm alle trotzigen und starken Seelen, die an wilder Naturschönheit Freude haben.

Aber nun ist das Meer ruhig, glänzend in der Morgensonne Schein liegt es da, schmeichelnd und kosend ladet es zum Bade ein. Gross und Klein, Dick und Dünn, Herren, Damen und Kinder — diese ganze bunt zusammengewürfelte Menschheit drängt an der Place de l'Ouest zu den langen Colonnen der Badekarren hin, um sich in die Salzfluth hinausfahren zu lassen, dort im Badecostüm den Karren zu entsteigen und die Glieder in das erquickende Nass zu tauchen. Wenn's nur so leicht wäre, in diesem Ansturm einen Badekarren zu erobern! Gewiss, Gewandtheit und Energie gehören dazu, aber auch ein hartes Herz.

Stählern muss dieses Herz sein, wenn Dich die Gluthaugen einer schönen Spanierin bittend anschauen oder gar eine zierliche Pariserin hülfeflehend anlispelt. Wer vermöchte da zu widerstehen? Schönen Frauen ist das Glück immer und ewig hold, auch in Ostende, und zuerst bevölkert sich die kosende See mit einer Menge farbenprächtig gekleideter Najaden, deren Nacken und Arme in der feuchtfrischen Luft verführerisch wie Alabaster schimmern. Dann erst folgen die höflichen Tritonen, die sich selbstverständlich an dem Anblick der Meerbewohnerinnen nach Kräften laben.

Diese Meerbewohnerinnen — manche von ihnen ist so halb und halb eine Venus Anadyomene, eine Art schaumgeborener Göttin, die allerdings nicht Nektar, wohl aber den prickelnden Schaum des Champagners zu schlürfen liebt. Was ist der indische Schleiertanz, was das Pantomimenspiel der japanischen Geishas, was der koketteste Tanz einer abendländischen Balleteuse gegen das lose Spiel solcher aufgeputzten Meeresgöttinnen! Sieh da, die drei Pariserinnen! Schon an der Table d'hôte des vergangenen Tages fielen sie auf durch ihre königliche Haltung, den Adel ihrer Bewegungen, die seltsame Farbe ihres Haares und durch die Schärfe ihrer Blicke, welche wie Röntgenstrahlen die Goldfüchse in den Portemonnaies der gegenübersitzenden Herren zu erkennen schienen. Jetzt fallen sie noch mehr auf, denn ihre Costüme sind in Stoff, Farbe, Schnitt und Besatz geradezu bezaubernd.

Doch halt — was ist das? Der Klang eines Hornes zieht über die See — der Wächter am Badekarren hat den Warnungsruf erschallen lassen und zugleich schwenkt er die Fahne. Ein allgemeines „Sauve qui peut" nach den Badekarren ist die Folge, denn die Fluth steigt an und immer schneller an und nicht lange wird es dauern, bis das Meer gegen die Digue klatscht. Nur in der Ferne streicht noch ein Kahn dahin, der einen kühnen Schwimmer, der sich zu weit in die See hineingewagt, schützend aufgenommen hat. Bald liegt das Meer verlassen da und all der Spuk der Weltstadt-Najaden ist verflogen.

Erst nach Eintritt der Ebbe bevölkert sich wieder der Strand. Hunderte hocken, sitzen, stehen und plaudern hier. Rudel geputzter Kinder wühlen den Sand auf, bauen Burgen, graben Canäle und suchen Muscheln. Auch die Pêcheuses de crevettes in ihrer eigenartigen Tracht und mit ihren Netzen tauchen an abgelegenen Stellen auf, um die kleinen Krebschen, welche das zurückgetretene Meer hinterlassen hat, für die unersättlichen Gourmands zu sammeln.

Aber wir schlendern und bummeln weiter. Hinein in die Stadt? Nun, sie hat ihre Geheimnisse, die mit dem Ewig-Weiblichen in Verbindung stehen, ihre eleganten Locale, ihre Conditoreien, ihren Park und auch ihre verschwiegenen Salons, wo gespielt wird. Der Grossstädter vermisst in Ostende eben nichts — gar nichts.

Unser Weg geht zum Curhause — zum „Club privé du Cursaal". Um Mitglied dieses Clubs zu werden, ist ein von zwei Mitgliedern des Clubs befürwortetes schriftliches Gesuch einzureichen. Die Aufnahme hängt von der Ballotage ab. Nach Erledigung dieser Formalitäten zahlt man zwanzig Francs Eintrittsgeld und die Freuden des Clubs erschliessen sich dem neuen Mitglied. Mit dem Abonnementsbetrag für den Eintritt in's Curhaus hat jenes Eintrittsgeld für den „Club privé du Cursaal" nichts zu thun. Der Club ist, wie wohl seine Räume im Curhause liegen, eine besondere Einrichtung, die wesentlich für die Freunde und Freundinnen des Rouget-et-noir und des Trente-et-quarante bestimmt ist. Der Spielsaal ist denn auch der vornehmste Raum des Clubs. Von zehn Uhr Morgens bis in die sinkende Nacht hinein wird in ihm gespielt, just so wie im Casino zu Monte Carlo. Und doch ist ein Unterschied dabei; in Monte Carlo wird das Spiel öffentlich getrieben und gegen blosse Vorzeigung der Visitenkarte ist der Eintritt in den Cercle des Étrangers gestattet, in Ostende aber ist das Spiel aus gesetzlichen Gründen der Oeffentlichkeit entzogen und zur Privatsache gemacht. Darum auch der Club und die Mitgliedschaft.

Sehr nobel geht es im Club zu. Wer hier spielt, weiss seine kochende Leidenschaft, seine Goldgier und seinen Ruin hinter glattem Aeussern zu verbergen. Statt baarer Münze werden Marken gesetzt, die man an der Casse kauft.

Wer nach diesen verborgenen Genüssen Ostendes beim Grauen des Morgens einen erfrischenden Spaziergang über die Digue macht, begegnet zu seinem Erstaunen schon dem kräftig strampelnden Völkchen der Radler. Sie müssen sich in aller Herrgottsfrühe auf den Weg machen, denn später ist ihnen die Benutzung der Digue aus Verkehrsrücksichten untersagt. Flirrend sausen die Räder mit ihren Reitern und Reiterinnen vorüber, während vom Meere her kühl und labend der Wind weht. Ein All Heil! den wackern Collegen und Colleginnen.



Spielende Kinder am Strande zu Ostende.



C. H. Kuechler. Radfahrer-Corso auf der Digue zu Ostende.

Faiful.

Novelle von **Anton Freiherr von Perfall.**

[Schluss.] [Nachdruck verboten.]

Und jetzt war Helene selbst erfüllt von der unreinen Gluth und genoss begehrlich dieselbe Liebe. Er hatte ja keine andere zu vergeben. Und das Ende — er kannte es ja doch! Schon kroch in unbewachten Augenblicken der Ekel, der Ueberdruss heran. Das war eigentlich erst der rechte Mord — Seelenmord, den er beging.

„Aber Du bist heute ein fauler Capitain", meinte Helene.

„Warte nur, jetzt kommt gleich die Ueberraschung."

Die Faiful fuhr in den Canal, der in den Schilfsee führte.

„Ja, wohin führst Du mich denn?"

„Zu einem gar lauschigen Plätzchen."

„Ja!" Helene lächelte lüstern. „Wenn Du dort aber auch so langweilig bist, so brauchen wir es gar nicht, das lauschige Plätzchen."

Rolf sah zärtliches Verlangen aufleuchten in ihren Augen.

Sie fuhren in den Schilfsee. Das geknickte Schilf kennzeichnete noch den Platz, wo die Faiful damals gelegen.

„Ach, das ist ja reizend", sagte Helene um sich schauend. „Ein köstliches Koseplätzchen! Für wen hast Du denn das entdeckt?"

„Für wen glaubst Du wohl?" sagte er. „Für Sascha vielleicht."

Er schüttelte den Kopf. „Oh nein!"

„Für Faiful! Um von ihr ungestört träumen zu können?"

„Du erräthst es doch nicht. — Für Ernst von Saltern."

„Das glaube ich Dir gar nicht. Ernst hätte es mir längst verrathen."

„Hätte er vielleicht auch, wenn er Zeit dazu gehabt hätte. Es war eine Stunde vor seinem unglücklichen Ende, dass ich ihn hierher führte.

Helene schien mehr verdrossen, als erschreckt. „Oh Rolf, wie kannst Du mir das anthun? Dass Du nicht fühlst, wie qualvoll mir diese Erinnerung sein muss."

„Das fühle ich wohl. Aber einen frommen Gedanken wollen wir ihm doch Beide bewahren und dazu ist dieser Platz wohl der geeignetste."

„Warum gerade dieser Platz?"

„Wir gestanden uns hier Dinge, die Männer sich sonst nicht zu gestehen pflegen, ich — meine Liebe zu Dir — er, alles was er von Dir wusste. Der Schluss war ein Händedruck, herzliche Vergebung —"

„Und eine Stunde darauf, sagst Du — — entsetzlich!" Helene barg ihr erhitztes Antlitz in beide Hände.

Rolf erhob sich jäh von seinem Sitze bei diesen Worten. Sie gingen ihm durch Mark und Bein; wie damals, als Sascha sie gesprochen. Immer wieder diese sinnlose Verbindung!

„Was willst Du damit sagen: Eine Stunde darnach? Was hat das, was in einer Stunde geschah, mit dem zu thun, was hier geschehen? Könnt ihr denn nichts trennen? Nichts auseinander halten? Zuletzt macht ihr Einen selbst ganz verrückt, dass man Dinge glaubt und sieht, — verbindet und verquickt, die — die gar nicht — Aber Du hast recht — ganz recht — ein Dummkopf bin ich." Er blickte auf das thränenfeuchte, von der Erregung geröthete Antlitz. Der Matrosenkragen stand weit offen, weiss wie Mövengefieder schimmerte der volle Hals, umringelt von dunklem Gelock. Ein frevelhaftes und doch unbezwingliches Verlangen stieg in ihm auf. Seine eben noch rauhe Stimme nahm jetzt einen weichen Klang an und er näherte sich faunisch lächelnd, Helene.

„In einem lauschigen Winkel mit einem jungen schönen Weibchen wie Du, ist alles Unsinn, bis — auf Eines —"

Er kniete vor ihr und zog die Widerstrebende herab zum heissen Kusse.

„Rolf! Hier nicht! Hier nicht!" flehte sie.

„Gerade hier sollst Du es hören, dass ich Dich bis zum Wahnsinn liebe, jeden Blick Deines Auges, jedes Haar auf Deinem Haupte, Deinen süssen Mund — den Duft Deines Leibes, Dein ganzes Sein und Leben, und wenn sein Schatten uns umschwebt —"

„Rolf, frevle nicht!" Sie legte die kleine Hand auf seinen Mund.

Er zog sie an seine Brust. „So soll er es wissen, dass er Dich nie besessen, dass ich nur nahm, was längst mein Eigen, dass ich seiner Ohnmacht lache, mit der er sich zwischen unsere Küsse drängen will —"

„Rolf!" Ein leichtes ohnmächtiges Sträuben, dann lag sie an seiner Brust, weltvergessen, horchte seiner Liebesworte, welche das Schilf mit geheimnissvoller Geschwätzigkeit vertausendfachte, blickte auf die, leise sich wiegenden, weissen Rosen, die sich haschenden Libellen; und immer heisser wurden die Worte, immer wilder nickten die Schilfbüschel, immer höher schaukelten die Rosen und gieriger haschten sich die Libellen. — —

Die Faiful landete gerade noch rechtzeitig vor Ausbruch eines Gewitters. Rolf verliess sie in heftiger Erregung, fahlen Antlitzes. Seine zitternde Hand vermochte nicht einmal den Segelriemen zu lösen. Helene musste helfen. Er begab sich sofort auf sein Zimmer, das Fieber schüttelte ihn. Kein Wunder! Völlig durchnässt — eine Frau am Steuer — das Boot nur nothdürftig geflickt und ein Wetter im Anzuge.

Die Faiful hatte wieder Ruhe, man sprach nicht mehr vom Segeln.

Wenige Wochen darauf machte Helene ihrem Gatten ein freudiges Geständniss, welches die Ausübung dieses Sportes ohnehin nicht mehr angezeigt erscheinen liess.

Man erwartete den langersehnten Erben auf Stolzenfels.

Helene beunruhigte das völlig veränderte Wesen ihres Gatten. Krankhafte Zärtlichkeit und Besorgniss, wechselten mit zornigen, völlig unmotivirten Erregungen, die oft die Grenze des Anstandes überschritten. Oft überraschte sie ihn in seinem Zimmer dumpf brütend, auf die Fläche des Sees hinausstarrend. Er verwies ihr dann stets in rauhen Worten ihr heimliches Herumschleichen und Ausspähen.

Und wie eine Welle die andere erzeugt, so ging es mit ihren Gedanken, immer unförmlicher, immer drohender wälzten sie sich heran.

Eine Schuld lastete auf ihm! — Sie dachte seiner sündhaften Worte damals auf der Faiful. Liebe kann selbst einem Verbrechen seine Schauer nehmen.

Leere Worte! Wer wird daraus Schlüsse ziehen. — Sie dachte des Augenblicks, als er triefend, von Liebe geschüttelt vor sie hintrat, mit der entsetzlichen Meldung vom Tode Ernst's. — Wen schüttelte da das Fieber nicht? Wer hat da Worte —.

Sie dachte seines Aussehens, als er sie in Capri aufsuchte, um Jahre gealtert, ergraut, gebeugt. Sehnsucht vollbringt diese Verheerung nicht in einer Natur wie Rolf's. Dann kam aber ein Jahr der Freude, des reinsten Glückes, ungestörten Friedens. Er verjüngte sich wieder in seiner Liebe. War das Glück? Friede? Oder Sinnentaumel, Betäubung?

Sie kam zu dem Tage der Segelfahrt. Da begann die räthselhafte Veränderung. Die Scene im Schilfsee trat in ihrem ganzen Frevelmuth vor ihre schamerfüllte Seele. Wäre es das? Hätte er wirklich ihn heraufbeschworen, den Schatten des Todten? Drängte er sich nicht mehr ohnmächtig, sondern immer mächtiger zwischen ihre Küsse? Aber was wollte er denn? Was hatte er für ein Recht dazu? Sie hat ihm die Treue gehalten, mehr, ihm das Innerste der Seele blossgelegt, und er hat verziehen! Auch ihm verziehen! Eben dort im Schilfsee. — Eine Stunde vor seinem Tode, — halt! Dann gehört die Schuld dieser dunklen Stunde an. Sie hielt sich die Augen zu, die Ohren, um nicht zu hören, zu sehen, und sah erst recht, hörte erst recht. Sie wollte nicht mehr denken und musste doch denken. Wahnsinn war es! Heller Wahnsinn!

Das Entsetzen hat es ihm angethan, als er den Freund versinken sah.

Sie umspähte ihn jetzt, belauschte seine immer häufiger werdenden Selbstgespräche. Oft begegneten sie sich auf gleichen Wegen. Auch er suchte etwas in ihr, dann prallten sie Beide beschämt vor einander zurück.

Es lag etwas Feindliches in diesem Umkreisen. Seine Küsse waren jetzt kalt. Hohl lärmende, rohe Derbheit trat an die Stelle hinreissender Leidenschaft, und die Ernüchterung folgte rasch. —

Auch nach Aussen hin mehrten sich die bedenklichen Zeichen. Das Schmerzlichste aber für Helene war, er sprach nie von der grossen Erwartung des Hauses, und wenn sie selbst schüchtern darauf hinwies, wich er aus, und schwere Sorge lagerte auf seiner Stirn. Helene hatte nur noch eine unklare Hoffnung — Sascha! Sie wusste unbedingt mehr als sie.



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

Aquarell-Facsimile-Reproduction von Rich. Bong in Berlin W.

M. Nonnenbruch. Waldeinsamkeit.

„Wenn Du einmal meiner dringend bedarfst, so telegraphire nur Sascha Tamboo, Wien", sagte sie beim Abschied.

Sie wagte es jedoch nicht, ohne eine Bemerkung zu Rolf, die Freundin kommen zu lassen. Da kam sie gut an. Er gerieth in Zorn. Ob sie denn vergessen habe, in welchem Verhältnisse zu Sascha er gestanden. Eifersüchtig sei sie einmal nicht, das mache wohl die Saltern'sche Schule. Wenn seine Gesellschaft ihr nicht mehr genug, könne sie ja doch noch ein paar Monate warten, auf den Dritten. So gab sie ihren Plan auf.

Je näher ihre Zeit rückte, desto mehr empfand Helene das Bedürfniss einer Klärung zwischen sich und Rolf, einer offenen Aussprache. Endlich fasste sie sich ein Herz. Sie begann vorsichtig mit ihren eigenen Bedenken.

„Rolf, ich muss Dir etwas gestehen. Du musst aber nachsichtig sein. Weisst Du, wenn wir Frauen uns in diesem Zustande befinden, dann kommen uns allerhand Gedanken. Das macht die Angst, die Sorge. Man steht doch immer mit einem Fusse im Grabe. Mir ist es oft — — ich muss in der letzten Zeit so viel an Ernst denken — ob wir nicht doch — ob er nicht zürnt auf uns."

Rolf, welcher ihr ruhig zugehört, lachte in seiner stillen Weise.

„Das hätte Dir allerdings etwas früher einfallen sollen. Da bewunderte ich immer Deine holde Gleichmuth, z. B. damals, als wir zum ersten Male segelten. Offen gesagt, ich war neugierig darauf. — Du hieltest Dich sehr tapfer, als ob die Faiful das unschuldigste Ding von der Welt wäre. Ich freute mich damals darüber. Ich ging in meiner Freude wohl etwas zu weit. Und jetzt kommst Du ohne alle Veranlassung — nun ja, Du sagst es ja selbst, Dein Zustand ist daran schuld — aber gerade der verpflichtet Dich, Dir solche Schrullen nicht in den Kopf zu setzen."

„Nein, Rolf, Du bist daran schuld! Dein völlig verändertes Wesen."

„Ich? Ich soll daran schuld sein? Soll am Ende ich auch an zürnende Geister glauben? Ich sage Dir aber, ich glaube an keine zürnenden und keine wohlwollenden. Hirngespinnste, weiter nichts. — Gebilde unserer überreizten Phantasie. — Todt ist todt. Ganz gleichgültig, wo und wie man übergegangen in diese neue Form des Daseins, ob im Nassen oder im Trocknen, ob freiwillig oder — oder —"

Er stockte. — „Nun, oder gewaltsam. Das Ding klebt immer an der Erde. Aber etwas Anderes lässt sich nicht ausgleichen. Die Thatsachen, die können beunruhigen! Die beunruhigen mich auch, das läugne ich auch gar nicht, z. B. die Thatsache — es ist vielleicht gar keine Thatsache — aber ich könnte sie dafür halten, dass ich Saltern in seiner Todesnoth nicht so beigestanden, wie es sich für Männer, für einen Freund geziemt."

„Rolf!" rief Helene, in ihrem seligen Gefühle, endlich einmal sein Herz sich öffnen zu sehen. „Du hast das Menschenmöglichste gethan, ich wollte es vor Gott feierlich beschwören."

„Das wäre sehr unvorsichtig, mein Kind. Warst Du dabei? Hast Du mit angesehen, was da unten vorging in der Tiefe? Das Ringen mit ihm um das Leben? Weisst Du, was ich dabei gedacht? — denken konnte? — Weiss ich es selbst, kann ich es selbst bemessen? Und doch hängt es davon allein ab, ob es ein Unglück war, oder —"

Alle seine Muskeln spannten sich in dem verzerrten Antlitz, wie zum Widerstand. Seine Brust wogte ungestüm.

„Ein Mord!" kam es dann gepresst heraus.

Er sank auf einen Stuhl ermattet und gebrochen.

Helene ächzte laut auf, wie ein verwundetes Thier. Ein spitzer Schmerz durchzuckte sie und sie presste die Hand gegen die Brust.

Da erwachte Sturza wie aus einem Taumel. Helene war leichenblass geworden, es kostete ihr Mühe, sich nur aufrecht zu erhalten. Was hatte er gethan? Einen neuen Mord begangen — einen Doppelmord. Er stürzte auf sie zu, riss die Ohnmächtige leidenschaftlich empor.

„Es ist ja eine Lüge! Eine erbärmliche Lüge! Helene!" schrie er ihr in das Ohr. „Glaube mir nicht. Habe Erbarmen, glaube mir nicht."

Helene öffnete mühsam die Augen, ihr Gesicht war leichenfahl.

„Einen Arzt, Rolf, einen Arzt!" stammelte sie mit bebenden Lippen.

Auf seinen Hülferuf kam die Dienerschaft. Man brachte die Gräfin zu Bett. Ein Bote eilte zum Arzt. Das Schlimmste war zu befürchten.

Rolf wich nicht von ihrem Bette, liess ihre Hand nicht aus der seinen.

„Telegraphire Sascha, ich habe es ihr versprochen", bat Helene.

Er schrieb ohne Widerrede in grosser Hast die kurze Depesche und gab sie dem Diener, um wieder sofort auf seinen Platz zurückzukehren.

Unzählige Male rief er ihren Namen in allen Tonarten des Schmerzes, der Reue, innig flehend.

Sie drückte ihm nur leise die Hand, während sich auf ihrem schweissbedeckten Antlitze die Anzeichen des bevorstehenden Kampfes mehrten.

Der Arzt kam. — Rolf sah sich gezwungen, ihm Mittheilung zu machen, was sich ereignet! Er stammelte etwas von unerwarteter Nachricht.

Der Arzt tadelte rücksichtslos solche unbegreifliche Unvorsichtigkeit.

Rolf verliess gebeugt wie ein Gerichteter auf sein Verlangen das Zimmer.

Nacht! — Der Arzt war im Schlosse geblieben. Er sprach sich nicht deutlich aus, Rolf gegenüber. „Vor Allem Schonung und Ruhe, alles Andere liegt allein in Gottes Hand."

Rolf packte dieser Ausspruch des schlichten Mannes. In Gottes Hand!

Wenn es doch so wäre? Helenens Leben in eines Gottes Hand, eines rächenden, strafenden Gottes, die Schauer des Ueberirdischen packten ihn. Er warf sich in seinem Zimmer auf die Kniee und versuchte gläubig zu beten.

Umsonst! Er fand ihn nicht, den er suchte. Ja, sollte er denn nicht mehr herauskommen aus diesem höllischen Kreisel des Mordes, der ihn umgab und einschnürte, dass ihm die Luft ausging.

Es trieb ihn ruhelos umher. Nirgends fand er Frieden.

Im Mondlichte flimmerte der See. Wie Silber lag es auf dem Wasser.

Er starrte in die Nacht, auf jeden Laut horchend.

Oft war es ihm, als flüstere etwas um ihn, als sei er nicht allein, als streiche leise eine eisige Hand über sein Herz, das zu ermatten drohte.

Wenn todt doch nicht todt wäre, in seinem Sinne, mehr als blosse Verwandlung des Stoffes — doch Geister, rächende, schützende Geister — —

Wie sagte die Tänzerin? „Ich lasse Dich nicht — ich komme wieder, Du musst mir folgen." — Musste er ihr nicht folgen? Blickte sie ihn nicht aus Helenen's Augen entgegen? Wie sagte der unglückliche Freund? „Mein Schatten wird sich zwischen Euch drängen." — That er es nicht? Trieb er ihn nicht zum Wahnsinn? Aber warum? Die Schuld! Wo lag die Schuld? Im Begehren! Im Wünschen! Er sah die Gedanken, die mit ihnen aufleuchteten — wäre es nicht besser, er wäre gestorben? Ein krankes Leben für zwei blühende, hoffnungsvolle! Das war die Schuld! Da war er schon ein Mörder.

Ein Laufen und Flüstern auf den Gängen weckte ihn. Er riss die Thür auf.

Plötzlich ein markerschütternder Schrei, der das ganze Haus füllte.

Er sank in die Kniee und stammelte etwas wie ein Gebet, — dann wankte er vorwärts. — Die Wärterin kam ihm entgegen.

„Es ist überstanden! Gott schütze die Frau Gräfin."

Er nickte nur mit dem Kopfe und folgte ihr in das Zimmer Helenens.

An der Thür blieb er stehen. Eine dunkle Gestalt verdeckte ihm den Blick auf die Leidende, ihr eisiger Schatten gaukelte auf der hellen Tapete, bis zur Decke ragend.

Er glich Saltern mit dem gebeugten Rücken — der Arzt!

Er trat auf die Seite. Da leuchtete es schneeweiss wie eine lichte Wolke durch die Nacht. Er stürzte darauf zu. Helene lag in weisses Leinen gebettet, regungslos. Ueber das leidende Antlitz glitten noch die letzten Zuckungen des eben bestandenen Kampfes. Matt und langsam pochte ihr Puls gegen seine Finger, dass er kaum zu fühlen war. Nur müde schlug sie ihre Augen zu ihm empor.

„Rolf!" — Er sank in die Kniee und presste seine heisse Stirn, in der es fieberhaft raste, an ihre Seite.

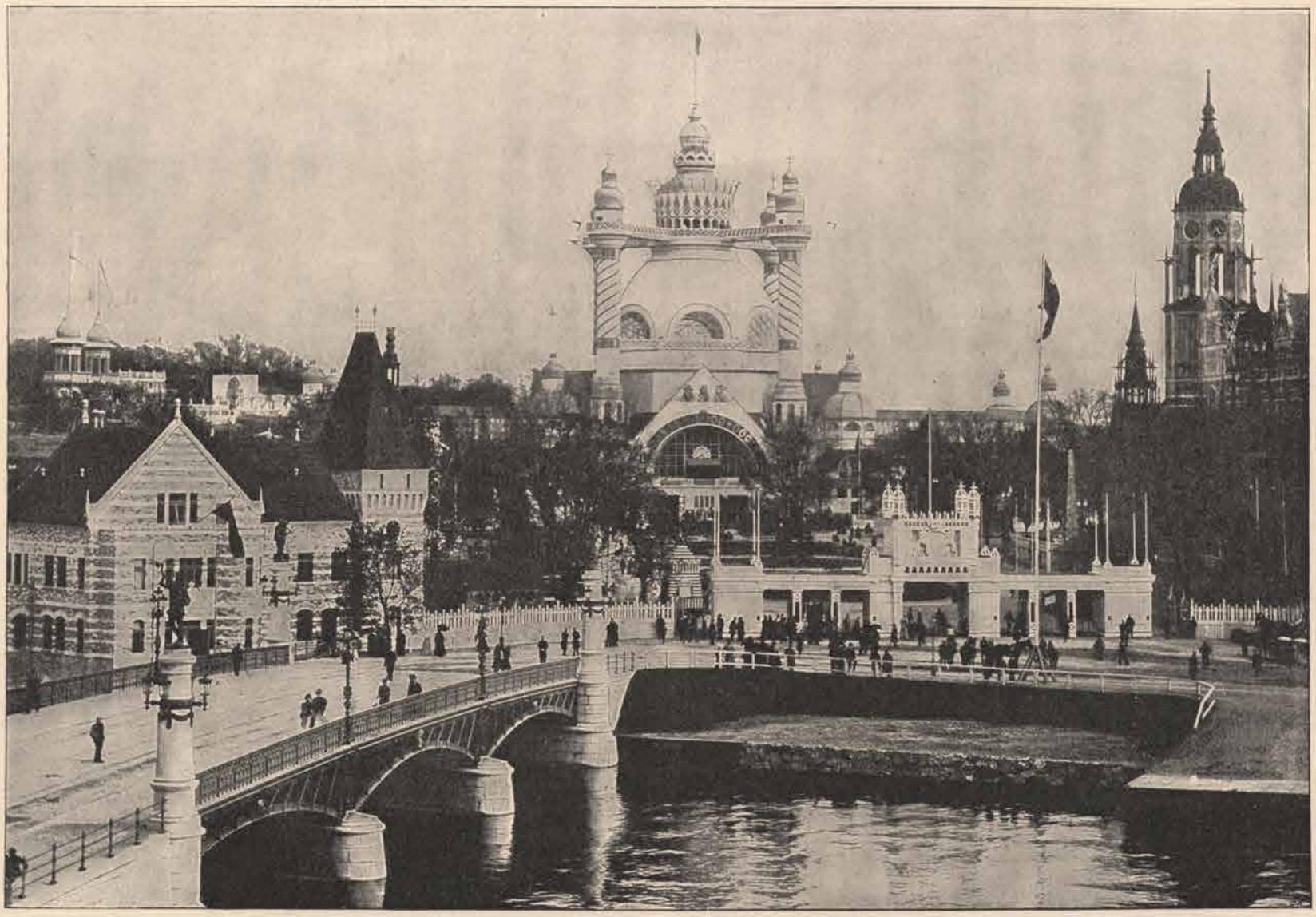
Ihre Hand legte sich wie ein Hauch auf sein Haupt. Für ihn war es eine Centnerlast. „Er rief mich! — Gar nicht böse. — Ich fürchte mich nicht. Wir werden die alten Freunde sein — wir alle um einen Tisch, wie damals — dort ist alles anders — ganz anders."

Sie griff mit der Hand in die leere Luft und liess sie schwer fallen. Die Augen schlossen sich, ein Lächeln glitt über ihr Antlitz, das rasch ein ernster Zug verscheuchte. — Das Haupt neigte sich auf die Seite.

Rolf gab keinen Laut von sich, er beugte sich stumm über die Todte, er fühlte keinen Schmerz — jetzt glich sie Faiful auf ein Haar. Er drückte einen langen Kuss auf ihre Stirn. Als er sich erhob, stand eine Frau mit einem weissen Packet im Arme vor ihm.

„Der Kleine, gnädiger Herr."

Beim Lichte der Kerze in der Hand der Amme flimmerten feine blonde Löckchen auf dem glänzenden kleinen Köpfchen des zarten Kindes. Zwei grosse blaue Augen starrten ihm daraus entgegen — Saltern's Augen.



Portal und Hauptgebäude der Allg. Kunst- und Industrie-Ausstellung in Stockholm.

Rolf beugte sich dicht darüber. Plötzlich lachte er grell aut.

„Das ist ja nicht mein Kind. Fort damit! Ich will es nicht sehen.“

Er stürmte zum Zimmer hinaus. Der Arzt glaubte ihm folgen zu müssen.

„Bemühen Sie sich nicht,“ sagte er zu ihm. „Nur die Aufregung! Natürlich ist es mein Kind! Ich brauche Fassung. Lassen Sie mich allein.“

Drei Stunden darauf kam Frau von Tamboo auf Stolzenfels an, trotz der hastigen Reise, zu spät. Ihre zweite Frage war nach dem Grafen.

Er sei in seinem Zimmer und habe befohlen, Niemanden vorzulassen.

Sascha begab sich zu der Todten.

Das kurze Leid vermochte noch nicht diesem Antlitze die Schönheit zu rauben. Um den Mund zuckte es für Sascha, wie letzte Liebeswonne.

Man brachte ihr das Kind. Auch sie machte eine überraschte Geberde bei seinem Anblick. Die Amme erzählte verdrossen die Scene mit dem Vater.

„Als ob das arme Wurm Schuld trüge am Unglück, das es angerichtet.“

Jetzt hielt es Sascha nicht länger. Sie ging ohne Anmeldung auf des Grafen Zimmer. Es war nicht versperrt und — leer.

Sie spähte scheu in allen Winkeln, gefasst auf den schlimmsten Anblick. Da blieb ihr Blick auf den Schreibtisch haften. Ein geschlossener Brief lag darauf. Die fest geschriebene Aufschrift lautete: „An Frau von Tamboo!“ Sie riss den Brief ohne weitere Gedanken mit fliegender Hast auf und las:

„Theure Sascha!

Du weisst Alles! Es giebt Verbrecher, die nur der Thäter selbst richten kann. Vor der Welt würde ihn ein Geständniss zum Narren stempeln. Ich habe deren mehr als eines auf mich geladen. Es ist höchste Zeit, dass ich das Urtheil vollziehe. Es wäre doch ungerecht, wenn es für mich milder lauten würde, als für die arme Helene. Und das Kind? wirst Du sagen. Siehe es an und Du wirst mich begreifen. Ich könnte ja noch mehr sagen, aber die Verachtung steht nicht im Urtheil. Ich könnte ihm doch kein Vater sein — besser so. Es ist mein Vermächtniss an Dich. Ich weiss, Du nimmst es an, denn Du hast mich geliebt. Es soll nie mein Schicksal erfahren. Die Faiful ist an Allem schuld. Rolf.“

War das Wahnsinn? Oder ein gerechtes Gericht? Sie wagte es nicht zu entscheiden. Sie drückte einen Kuss auf den Namen.

Draussen zerstoben die dichten Nebel. Im Flimmerglanze der Morgensonne dehnte sich die weite Fläche des Sees. So weit der Blick reichte — alles leer! Sascha eilte zum Bootshause, von neuer Hoffnung beseelt. Die Thür stand weit offen, der Platz, wo sonst die Faiful lag, war frei.

Wenige Minuten darauf sass Sascha vor der Todten, das Kind im Arme.

„Jetzt bist Du mein, kleiner Rolf, und Niemand soll Dich mir rauben!“

Sie bedeckte das zarte Köpfchen mit ihren Küssen, erfüllt von Mutterglück, und die blauen Augen lachten ihr entgegen, so schuldlos, wie der junge Tag, der mit seinem frohen Lichte das ganze Zimmer erfüllte, das Antlitz der Todten verklärte.

Graf Sturza blieb verschwunden, wie sehr man auch suchte, mit ihm die Faiful. Es war kein Zweifel, dass er mit ihr zu Grunde gegangen.

Ein Fischer, der seine Reifen stellte, fand nach Jahren im Schilfsee, überwuchert von Wasserrosen ein Ruder, mit „Faiful“ gezeichnet. Man hütete sich eine Anzeige zu machen, man muss die Todten ruhen lassen, besonders solche Todte.

Im Schlosse Stolzenfels wächst unter Sascha's sorgsamer Hut ein zweiter Rolf Sturza auf, der ihr an Liebe reichlich lohnt, was sie um den unglücklichen Vater gelitten, — am Grunde des Schilfsee's.

[Ende.]



Norwegisches Fuhrwerk (Skyds).

Eine Sommerfahrt durch Schweden und Norwegen.

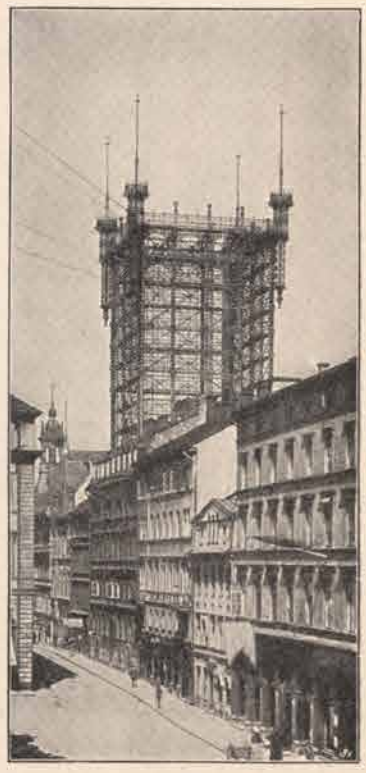
Von **Hans Kraemer.**

[Nachdruck verboten.]



Denkmal Gustav Wasa's in Stockholm.

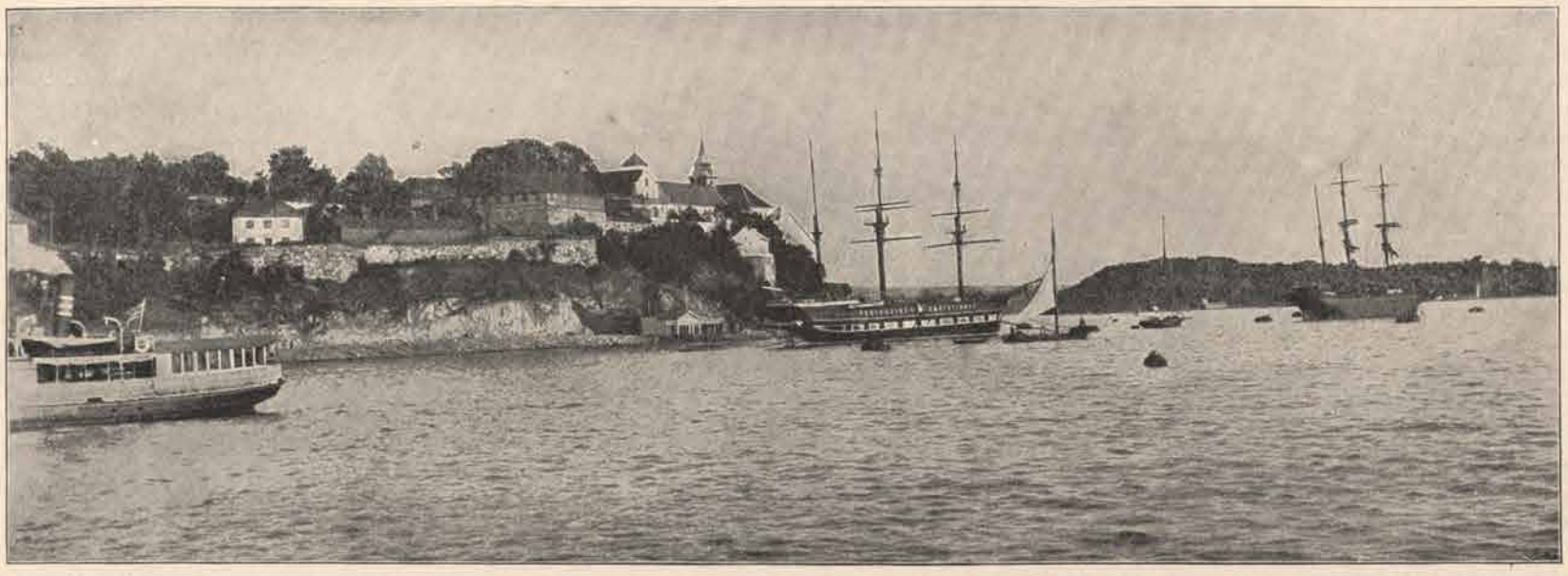
Sonnengluth sengte die Strassen, als mich und mein geschnürtes Bündel ein flinker Wagen dem Bahnhof zuführte, in dessen rauchgeschwärzter Halle das Dampfross des D-Zugs scheinbar ungeduldig weisse Wölkchen aus den eisernen Nüstern bliess. „Berlin-Sassnitz" kündete in rothen Lettern ein kleines Schild; rasch hinein in einen der rollenden Salons der neuen Linie, die des Reiches Hauptstadt mit der gesegneten Insel Rügen, dem Ausgangspunkt der nach der schwedischen Küste steuernden Dampfer verbindet. Ein Pfiff, ein letztes Grüssen, und hinaus stürmte der Zug in die Felder, auf denen die schweren Halme der Ernte entgegenreiften. Stunde um Stunde verrann, rasch sank die Sonne, der Abend dämmerte, die Nacht kam heran — die letzte schwarzdunkle Nacht für vierzehn Tage; führte mein Weg doch in das Land, in dem das glühende Himmelsgestirn Wochen lang fast nie vom Firmament verschwindet. Bald nach Mitternacht flog der Schnellzug dem Meere zu, dessen spiegelglatte Fluthen uns hinübertragen sollten nach der skandinavischen Halbinsel. Vier kurze Stunden herrlicher Fahrt auf dem prachtvollen Dampfer „Imperator" und das Ziel war erreicht — im Glanz der Sonne, die längst schon den Wogen entstiegen war, dehnte sich langhin die flache Küste. Ein halbes Stündchen später brauste der Zug nach Norden, dem ersten Reiseziel, Stockholm, entgegen. Was durch die breiten Fenster der eleganten Wagen von der Landschaft sichtbar wurde, war meist ohne besonderen Reiz: Wiesen und Felder, ein wenig Wald, dazwischen grellrothe Bauernhäuser und graue Felsblöcke von riesenhaftem Umfang. So ging es vom Morgen bis zum Abend, bis endlich unweit der Hauptstadt die nordische Natur ihre Reize zu entfalten begann, hohe, zackige Wände das Gleise umschlossen und schimmernde Wasserflächen weiter Seen sich zeigten. Acht Uhr; seit fünfundzwanzig Stunden unterwegs! Nun donnerte der Train über lange, von Menschen belebte Brücken — vor unseren bewundernden Blicken tauchte die Inselstadt auf, die mit Recht eine der schönsten dieser Erde genannt wird . . . Nichts als die fremdsprachigen Inschriften erinnert in Stockholm daran, dass man in nordischen Landen sich befindet; die breiten, sauberen Strassen der neuen Viertel, die engen, von hohen Häusern umrahmten Gassen der Altstadt unterscheiden kaum sich von denen Hamburgs oder anderer deutschen Grossstädte; spärlich sind die Spuren vergangener Jahrhunderte, von deren Ruhm und Glanz die Denkmäler Gustav Wasa's, Gustav Adolf's und Karl XII. erzählen. Die Bewohner verrathen im Aeusseren die germanische Stammverwandtschaft, in ihrer Kleidung, dem höflichen Auftreten und den gewandten Umgangsformen den Einfluss Frankreichs. — Es mag sich herrlich in dem Paradies am Mälarsee leben und dennoch möchte ich nicht tauschen, der nimmerendende Tag zur Sommerzeit, die endlose Nacht im Winter, sie würden mein körperliches und seelisches Gleichgewicht stören. O diese Stockholmer Juninächte! Wenn bei uns Mütterchen längst das Wiegenlied gesungen hat und der ehrsame Philister die Nachtmütze über die Ohren zieht, wenn hier zu Land das trübe Laternenlicht auf den stillen Gassen flackert und die Sterne am tiefdunkeln Himmelszelt funkeln, scheint dort oben zwischen dem 59. und 60. Breitegrad noch immer die Sonne. Gegen 11 Uhr beginnt es mählich zu dämmern, in glühendem Abendroth leuchten die Wolken auf, der Gluthball verschwindet auf ein kleines Weilchen. Wo vorhin noch blendendes Licht fluthete, lagern jetzt bleigraue Schatten, doch dunkler wird es kaum, als bei uns vor schweren Gewittern; Monate lang schlummern die abgeschraubten Strassenlaternen friedlich in den Schuppen der feiernden Gasanstalt, weil die nordische „Nacht" sie entbehrlich gemacht. Der erste Eindruck, den das Fehlen der nervenberuhigenden Dunkelheit hervorruft, ist natürlich verschieden, wie das Temperament der einzelnen Nordlandfahrer: Der Eine fragt jammernd, wann er nun schlafen solle, der Andere, der zu Hause gewöhnlich erst kurz vor Tagesanbruch in die Federn kriecht, freut sich darauf, endlich einmal ohne Beschwerden einen Sonnenaufgang beobachten zu können; zunächst stellt sich jedenfalls ein Gefühl des höchsten Staunens ein, das bald in ausgelassene Lustigkeit übergeht. Ich will versuchen, solch ein Mitternachts-Stimmungsbild zu zeichnen: 11 Uhr; Tageshelle. Auf der breiten Terrasse des Neuen Opernhauses, zu der des grossartigen Königschlosses hoher Bau herübergrüsst, sitzt eine fröhliche Gesellschaft und kneipt; freilich nicht funkelnden Rebensaft, sondern das dickflüssige, süsse, berauschende Nationalgetränk, den eiskalten schwedischen Punsch, den der trinkfeste Germane zunächst mit scheuem Staunen zu betrachten pflegt, um dann, nach der ersten Kostprobe, zum glühenden Verehrer zu werden. Flasche auf Flasche wandert auf den Tisch; die Kellner schleppen rothe Wolldecken herbei, um den leichtgekleideten Fremden, der an die rasche Abkühlung in den Stunden nach Sonnenuntergang nicht dachte, sorgsam einzuhüllen; es dämmert, elektrische Lichter flammen, nach allgemeiner Ansicht ganz unnütz, auf; Mitternacht schlägt es vom nahen Thurm, die „Polizeistunde", die den Schluss der Schanklocale befiehlt ist da, aber ich sah niemals, dass man sich darum kümmerte, hörte keinen der trefflich geschulten, nach englischem Vorbild uniformirten Polizisten mit mürrischer Miene und in rauhem Ton, wie bei uns, Feierabend gebieten. Der goldfarbige Trank fliesst noch immer durch die Kehlen, jeder Schluck begleitet von einem herzlichen „skōl!", dem schwedischen Prosit! Noch haben die Zeiger der Uhr die erste Morgenstunde nicht aufgewiesen, da erlöschen die Lichter wieder, ein Weilchen scheint noch Nebel in der Luft zu schweben, dann wächst die Helligkeit von Minute zu Minute, der neue Tag ist da . . . Der Uebergang vom Tag zur Dämmerung und von der Dämmerung zum Licht hat sich schnell, wie auf der Bühne, vollzogen, so schnell, dass die anfängliche Verwunderung bald in das heiterste Lachen über den köstlichen Scherz der Natur umschlägt. Da und dort hört man ein leises, charakteristisches Knacken — Amateurphotographen arbeiten hochbeglückt an allen erdenklichen Motiven herum, um zu Hause im wildesten Trockenplatten-Latein von den Aufnahmen erzählen zu können, die sie hoch oben im Norden bei Mitternachtssonne gemacht haben. Drunten aber, am Seeufer, sieht man andere Gestalten in regungsloser Thätigkeit — hunderte von Anglern stehen in langer Linie, um dem rasch fluthenden Gewässer schmackhafte Fischlein zu entreissen. Morgens, um ein Uhr! Genug von der Nacht, auch der Tag bietet in Schwedens Hauptstadt



Telephonthurm in Stockholm.



Schloss Drottningholm am Mälarsee.



Schloss Akershus am Christiania Fjord.

viel Interessantes, birgt sie doch ausser den Schönheiten, die Mutter Natur ihr verliehen, in diesem Jahre eine wohlgelungene Ausstellung der Producte nordischer Kunst und Industrie draussen auf der schönen Insel, die der berühmte Djurgarden, Stockholms Prater, bedeckt. Moderne Ausstellungen pflegen sich meist zu gleichen, und was sie unterscheidet, sind leider oft nur kleine Verschiedenheiten in der Architektur und der Ausschmückung der Hallen. In ihrem Aeusseren ähnelt auch die Stockholmer Schaustellung den meisten ihrer Vorgängerinnen — in der Geschmacklosigkeit des Hauptgebäudes namentlich der Berliner vom Jahre 1896; aber die kleinen Mängel, die ihr anhaften, werden reichlich dadurch aufgewogen, dass überall das Hauptgewicht darauf gelegt ist, den Fremden zu belehren, und nicht darauf, ihn an hundert Orten so gründlich zu amüsiren, dass ihm keine Zeit bleibt, die Darbietungen der Industrie und des Gewerbes zu prüfen. Hier fehlt leider der Raum, um eingehend die Schönheiten zu schildern, die jetzt im Djurgarden vereinigt sind, um von den wunderbaren Emailarbeiten der schwedischen Goldschmiede und den herrlichen geschnitzten Möbeln, von den farbenprächtigen, mit vollendetem Geschmack hergestellten, gemalten und gestickten Handarbeiten der Frauen, von dem reizvollen Aufbau der Producte der Kupfer- und Eisenindustrie viel zu erzählen. Stundenlang ist das Auge gefesselt, ob es nun die originelle russische Abtheilung, die Sportgruppe oder den Pavillon überfliegt, der Nansens Ausrüstung auf der Fahrt zum nördlichen Pol der Erde birgt. Aus Allem, was zur Schau gestellt ist, leuchtet hervor, dass die Industrie des nordischen Reiches der deutschen sich vielfach ebenbürtig zur Seite stellen kann. Von der Kunst möchte ich nicht dasselbe sagen — nicht als ob das, was das moderne deutsche Künstler-thum bietet, immer hohen Beifall verdiente, aber es steckt doch mehr fleissige Arbeit dahinter, mehr technische Vollkommenheit, als in den verblüffenden „Farbensymphonieen" der Mehrzahl der nordischen Maler, die stets um jeden Preis originell erscheinen wollen. Unendliche Geschmacklosigkeiten dicht neben wirklichen Meisterwerken, das verdirbt den Gesammteindruck, stört die Harmonie . . .



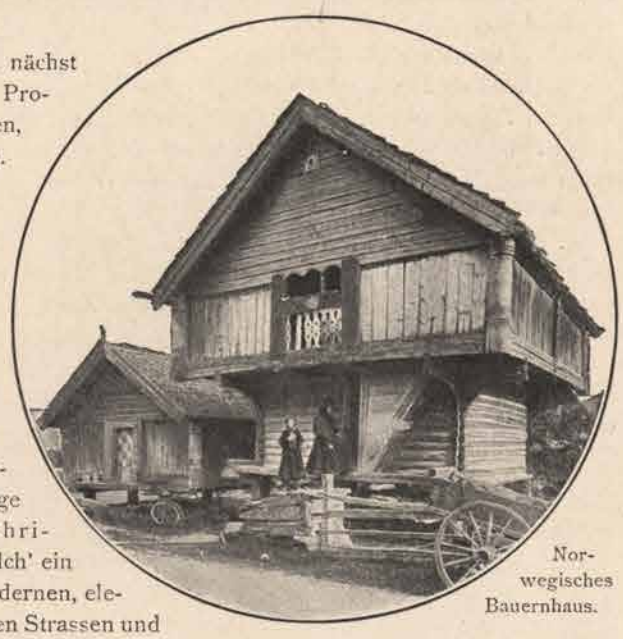
Norwegisches Fischermädchen.



Junge Bauernfrau aus Thelemarken

Meine Zeit war beschränkt, in vierzehn Tagen wollte ich das Interessanteste von Schweden, das Schönste von Norwegen kennen lernen; viel lag noch vor mir, als ich quer durch das Land hinüberfuhr nach der Grenze des Bruderlandes Norwegen, das aber Schweden kein Bruderland sein will . . .

Die Eisenbahn zwischen den Hauptstädten der beiden durch Personalunion zwar und durch Staatsverträge, nicht aber durch gemeinsame Bestrebungen verbundenen Staaten führt durch Wermland, nächst Norrland die reichste Provinz Schwedens an Seen, Wäldern und Erzlagern. Vorüber ging's an den Ufern des gewaltigen Wenersees, vorüber an Kil, dem Ausgangspunkt der Bahn nach Falun, Dalekarliens berühmter Hauptstadt, bei Charlottenberg dann über die Grenze und mit der mässigen Geschwindigkeit nordischer Züge dem nächsten Reiseziel, Christiania, entgegen. Welch' ein Gegensatz! Aus einer modernen, eleganten Stadt mit reinlichen Strassen und schmucken Häusern kam ich in ein Gewirr von engen, düsteren, beinahe schmutzigen Gassen, in eine Hafenstadt mit all' ihren Nachtheilen und wenig Vorzügen. Freilich, eigenartiger und urwüchsiger sah alles aus in der Hauptstadt Norwegens, staunend folgte das Auge den Studenten, die in ihren seltsamen, mit langer Troddel gezierten Mützen so stolz einherschritten, staunend zählte man die unendliche Menge harmloser Kaffeehäuser, die dank den Bemühungen der alkoholfeindlichen Temperenzler an die Stelle der verschwundenen Kneipen getreten sind. Auf den trinklustigen Deutschen wirkt die schier übertriebene norwegische Enthaltsamkeit zunächst etwas komisch und ein Lächeln vermag er kaum zu bezwingen, wenn er beim Mittagsmahl Männlein und Weiblein an klarem Wasser sich erquicken sieht.



Norwegisches Bauernhaus.

Der erste Eindruck, den die oft gerühmte Bevölkerung Norwegens auf mich machte, war, was soll ich es leugnen, ein wenig günstiger; nicht der kleinen Seltsamkeiten wegen, sondern weil ihre knorrige Aussenseite nur Eigensinn und Unhöflichkeit zu bergen schien. Aber wie trutzige Wächter meist den Eingang zu den Herrlichkeiten der Erde zu bewachen pflegen, so war's auch hier. Während in den folgenden acht Tagen mein leichter Wagen durch die herrlichen Thäler Thelemarkens rollte, vergab ich den Norwegern Alles, um der unbeschreiblichen Schönheit ihres Landes willen. Schon der Christiania-Fjord mit seinen zahllosen Felseninseln und den waldbestandenen, von schmucken Villen (darunter Nansens entzückendem Heim) besetzten Ufern, dieser tief einschneidende, in jedem Winkel neue Ueberraschungen bietende Meerbusen, lässt den Fremden ahnen, was seiner wartet, wenn er tiefer in's Innere dringt oder zur See hinauffährt gen Bergen und Drontheim. Ich wählte diesmal den Landweg von der Hauptstadt in weitem Bogen durch die schönste Provinz Südnorwegens. Den Vormittag hatte ich auf dem Fjord verbracht, die Mittagsstunde mit dem trotz des Alters noch so rüstigen Geistesriesen Henrik Ibsen verplaudert, der so gar nicht in seine Umgebung hineinzupassen scheint, nun hielt mich nichts mehr in Christiania. Rasch war mit dem kundigen Führer Bennett der Reiseplan besprochen und das blanke Geld gegen seine Coupons eingetauscht, die mir überall das beste Zimmer und das trefflichste Essen zu sichern versprachen, dann ging's hinaus aus der engen Stadt.

Vier Stunden lohnender Eisenbahnfahrt, die an dem entzückend gelegenen Städtchen Drammen vorüberführte, und Kongsberg war erreicht, ein in Silber gefasstes nordisches Juwel. Reiche Adern des edlen Metalles durchziehen die Felsen, die rings das Thal des brausend von der Höhe herabstürmenden Laagen umdräuen, und was die Bewohner den Bergen abringen, wird in der Münze unten im Thal zu blinkenden Kronen geprägt. Früh am nächsten Morgen weckte mich lustiges Pferdegetrappel aus dem leichten Schlummer, die „Skydswagen" fuhren in den Hof des Gasthauses ein, das althergebrachte Beförderungsmittel

jener weltfremden Gegenden. Rasch ein Blick auf das leichte Gefährt: Zwei hohe Räder, darauf ein schmaler mit Leder gepolsteter Sitz, vor dem, fest in die Gabel geschirrt, das kleine, aber feurige und zähe Pferdchen trabt; für den Kutscher und die Bagage muss ein kurzer Vorsprung am hinteren Ende genügen. Bequemeres mag es geben, Praktischeres kaum für tagelange Touren in's unwegsame Gebirge. Halloh! die Fahrt begann, in scharfem Trab ging's in den frischen Morgen hinein, über Stock und Stein flog das Kariol, steile Höhen hinauf, blitzschnell jenseits hinunter, wie ein Schifflein, mit dem die Wellen ihr Spiel treiben.

Vier Stunden liefen die klugen Pferdchen, die ein Zuruf noch besser als die Zügel zu lenken schien, bergauf und bergab, hier auf schmalem Steg über schäumende Wildbäche, dort auf grundlosen Wegen durch dichtes Unterholz. Weit hinter uns lagen die letzten Bauernhäuser, Steine und Geröll begannen die schlanken Tannen zu verdrängen, kein Wanderer kreuzte die Strasse, kein Vogel zwitscherte in den Lüften. Bald rechts, bald links thürmten steile Felswände sich empor, grau und kahl an der Wetterseite, mit zartem Grün überhaucht auf den Flächen, die der Sonnenschein wärmt. Stille, tiefe Stille ringsum, hundert Meilen schienen uns von den nächsten Menschen zu trennen . . . Doch plötzlich Hundegebell und fröhliche Kinderstimmen, der Wagen sauste mit verdoppelter Geschwindigkeit vorwärts und entzückt ruhte der Blick auf einem hellen Holzbau in altnordischem Stil, dem Bolkesjö-Hôtel, wie es stolz sich nennt. Läge ein so einzigschöner Aussichtspunkt in der mit Menschen gepflasterten Schweiz, Zehntausende würden alljährlich hinaufpilgern; im jungfräulichen Norwegen, dem sich erstaunlich langsam die Gunst der Touristen zuwendet, trafen wir nur ein Dutzend Einheimischer, die in stiller Andacht auf die schneebedeckten Bergeshäupter hinüberschauten und hinab auf die gründunklen Fluthen der stillen Bergseen. Am nächsten Morgen gings weiter nach Tinoset, am Südende des lang sich streckenden Tinsjö, den gleich fast allen norwegischen Seen ringsum hohe, ziemlich kahle und selten bewohnte Felsberge umlagern. Auf primitivem Dampfer ward von dort die Fahrt nach dem Nordende angetreten, um Fagerstrand zu erreichen, die Skydsstation für den Aufstieg durch das wunderbare, wildromantische Westfjorddal nach dem gewaltigen Rjukanfos, dem „rauchenden Fall". Am schneebekrönten Gausta, dem höchsten Gipfel Thelemarkens vorüber, ging es am Ufer des reissenden Maanelv stundenlang aufwärts; eine leuchtende, weisse Dampfwolke, die über den Wipfeln der Bäume aufstieg, wies den Weg zu dem grandiosen Naturschauspiel: Wohl tausend Fuss tief stürzen die grünlich schimmernden Wellen des Flusses in einen ungeheuren schwarzen Felsenkessel hinab, so wuchtig unten aufschlagend, dass die zu Staub zertheilten Wasser wieder hoch hinaufgeschleudert werden, weit über den oberen Felsenrand . . . . Dem alle Sinne gefangen nehmenden Naturschauspiel folgte am nächsten Tage ein Idyll — der Besuch der grössten der altnordischen Holzkirchen, des 600 jährigen Gotteshauses im Hitterdal, doppelt lohnend, weil er auf einen Sonntag fiel und die Bauern und Bäuerinnen des ganzen Thales im schmucken, farbenreichen Festtagskleid erschienen waren: Die Männer meist in seltsamen schwarzen, bis zu den Schultern hinaufreichenden Kniehosen, kurzen weissen Jacken und kleinen runden Hüten, die älteren Frauen in dunklen, mit bunten Streifen besetzten Röcken, die jüngeren mit wundervollen Perlenstickereien auf dem Mieder. Bis hoch hinauf in die Einöden Lapplands wetteifern die Trachten der einzelnen Landestheile miteinander um den Preis der grössten Schönheit; von ihren Trägerinnen lässt sich nicht immer dasselbe sagen . . . . Eine kurze Dampferfahrt auf dem Nordsjö, die Gelegenheit zu Vergleichen zwischen dem zurückhaltenden Wesen der besseren Classen und der Liebenswürdigkeit und Höflichkeit der Bauern bot, brachte mich nach Ulefos, der ersten Station der Heimfahrt. Der kleine Ort liess so recht erkennen, was die nordischen Länder ihrem unermesslichen Schatz an Wasserkräften verdanken. Unten im Thal Fabrik an Fabrik, ausnahmslos durch Turbinen getrieben, oben auf den Höhen prächtige Villen, die deutlich für den Reichthum ihrer Besitzer sprachen. — Nach einem kurzen Ausflug zu den grossartigen Schleusenanlagen am Vrangfos, ging es nach Skien, der industriereichen Geburtsstadt Ibsens, die ein Schienenweg mit Christiania verbindet. Ueber Laurvik und Tönsberg — das uralte Walfischfänger- und Robbenschlägernest — führte der Heimweg dann nach der Hauptstadt, von der ein Dampfer mich, bei wildem Südweststurm, durch die von den tückischen Fluthen des Skagerak und Kattegat umspielten, unendlichen Steinmassen der Schären südwärts nach dem entzückenden Gothenburg brachte. Noch ein letzter, lohnender Rasttag, noch einmal 22 Stunden Fahrt und mich umgab wieder das lärmende Getriebe der Grossstadt. Nur 14 Tage dauerte die kurze Sommerfahrt, nur flüchtig konnte das Auge an den unvergleichlichen Reizen des in seiner Wildheit zwiefach schönen Landes sich erfreuen — aber dennoch rufe ich aus vollem Herzen allen Wanderlustigen zu: Ziehet hin und thuet desgleichen! . . .

Unsere Bilder.

„Hamlet und Laertes an der Bahre der Ophelia" von G. Roussin ist eine dramatisch bewegte Episode, in deren Darstellung der französische Meister grosses Talent bewiesen hat. Sie ist entnommen dem fünften Act von Shakespeare's „Hamlet". Ophelia wird zu Grabe getragen, die Königin und Laertes jammern. Da tritt Hamlet hinzu und giebt seinem Schmerz über den Tod der Geliebten in erschütternden Worten Ausdruck. Wüthend fährt ihm Laertes an die Kehle und ringt mit ihm. Zu dem Streit der Beiden steht in packendem Gegensatz die starre Ruhe der von milder Schönheit übergossenen Todten.

* * *

„Heimritt" von K. Mücke und L. Fay in Düsseldorf giebt dem Glück zweier seligen Menschenherzen, die sich in Liebe gefunden, beredten und stimmungsvollen Ausdruck. Im Landschaftlichen und in den Figuren ist das Bild vortrefflich durchgeführt, beide Künstler haben an dem Gelingen der anmuthigen, stimmungs- und humorvollen Schöpfung gleichwerthigen Antheil. Mücke ist Genre-, Fay Thiermaler. Dass Maler vereint ein Staffeleibild ausführen, ist schon wiederholt vorgekommen. Auch die ältere Kunst weist Beispiele solcher Art auf.

* * *

„Ein lauschiger Winkel in Sevilla" von J. Garcia y Ramos bietet eine Auswahl spanischer Schönheiten, die für die altberühmte Universitätsstadt am Guadalquivir die günstigste Meinung erweckt. Trotz der engen Strassen ist Sevilla durch seine maurischen Häuser mit flachen Dächern und schönen Höfen, seine maurischen und gothischen Baudenkmäler und prächtigen Gärten hochinteressant.

* * *

„Der Liebe Seligkeit" von A. Ritzberger in Salzburg ist ein hohes Lied auf der Liebe seliges Genügen und stilles Glück. Einsam mag es in jenem Revier sein, wo sich die beiden Glücklichen gelagert haben, aber ihnen ist dieser Erdenfleck ein hoher Dom, in dem sie sich der Gottheit nahe fühlen. Die ideale, echt poetische Auffassung, die der Künstler in dieser reizvollen Schöpfung bekundet, ist überhaupt für sein Schaffen bezeichnend. Seine künstlerische Vorbildung hat Albert Ritzberger auf der Akademie in München genossen.

* * *

„Im Spielsaal zu Ostende" von C. H. Kuechler in Berlin schildert die Vorgänge am Roulette-Tisch im „Club privé du Cursaal" des berühmten Nordseebades mit höchster Treue. Der Einsatz besteht in Marken, die man für baare Münze eingewechselt hat. Auf der mit grünem Tuch überzogenen Platte des Tisches sind mit gelben Strichen grössere oder kleinere Rechtecke für alle Chancen des Spieles verzeichnet. In horizontalen Reihen von je drei Nummern sind die Ziffern zwischen 1 und 36 aufgetragen; die Nummer 0 befindet sich oberhalb der Ziffern in einem eigenen Rechteck. Links und rechts von den Ziffernreihen sind je drei Rechtecke für die drei einfachen Chancen: passe-manque, par-impair und noir-rouge bestimmt. Unterhalb der Ziffernreihen befinden sich drei kleine Quadrate zur Aufnahme der Einsätze Jener, die auf die eine oder die andere der drei Zifferncolonnen spielen wollen. Die mit den Buchstaben P., M., D. bezeichneten Quadrate unten an den beiden Ecken dienen den Einsätzen Jener, die auf das erste Dutzend 1—12 oder das zweite 12—24 oder das dritte 24—36 ihren Einsatz setzen. Der geringste Einsatz beim Roulette beträgt 5 Francs, beim Trente-et-quarante jedoch mindestens 20 Francs.

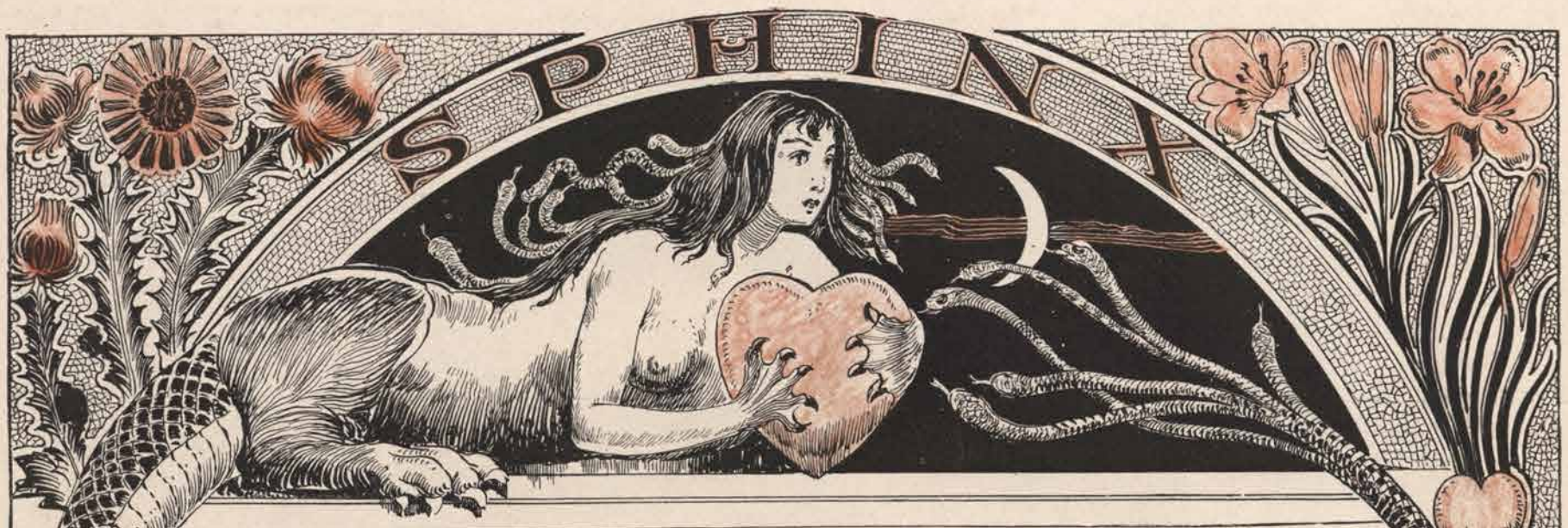
* * *

„Idylle im Hochsommer" von A. Kaufmann athmet echten Frieden. In beschaulicher Ruhe sitzt die Alte als Hüterin bei den Schafen, während vom blauen Himmel die Sonne blinkend herabscheint. Schon beginnt das Laub sich röthlich zu färben und bald wird der Herbst seinen Einzug halten. „Waldeinsamkeit" von M. Nonnenbruch in München muthet wie ein lyrisches Gedicht an. In des Waldes Stille, die nur vom Rauschen der Bäume unterbrochen wird, zaubern sich die Gedanken so gern Bilder frohen Glückes hin. Und dieses Glück verwebt sich bei der jugendschönen Maid mit der Gestalt des in der Ferne weilenden Geliebten.





A. Schwarz. Die Herzensschälerin.



Sphinx.

Roman von **Heinrich Vollrat Schumacher.**

I.

[Nachdruck verboten.]

Sie waren Beide noch Kinder, Günther und Beate.

Dennoch war schon eine dunkle Erkenntniss ihrer Macht über den wenig älteren Knaben in ihr. Ein seltsam lustvoller Drang stachelte sie, mit seiner Bewunderung zu spielen, seine Leidenschaft herauszufordern und zurückzustossen, zu verspotten und auf's Neue zu entflammen.

Auf beflügeltem Fuss flog sie vor ihm dahin über die blitzende Glätte des Eises, neckend und lockend, winkend und lachend.

„Hasche mich, Günther! Ich bin das Glück! das Glück!"

Schon war er bei ihr.

„Das Glück, Beate! Ich habe Dich! Ich halte Dich! Und . . ."

Er jauchzte auf, seine Hände griffen nach ihrem Haupte und sein glühendes Gesicht beugte sich über sie.

Aber in ihr schoss etwas Dunkles, Fremdes empor, das sich gegen seine siegerische Kraft aufbäumte.

„Küsse mich nicht! Ehe ich es leide . . ."

Mit zornig geballten Händen stiess sie ihn zurück und schnellte sich von ihm hinweg, über das Eis. Und dennoch — gleich darauf lachte sie wieder, leidenschaftlich triumphirend und lockend . . . lockend . . .

Im Jagen. Vorbei an dem eingerammten Pfahl, dem Warnungszeichen . . . über die gefahrdrohende Stelle, unter der das Wasser gluckste und murmelte . . . in entfesselter Lust . . . in wonnig feindseligem Reiz, der ihre Körper schied und ihre Seelen zu einander zwingen wollte . . .

Bis es sich unter ihr bog und knisterte und barst . . . ihre leichte Gestalt jagte über den klaffenden Riss hinweg . . . dann bog sie sich zurück und schrie auf . . .

„Günther! Es . . ."

Es war zu spät.

Funkelnde Tropfen sprühten ihr über das Gesicht, sie fühlte es nicht. Das Rauschen und Gurgeln des Wassers tönte zu ihr herauf, sie hörte es nicht.

Bis eine Hand und ein Arm emportauchten, sich an die scharfe Kante des Eises zu klammern. Es brach. Wieder dann die grüne, lichtzitternde Fluth. Wieder wirbelnde, glitzernde Eisfetzen und aus der Tiefe emporsprudelnde trübe Blasen, mit höhnischem Zischen an der Oberfläche zerplatzend. Wieder die kämpfende, wild umherschlagende Hand.

Ein Stöhnen kam aus Beate's Brust. Auch sie würde sterben, wenn er —

Jählings warf sie sich nieder. Ihre Hände schoben sich nach vorn, der des Ringenden entgegen. Nun waren sie bei ihr. Seine Finger umkrampften ihre Gelenke, seine Nägel krallten sich in ihr Fleisch. Aber sie empfand keinen Schmerz. Ihre Arme stemmten sich gegen die Glätte, einen Halt suchend gegen seine abwärtsreissende Kraft. Er zog sie zu sich, näher und näher . . . Das Wasser schlug ihr in's Gesicht . . . Ein Knistern lief unter ihr her durch das Eis . . .

Mit einem Schrei der Wuth warf sie sich zurück. Aber sie liess seine Hand nicht los. Und seine Stirn prallte gegen den Bord, sein Haupt sank hintenüber.

Wirre Lichter tanzten vor ihren Augen; ihre Zähne gruben sich in ihre Lippen; warmes Blut füllte ihr die Kehle und tropfte roth auf die weisse Fläche. Zoll um Zoll stemmte sie sich zurück, zerrte

den Bewusstlosen nach aus der Tiefe, über abbröckelndes Eis, weiter . . . weiter . . .

Nun spürte sie festen Boden unter sich.

Keuchend blieb sie liegen, lange, lange. Bis ein Gedanke sie aufschreckte.

Sie warf sich über den Dahingestreckten. Sein Gesicht war fahl, seine Augen geschlossen. Vor seinem Munde stand Schaum. Und aus seiner zugekrampften Hand lugte ein kleines, rothes Band. Das Band, welches sich vorhin während des lachenden Ringens aus ihrem Haar gelöst hatte.

Und er lag reglos, ohne Leben. In seiner Brust kein Herzschlag.

Ein namenloses Entsetzen jagte sie auf, dem Lande zu, über die gefrorene, holperige Erde. Strauchelnd, fallend und sich wieder erhebend, ohne es zu wissen, stiess sie unaufhörlich den einen langgezogenen, wimmernden Schrei aus, den Schrei der Todesangst, den sie selbst nicht hörte.

Da — endlich das Haus! Da — die Thür! In derselben die Gestalt einer alten Frau, seiner Mutter.

„Beate!“

In Beate's starre Augen kam ein wirres Flackern. Alles drehte sich um sie in wildem, wirbelnden Kreise. Ihre Hand zuckte nach dem See hinunter, dorthin, wo ein dunkler Fleck die gleissende Spiegelung des Eises unterbrach.

Dann brach sie zu den Füssen der alten Frau zusammen. — — — —

Wohl war er gerettet. Wohl hatte seine Jugend das nachfolgende Fieber überwunden. Aber da er aus wirren Phantasieen erwachte . . .

Seine Augen suchten umher. Die Sonne wollte er sehen, die Sonne.

Und die Sonne . . .

Zwischen den zurückgeschlagenen Vorhängen des Krankenzimmers leuchtete sie hindurch ihm in's Gesicht und wob schimmerndes Gold um sein Haupt. Er sah sie nicht. — — — — — — — —

So war es gekommen.

Vergebens hatten sie ihr den Gedanken an ihre Schuld auszureden gesucht, seine Mutter und die Anderen. Beate konnte es nicht vergessen.

Was galt es, dass sie einem geheimnissvollen, übermächtigen Drange in ihr gefolgt war — durch jenes frevle Spiel war das Elend über Günther gekommen. Durch ihre Schuld!

Und ihm und seiner Mutter verdankte sie Alles. Sie hatten sich der verlassenen Waise angenommen, ohne Zwang, aus reiner, selbstloser Liebe. Bei ihnen hatte Beate eine neue Heimath gefunden, eine neue Jugend, das Glück.

Dieses Glück — sie hatte es zerstört.

Unaufhörlich dachte sie daran, zerrte sie daran, bis ihre Schuld faltenlos vor ihr aufgedeckt lag in der ganzen, grausamen Härte ihrer Folgen.

Sie glaubte es nicht länger ertragen zu können.

„Ein Ende! Ein Ende!“

Sie war wie in einem Traume.

Erst da eine Hand ihren erhobenen Arm mit der Waffe herabriss, erwachte sie. Da eine Stimme an ihr Ohr drang, eine sanfte, tröstende Stimme, die Stimme seiner Mutter.

„Und dadurch glaubtest Du es sühnen zu können, Beate? Aber wenn ich nicht mehr bin, wenn Günther allein ist, hülflos, verlassen . . .?“

Wie ein Licht fiel das Wort in Beate's Seele.

Sühnen! — — — — — — — — — — — —

Sie wurde Günther's Führerin.

Sie leitete seine Hand. Sie lieh ihm ihr Auge. Sie opferte ihm ihre Tage und Nächte.

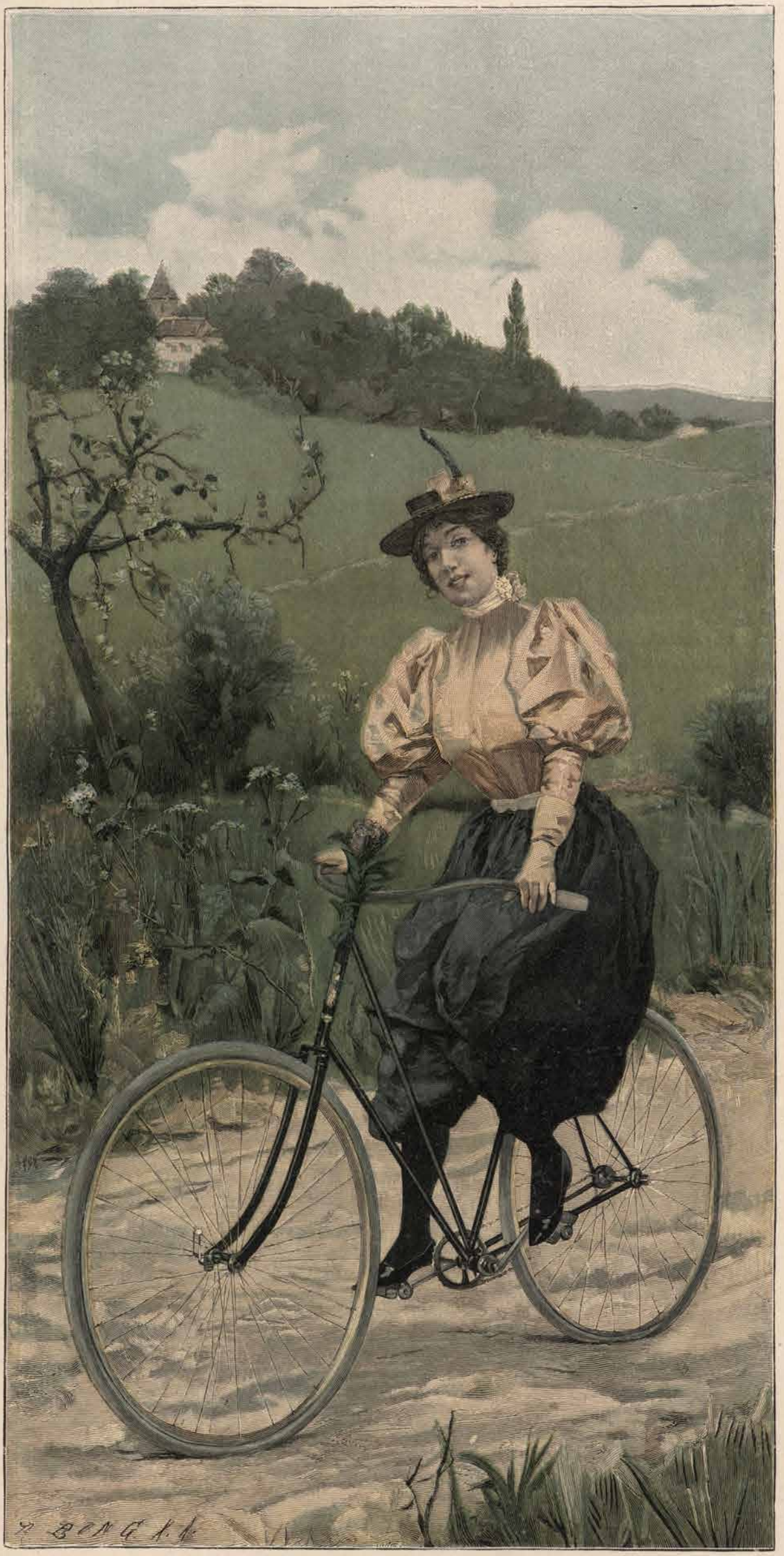
In der Zeit, da er Schrift und Handfertigkeit der Blinden erlernte; in den Jahren, da er langsam in Wissenschaften und Künste eindrang; in den Stunden, da Muthlosigkeit und Zweifel ihn übermannten — immer war sie bei ihm.

Sie rang sich zu den schwierigsten Problemen durch, abseits des gewöhnlichen Erkenntnisskreises der Frau. Sie bildete ihr reiches, malerisches Talent aus. Sie, die früher so Herbe, Stolze, wurde sanft und fügsam.

Um seine Nacht zu erhellen. Um seinem Geiste zu verschaffen, was seinem Körper versagt war. Um jede äussere Sorge von ihm fernzuhalten.

Ohne den Uebergang eines bräutlichen und frauenhaften Empfindens war das reine, gewaltige, ewige Muttergefühl in ihr erwacht.

So hatte Günther, als seine Mutter starb, bereits die Universität durchlaufen und durch scharfsinnige Arbeiten auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachforschung die Aufmerksamkeit gelehrter Kreise auf sich gelenkt. Auch in seinen äusseren Verhältnissen rief der Tod der Mutter und der Verlust ihrer Pension als Wittwe eines Staatsbeamten kaum eine Veränderung hervor. Beate's Talent bestritt die geringen Kosten des Haushaltes. Voll ängstlicher, allezeit wachsamer Sorge räumte sie Alles aus dem Wege, was dem



A. Perpignan. All Heil!
Reproduction einer Original-Lithographie. Verlag von F. Coulin & Cie. in Genf.

Blinden den schweren Kampf um die Existenz zum Bewusstsein bringen konnte, den sie für ihn führte. Er ahnte nicht, dass das kleine Vermögen der Familie längst verbraucht, dass er nicht der wohlhabende Mann war, für den er sich hielt. In der wechsellosen, reichen Behaglichkeit, die ihn umgab, erschien ihm das Leben als eine sonnige, blühende Ebene, durch die nur steinlose Pfade in sanfter, breiter Windung führten. — — — — — — — — — — — —

Kein äusseres Band knüpfte sie an einander.

Es war, als sei jene instinctive Leidenschaft des Knaben für Beate spurlos in der dumpfen Apathie untergegangen, die in der ersten Zeit nach dem Unglück über ihn hereingebrochen war. Auch mit seinem neu erwachenden Lebensmuthe kehrte die Erinnerung nicht zurück. Vermochte der Blinde, dem jeder Führer zu der verhüllten Wirklichkeit fehlte, überhaupt jenes halb seelische, halb sinnliche Gefühl zu empfinden, das die Sehenden Liebe nannten?

In seine Vorstellung von Beate's Schönheit mischte sich kein Begehren. Und seine durch Nichts abgelenkte Phantasie steigerte diese Vorstellung fast in's Ueberirdische. Ihm war Beate das Ideal alles dessen, was er nicht sah; auf ihrer Schönheit hatte er sich eine eigene Welt aufgebaut, gewaltig, strahlend, rein von jeder Schlacke, von jeder Niedrigkeit.

Durfte man ihm dieses Ideal nehmen?

Jeder Widerspruch, der diese Welt verneinte, würde den Leidenschaftlichen in einen unbeschreiblichen Zustand von Verwirrung und Unsicherheit versetzt haben, hätte die ganze, grelle Erkenntniss seines Elends auf's Neue in ihm wachgerufen.

So hatte Beate geschwiegen. — — — — —

Nun aber . . eines Tages . . .

Nach seiner letzten, an dem Blinden vorgenommenen Untersuchung hatte Geheimrath Munk, der berühmte Augenarzt, Hoffnung auf Günther's Heilung durch eine Operation gemacht. Nur einen günstigen Moment galt es noch abzuwarten. Bis dahin musste dem leicht Erregbaren jede Erschütterung ängstlich ferngehalten werden.

Ein grenzenloser Jubel war zuerst in Beate gewesen. Wie von einer unendlichen Last befreit hatte sie aufgeathmet. Endlich sollte ihre Schuld von ihr genommen werden!

Dann aber . . .

Eines Tages würde er die Welt sehen, wie sie war. Und Beate . . .

* * *

Nicht immer nur die Gebende war Beate gewesen. Vieles und Grosses verdankte sie dem Blinden. Selbst als Malerin.

Lange Zeit hatte sie es nicht gewusst. Bis ihr erster grosser Erfolg sie darauf aufmerksam machte, das Portrait eines bekannten Bankiers.

Bankier Röder stand im Rufe tadelloser Lebensführung und seltener Uneigennützigkeit. Seine Clienten rühmten seine strenge Redlichkeit, die Armen seine offene Hand. Er selbst nannte sich gern den Bankier der kleinen Leute, weil er die Ersparnisse derselben hoch verzinste, um so, wie er sagte, den Grund zu einer

allgemeinen Volksbank zu legen, die ihren Einlegern mit den Vortheilen grosser Capitalien zugleich die Sicherheit staatlicher Sparkassen gewähren sollte.

Sein Aeusseres entsprach völlig der günstigen Meinung über ihn. Eine hohe, mit vornehmer Einfachheit gekleidete Gestalt, ein regelmässiges, edel geformtes Gesicht, dessen Ausdruck warmen Wohlwollens ihm leicht die Sympathie der ihm Begegnenden gewann.

Sein Portrait war Beate's erster bedeutenderer Auftrag gewesen. Er hatte von ihrer bedrängten Lage erfahren und diese durch seine Bestellung und Weiterempfehlung in kunstliebenden Kreisen aufzubessern gesucht.

Um so grössere Sorgfalt hatte Beate auf das Bild verwendet. Alle die charakteristischen Merkmale einer lauteren Gesinnung hatte sie sich gemüht darin festzuhalten, die man Röder nachrühmte und die sie ja auch an sich selbst erfahren. Dennoch war etwas Fremdes, Widerspruchsvolles in das Bild hineingekommen, das Beate wohl dunkel herausgefühlt hatte, über das sie sich jedoch nicht eher klar wurde, als bis die Kunstkritik sie darauf aufmerksam machte.

Zwei Parteien hatten sich in dieser gebildet, die einander heftig bekämpften. Die Einen erblickten und priesen in Beate's Malweise den Anfang einer neuen Kunst, die Anderen warfen ihr Effecthascherei und Berechnung vor, um durch eine Spielerei auf die Scandalsucht der Menge zu wirken und sich selbst eine unkünstlerische Reclame zu verschaffen.

Beate sah nun, worin der Widerspruch in dem Bilde bestand. Auf den ersten Blick erzielte das Gesicht des Bankiers völlig den Eindruck von Güte und Offenheit, den sie hineinzulegen bemüht gewesen; bei näherer Betrachtung aber verschwand derselbe ganz. Wie durch den dünnen Gazeflor einer Maske schimmerte durch dieses erste Gesicht ein zweites hindurch, ein Gesicht, das mit seinem Gepräge einer fast thierischen List und Grausamkeit die Wohlanständigkeit und Bonhommie des ersten brutal durchbrach und vernichtete.

Erstaunt, verwirrt und peinlich berührt hatte Beate den Bankier gebeten, das Bild von der Ausstellung zurückzuziehen. Aber Röder hatte es nicht gelitten

„Wenn ich das Bild zurückzöge", hatte er mit einem feinen Lächeln geantwortet, „würde ich dadurch nicht gewissermaassen eingestehen, dass ich mich — in jeder Beziehung — getroffen fühle? Den Lästerzungen würde nur neuer Stoff geboten werden. — Auch interessirt mich dieses malerische Experiment viel zu sehr, um es sang- und klanglos in meiner Sammlung zu begraben, wo es für die Oeffentlichkeit verloren wäre!"

Beate hatte ihn gross angesehen. „Ein Experiment?" fragte sie erstaunt.

Er hatte genickt. „Ist es das nicht? Versucht das Bild nicht, durch die Maske der Convention hindurch auch den thierischen Eigenschaften des Menschen gerecht zu werden, die Wahrheit der Darwin'schen Theorie zu beweisen?" Und scherzend hatte er hinzugefügt: „Vielleicht bin ich in Wirklichkeit das listige, grausame Thier, als das Sie mich gemalt haben!"

Unangenehm berührt hatte Beate sich beeilt, ihm ihre Absichtslosigkeit zu versichern.

„Ich glaube ja auch gar nicht", hatte er geantwortet, „dass es von Ihnen beabsichtigt war. Ich glaube sogar, dass es nicht einmal aus Ihnen selbst heraus gewachsen ist. Es ist nur die Wirkung eines fremden Einflusses, dem Sie erlegen sind!"

Erstaunt hatte Beate zu ihm aufgesehen.

„Eines fremden Einflusses?"

Seine Augen waren den ihren ausgewichen. Und seine Stimme hatte zwischen Ernst und Scherz geschwankt.

„Während der Sitzungen . . . Erinnern Sie sich — Wir waren nicht allein!"

Eine leise Ahnung war in Beate aufgestiegen.

Röder hatte Recht: niemals waren sie während der Sitzungen allein, stets war Günther zugegen gewesen. Und dabei war es zwischen den beiden Männern zuweilen zu Gesprächen gekommen, nicht um Fragen persönlicher Art, nur um solche der Theorie in Wissenschaft und Kunst.

Niemals hatte Röder dem Blinden direkt widersprochen; in seiner weltmännischen geschmeidigen Art hatte er vielmehr Günther's Ansichten fast stets beigepflichtet.

Umsomehr hatte der Blinde sich ereifert. Und seltsamer Weise hatte er sich häufig selbst widersprochen, ja, seine eigenen, eben erst geäusserten Ansichten bekämpft. Gerade der milde, wohlwollende, ein verstecktes Mitleid verschleiernde Ton des Banquiers schien ihn zu erregen, seinen Widerspruchsgeist zu stacheln und ihn in ein nervöses, unliebenswürdiges Benehmen zu treiben, das ihm sonst fremd war.

Mit ihrer Arbeit eifrig beschäftigt, hatte Beate nicht darauf geachtet. Erst als Günther ihr einst nach einer Sitzung in höchster Erregung erklärt hatte, dass er Röder verabscheue, ja hasse, war sie aufmerksam geworden. Der Blinde hatte keinen Grund für seine lebhafte Antipathie gegen den Banquier anzugeben vermocht; er hatte nur mit der grössten Bestimmtheit behauptet, dass Röder sehr hässlich und widrig sein müsse; denn er habe die Stimme einer feigen, blutgierigen Bestie. [Fortsetzung folgt.]

Ein Dilettantenquartett.

Von **Ferdinand Runkel.**

[Nachdruck verboten.]

Bei dem wirklich schöpferisch veranlagten Künstler ist es ganz gleichgültig, auf welche Weise er seine Ideen zum Ausdruck bringt, die Erziehung allein oder sonstige äussere Umstände bestimmen, ob er in Zukunft in Worten, Farben, Stein oder Tönen dichten wird. Daher kommt es auch, dass so viele hervorragende Geister aller Zeiten nicht allein die Kunst ihrer Zunft gepflegt, sondern sich auch nach anderer Richtung hin mit Erfolg bethätigt haben. Es wird genügen, an Michel-Angelo und Lionardo und in der neueren Zeit an Goethe und Richard Wagner zu erinnern. In der neueren Zeit sind es ein paar bildende Künstler, die als Musiker excelliren: Carl Becker, der Geiger, Anton von Werner, der Cellist, und der leider inzwischen verstorbene Emil Teschendorf, der nicht nur ein ausgezeichneter Geiger war, sondern auch als Componist sehr ansprechender Hymnen für die Feierlichkeiten der Berliner Akademischen Hochschule für die bildenden Künste grossen Erfolg aufzuweisen hat.

Diese drei Männer, die durch innige Freundschaft verbunden waren, haben Anfangs der siebziger Jahre viel zusammen musicirt. Ihr sehnlicher Wunsch, ein festes Quartett zusammen zu bekommen, wurde erst erfüllt, als sie durch den Musikdirector Rehbaum die Bratsche ausgezeichnet besetzen konnten. Seit jener Zeit, es mochte wohl 1871 oder 1872 sein, fanden sie sich jeden Donnerstag bald in dem rothen Balconzimmer der sehr behaglichen Villa Werner's, bald in dem schönen Heim Carl Becker's zusammen, um classischer Musik zu huldigen.

Die musikbegeisterten Maler waren, ohne die Cigarre in ihrem Munde verlöschen zu lassen, mit viel Lust und Liebe bei ihrer, bescheiden Dilettantismus genannten, Kunstübung, sodass sie Alles um sich her vergassen. Sie liessen sich nicht stören, wenn auch in einem der anstossenden Zimmer der Eine oder der Andere der Gäste einen leisen, gemüthlichen Plausch angeschlagen hatte.

Nun waren aber diese Gäste meistens selbst Musiker, wie Reinhold Begas, Paul Meyerheim, E. E. Taubert und der damals blutjunge Capellmeister Richard Strauss, oder Musikfreunde, wie Ludwig Knaus, Fritz Schaper und Julius Wolff. Manchmal wurde auch der Eine oder Andere, wenn es sich um ein Quintett handelte, zur Mitarbeit zugezogen, und manchmal formirte sich die Gruppe anders. Besonders wenn ein Celloquartett gespielt wurde, sprangen Reinhold Begas, Paul Meyerheim und Geheimrath Knötzinger ein, der damals als der Vertreter Baierns bei der Abfassung der Militär-Strafprocessordnung in Berlin weilte.

Dass dieses Dilettanten-Quartett von den Fachleuten durchaus nicht als ein solches angesehen wurde, beweist das Urtheil Joachim's, nachdem er mit Anton von Werner und Carl Becker bei einem Diner des Senates der Akademie der Künste gespielt hatte: „Na," sagte er, „Ihr spielt ja wie alte, ausgepichte Musiker!" —

Schon hatten diese Quartettabende wohl zehn Jahre regelmässig stattgefunden, als zu einer Soirée in der Singakademie zum Besten des Rothen Kreuzes die Berliner Gesellschaft eingeladen wurde. Auch die Mitwirkung des Dilettanten-Quartetts war in Aussicht gestellt worden. Alles war in begreiflicher Spannung. Der alte Kaiser und die Kaiserin hatten ihr Erscheinen zugesagt.

Der Erfolg war überraschend, das Herrscherpaar sprach sich entzückt über die Leistungen der Malermusiker aus und die Zeitungen übersprudelten von Lob.

Bis gegen das Jahr 1889 hin, also volle 18 Jahre, hielten die Vier treulich am Notenpult zusammen aus, dann wurden die Abende seltener und seltener. Die Zeiten hatten sich geändert. Musikdirector Rehbaum war einem ehrenvollen Rufe nach Wiesbaden gefolgt, die Arbeiten in der Akademie raubten Anton von Werner mehr und mehr Zeit, und so verschwand diese höchst eigenartige hauptstädtische Erscheinung langsam aus dem Vordergrund der Ereignisse. Schliesslich hörten die Quartette ganz und gar auf. Aber aus der Erinnerung der überlebenden Haupttheilnehmer und der Gäste konnten sie nicht getilgt werden. —



Einzelverkauf dieses Kunstblattes ist untersagt.

Aquarell-Facsimile-Reproduction von Rich. Bong in Berlin W. 57.

V. Corcos. Eine Strandnovelle.

Photographie-Verlag von Rich. Bong in Berlin W.

UNSERE BILDER.

„Abendstille“ von K. Heffner gehört zu den besten Schöpfungen des geschätzten Münchener Meisters. Die scharf ausgeprägte Stimmung ist für seine Landschaften im hohen Grade charakteristisch. Stets ist in seinen Bildern mit der höchsten Naturwahrheit ein feines poetisches Element harmonisch verbunden. Der Künstler, der am 1. Januar 1849 in Würzburg geboren ist, war zuerst Musiker, wurde dann in München Schüler von Lier und Stademann und begab sich nach Vollendung seiner akademischen Studien nach England und Italien. Später kehrte er wieder nach München zurück, wo er seitdem thätig ist und die Ehrenmitgliedschaft der Akademie erhielt.

* * *

„Fürst Bismarck dictirt seine Memoiren“ von C. Becker in Berlin dürfte das höchste Interesse erregen. Der gewaltige eiserne Kanzler vertraut am Abend seines grossen Lebens seine reichen Erlebnisse dem Papier an, damit dereinst die Welt erfahre, wie er gedacht, gekämpft, gesiegt und auch — gelitten hat. Man hat zu melden gewusst, dass die Memoiren noch zu Lebzeiten des Autors in einem englischen Verlage erscheinen werden. Das Unzutreffende dieser Mittheilungen liegt auf der Hand — erscheinen werden die Memoiren erst dann, wenn der grosse Bewohner von Friedrichsruh seine Augen für immer geschlossen hat. Und dass dieser Moment noch weit entfernt sein möge, wird der Wunsch selbst Derjenigen sein, die stets politische Gegner des grossen Mannes gewesen sind. Die imposante Persönlichkeit des Fürsten, der, mit der geliebten Tabakspfeife und einigen Papieren in der Linken, seine Memoiren seinem langjährigen treuen Secretair Dr. Chrysander dictirt, ist vom Künstler ausgezeichnet charakterisirt! Das Bild ist eine Schöpfung, die Allen, die des deutschen Reiches Schmied verehren, theuer sein muss.

* * *

„Haremsfreuden“ von G. Aureli gewährt einen Einblick in das träumerische Genussleben der Orientalin. Tändelnd verbringen die Dämchen ihre Zeit. Die junge Schöne auf dem Bilde Aureli's vermag nichts Besseres zu thun, als ihren Liebling, den prächtigen Kakadu, zu necken. Der italienische Meister weiss solchen Genrescenen aus dem internen Leben des Orients durch ein wundervolles Colorit einen besonders fesselnden Reiz zu verleihen.

* * *

„Spannende Lektüre“ von A. Beelitz und „Eine Strandnovelle“ von V. Corcos gewähren der Phantasie den weitesten Spielraum. Wahrscheinlich dürfte die spannende Lektüre der neu erschienene Sensationsroman eines beliebten Autors sein. Dass bei der Strandnovelle das Milieu Liebe ist, dürfte kaum minder zweifelhaft sein. „Aufbruch zur Hochzeitsreise“ von S. Outin spricht für sich selbst. „Die Herzensschälerin“ von A. Schwarz in Berlin bekundet in der Art, wie sie aus rothbackigen Aepfeln Herzen herausschält, eine Meisterschaft, die auf das tiefste Verständniss in allen Herzensangelegenheiten hindeutet. „All Heil!“ von A. Perpignan in Paris ist ein hohes Lied in Farben auf den Radlersport. „Vom Totalisator“ von E. Heilemann in Berlin lässt zur Genüge erkennen, dass der fidele Herr, der in doppelter schöner Begleitung dem Totalisator den Rücken wendet, ein ganz vorzügliches Geschäft gemacht hat.

* * *

„Der Friede“ von Gustav Eberlein bildet die prächtige Vordergruppe an dem grossartigen Reiterdenkmal Kaiser Wilhelms I., das der Künstler für Altona geschaffen hat. Der Friede ist als siegreicher deutscher Held dargestellt, unter dessen Schutz die beiden Frauengestalten „Schleswig“ und „Holstein“ sorglos schaffen können. Wie auf der Vordergruppe, so ruhen auch auf dem ganzen Denkmal vornehmer Adel und lichte Schönheit. Es gehört das Denkmal in Altona zu den besten Monumentalschöpfungen, die Gustav Eberlein neuerdings hervorgebracht hat.

Roth.

Skizze von **M. von Beray.**

[Nachdruck verboten.]

Der rothe Gluthball im Westen taucht hinab in die dunkle Wolkenwand, der ganze Himmel steht in rother Lohe. Es spielen die Farbenmächte des Lichts, die dunklen Wolken umrandet Gold und darüber hin lodert's vom schwefelgelb bis zum violett; hinter den lichtweissen Schleiern im Osten scheint die Morgenröthe schon wieder aufzusteigen, gleich wie Hoffnung auf die Wiederkehr der untergehenden Pracht, die so langsam stirbt in dieser weiten Steppe; ungehemmt fluthen die Widerscheine über den Boden. Das dürre, häßliche Rohr dort hinten ist jetzt auch rothgold, zittert und flimmert unter dem leisen Windhauch, denn nun steht der Sonnenball hinter ihm; das dürftige Hinderniss kann die Farbenfluthen nicht hemmen. Da und dort blitzt es silbern hindurch, das ist die Theiss, der breite, träge Strom, wie ein grosser See ohne Strömung liegt er dahinter, inmitten der moorigen Niederung. Strom und Sumpf gehen ineinander über. Es ist der Fluss der Steppe, wie ziellos verliert er sich hier in die Weite, das dumpfe Brüten dieser weiten Haide steckt ihn an. Kreischend erheben sich Vögel, ein Geräusch hat sie aufgescheucht, mit ängstlichen Flügelschlägen kreist plötzlich ein ganzer Schwarm am matt glühenden Abendhimmel. Der Nachen hat sie aufgestört, der sich langsam durch das Rohr schiebt. Jetzt sitzt er im Morast fest und ein Mann steigt vorsichtig aus. Dann erhebt sich ein Weib, das am Boden des Kahns gekauert; wie widerstrebend folgt sie dem Manne, der geübten Fusses über den unsicheren Boden dahinschleicht.

Sie giebt nicht Acht, sie strauchelt, aber schon hat der Arm des Gefährten sie erfasst, er trägt sie bis auf den sichern Haideboden und setzt sie behutsam nieder. „Hier sind wir sicher, bis zum Tagesgrauen, dann fahren wir weiter hinab, Gras giebts zum Feuer, ein Lager bereit ich Dir, Ara.“

Mit heissem Blick sah der schlanke Bursch auf sie herab, sie erwiderte nichts, der schlanke und doch fast üppig geformte Körper des hochgewachsenen Weibes blieb in der halbliegenden Stellung, die schwarzen Flechten waren zum Theil aufgelöst und blauschwarzes Haar hing schwer und breit über die Schultern. Der Glanz des Himmels färbte das leicht gebräunte Gesicht röthlich und schimmerte in der Pracht des Haares. Aber das dunkle Auge, das sonst so traurig blicken konnte, starrte glanzlos hinauf zu dem Manne, wie im Schmerz waren die schönen Züge gebannt. Der üppige Mund war halb geöffnet, aber kein Laut kam über die Lippen, fest waren die glänzend weissen Zähne dahinter zusammengepresst.

„Ara, so schweigst und brütest Du nun hin, seit wir geflohen. Kein Wort



F. Gehrke. Anton von Werner beim Cellospiel.

der Liebe, des Dankes! Für Dich wagte ich mein Leben, wie vergiltst Du es mir?“ Er starrt sie begehrlich an, wie mächtige Lohe glüht es heraus aus seinen dunklen Augen. Der Piszta ist nicht schön, kraftstrotzend aber steht er da, flehend um ein Liebeswort von der, um die er in Eifersucht gerungen, die ihn erst verschmäht und die jetzt endlich nach all dem, was er für sie gethan, sein werden soll; wild durchglüht's ihn, warum zögert sie ihm zu zeigen, dass sie nun sein sei nach ihrem Wort. Er weiss, nie lügt sie, die stolze Ara. Blitzschnell reisst er sie empor zu sich, wild küsst er ihren Mund, ihr Haar, ihre Schultern, überwältigt liegt sie wie trunken in seinem Arm, dann plötzlich entwindet sie sich.

„Piszta, erst sag mir, wie es geschehen, erst dann hast Du Dein Wort gelöst, dann ist's an mir und ich will Dein sein, nur Dein“, setzt sie leiser hinzu; ihr Gesicht ist leidenschaftlich durchglüht, ihr Körper zittert in Erwartung.

„Lass es, es musste sein, aber nun spar' es mir zu sprechen.“

Von Neuem will er sie fassen, feindselig stösst sie ihn zurück. „Nie und nimmer, die Rache, ich will sie erst auskosten, sprich, oder nie bin ich Dein.“

Mit schnellem Griff reisst sie den Dolch von Piszta's Gürtel.

„Grausame, ein böser Geist beherrscht Dich, mögen die guten ihn wieder tödten, wenn ich gesprochen, aber wehe Dir, wirst Du schwach und ein Gedanke von Dir gälte noch ihm und nicht der Rache allein, die ich geübt.“ — Er durchforscht ihr Gesicht. Ihre Erregung ist wieder der starren Ruhe gewichen: „Du fürchtest Dich wohl zu wiederholen mit der Zunge, was die Hand that?“

Der Hohn fiel wie Peitschenhiebe auf Piszta. Furcht — er, der verwegenste, stärkste Hirt der Pussta!

„Einer andern wie Dir wär' der Hohn nicht zu End' gekommen“, brauste er auf, „gut, Du willst wissen, wie ich dem edlen Grafen seine Treue an Dir vergolten, haarklein merk' Dir jedes Wort, aber hüte Dich, Dein Auge verräth mir Dein Denken, die Hand, die einmal für Dich Blut vergoss, sie wäre herrenlos, hätte sie's umsonst gethan. Jeden Morgen eilet er, wie Du mir gesagt, auf die Pussta zu seiner neuen“ . . . Piszta hielt inne, Ara lässt sich nun auf den Boden nieder, er kauert sich neben sie, im Flüsterton fährt er fort: „so kam er auch heut, ich stand an den hohen Birken bei Erghaza; wie er herankommt — ich mocht nicht aus dem Hinterhalt auf ihn schiessen — zielt ich auf den Hengst, schad' um den Schimmel, ich zog ihn gross, er stürzt zusammen, der Graf springt schnell auf, da war ich auch schon zur Stell', wir rangen, denn den Dolch, den er gezogen, schlug ich ihm zur Seite und jenen dort, den Du hast, stiess ich ihm in's Herz.“ Ara erbleicht, doch ihre Züge sind wild erregt wie vorhin, und flammenden Auges erwidert sie den unruhig forschenden Blick des Mannes, nur der Dolch fällt leise klirrend auf den Boden, den vor Erregung zitternden Händen war er entglitten. Am dunklen Haideboden liegt er zwischen ihnen, das Roth am Himmel war blutroth geworden, der Widerschein blitzt auf der Klinge, dunkle Flecken darauf schimmern schwarz. Piszta starrt auf die Waffe nieder, dann flüstert er weiter: „Gelitten hat er nicht. ‚Warum soll ich sterben, Piszta, hab' ich Dir Unrecht gethan? Ich weiss nichts!' — Ara, wie er so stöhnt, hat's mich gepackt; ich hab' nur Deinen Namen gesagt, ein Paternoster gebetet, dann kam schon der Blutstrom aus dem Munde. Dann, Du weisst, bin ich auf der Stute, die ich bei den Birken gepflöckt, bis an die Stelle geritten, wo Du mit dem Kahn gewartet.“ Er schwieg, seine Züge erschlafften, als stände der Augenblick ihm vor Augen. Ein Mörder war er ja nicht. Rache hatte er geübt für die arme Ara. — Die dunklen Schatten krochen immer weiter aus Osten heran gegen die dünnen, rothen Streifen im Westen. Seltsam, Piszta schien den Lohn der That vergessen zu haben. Er richtete sich auf und starrte hinüber nach dem Fluss, wo ein Flug Enten laut plätschernd aufgestiegen war und nun seine Kreise in den Lüften zog. Da springt Ara auf, sie wirft sich mit jäher Gewalt an seinen Hals, dass der starke Mann taumelt. Wie wahnsinnig verzehren ihn ihre Augen, so dicht vor den seinen, wie wüthender Biss saugt ihr heisses Lippenpaar an seinem Mund, ihre Gluth reisst ihn fort, auf Augenblicke ist die Welt für sie das Nichts und sie Beide in einem das All. Als der Rausch zu Ende, da sind die Schatten Herr geworden über den letzten Lichtschein. Die Nebel steigen auf, das Mondlicht giebt ihnen Wesens-Gestalt. Piszta rüstet aus Haidekraut und Schilf ein Lager, Feuer loht bald und aus dem Kahn holt er Brot und Fleisch. Ara will ihm helfen, aber wie eine Nachtwandlerin schreitet sie einher. Piszta, der muthige Piszta, ihm schaudert jetzt fast vor ihrem Anblick. Wirr hängt das schwarze Haar herab auf das halboffene Mieder, wie schwarze Schlangen ringelt es sich auf der weissen Brust, die Augen scheinen allein zu leben an ihr und all' die Leidenschaft, das Verlangen, Hass auszustrahlen aus einem todten Körper. Ein Grauen überfiel ihn vor ihr, die er doch geliebt, um die er mit einem Anderen um's Leben gekämpft, und der Andere war jetzt eine Leiche. Wenn er sie beim höher brennenden Feuer ansieht, wirft sie ungestüm die weichen, vollen Arme um seinen Hals. Gesprochen haben sie nichts mehr. In der heissen Gluth ihrer Augen vergass Piszta sein Grauen. Als der Mond schon wieder tief am Himmel steht, da liegt Piszta auf dem Lager und schläft. Das Feuer glimmt nur noch über der Asche. Ara kauert fröstelnd daneben. Nur in dem schmerzenden Kopf fühlt sie siedende Gluth, als tobte nur in ihm all ihr heisses Leben. Ihre Augen träumen in die abscheidende Gluth. Ob er noch draussen auf der Haide liegt, auf dem kalten Moor, der todte Estvös Graf? Dann schien ihm auch der Mond in's Gesicht. Sie blickt hinauf in das volle, weiche Licht. Seine Augen sehen es nicht mehr, aber offen sind sie wohl noch, die grossen, blauen Augen, die sie so oft geküsst. Die Spannung in ihrem Gesicht lässt nach, in träumender Sehnsucht blickt sie hinauf . . . So oft das letzte Jahr, wenn er hinauskam, sie, die Bauerndirne, zu sehen, in der einsamen Pussta, da hatten sie im Mondlicht die Nacht verbracht, und er hatte sie so glücklich gemacht, vergessen hatte sie über seine Küsse Vater und Mutter, Alles, was sie von ihm schied; seine Sklavin war sie, sein, ein Gott war er ihr erschienen. Ja, ein Gott der dämmernden Steppe hatte sie geliebt . . . Aus den heissen Augen brechen ihr die Thränen; nicht mehr die Rachbegier verwüstet diese Züge, ein Zauber ruht jetzt auf dem stolzen Antlitz, das dem Mond in Seligkeit sich darbietet. Sie vergisst im Fieberwahn, dunkle Schatten breiten sich über das arme Hirn. Warum schläft Estvös heut' hier? Da wälzt sich Piszta auf dem Lager. Ara fährt auf, ihre Hände greifen wie im Krampf an den Kopf. Und der da ruht, dem sie gehört hatte im Rausch der Rache, mit dem sie geeint durch die That, der sie ja so viel mehr geliebt als der Gott, er dort hatte den schönen Leib verstümmelt, die Brust, wo ihr Mund so oft geruht, sein Stahl hatte sie durchbohrt, er tödtete ihr Glück, der Elende, wie sie ihn hasst, den Mörder. Da leuchtet's matt am Lager, die Klinge ist's, die zu Boden fiel. Ara rafft sie auf; im blassen Licht sind die dunklen Stellen nun roth. Ein Verlangen treibt sie, sie wegzuküssen, das Blut des Geliebten, den Piszta um ihren Preis gemordet. Die heissen Lippen pressen sich auf den kalten Stahl. Mit hellem Schrei taumelt sie wie erwachend zurück; jetzt plötzlich weiss sie das Ende, das Ende des Glücks.

Wie Estvös so lange nicht mehr gekommen und sie ihm nachgelaufen! Dann des Abends, da sie gesehen, wie er mit einer Andern dasselbe Spiel trieb; sie war ihm noch einmal zu Füssen gefallen, als er heimritt von der Andern. Da, jetzt fühlt sie den stechenden Schmerz, hatte er gelacht, so hell wie immer: „Tolle Dirne, einen Andern will ich Deiner Tollheit opfern zum Dank, der starke Piszta zähmt Dich vielleicht!“ Sie war im Krampf liegen geblieben am Weg. Selbst war sie zum Piszta gelaufen, jetzt war Alles todt, auch er, der schöne Estvös: das Ende. Die Thränen waren versiegt. Die Augen rollen unstät von der liegenden Gestalt da am Boden zum Dolch im Grase und hinauf zum untergehenden Mond; sie rasen wild umher die armen schwarzen Augen, aber keine Liebe, kein Hass bricht mehr aus ihrem Dunkel, nur eine unnennbare Furcht spiegelt der fahle Schein hinein. . . . . Todt, verlassen, gerächt und vom Andern geliebt. . . . „Estvös“, stammelt sie, „wie schön er war, der schmale Mund, seine Augen“. Dann kauert sie wieder nieder, leise weinend. Die Hände suchen den kleinen Dolch, fest umklammern sie ihn und bringen ihn vor den weissen entblössten Busen. Das Mondlicht fliesst darüber hin, die braunen Hände sind gekrampft um die Klinge. Der Mund zuckt wie im schmerzerfüllten Stammeln. Die arme Ara denkt nicht mehr, sie fühlt nur wirre Angst, Schmerz, es wüthet in ihr selbst. Sie quält sich und kämpft nieder einen Gedanken, sie vermag nichts mehr über ihn, warum Estvös da liegt, ist er todt? Piszta ist geflohen, Estvös, der sie vor Kurzem geküsst, ist zurückgekehrt zu ihr, und doch nun todt, aber sie bewacht ihn, ja so ist es. „Armer lieber Estvös!“ Sie starrt auf den Schlafenden, den ihr Wahn für den Leichnam hält. „Piszta mordete Dich und floh, Ara blieb bei Dir!“ Der Wahnsinn hat den Hass getödtet, die Leidenschaft für den Ungetreuen erfüllt sie wieder ganz, wie ausgewischt sind all' die letzten Ergebnisse mit Piszta, plötzlich wirft sie sich vor den Mann hin. Da erwacht Piszta, mit einem Satz springt er erschrocken wie aus bösem Traume auf. „Wer hält mich? Nichts that ich!“ so stösst er hervor, seine Augen sehen im Dunkel nichts. Da gellt ihm ein Schrei entgegen, so furchtbar, der verzweifelte Ausklang des Todeskampfes eines Menschenhirns, dass der Furchtlose bis ins Mark erschauert. Jetzt erst sehen seine Augen das Weib, das sich erhoben und in wilder Flucht über die Haide rast; schon ist sie dicht am Rohr. Er stürzt nach. „Ara, was ist, ich bin's doch, was siehst Du?“ Vergeblich, keine Antwort, und der kurze Vorsprung genügt in der Dunkelheit. Piszta irrt umher, rufend und spähend, keine Spur von ihr; bald schon steigt die Morgenröthe empor, kalt streicht der Morgenwind herüber. Piszta versteht die Arme nicht, die ihn verlassen, die bösen Geister haben sie sicher hinweggetrieben, und er kann nicht warten, die Haiducken können sehr bald ihm auf den Fersen sein. Er hat nicht gemordet, ohne Gewissensbisse denkt er daran zurück, nothwendig war's; nur wenn er an Ara denkt, scheint's ihm, als gäb's eine Rache, und die Rache hiesse Ara. Er fühlt sich wie erlöst, als er wieder schnell zurückeilt zum Kahn, der Morgenröthe entgegen. Er denkt nicht an die Rache. Hellroth leuchtet's schon überall an den Wolkenrändern, die schnellen Vorboten der Lebensspenderin.

Noch stehen die Schatten im Westen, aber siegreich rasch kommt das Licht vom Osten. Er macht den Kahn frei; als er das breite Wasser gewonnen, da blitzt der erste volle Strahl über dem wagerechten Strich, der hier der Horizont ist, und trifft das kühne Gesicht des Burschen, der sich sicher und frei fühlt. Er that, was ihm Recht war. Sein Sinnenrausch aber ist vorüber. Die That, die er gethan, tauschte er ein für seine Liebe. Die That war das Recht, das Recht der Ara. Er aber, er athmet so frei. Die heisse Liebesfessel war gesprengt, sie war fort die Ara, die Rache! Sie hatte so unheimlich ausgesehen.

Das arme wahnsinnige Weib floh rastlos, wehklagend über die Haide; in der Hand den Dolch, stammelte sie klagende Laute von Mord und Leichen. Zigeuner trafen sie und nahmen sie mit sich, dann sind Haiducken gekommen und haben sie zur Stadt vor Gericht geschleppt. Der Wahnsinn, der ihre Seele gemordet, rettet der Armen ihr elendes Leben. Sie war die Mörderin des Grafen.

An dem Tage, als sie in die Anstalt gebracht wurde, wo die Gequältesten ein einsames Leben verbringen, segnete die hohe Geistlichkeit die Leiche des Grafen Estvös Zapany in der Familiengruft zu Zatmor mit feierlichem Pomp ein.



G. Eberlein. Der Friede.



E. Heilemann. Vom Totalisator.



Das Stuhlhaschen. Nach einer Originalzeichnung von E. Heilemann.

Neue Gesellschaftsspiele.

Von **Georg Buss.**

[Nachdruck verboten.]

I.

So Du in Gesellschaft gehst, lass' alle Deine Berufssorgen daheim und gebe Dich mit Leib und Seele dem Vergnügen hin. Nach diesem vortrefflichen Grundsatze handelt besonders der Amerikaner. Mit dem ehrenwerthen, kalt blickenden Yankee, der eben noch im Comptoir die pence emsig zusammengerechnet, den Profit überschlagen und die verwickeltsten Geschäfte abgeschlossen hat, geht eine geradezu staunenswerthe Veränderung vor, sobald er den Salon betritt und an den gesellschaftlichen Freuden Theil nimmt. All' seine Berechnung, Zähigkeit, Rücksichtslosigkeit und eisige Kühle — Eigenschaften, die ihn zum gefährlichsten Geschäftsmann der Welt machen — hat er draussen gelassen, um sich der harmlosesten Fröhlichkeit hinzugeben, den Damen in der vornehmsten und feinsten Weise zu huldigen und gesellschaftliche Talente der liebenswürdigsten Art zu entfalten. Bei alledem geht ein so naiver Zug durch sein Wesen, als ob der junge Mann ein wahrer Musterknabe sei und gewisse Geheimnisse von New-York nie kennen gelernt habe.

Wissenschaftliche Gespräche zu führen, über philosophische Maximen zu streiten, politische Ansichten zu vertreten, Schulweisheit auszukramen, überhaupt den Gelehrten zu spielen, fällt dem jungen Herrn gar nicht ein — nüchtern und praktisch wie er ist, meidet er eine Region der Unterhaltung, in der er nicht sonderlich bewandert ist. Und wäre er auch wirklich ein studirter Mann, er würde während der Gesellschaftsstunden das schwerfällige Wissensgepäck ablegen und mit löblichem Eifer nur über Lawn-Tennis, Golf, Cricket, Hockey, Rugby, Rudern, Theater, Musik, die neuesten Operetten, Malerei und verwandte Themata reden, die Damenohren angenehm sind.



Aber auch zu solcher Unterhaltung ist kaum Zeit, denn die junge Welt huldigt vorzugsweise den Gesellschaftsspielen, von denen eine Menge der originellsten Art sich einer grossen Beliebtheit erfreut und mit wahrem Feuereifer betrieben wird. Selten dass junge Leute, Herren und Damen, beisammen sind, ohne sich nicht mit solchen Spielen herzlichst zu amüsiren und der ungetrübtesten Fröhlichkeit hinzugeben. Vergnügt sehen die älteren Gäste dem losen Spiel zu.

Auch in England legt man auf solche Gesellschaftsspiele grossen Werth. Weniger aber in Deutschland, wo sie mehr für die kaum bestrittene Domaine der Backfische und Gymnasiasten gehalten werden. Und das ist Unrecht, denn auch der reiferen Jugend kann ein Bischen Zwanglosigkeit und Naivetät im gesellschaftlichen Vergnügen nur zum Vortheil gereichen. Ledern, langweilig und steif sollen doch die modernen Gesellschaften nicht sein.

Um den Gesellschaftsspielen bei uns freiere Bahn zu brechen, wird daher die „Moderne Kunst“ von nun an für ihre Verbreitung in Wort und Bild kräftig eintreten. Sie richtet auch an alle Leser und Leserinnen, denen neue und interessante Gesellschaftsspiele bekannt sind, die höfliche Bitte, ihr solche zur Veröffentlichung gütigst mittheilen zu wollen. Dieser Appell zur Mitarbeiterschaft auf dem einschlägigen Gebiete wird voraussichtlich ein recht interessantes und werthvolles Material aus dem In- und Auslande ergeben und für die weitere Entwickelung der Gesellschaftsspiele von hoher Bedeutung werden.



Wir beginnen mit einigen Spielen, die besonders in Amerika und England hoch in Gunst stehen, mit dem Stuhlhaschen und dem Federhaschen. Beide sind recht geeignet, die höchste Heiterkeit zu erwecken.

* * *

Das Stuhlhaschen gestattet die Theilnahme einer unbegrenzten Zahl von Personen. Ein Mitglied der Gesellschaft wird an das Clavier oder den Flügel commandirt, um einen Walzer, Polka oder Galopp zu spielen. Verbleiben dann noch vierzehn Personen, so werden dreizehn Stühle — also immer ein Stuhl weniger als Personen theilnehmen — nebeneinander gestellt, und zwar derart, wie unsere Abbildung zeigt, dass die Lehnen abwechselnd vorn und hinten stehen. Nach dem Tact des Walzers oder irgend eines anderen Tanzes, den der Spieler vorträgt, tanzt nun die ganze Gesellschaft sehr vergnügt und ausgelassen um die lange Stuhlreihe herum. Plötzlich und unvermuthet hält der Spieler mitten in seinem musikalischen Vortrage inne und in demselben Moment hat jeder der Tanzenden einen Stuhl, ohne ihn von der Stelle zu rücken, zu haschen und sich auf ihm niederzulassen. Da nur dreizehn Stühle, aber vierzehn Tanzende vorhanden sind, so wird ein Mitglied der Gesellschaft ohne Stuhl bleiben. Bei dem Stuhlhaschen gilt es also, mit möglichster Fixigkeit zu verfahren, um nicht das stuhllose Opfer zu werden, welches ein Pfand zahlen muss. Je gewandter der Spieler am Instrument ist, je plötzlicher er die Tanzenden mit dem Abbruch der Musik überfällt, um so besser natürlich der Erfolg. Ein Laufen und Gegeneinanderrennen entsteht, das sich besonders bei der Mode der langen Herrenröcke, deren Schösse wild in der Luft flattern, sich in eine Lehne verwickeln oder gar zwischen zwei Stühlen einklemmen können, urkomisch ausnimmt. In solchen Röcken erscheinen auch die Herren auf unserem Bilde. Scheusslich sehen diese langen Röcke bei kleinen Personen aus — auf die Grösse seiner Figur sollte man bei der Kleidung immer Rücksicht nehmen, wie überhaupt den Grundsatz befolgen, sich möglichst individuell zu kleiden.

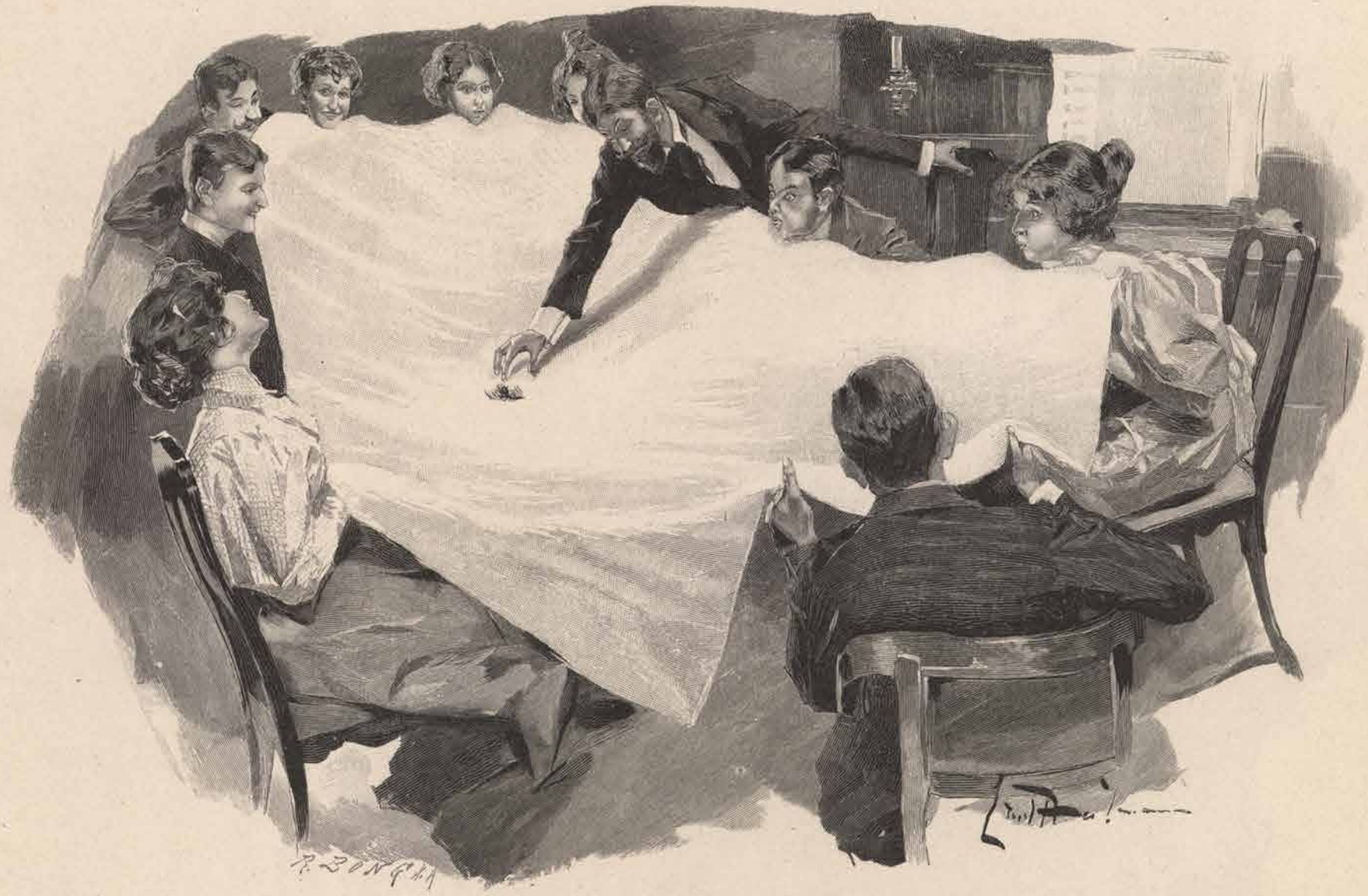
* * *

Das Federhaschen erfordert ein grosses Laken. Mit Ausnahme Desjenigen, der die Feder zu haschen hat, setzen sich alle Theilnehmer am Spiel rundum auf Stühle und ergreifen den Rand des Lakens, so dass sich dieses ziemlich straff ausspannt. Auf das Laken wird eine Flaumfeder gelegt. Der Hascher hat nun die Aufgabe, binnen einer festgesetzten Zeit die Feder in seinen Besitz zu bringen, widrigenfalls er ein Pfand zahlen muss. Selbstverständlich wird ihm, wie unser Bild zeigt, die Aufgabe nach Möglichkeit erschwert. Jeder der Mitspieler erweist sich als der reine Windgott. Mit aller Lungenkraft pustet man dem eifrigen Hascher die Feder, welche er eben zu haben glaubt, vor der Nase weg. Hierhin, dorthin, hoch empor oder tief unten wirbelt der leichte Flaum, immer ist er in Bewegung, nirgends hat er Ruhe, denn das Blasen nimmt kein Ende. Und dazu das Kichern, Lachen und die stichelnden Bemerkungen. Dem armen Hascher steht schon der Schweiss auf der Stirn. Nur noch fünf Sekunden hat er Zeit — da, ein glücklicher Griff, er hat die Feder erwischt und ist unter lautem Beifall Sieger geblieben.

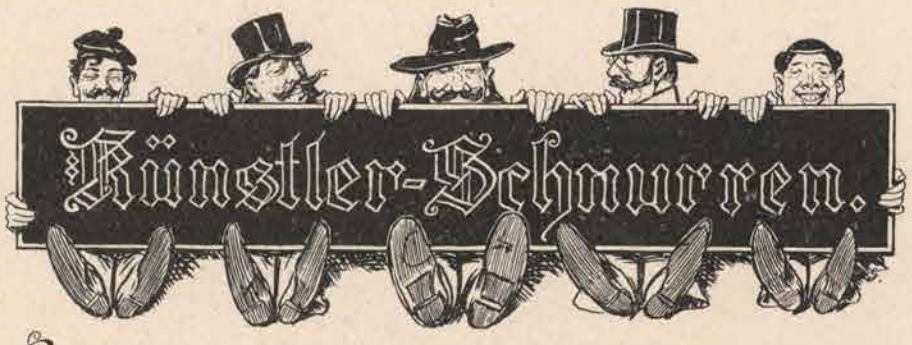
* * *

Das Ballspringen, ein erst vor kurzer Zeit erfundenes und sich schnell einbürgerndes Spiel, erfordert einen Gummiball von der Grösse eines Kinderkopfes. Die Theilnehmer stellen sich in weitem Kreise auf, mit Ausnahme des Springers, der inmitten des Kreises tritt. Die rundum stehenden Personen stossen sich alsdann mit dem Fuss den am Boden liegenden Ball derart zu, dass dieser den Kreis durchquert. Nun ist es Aufgabe des Springers, sich während eines gewissen Zeitraumes vor einer jeden Berührung mit dem Ball zu hüten. Er muss, damit der Ball freie Passage hat, den Fussboden meiden. Seine Peiniger lassen es sich natürlich angelegen sein, den Ball möglichst oft, schnell und unvermuthet durch den Kreis zu treiben. Und der arme Springer ist in Folge dessen zur grössten Aufmerksamkeit und zu einem fortwährenden Emporschnellen verdonnert. Prallt der Ball an seinen Füssen ab, dann hat er verloren und ein Pfand zu zahlen. Dass auch dieses Spiel grosse Heiterkeit verursacht, insbesondere wenn die springende Person, Herr oder Dame, mit etwas reichlicher Körperfülle begnadet ist, lässt sich denken.

Man sieht, es sind unschuldige Spiele, die aber trotz alledem Lust und Fröhlichkeit verbreiten helfen. Und eine wirklich fidele Gesellschaft ist doch das Ideal, dem man im geselligen Verkehr zustreben soll.



Das Federhaschen. Nach einer Originalzeichnung von E. Heilemann.



Heiteres, aber nur dem Leben Nacherzähltes, soll künftig in zwangloser Folge diese Ecke füllen. Zu Mitarbeitern laden wir alle deutschen Künstler, Maler und Musikanten, Bildhauer und Poeten, ein — ein Jeder möge zur Freude der Anderen einen lustigen Schwank aus seinem Leben erzählen und, so er den Stift oder Pinsel führt, mit lustigem Bilderschmuck ihn zieren. Wir heissen Alles mit Freuden willkommen, was kurz, witzig und wahr ist! *D. R.*

Auf Ihr Wohl, Königliche Hoheit!

Schmal hiess er, Vincenz Schmal, und Maler war er seines Zeichens. Natürlich ein ganz Moderner, der Sonntags Realist, Montags Symbolist, Dienstags Colorist war, die Bäume roth, die Luft grün und das Wasser gelb malte und zu den schmutzigsten Modellweibern in verzückter Bewunderung aufschaute. Zehn Quadratmeter Leinwand weihte er allmonatlich seiner gottbegnadeten Kunst, die allmählich anfing, auch Anderen zu gefallen. Man lächelte zwar noch über manche bizarre Farbensymphonie, aber in den wortreichen Berichten der führenden Kunstblätter las man es schwarz auf weiss: Schmal hat Talent, viel Talent, und wenn der Most seines übersprudelnden, zügellosen Temperaments seine Gährung vollendet hat, wird die deutsche Kunst viel von ihm erwarten können. Kein Wunder, dass solche Trompetenstösse auch an den Hof des Herrschers drangen, in dessen Residenz Schmal der Unsterblichkeit entgegenreifte. Fürst X. war in Wahrheit der Mittelpunkt der grossen Künstlergemeinde der Hauptstadt seines Landes, er verbrachte seine freie Zeit in den Ateliers und lud allwöchentlich am Donnerstag ein halbes Dutzend seiner Schützlinge zur Hoftafel, eine Auszeichnung, die Jeden, dem sie widerfuhr, mit hoher Freude erfüllte . . . Eines Abends stürzte Vincenz Schmal mit allen Zeichen der freudigen Erregung in die Halle des berühmten Künstlerclubs „Airtolla“ und schrie, eine grosse, wappengeschmückte Karte schwingend: „Kinder, da schaut's her, eing'laden bin i beim Fürsten! Juch, a sakrische Fraid' hab' i! Wann dös das Mutterl erfahrt, hinten am Tegernsee!“ Glückwünsche hüben, Glückwünsche drüben, dann ward es einen Augenblick still — Sitzbach sprach, der grosse, einzige, weltberühmte Professor Sitzbach, dessen kerniger Humor nur von seiner urwüchsigen Grobheit übertroffen wurde. „Vincenz,“ rief er, „dass Dich freu'st, gönn' ich Dir, dass Du aber nicht daran denkst, Deine alten Freunde um Rath zu bitten, find' ich schändlich!“ — „Um Rath, z' was denn?“ — „Ja, weisst Du denn, wie Du Dich benehmen musst beim Fürsten, was Du thun und lassen musst?“ Vincenz Schmal erbleichte, daran hatte er noch nicht gedacht, und mit heimlichem Grauen erinnerte er sich der nur mühsam unterdrückten Gewohnheit, das Messer als Gabel zu benutzen und die knusperigen Hühnerbeine mit den Fingern zum Mund zu führen. Verlegen stammelte er: „Bitt' schön, lieber Professor, sein's net bös und sagen S' mir, was sich g'hört!“ Und Sitzbach sprach wieder: „Hör', Vincenz, reden kannst Du, wie Dir der Schnabel gewachsen ist, essen und trinken, soviel Dir schmeckt — nur eines darfst Du nicht vergessen: auf's Wohl des Fürsten zu trinken! Ganz zuletzt, nach dem Dessert, stellen die Lakaien runde Crystallschalen auf den Tisch, halbgefüllt mit wundervoll duftender — Limonade. So wie sie vor Dir steht, erhebst Du Dich, hältst die Schale mit graziöser Armbewegung hoch, machst eine Verbeugung gegen den hohen Herrn und trinkst den Inhalt auf einen Zug leer!“ Vincenz lauschte so gespannt, dass er nicht sah, wie die Collegen hinter seinem Rücken sich vor Lachen krümmten .. Drei Tage später sass er seinem Landesherrn gegenüber, lustig plaudernd, weil er sah, dass dem Fürsten der heitere, unbefangene Ton gefiel. Er scherzte mit seinen Nachbarn, sprach begeistert von der neuen Kunst und wart von Zeit zu Zeit einen stolzen Blick zu Professor Sitzbach hinüber, dessen Lippen ein Lächeln der Befriedigung zu umspielen schien. Endlich neigte das Diner sich seinem Ende zu, die Diener nahten mit den flachen Schalen. Herrgott, jetzt steh' mir bei! murmelte Vincenz, nur jetzt keine Dummheit! Mit fester Hand griff er zu und erhob sich zum grenzenlosen Erstaunen der ganzen Tischgesellschaft — jede Unterhaltung verstummte, alle Blicke wandten sich dem jungen Maler zu, der über die geheiligten Bräuche der höfischen Sitte so keck sich hinwegsetzte; selbst die Lakaien blieben wie angewurzelt stehen. Lautlose Stille — gespannte Erwartung. Einen Augenblick nur . . . Dann schwang Vincenz die Schale in der Rechten hoch empor, rief ein lautes: „Auf Ihr Wohl, Königliche Hoheit!“ und trank in einem Zuge das — Waschnäpfchen leer! Ein stürmischeres Gelächter hat das alte Königsschloss noch nie gehört als am Tage, da Vincenz Schmal das Wohl des Herrschers ausbrachte . . . *H. K.*



„Auf Ihr Wohl, Königliche Hoheit!“

Sein grosser Tag.

Die Vorbedingungen für die Künstlerlaufbahn eines deutschen Jünglings hatte er glänzend erfüllt: Ein wenig Zeichentalent, absolute Mittellosigkeit und entrüsteten Widerstand des lieben Elternpaares gegen die „brotlosen Künste“. Es war also selbstverständlich, dass er Maler wurde. So studirte er bereits im sechsten Semester fleissig vom Morgen bis zum Abend; die Zwischenpausen wurden durch Hungern und endlose Kämpfe gegen die Gerichtsvollzieher ausgefüllt. Jedem Menschenkind erscheint mindestens einmal im Leben Fortuna. So auch ihm. Eine der ersten Buntdruckfabriken am Platz suchte am schwarzen Brett einen geübten und flotten Zeichner, „der im Figürlichen Hervorragendes leistet.“ Er machte sich sofort auf die Beine. Bei dem Vorsprung von mindestens zehn Minuten vor den concurrirenden Commilitonen hatte er gegründete Aussicht, als erstes Pferd durch's Ziel zu gehen. Es gelang. Ein Dutzend weiblicher Figuren (Hauptbedingung „sauberste Ausführung“ d. h. widerliche porzellanartige Glätte) sollte binnen heut' und vier Wochen geschaffen und mit dem Riesenhonorar (es war ja eine „erste Firma“) von 150 Mark belohnt werden. Ihm schwindelte. — 150 Mark! Seine Wirthin schwang sich (bei den Aussichten!) zu einer unerhörten Creditleistung auf: Jeden Abend lieferte sie zwei handliche Stullen und zwei Flaschen Bier. Die übrige Zeit des Tages lebte er nach alter Weise vom Hungern. Endlich war der grosse Tag erschienen. Wunderbarer Weise hatte man nichts auszusetzen. Selbst „die Ausführung“ wurde für genügend befunden. Er stürzte nach Hause, kein Mensch mehr, ein Crösus, ein Vanderbilt, ein Gott. Daheim konnte er sich den Genuss nicht versagen, vor der Vertheilung des Schatzes noch einmal festzustellen, dass es wirklich soviel Geld „auf einmal“ giebt. Schimmel und Füchse mussten „in drei Gliedern der Grösse nach“ auf dem Tische antreten und lächelten ihn an in verführerischem Glanz. Es klopft. „Natürlich! Die Wirthin kann auch wieder die Zeit nicht abwarten! Wird ihre paar Groschen schon noch bekommen. („Paar Groschen“ wie das klang!) Herein!“ Ein Mann tritt ein, sieht sich stumm ringsum, geht schnell und mit verblüffender Dreistigkeit gegen alle Regeln der guten Gesellschaft auf die „in drei Gliedern der Grösse nach“ geordnete silberne und goldene Streitmacht vor und streicht sie gelassen ein: — „Ich bin der Gerichtsvollzieher!“ —



„Ich bin der Gerichtsvollzieher!“

Zick-Zack



O. Wahle, 18 Jahre alt.

Die zwei besten Schwimmer des Continentes sind Otto Wahle und Simon Orlik. Beide sind seit 1894 Mitglieder des Wiener Schwimm-Clubs „Austria". Von da ab datirt ihr eigentliches Training. Während Wahle seiner ungemeinen Zähigkeit halber bald ein gefürchteter Gegner wurde, bestach Orlik durch seine elegante Arbeit. Erst im Vorjahre konnten sie sich den Ruf erster Schwimmer erwerben. Im heurigen Jahre zeigten Beide eine colossale Verbesserung. Wahle siegte in der Meisterschaft von Oesterreich über die lange Strecke (1609 m) gegen Orlik in der Zeit von 28:30. Hiermit gelang es ihm, den vom Hamburger Johannes Oldach im Jahre 1895 geschaffenen Continental-Record von 29:12 um volle 42 Sekunden zu schlagen. Bei dem am 1. und 2. August in Wien abgehaltenen XI. Verbandsfeste des Deutschen Schwimm-Verbandes zeigten sie sich als die besten Schwimmer Europas. Wahle siegte in der Meisterschaft von Deutschland über die kurze Strecke (100 m) gegen Toepfer (Berlin) und errang gegen den Ungarn Lindner den Ehrenpreis des Erzherzogs Ludwig Victor (136 m). Beim Kampfe um die Meisterschaft von Deutschland über die lange Strecke (1500 m) siegte Orlik über den vorjährigen Europameister Toepfer (Berlin). In der Meisterschaft von Europa über die lange Strecke (1609 m) siegte Wahle leicht gegen Orlik.



S. Orlik, 21 Jahre alt.

* * *

Zu den hervorragendsten deutschen Vertreterinnen im Fach der sentimentalen Liebhaberin gehört Ludmilla Landori vom Schauspiel in Frankfurt a. M. Gleich gross im classischen Repertoire, wie in dem der modernen Sittencomödie, insbesondere der französischen, weiss die Künstlerin ihre Gestalten in feinster Weise zu characterisiren und ihnen den Stempel unbedingter Wahrheit aufzudrücken. Bei alledem vergisst sie nicht, den Realismus der Darstellung durch ein künstlerisches Element zu adeln. Ihre Ophelia, Julia und Beatrice bilden mustergültige Leistungen. Wer sie als Clotilde in Becque's Comödie „Die Pariserin" gesehen hat, wird die Grazie und feine Coquetterie, mit welcher sie das leichtfertige Pariserthum schildert, lebhaft bewundert haben. Und ebenso in allen anderen Sittencomödien, in denen das Leben der französischen Hauptstadt gekennzeichnet wird. Sie geht in diesen Rollen vollständig auf und identificirt sich mit den darzustellenden Gestalten in innigster Weise. Ihre anmuthige Erscheinung und ausdrucksvolle Mimik fesseln im höchsten Grade. Die Künstlerin, ein bevorzugter Liebling des Frankfurter Publikums, ist geboren im Jahre 1870 in Budapest als Tochter eines Kaufmanns. Sie bereitete sich für das ungarische Theater vor, wandte sich aber auf den Rath Sonnenthals der deutschen Bühne zu. Nachdem sie in Wien dramatischen Unterricht genommen, erhielt sie ein Engagement an's Stadttheater in Köln. Später gastirte sie mit grossem Erfolge am Burgtheater in Wien, um dann einem Rufe nach Frankfurt a. M. zu folgen. Seitdem ist sie in der schönen Mainstadt geblieben, geschätzt und geachtet von Allen, die ihr künstlerisches Wirken und ihr sympathisches Wesen kennen gelernt haben. *G. B.*



Ludmilla Landori.

* * *



Für Neu-Fundland sind am 14. Juni d. J. Jubiläumsmarken ausgegeben worden. Die Veranlassung zur Ausgabe war die Feier des 60. Regierungsjahres der Königin und die Erinnerung an die Entdeckung der Insel durch Cabot vor 400 Jahren. Die Marke liegt in 14 Werthen, von 1 bis 60 Cents, vor. Für jeden Werth ist eine andere Zeichnung gewählt. Unter der grünen Ein Cent-Marke, die wir im Bilde mittheilen, steht in englischer Sprache: „Unsere Königin, Sechzigstes Jahr ihrer Regierung." Die 2 Cents ist weinroth (Brustbild Cabots), 3 ultramarin (Vorgebirge), 4 olivengrün (Jagdstück), 5 violett (Bergbau), 6 rothbraun (Holzschlag), 8 d'rothgelb (Fischfang), 10 schwarzbraun (Cabot's Schiff), 12 d'blau (Vogelgruppe), 15 zinnober (Seehundsgruppe), 24 blauviolett (Lachsfischfang), 30 grünlichschwarz (Colonialsiegel), 35 scharlach (Küstenansicht), 60 schwarz (Kopf Heinrichs VII.). Zu kaufen sind diese Marken bei Gebrüder Senf in Leipzig.



Das Personal-Siegel aus dem Nachlass des verstorbenen Herzogs Ferdinand von Braunschweig ist nicht nach streng heraldischen, sondern nach künstlerischen Gesichtspunkten zu beurtheilen. Verfertiger des Renaissance-Siegels ist der bekannte Hofgraveur Held in Magdeburg. Der Löwe, welcher der Jungfrau als Sitz dient, weist auf Heinrich den Löwen hin, der in seinem Siegel einen schreitenden, natürlichen, nicht heraldischen Löwen führte. Im Schilde, das die Jungfrau trägt, ist der schreitende Löwe der Herzöge von Lüneburg älterer Linie dargestellt.

* * *

Unter der jährlich kleiner werdenden Zahl von Vertreterinnen echt classischer Tanzkunst steht Hedwig Gantenberg, die erste Tänzerin vom Londoner Empiretheater, welche als Prima Ballerina an das Hamburger Stadttheater vom 1. October d. J. für den Zeitraum von 3 Jahren berufen worden ist, in erster Reihe. Die graziöse Künstlerin, im Jahre 1874 in Berlin geboren, ist eine Schülerin des kgl. Balletmeisters Quaritsch, der sie so vortrefflich unterwies, dass sie schon mit 18 Jahren im alten Victoriatheater als Prima Ballerina assoluta grosse Erfolge hatte. Hedwig Gantenberg ging darauf nach Russland, wo sie bald an die kaiserliche Hofbühne nach Petersburg berufen wurde, um die Hauptrollen in „Coppelia" und „Graziella" zu tanzen. Der Tod des Czaren unterbrach das Engagement und die Künstlerin ging nach Italien, wo sie in Mailand ihre Studien bei der berühmten Balletmeisterin Madame Cucchi und bei Maestro Massani fortsetzte. Von letzterem erlernte sie die kunstvollen Doppelpirouetten auf Spitzen, sowie die Ronden auf einer Spitze und die graziösen Ballonschritte. Nach einem Engagement in Frankreich erhielt sie den Ruf an das Londoner Empiretheater, jener Bühne, auf welcher ein verwöhntes Londoner Publikum die berühmtesten Sterne am Ballethimmel hat erglänzen sehen. Vorübergehend ist die gefeierte Prima Ballerina auch in ihrer Vaterstadt Berlin als erste Solotänzerin am Theater Unter den Linden aufgetreten. *V. H.*



Hedwig Gantenberg.

* * *

Der kleinste Kunstradfahrer der Welt ist Arthur Czekowski, Little Arthur genannt, der gewöhnlich auf der Bühne des Theaters in Berlin auftritt. Auf die an den Vater gerichtete Frage: „Wie kamen Sie darauf, Arthur, geboren am Alter, wo andere Kinder in Berlin, ist ein echtes spielen, einem so schwierigen Berufe dieser: Kind der Welt zu widmen?" antwortete Apollo- „Eigentlich rein durch Zufall! Eines Tages getreten ist. 6. Juni 1891 ruft er mir zu: „Sieh Artistenkind 'mal, Papa, was ich kann!" — und da steht der Dreijährige ganz fest auf seinen kleinen Händchen. Niemand hatte es ihn gelehrt. Ich erzählte den Collegen davon, und man rieth mir, Arthur als Clown, der mich parodirte — ich war damals Gymnastiker und Jongleur — mit auftreten zu lassen. Später kamen wir auf die Idee mit dem Radfahren und ein Jahr nachher war Arthur schon so weit ausgebildet, dass er als selbstständige „Nummer" auf dem Programm erscheinen konnte. Sein Rad kostet nur 175 Mk. Die Kraft und Gewandtheit des Kleinen ist erstaunlich. Seine Arm- und Brust-Muskeln sind sehr stark entwickelt. Neuerdings hat das Kerlchen eine Radpartie nach Friedrichshagen und zurück gemacht, ohne Ermüdung zu zeigen. *R. W.*



Arthur Czekowski, der kleinste Kunstradfahrer der Welt.